Giacomo Meyerbeer.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und neun und siebzigster Theil,
welcher die Art. **T. T.** bis **Tanz und Tanzkunst** enthält.
Mit vier Kupfertafeln, einer Tabelle und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1842.
In der Paulischen Buchhandlung.
(L. W. Krause.)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

E IV 11147

Coburger Landes-Bücherei

T. t.

T, t, ein stummer Buchstab und der neunzehnte des Alphabets nach der Ordnung desselben, und wenn man das lange ſ oder Jod mitrechnet, der zwanzigste; unter den Mitlautern aber der sechzehnte, welcher mit an die Zähne gelegter Zunge und schnell und stark ausgestoßenem Athem ausgesprochen wird, wodurch er sich von dem d unterscheidet, welches mit einem langsameren und gelinderen Drucke der Lunge begleitet wird. Wegen dieses starken Drucks bei der Aussprache, wird dieser Buchstab auch als ein Zeichen der Intension gebraucht, besonders in solchen Fällen, wo der ursprüngliche Laut durch ein d oder s ausgedruckt wird; daher ist das tz, wo es vorkommt, gemeiniglich ein im hohen Grade verstärktes s, ob es auch gleich in manchen Fällen ein durch den härtesten Zischlaut verstärktes d und t ist. Da sich die Ober- und Niederdeutschen Mundarten besonders durch das Harte und Weiche in der Aussprache unterscheiden, so wird dieser Unterschied in den Fällen vorzüglich sichtbar, wo ein und eben derselbe ursprüngliche Laut nach verschiedenen Graden der Härte und Gelindigkeit gesprochen und geschrieben werden kann;

daher hat die weichere und sanftere Niederdeutsche Mundart in den meisten Fällen ein d, wo in der härtern Oberdeutschen das t herrscht. Die Niedersächsischen Dag, Danz, Dapper, daven, Deeg, Dook, delgen, dütsch ꝛc., lauten im Hoch- und Oberdeutschen: Tag, Tanz, tapfer, toben, Teig, Tuch, tilgen, teutsch. Die Hochdeutsche Mundart, welche in vielen Fällen das Mittel zwischen beiden hält, folgt zwar hier größtentheils der Oberdeutschen, behält aber doch in manchen Fällen das Niederdeutsche d, z. B. Docht oder Dacht, Düte, Deich, ein Damm, dichten ꝛc., welche im Oberdeutschen Tocht, Teute, Teich, tichten lauten. — In den Lateinischen Abkürzungen in Römischen Inschriften bedeutet das T. Titius, Titus, Tribunus, turma; Ti. Tiberius; T. C. testamenti causa; T. E. testamentum fecit, auch Titulum fecit; T. P. Titulum posuit; T. R. E. S. P. R., terra regesta ex sua pecunia restituerunt; T. R. PL. DESS., Tribuni plebis designati; TR. PL. Tribunus plebis, TT, Testamentum, TER. Terentius oder Tertium, TR. MIL. Tribunus militum, TR. POT. Tribunitia potestate, TEMP. Temporum, TRIUMP. Triumphator, TREB. Trebonianus. In den Musterrollen wurden die Namen der Soldaten, die in einer gelieferten Schlacht geblieben waren, mit dem Buchstaben ⊙, die aber am Leben gebliebenen, mit T bezeichnet. Die Mönche des heiligen Antonius von Vienne tragen ein himmelblaues T auf ihrem Kleide, damit anzuzeigen, daß sie unter dem Schutze des Kreuzes Christi stehen. In England wird den Dieben ein T in die linke Hand gebrannt, als der erste Buchstab des Wortes Thief, ein Dieb. Auf den Französischen alten Münzen ist T das Zeichen, daß sie zu Nantes geprägt sind. Das T der Miniter, s. Te. TR. in der Chemie, heißt Tinctura, Tinktur. T. Titulus, Titel, in der Correspondenz.

Taakel, und alle mit einem doppelten a, also aa geschriebenen Wörter, s. unter dem einfachen oder bloßen a, wie Takel, Takelmeister, Takelraa, Taker ꝛc.

Tabagie, aus dem Französischen; Tabaksstube, Tabakshaus, Tabaksgesellschaft; auch Tabakspfeifenkästchen. Die Bedeutung, die man mit diesem Worte früher verband, indem man darunter bloß eine Tabaksstube verstand oder damit bezeichnete, wie Weinstube, Kaffeestube, die man nachher in Weinhaus, Kaffeehaus ꝛc. verwandelte, weil mehrere Zimmer dazu nöthig wurden, ist jetzt nicht mehr die geltende, sondern man versteht darunter im weitläuftigsten Sinne einen Belustigungsort, wo man nicht bloß Bier trinkt und Tabak raucht, wie es früher der Fall war, sondern wo man auch Karten, Billard, Kegel ꝛc. ꝛc. spielt, tanzt, auch in einigen der Venus opfert, indem dazu besondere Stuben oder Gemächer vorhanden sind. Die Letzteren nannte man früher Bordelle oder Hurenhäuser, mit einem feineren Namen in neuerer Zeit Jungfernhäuser, die jetzt auch den Namen Tabagien oder Wirthschaften angenommen haben. Die ersten Tabagien, als das Rauchen des Tabaks gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts auch in Europa Mode wurde, waren bloß dem Publikum geöffnete Zimmer von Privatpersonen, die ein Gewerbe daraus machten, Bier zu schenken und Tabak zum Rauchen, so auch Pfeifen dazu, zu halten. Sie nannten ihr Etablissement oder ihre Anstalt Tabagie, entweder von dem Namen Tabago, der Insel, wo man dieses Kraut zuerst in Menge fand, oder von einer Art zweizackiger Pfeifen, Tabacos auf der Insel St. Domingo genannt, von welchen Pfeifen die Spanier dem Kraute den Namen Tabak gegeben haben. Die ersten Tabagien waren daher bloß Zimmer oder Stuben, in welchen man rauchte, Bier trank, und politische oder Stadtneuigkeiten auftischte. Bald reichte diese Unterhaltung nicht mehr aus,

und man fügte die Spiele hinzu, und fing mit dem Kartenspiele an, diesem folgte das Damenbrett-, das Billard- und das Kegelspiel; man beschränkte sich nicht mehr auf das Bier, sondern fügte den Kaffee hinzu, doch blieb das Rauchen und Biertrinken Hauptsache. Man fand nun, daß immer noch eine Leere blieb; denn die Frauen waren von diesen Vergnügungen gänzlich ausgeschlossen, und so richtete man auch ein großes Zimmer ein, wo diese Bier und Kaffee trinken konnten. Bald erwachte bei den Töchtern die Liebe zum Tanze, und da nun auch die erwachsenen Söhne die Tabagien mit den Vätern besuchten, so wurde eine Art Picknick oder Kränzchen unter den Stammgästen angeordnet, die dann und wann im Winter Statt fanden, und hiermit ward der Tanztabagie die Pforte geöffnet. Man hatte nun nicht mehr Tabagien zum Tabaksrauchen, Trinken und Spielen, sondern auch zum Tanzen, wozu sich späterhin auch noch andere Vergnügungen gesellten. Die eigentlichen Tabaksstuben hörten mithin ganz auf, indem man damit andere Zerstreuungen und Vergnügungen verband, so auch Restaurationen, Wurstpicknicke ꝛc. Der Tabak war also bloß noch Nebensache, und lieh der Anstalt den Namen, die Restauration des Körpers, Spielen, Tanzvergnügungen ꝛc. waren Hauptsache, so ist das Wesen der jetzigen Tabagien. Es haben sich zwar noch einige nach altem Brauche erhalten, man besucht sie aber nicht bloß des Tabaksrauchens wegen, sondern wegen des Biers, um daselbst ein gutes Glas Bier zu trinken, und zu politisiren. Diese jetzt nur einfachen Tabagien werden nur von älteren Leuten, sogenannten Stammgästen, besucht die junge Welt spricht selten da ein, weil die übrigen Genußmittel fehlen, die man gern damit verbindet, oder sie anschließt. In neuester Zeit ist Tabagie ein Vergnügungsort der untern Volksklassen, dagegen besuchen die höheren Volksklassen oder Gebildeten Kaffeehäuser, Weinhäuser, Restaurationen ꝛc. Die Tabagien, in dem Sinne,

wie man sie jetzt nehmen muß, sind daher Vergnügungsörter, wo man Bier, Branntwein ꝛc. trinkt, Billard, Kegel und Karten spielt, raucht, tanzt, des Abends ißt, das heißt, Portionenweise ꝛc. ꝛc., dabei giebt es Konzerte, Picknicks ꝛc. Jeder kann darin nach den Umständen seines Geldbeutels leben, wie es ihm beliebt, wenn er nur wenigstens ein Glas Bier trinkt, um sich den Aufenthalt zu sichern, da jeder Einsprechende Gast wird, und etwas verzehren muß.

Tabak, Tobak, bei den Amerikanern Petum, bei den Virginiern Uppowack, bei den Engländern im nördlichen Amerika Yoli, bei den Europäern Nicotiana; dann nannte man ihn auch Königinnenkraut, heiliges Kraut, Kraut des heiligen Kreuzes, Gesandtenkraut, göttliches Kraut, Kraut des Priors, Wunderkraut, heiliges Wundkraut, Heilkraut, Panaceenkraut, Indisches Beinwell, bis der Name Tabak der herrschende blieb. Der lateinische Name der eigentlichen Gattung ist Nicotiana Tabacum, ein narkotisches, ursprünglich Amerikanisches Kraut, oder eine herbe, beitzende, ja sogar Giftstoff enthaltende Pflanze, welches sich durch die Wirkungen zeigt, die der Tabak, beim Angewöhnen des Rauchens, von dessen zubereiteten Blättern giebt, indem er Uebelkeiten so lange verursacht, bis man sich daran gewöhnt hat, sich aber trotz diesen Eigenschaften und dem Widersetzen seiner Einführung fast über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Wenn daher noch im siebzehnten Jahrhunderte Väter ihre Söhne enterbten, die Obrigkeiten das Todesurtheil über die Mitbringer des Tabaks aussprachen, oder sie körperlich züchtigen ließen, sie an den Pranger stellten; die Geistlichen, besonders die Pietisten, gewaltig wider dessen Gebrauch predigten und seufzten, so ward doch im achtzehnten Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit der Tabaksgebrauch so allgemein und so wenig anstößig, daß ihn nicht nur das

schöne Geschlecht in dessen Gegenwart oder in seiner Gesellschaft zu gebrauchen erlaubte, sondern er ward sogar in manchen Gegenden den Frauen auf dem Lande Bedürfniß, wie dieses im Braunschweigischen, Hannöverschen, in Holland ꝛc. der Fall ist. So sehr haben sich die Ansichten über diese Pflanze geändert, und hauptsächlich daher, weil sie ein sehr einträgliches Finanzmittel abgab, den Staaten bedeutende Einkünfte sicherte; sie ward, mit einem Worte, ein höchst wichtiges Manufaktur- und Handelsprodukt, welches fast in jedem Staate viele tausend Menschen beschäftiget und ernährt, und die Staatseinkünfte bereichert. — Die Geschichte des Tabaks reicht so weit hinauf, als die Entdeckung von Amerika; denn dieses Produkt ist ein Amerikanisches. Der Spanische Mönch Romano Pane, den Columbus bei seiner zweiten Rückreise aus Amerika in St. Domingo ließ, gab im Jahre 1496 Nachricht von der sonderbaren Gewohnheit der Insulaner, den Tabak, welchen sie Cohoba, Cohobba und Yoli nannten, aus einer Art von Tabakspfeife zu rauchen, deren sich hauptsächlich die dasigen Gaukler bei ihren Zaubereyen bedienten. Man zog nämlich den Rauch durch ein Rohr in Gestalt eines Y in die Nase, indem man seine beiden Aeste in die Nasenlöcher steckte, in welcher Absicht ein Haufen feuchter Tabaksblätter angezündet wurde, die man auf halb glühenden Kohlen ausbreitete. Sowohl die damals noch rohen Einwohner daselbst, als auch in Mexiko nannten diese Pfeifen oder Röhren Tabacos, und diese Benennung gab Veranlassung, daß man auch das Kraut Tabak nannte, oder daß vielmehr die Spanier es mit diesem Namen belegten. Andere wollen, daß Tabaco das Rauchen bei den Mexikanern geheißen habe. Ob nun dieses, oder jenes richtig ist, thut hier nichts zur Sache, genug, es hat Beziehung auf das Kraut, und daher ist auch der Name dafür ganz richtig gewählt. Auch auf dem festen Lande von Amerika

herrschte schon sehr lange bei den Einwohnern derselbe Gebrauch; das Kraut wurde daselbst Pétum genannt. Die Provinz Tabasko in Mexiko, so auch die Insel Tabago sollen ihren Namen von dem Tabake erhalten haben, als dieser schon den seinigen empfangen hatte, und dieses, weil man auf der Insel viel Tabak fand. Nach der Historia del nuevo mundo, von Dr. Juan Baptista Munoz (Madrid, 1793, 4. Vol. I.), sollen die Spanier gleich bei ihrer ersten Ankunft auf der Insel Cuba bei den Einwohnern das Tabaksrauchen bemerkt, und das Kraut schon damals Tabaco geheißen haben. Im Jahre 1535 hatten sich schon die Neger an den Tabak gewöhnt, und bauten ihn in den Pflanzungen ihrer Herren. Der Zweite, nach dem Eremiten Pane, der auf den Tabak um das Jahr 1535 aufmerksam machte, war gleichfalls ein Spanier, Namens Hernandez de Oviedo, der in St. Domingo als Beamter fungirte, und in den zehn Jahren, vom 1550 bis 1560, kamen vier neue Beobachter hinzu, nämlich: Hieronymus Benzono, ein Mailänder, der lange in Mexiko war, und den Gebrauch des Tabaks auf den Antillen, in Guatimala und Nicaragua anführt. Er fand, daß hier die Wilden den Tabak in zusammengerollten Blättern rauchten, die unten angesteckt wurden, wie man noch jetzt die Cigarren in Spanisch-Amerika raucht. Andreas Theret, ein Französischer Münch, der 1555 und 1556 in Brasilien war, und auch hier den Tabak unter dem Namen Petun fand, den man wie die Cigarren rauchte. Dieser Mönch brachte den reifen Samen der Pflanze nach Frankreich. Nicht lange nach ihm kam sein Landsmann Lerey nach Brasilien, der gleichfalls in seinen Nachrichten des Krautes Petum, der Wunderkräfte desselben, und des Rauchens erwähnt. Der Spanier Franz Hernandez, der sich um das Jahr 1560 in Mexiko aufhielt, und eine Naturgeschichte des Landes verfaßte, erzählt: das Kraut

werde dort Yetl oder Pycietl genannt, und man bediene sich zum Räuchen eines hohlen Rohrs. Auch Europäer sollen um diese Zeit schon Tabak geraucht haben, aber wahrscheinlich in Amerika. Im Jahre 1559 schickte der Französische Botschafter von dem Könige Franz dem Zweiten, Jean Nicot (von dem die Pflanze den botanischen Namen erhalten hat) am Portugiesischen Hofe zuerst Samen von diesem Kraute aus Portugal nach Paris an die Königin Katharina von Medicis. Dieser Gesandte erhielt nämlich von einem Portugiesischen Edelmanne einige junge Tabakspflanzen geschenkt, dem solche aus Florida geschickt worden waren. Er pflanzte sie in seinem Garten in gute Erde, und nachdem er die Blätter eingesammelt und getrocknet hatte, versuchte er die Kräfte derselben bei Wunden und andern äußerlichen Gebrechen, wo die gerühmte Heilkraft sich auch bestätigte; denn ein Verwandter eines seiner Pagen heilte sich damit den Krebs, der ihm schon den Knorpel an der Nase weggefressen hatte; auch sein Haushofmeister kurirte den Koch, der sich fast die ganze Pulsader der Hand abgeschnitten hatte, mit den Umschlägen von dem Kraute. Dieses verbreitete sich in der ganzen Stadt; man ließ hinzu, um sich Blätter zu holen, und das Volk nannte das Kraut Gesandtenkraut. Dieses veranlaßte ihn nun, einen Theil seiner Erndte nach Frankreich, wie oben erwähnt worden, zu schicken; wo er von dem Könige, der Königin, und einigen Ministern an diesem Hofe untersucht, und dann, nach geschehener Prüfung, dessen Anpflanzung befohlen wurde. Zur Ehre der Königin Katharina von Medicis, Franz des Zweiten Mutter, ward der Tabak: Herbe de la Reine mère, herba Catharinaria, herba Medicea; dann herbe Nicotiane, herbe d'Ambassade genannt. Wie nun der Gebrauch des Tabaks in Frankreich anfing, wurde derselbe auch herbe du Grand-Prieur genannt, nach dem damaligen Großprior (Grand-

Prieur) aus dem Hause Lorraine, der ihn nach Einigen stark brauchte; nach Andern soll er diese Pflanze von seinen Reisen über Lissabon nach Frankreich mitgebracht haben, und deshalb soll ihm die Ehre widerfahren seyn, sie nach seiner Würde zu benennen. Man hieß auch den Tabak eine Zeit lang Herbe de Sainte Croix, nach dem Kardinal Prosper de Sant. Croce, der ihn nach seiner Rückkehr aus Portugal, wo er Päbstlicher Nuntius gewesen war, in Italien bekannt machte, woselbst er auch den Namen Tornabona von dem Bischof Nikolaus Tornabona erhielt. Der Tabaksbau machte schnelle Fortschritte in Frankreich, und da der Handel damit bedeutend war, so wurde im Jahre 1629 die erste Abgabe in diesem Staate vom Tabake erlegt, und im Jahre 1674 zog der König Ludwig der Vierzehnte den Alleinhandel mit Tabak an sich, und verpachtete denselben. Im Jahre 1719 verbot der Rath von Straßburg den Anbau des Tabaks, aus Besorgniß, er möchte dem Getreidebaue schaden, da fast ein Jahrhundert vorher, 1620 der Kaufmann Robert Königsmann aus England die ersten Tabakspflanzen nach Straßburg gebracht hatte. Indessen reichten dergleichen Verbote nicht weit hinaus; denn man gewann bald die Ueberzeugung, daß man sich geirrt habe, und dem Handel schade, wenn man es dabei lassen wolle. Auch bewies die Einnahme vom Tabake unter dem Könige Ludwig dem Sechzehnten, im Jahre 1780 von 29 Millionen Livres, ungefähr 7,250,000 Thlr., wie ansehnlich der Tabaksbau in Frankreich zu einer Zeit war, wo die feinere Welt sich noch des Tabaksrauchens enthielt, es unanständig war, in irgend einer Gesellschaft, wo sich das weibliche Geschlecht befand, zu rauchen, ja von den Gebildeten des ersten Geschlechts waren nur sehr Wenige, die Tabak rauchten, dagegen wurde von den ältern Personen der Schnupftabak mehr in Anspruch genommen.

Die neuere Zeit, besonders während der Republik und des Kaiserreichs, hat dem Rauchtabake in Frankreich allgemeinen Eingang verschafft; denn bei den fortwährenden Kriegen gewöhnte sich der Soldat ohne Unterschied, das heißt, von allen Graden, im Felde an das Tabaksrauchen, und brachte diese Sitte aus seinem Bivouak mit nach Frankreich, und weil der Soldat Alles galt, so rauchte man auch in den anständigsten Zirkeln; ja in den feinsten Gesellschaften wurde doch wenigstens in einem Nebenzimmer eine Cigarre geraucht, und so ward das Tabaksrauchen allgemein, wozu auch noch die Cigarren viel beitrugen, die nicht einen solchen Tabaksqualm verbreiteten, als das Rauchen aus Pfeifen. — In Italien ward der Tabak, wie oben bemerkt worden, durch den Bischof von Tornabona eingeführt; aber auch hier fand er seine Widersacher; denn nicht nur der Pabst Urban der Achte ließ eine Bannbulle gegen die Schnupftabaks-Verbraucher in den Kirchen ergehen, sondern auch der Pabst Innocentius der Zwölfte im Jahre 1690 gegen alle diejenigen, welche den Tabak in der St. Peterskirche nehmen würden; dagegen hob der Pabst Benedikt der Dreizehnte die Excommunikation des Innocentius wieder auf, weil er sich selbst an den Tabak gewöhnt hatte. Venedig trieb mit dem Tabake einen ansehnlichen Handel; denn im Jahre 1657 wurde die Tabakspacht in diesem Freistaate eingeführt; sie betrug in den ersten fünf Jahren 46,000 Dukaten. In Spanien findet man erst um das Jahr 1570 Spuren vom Anbaue der Pflanze. Der Arzt Monardes berichtet nämlich um diese Zeit, daß man das Kraut in den Gärten mehr seiner schönen Blüte, als seiner Wunderkräfte wegen ziehe. Nach ihm sey das Kraut besonders in Mexiko sehr häufig, und die Eingebornen dieses Landes bedienten sich nicht nur der Röhre zum Rauchen, sondern sie machten auch aus Tabak und gestoßenen Muscheln Pil-

len, womit sie drei bis vier Tage lang gegen Hunger und Durst aushielten; auch führt er schon Tabakskly-stiere an. — Daß der Tabak auch Deutschland nicht fremd bleiben konnte, war wohl sehr natürlich, obgleich dieses Land vor dem dreißigjährigen Kriege dem Westen Europas eine Terra incognita war, ja Frankreich so weit ging, es noch in dem achtzehnten Jahrhunderte ein barbarisches zu nennen, in dem man von feinen Sitten, welche die Kultur gebiete, keine Ahnung habe; indessen gelangte der Tabak, ungeachtet der Unkultur Deutschlands, worein es seine Nachbaren versenkten, doch in den 1560ger Jahren nach Deutschland, wenigstens lernte ihn Conrad Gesner im Jahre 1565 kennen; um dieselbe Zeit zog ihn ein Geistlicher in Bern, Namens Aret, in seinem Garten; auch nach Augsburg soll eine Pflanze an den Arzt Occo gelangt seyn; auch zogen ihn schon damals mehrere Botaniker in ihren Gärten, jedoch bloß der medizinischen Kräfte wegen, nicht wegen des Rauchgenusses, denn dieser fing erst später an. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts scheinen die Europäer das Tabakrauchen angefangen zu haben; nach Deutschland, und hier nach Sachsen, gelangte es erst im Jahre 1620, wo eine Kompagnie Engländer die Gewohnheit Tabak zu rauchen nach Zittau brachte; etwas später verbreiteten die Schweden diese Gewohnheit in Deutschland noch mehr; denn damals rauchten nur meistens die Soldaten im Felde, in den Lagern, Tabak; ja man erzählt von einem Schwedischen Hauptmanne im siebenjährigen Kriege, der in Ermangelung des Tabaks Stroh in die Pfeife gestopft und dabei versichert habe: dies sey Alles einerley, wenn er nur Rauch unter der Nase sähe, so wäre er zufrieden. Von den Soldaten lernten es auch andere Personen. Der Holländische Arzt Bontekoe soll es im nördlichen Deutschland als Bewahrungsmittel der Gesundheit empfohlen haben. Man hielt es damals für eine Ausschwei-

fung, der nur rohe und gewöhnliche Menschen nachhingen, indem man zugleich der Meinung war, daß der Gesundheit dadurch geschadet würde, und man es auch sehr beklagte, daß Aecker oder Felder durch den Anbau von Tabak gemißbraucht würden. Es kamen daher schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts theils sehr harte Verordnungen und Verbote gegen das Tabaksrauchen zum Vorschein, theils legte man große Steuern auf den Verkauf des Tabaks. Viele enterbten ihre Söhne wegen des Tabaksrauchens, Prediger eiferten und droheten von der Kanzel wegen dieser Gewohnheit; ja man züchtigte die Tabaksraucher oft körperlich, stellte sie an den Pranger, wie schon oben angeführt worden. Diese harten Maaßregeln dauerten in einigen Ländern nur ein Viertel, in andern ein halbes Jahrhundert, noch in andern etwas länger fort; sie wurden aber nach und nach immer mehr gemildert, zuletzt auch ganz aufgehoben, vornehmlich als die Regierungen einsahen, daß sie durch die Tabaksteuern an Einkünften sehr gewinnen konnten. Der Lüneburgischen Landschaft geschah am 5ten September im Jahre 1691 bei den Ministerial-Vorschlägen mit der Antrag, daß wer außerhalb den Stuben und Küchen Tabak rauchen würde, einen Reichsthaler Strafe erlegen oder vierundzwanzig Stunden gefangen sitzen sollte. Weniger gerecht und dem Vergehen angemessen war es aber schon, wenn jene Anträge mit darauf abzielten, den, der an Orten, wo Stroh wäre, Tabak rauchen würde, ausstreichen, mithin ehrlos machen zu lassen. Noch weit mehr überschritt das Maaß einer vernünftigen Strafgerechtigkeit bis zur unmenschlichen Härte der Vorschlag, daß wer durch Tabaksrauchen etwas anstecken würde, am Leben gestraft werden sollte. Für keine andere, durch Unvorsichtigkeit verschuldete Feuersbrunst enthielten jemals die Gesetze eine ähnliche Strafe, und daher muß man den Grund des angeführten, grausamen Vorschlages, wohl in dem Hasse

suchen, der damals gegen den Gebrauch des Rauchtabaks gehegt wurde. Dieser äußerte sich auch ferner in den Landesherrlichen Reversalien, vom 20. May 1698, von den Lüneburgischen Ständen wegen des damals eingeführten Tabaksimpostes ertheilt, dadurch, daß man hier den Gebrauch des Rauchtabaks ein liederliches Werk nannte. Es kann wohl möglich seyn, daß dessen Herabwürdigung mit an Mißbräuchen lag, welche die Neuheit der Sache damals erzeugte; wenigstens erwähnt gedachtes Dokument, daß der gemeine Mann, des Tabakrauchens wegen, die Arbeit hintenan setze, und sich zum Faullenzen gewöhne. Man hielt den Tabak damals für einen Genuß, welcher die Menschen verderbe, sie staatsgefährlich mache; denn sonst würde man nicht das köstlichste Gut, das Leben, ohne Rücksicht auf einen mindern oder größern Grad von Fahrlässigkeit, und ohne allen Unterschied des verursachten Schadens, als Strafe eingesetzt haben. Bald nach dem Westphälischen Friedensschlusse erschien den 15. Februar 1651 in Würtemberg eine Verordnung, in welcher das Tabaksrauchen und Kornbranntweintrinken und Brennen verboten, den Obrigkeiten aber anbefohlen wurde, beides bei Jung und Alt abzuschaffen, und bis zu Anfange des jetzigen, neunzehnten, Jahrhunderts, wird in Würtemberg noch immer weniger Tabak, als in andern Gegenden geraucht. Die letzte wider das Tabaksrauchen bekannte Verordnung ist die, welche das Fürstlich Braunschweigische Consistorium zu Wolfenbüttel im Jahre 1723 an die Herren Superintendenten erließ, vermöge welcher sie, die unter ihrer Inspektion stehenden Pastoren warnen, und sie sowohl von allem überflüssigen, als auch einem Prediger höchst unanständigen Tabaksrauchen in öffentlichen Gelagen und Frequentirung der Kaffee- und Krughäuser abmahnen sollen. Der Verordnungen nicht zu gedenken, die auch jetzt noch von Zeit zu Zeit erneuert werden, nach welchen auf dem Lande bei den

Scheunen, so auch in den Städten und Dörfern, in Thiergärten, Lustgärten, Wäldern ꝛc. nicht geraucht werden darf, und wo es auf den Landstraßen geschieht, nur mit einer Pfeife mit einem gut verschlossenen Deckel. Uebrigens wurde der Tabak im siebzehnten Jahrhunderte fast schon durch ganz Deutschland gebauet. So kommt im Jahre 1665 ein Nürnbergisches Verbot wider die Fälschung des Tabaks vor, der dort schon viel gebauet wurde. Im Jahre 1670 wurde die Tabakspacht im Oesterreichischen eingeführt, und in der Mark Brandenburg versuchten im Jahre 1676 ein Paar Juden zuerst den Tabaksbau einzuführen, der aber erst im Jahre 1681 zu Stande kam. In der Pfalz und in Hessen bauete man schon 1697 viel Tabak. — Der stärkste Widersacher, der gegen den Tabak in Deutschland öffentlich auftrat, war der Professor der Arzneykunde Tapp in Helmstädt, welcher im Jahre 1653, bei der Niederlegung des Prorektorats, eine Rede: de Tabaco, ejusque abusu hodierno, hielt, die eine ausführliche Geschichte des Tabaks enthält. Unter andern heißt es in dieser Abhandlung: Dici non potest quanto cum detrimento tum corporis, tum animi novum hoc jam grassetur intemperantiae malum. Hierauf erzählt er alle traurigen Folgen dieser neu erfundenen Unmäßigkeit, wie Blut und Gehirn dadurch erhitzt und ausgetrocknet würden, wie man seinen Kopf zum schändlichen Kamine mache, wie man sich dadurch um alles Genie bringe, und den Schaden gewöhnlich verdoppele, daß man noch Bier und Wein dazu trinke. Es sei ein verborgenes schlaues Stratagem des Satans, eine neue Unmäßigkeit aufzubringen, um die besten Köpfe, welche ihm schaden könnten, auf diese Art abzustumpfen, und also durch den Mißbrauch des Tabaks auszurichten, was er durch Bier und Wein nicht ausrichten könne. So pflege es der alte Betrieger zu machen, daß er gerade die heilsamsten Arzneyen zum

Mißbrauche lenke. Tapp führt dann noch anatomische Beispiele an, wie es in dem Gehirne eines Tabaksrauchers aussehe, und schließt deren Schilderung mit dem Zusatze: Nihilominus tamen hodie non est ulla provincia, non civitas, non domus, aut angiportus in Europa nostra, in America et toto propemodum dixerim orbe terrarum, in quo non sine discrimine omnis aetas, omnis sexus (es müssen damals schon Frauen im Braunschweigischen Tabak geraucht haben) pulverem illud hauriat flumen, et sicco titubet mero, ut Poëtae verbis utar, sive purum habeat cerebrum, sive veterno laboret. — Die Sucht: Tabak zu rauchen, scheint damals noch weit größer gewesen zu seyn, als jetzt, indem weder Alter, noch Geschlecht im Tabaksrauchen einen Unterschied gemacht haben, eben so wenig ist irgend eine Provinz, eine Bürgerschaft, noch ein Haus von dieser Sucht verschont geblieben, sowohl in Europa, als in Amerika; ja nach Tapp ist fast der ganze Erdkreis davon angesteckt worden. Dergleichen Eiferer gegen den Tabak und das Tabaksrauchen fanden sich noch viele, besonders Geistliche oder Prediger, worunter auch Caspar Hofmann in Quedlinburg gehört, der das Tabaksrauchen ein seelenverderbliches Wesen und ein unmittelbares Werk des Teufels nennt. Ein Oesterreichischer Arzt, Joh. Jak. Vicarius, gab 1689 die Pfeifenröhre an, welche eine Schwammbüchse haben; doch hatte man schon ums Jahr 1670 Pfeifen mit einer gläsernen Kugel, um die öligte Feuchtigkeit darin zu sammeln. — Die an Italien, Frankreich und Deutschland grenzende Schweiz blieb in Hinsicht des Tabaksrauchens gegen ihre Grenzstaaten nicht zurück; denn im Jahre 1653 fing man im Lande Appenzell an Tabak zu rauchen. Anfänglich machte das Rauchen auf den Straßen ein so großes Aufsehen, daß die Kinder denen nachliefen, welche auf den Gassen rauchten; da ließ der Rath

diese vorladen und bestrafen, auch den Gastwirthen befehlen, diejenigen anzugeben, die bei ihnen Tabak rauchen würden; und im Jahre 1661 wurde zu Bern eine Polizeyordnung gemacht, die nach den zehn Geboten abgetheilt ist. In dieser steht das Verbot Tabak zu rauchen, unter der Rubrik: du sollst nicht ehebrechen. Dieses Verbot ward 1675 erneuert, bei Thurm-, Pranger- und Geldstrafe, und das deshalb besonders niedergesetzte Tabaksgericht, Chambre du Tabac, hat sich bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts erhalten. In Glarus wurde im Jahre 1670 und in den folgenden Jahren das Tabaksrauchen mit einer Krone Geld bestraft. Dagegen fing man den Tabaksbau im Kanton Basel erst 1686 an, und 1687 verbot man in Lüzern das Tabaksrauchen alles Ernstes, wie es in dem deshalb erlassenen Polizeyedikt steht. — Die Engländer brachten die Tabakspflanze im Jahre 1585 aus Virginien nach ihrem Vaterlande Großbritannien, und nannten sie Tabaks- oder Nikotianische Pflanze; man brauchten sie nach dem Unterrichte der Indianer gegen die Krüditäten. Ihr Gebrauch wurde in England bald allgemein, und sie erhielt einen sehr großen Werth, indem Viele ihren stark riechenden Rauch, Einige aus Wollust, Andere aus Sorge für die Gesundheit, durch eine irdene Röhre mit unersättlicher Begierde einzogen und durch die Nasenlöcher wieder von sich bliesen; es kam endlich so weit, daß man förmliche Tabakshäuser hin und wieder in den Städten dieser Insel errichtete, gleich den Bier- und Weinschenken. Diese Duldung gegen den Tabak dauerte aber nicht lange, besonders unter dem Könige Jakob dem Ersten; denn der Chevalier Raghlieff wurde nicht nur dafür, daß er Tabak aus Amerika nach England gebracht hatte, vom Parlamente zum Tode verurtheilt, sondern König Jakob der Erste schrieb selbst im Jahre 1619 ein Werk unter dem Titel: Misocapnos (Feind des Tabaksrau-

chens) gegen den Tabak, welches verschiedene Male neu aufgelegt und in seinen Werken in Folio mit inbegriffen ist. Er redet darin, S. 207, seine Bürger also an: „Wenn noch ein Scham in Euch ist, so gebt jenen heillosen Gebrauch auf, Tabak zu rauchen, wodurch der Zorn Gottes gereizt, die Gesundheit des Körpers zernichtet, und das Hauswesen zerrüttet wird ꝛc.“ Diese Ermahnungen blieben aber fruchtlos; denn das Tabaksrauchen wurde nicht unterlassen, selbst die von ihm eingesetzte hohe Auflage auf das von ihm genannte schädliche Unkraut wurde nicht beachtet, sondern Jeder, der es konnte, das heißt, dem es sein Geldbeutel zuließ, schaffte sich den Tabak an. Der Monarch faßte nun den Entschluß, Niemand mehr an seinen Hof zu nehmen, der dem Tabaksrauchen nachhinge. In wie weit nun dieses gefruchtet hat, ist nicht bekannt geworden, so viel aber, wie die Geschichte berichtet, daß Jakob späterhin selbst seine Gesinnungen änderte; denn so ungern er es anfangs sah, daß seine Unterthanen ein so nachtheiliges Gewächs pflanzten, so gab er doch selbst in der Folge die Erlaubniß, den Tabak in England, den Spanischen jedoch ausgenommen, einzuführen. Den Tabak soll man in Virginien im Jahre 1616 zu bauen angefangen haben, wozu man den Samen vermuthlich aus Tabago erhielt. Auch hier befahl König Jakob der Erste, daß kein Pflanzer in Virginien mehr als 100 Pfund baueu sollte. So wie der Tabak in England seine Freunde fand, so fand er auch seine Gegner. Ein Engländer ging zu der Zeit, da der Ritter Raghlieff des mitgebrachten Tabaks wegen vom Parlamente zum Tode verurtheilt worden, von ungefähr auf den Boden seines Hauses, um etwas daselbst zu suchen; erstaunt trifft er dort seinen Sohn mit einer brennenden Pfeife Tabak an, welches den Vater so aufbrachte, daß er ihm seine väterliche Liebe entzog, sogleich ein Testament machte, und ihn darin enterbte. Man hat sogar

eine Bibelausgabe, in welcher ein Kupferstich ist, welches die Hölle vorstellt. Ein Mann bei einem großen Holzstoße, der in hellen Flammen auflodert, sitzt ruhig auf dem Boden, zieht ganz pflegmatisch aus einer langen Köllnischen Pfeife den Tabak aus, und sieht dem Aufsteigen des Rauches vergnügt zu. Die thönernen Pfeifen zum Rauchen des Tabaks sollen die Engländer im Jahre 1585 zuerst bei den Wilden in Virginien, was damals von Richard Greenville entdeckt wurde, gesehen haben; auch vermuthet man, daß die Engländer bald darauf die ersten thönernen Pfeifen in Europa verfertiget haben. — Simon Pauli, ein Königlich Dänischer Leibarzt, der 1680 gestorben ist, schreibt in seinem Commentario de abusu Tabaci et herbae Thee dem Tabake alle die Grausamkeiten zu, welche die Orientalischen Kaiser, die Tabak geraucht, begangen haben, und Christian Scriver eifert in seinem Seelenschatze, S. 1504, folgendermaßen wider das Tabaksrauchen: „Man sehe und höre es doch an, wie es an Sonn- und andern Feiertagen in den Schenken nnd Krügen dahergeht: da füllet und überfüllet man sich mit diesem und jenem Getränke, und damit man immer mehr saufen könne, macht man den Hals zur Feuermauer, und zündet dem Teufel ein Rauchwerk von Tabak an.“ Dieses kommt wohl hauptsächlich daher, daß man damals noch keine Pfeifenkapseln hatte, und der augezündete Tabak aus der Pfeife herausglühete. In Holland wurde der Tabak im sechzehnten Jahrhunderte eingeführt, und 1570 rauchte man daselbst noch aus kegelförmigen von Palmenblättern zusammengeflochtenen Röhren. Studierende Engländer in Leyden sollen das Rauchen zuerst aufgebracht haben. Im Jahre 1615 soll man zu Amersfoort den Tabaksbau angefangen haben. Späterhin, als nach der Aufhebung des Edikts von Nantes eine Menge Französischer Protestanten ihr Vaterland verließen, wendeten sich Viele derselben

nach Gaasterland, einem Distrikte in der Provinz Ost-Friesland, wo sie sich durch Tabaksbau zu nähren suchten, indem sie durch die von der Regierung ihnen bewilligten Vorrechte angelockt wurden; der Anbau gewann Fortgang, obgleich späterhin in jener Gegend wenig Tabak mehr gewonnen ward, dagegen geschah der Anbau weit thätiger in den Provinzen Geldern und Utrecht, besonders in dem schon oben erwähnten Amersfoort und Rheene, von wo aus er sich nach Oberyssel verbreitete. In den ersten Zeiten wurde hier der Tabak auf kleinen Rabatten gepflanzt, die man durch Matten und Reisig gegen den Wind schützte. Wenn die Pflanzen gesetzt waren, wurden sie begossen, und Nachts mit Gras oder Heu bedeckt. Die abgepflückten Blätter werden in Kellern gebrühet und erhitzt, und dann auf Böden in Hinterhäusern getrocknet, und darauf, wenn man sie bis zur Zeit der zweiten Erhitzung verwahrt hatte, an Großhändler und Kaufleute aus Holland und aus andern Gegenden zu hohen Preisen verkauft. Die Stände der Provinz Utrecht legten in der Folge auf jedes Pfund Tabak, das in dieser Gegend erbauet wurde, eine Auflage von drei Stüvern; da aber im Jahre 1636 die Tabakspflanzer baten, den in der Provinz erbaueten und verbrauchten Tabak von dieser Auflage zu befreien, wurde ihr Gesuch gewährt. Unter andern Gründen, worauf sie ihr Gesuch stützten, führten sie an, daß sie, wenn es mit dem Tabake gut ginge, gemeiniglich nicht mehr als zwölf bis dreizehn Stüver von dem Pfunde, und von einigen Arten nur vier und einen halben Stüver machen könnten. In späteren Zeiten galt das Pfund der besten Arten des Amersfoorter Tabaks nicht mehr als zwei Stüver. Der gute Erfolg des Anbaues reizte indeß bald die Bewohner mehrerer Gegenden in den Niederlanden es den Amersfoortern nachzuthun, und die Ländereyen stiegen durch den Tabaksbau so sehr im Preise und Pachtzins, daß dieselben über drei Viertel im Werthe

zunahmen. In der Gegend von Amersfoort wurden nach und nach viele große Gebäude zum Trocknen der Pflanzen aufgeführt, wovon mehrere an Länge und Breite Kirchen gleichen. Im Jahre 1630 gab es schon funfzig Tabakspflanzer um Amersfoort, und ihre Zahl nahm so schnell zu, daß ihrer im Jahre 1670 hundert und zwanzig waren. Im achtzehnten Jahrhunderte stieg die Zahl derselben über zweihundert, so daß alle Felder um die Stadt, die hoch und bequem waren, mit Tabak bepflanzt wurden. — In Schweden wurde der Tabaksbau 1724 eingeführt, obgleich die erste Verordnung über den Tabak in Schweden 1641 erschien, wohin er unter Gustav Adolph aus Norwegen kam, in welchem Lande er schon 1616 bekannt war; eine Elle desselben kostete eine Mark. Unter der Regierung der Königin Christine war der Tabak unter dem Volke noch so unbekannt, daß die Schwedischen Bauern glaubten, die Tabaksrollen, welche in einem gestrandeten Holländischen Schiffe gefunden wurden, wären Stricke zum Anbinden des Viehes. Im Jahre 1624 that Pabst Urban der Achte alle in den Bann, die Tabak in der Kirche nehmen würden, weil ihn schon damals Spanische Geistliche unter der Messe nahmen. Im Jahre 1634 ward das Rauchen in Rußland bei Verlust der Nase verboten, und in Konstantinopel ward 1610 das Tabaksrauchen bekannt. Um nun diese Gewohnheit lächerlich zu machen, ward ein Türke, der Tabak geraucht hatte, mit durch die Nase gestoßener Pfeife in den Gassen herumgeführt. Die Türken kauften nach dieser Strafe lange Zeit den Tabak und zwar den Ausschuß von den Engländern. Die Tabakskultur ward ihnen erst späterhin bekannt. Der Türkische Kaiser Amurat der Vierte und der Schah von Persien verboten zu gleicher Zeit ihren Unterthanen den Gebrauch des Tabaks bei Lebensstrafe oder wenigstens bei dem Verluste der Nase. Im achtzehnten Jahrhunderte

ersieht man erst die Vortheile, die der Tabak den Staaten brachte, in denen er in Europa eingeführt worden. So verpachtete im Jahre 1753 der König von Portugal den Tabakshandel ungefähr für 2,500,000 Rthlr. Die Einnahme des Königs von Spanien war vom Tabak 7,330,933 Rthlr. So trug das Tabaksregal in Dänemark im Jahre 1769, 40,000 Rthlr. ein; und im Jahre 1770 nahm die verwittwete Römische Kaiserin an Tabaksgefällen 806,000 Rthlr. ein. In beiden Sicilien betrug das Tabaksregal 446,000 Rthlr. Was der König von Frankreich dadurch einnahm, ist schon oben angeführt worden. Daß der Tabak nur in Amerika allein gefunden worden, und hier zuerst im Mexikanischen Gebiete in Yukatan und in Westindien in Cuba, St. Domingo ꝛc. ꝛc., wollen Einige bezweifeln; denn vor der Entdeckung dieses Welttheils soll man schon in Asien Tabak geraucht haben. Auch Pallas ist der Meinung und führt an: daß der Gebrauch des Rauchtabaks in China wohl älter, als die neue Welt sey. Unter den Chinesen und Mongolen oder Mongolischen Völkern, welche mit Ersteren den meisten Verkehr gehabt haben, soll dieser Gebrauch so allgemein, so häufig und unentbehrlich geworden seyn, daß sie den Tabaksbeutel stets am Gürtel trugen, als ein nothwendiges Stück des Anzuges. Die Gestalt der Pfeifen, nach welchen die Holländer ihr Modell genommen zu haben scheinen, ist originell; so auch die Aufbreitung der gelben Blätter, welche bloß zerrieben in die Pfeife gesteckt werden; auch ist die Gattung des Krauts so eigenthümlich, daß man unmöglich glauben kann, daß solches über Europa aus Amerika nach Asien gekommen ist, besonders da zwischen Persien und China das vom häufigen Tabaksrauchen nichts wissende Indien in der Mitte liegt. Aus des Ulloa Nachrichten von Amerika 1, S. 139, findet man schon eine Art von Bestätigung des Gesagten. Es heißt nämlich hier: „Man kann nicht annehmen,

daß die Europäer den Gebrauch des Rauchtabaks aus Amerika erhalten haben; denn da er in den Morgenlanden sehr alt ist, mußte er auch sehr natürlich von daher bekannt werden, seitdem mit diesen Gegenden vom Mittelländischen Meere aus Handel getrieben wurde. Nirgend, auch nicht in den Gegenden von Amerika, wo der Tabak wild wächst, ist der Gebrauch desselben, und zwar nur zum Rauchen, weder allgemein, noch sehr häufig." — Nach des Loureiros Versicherung soll Nicotiana fruticosa in China und Cochinchina überall gebauet werden, und da er inländische Namen hier führt, so will man es auch für unwahrscheinlich halten, daß er aus Amerika dahin gekommen sey. So will man auch auf Java wissen, daß die ältesten Bewohner dieser Insel den mediciniſchen Gebrauch ihres inländischen Tabaks schon vor 1496, also vor Ankunft der Portugiesen, nicht aber das Rauchen gekannt hätten. Andere melden, die Chinesen hätten vor der Entdeckung des Tabaks wenigstens schon zum Schnupfen eine feine rothe Erde gebraucht; es kann aber auch möglich seyn, daß die Reisenden wahren Tabak für eine Erde angesehen haben. Indessen scheint doch Mohamed den Tabak nicht gekannt zu haben, sonst würde er im Koran vorkommen; auch Paulus Venetus erwähnt seiner nicht. Im ganzen Ostindien ist kein anderer Name, als Tabaco oder Tambaco bekannt, so wie auch die Neger in Afrika keinen andern kennen. Die ältesten Völker erwähnen schon den Rauch verschiedener Pflanzen, um sich zu betäuben oder zu berauschen. So meldet z. B. dieses Herodot von den Babyloniern; Maxim. Tyrius, von den Scythen, Mela, Solinus und Plutarch, oder wer sonst der Verfasser des Buches de fluminibus ist, von den Thraciern; indessen will man doch nicht, daß der Tabak die Thracische Pflanze gewesen sey; denn diese wuchs in einem Strome und war eine Wasserpflanze. — So weit die Geschichte des Tabaks.

Von dem Tabake in botanischer, ökonomischer und merkantilischer Hinsicht. In botanischer Hinsicht gehört der Tabak in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems und hat folgende Gattungskennzeichen: die trichterförmige fünfspaltige Blumenkrone, welche den Fruchtknoten umschließt, hat eine gefaltete Mündung, und einen kreiselförmigen fünfspaltig bleibenden Kelch; die fünf Staubfäden sind aufwärts gebogen. In der zweifächrigen, zweischaligen, in der Mitte aufspringenden Samenkapsel befindet sich ein flacher erhabener Fruchtknoten, der viel Samen enthält. Von den verschiedenen Arten von Tabak sind folgende die vorzüglichsten:

1) Der gemeine Tabak, großblättrige Tabak, Virginische Tabak, Brasilianische Tabak, das Königinnenkraut, Peruvianische Wundkraut, die Indische Beinwelle, Nicotiana, Nicotiana Tabacum, foliis lanceolato-ovatis sessilibus decurrentibus, floribus acutis. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 258. Nicotiana major latifolia. Bauh. pin. 169. Hyoscyamus Peruvianus Dod. Pempt. 452. Sana sancta Indorum Lob. 584. Petum; Tornabona; Herba Reginae; Herba Legati; Herba Prioris; Herba sancta sive sacra; Herba divina; Herba Medicaea; Herba Panacea; Vulneraria Indica. Fr. Nicotiane à large feuille; le grand ou vrai Tabac mâle; l'Herbe à la Reine mère; l'Herbe de l'Ambassadeur; l'Herbe du Grand-Prieur; l'Herbe de Saint Croix; la Tarnabonne; l'Herbe sainte ou sacrée; le Petun; Engl. The gread broad leav'd Tobacco. Die Wurzel dieses in Amerika, seit 1560 auch bei uns in Europa, wachsenden Tabaks ist weiß, zaserig, und von sehr scharfem Geschmacke; sie treibt einen sechs bis acht Fuß langen, daumensdicken, jedoch runden, rauchen, und mit ei-

nem weißen Marke angefüllten Stengel, mit langen schmalen Blättern, welche, ohne mit einem eigenen Stiele versehen zu seyn, mit dem untern dünnen Ende an dem Stengel, wechselsweise gestellt, sitzen; sie sind oben zugespitzt, in der Mitte aber breit, also ey-lanzettförmig, von einem glänzenden Ansehen, dabei dick und gut genährt. Die Farbe geht aus dem Grünen ins Gelbliche über. In guter Erde wachsen sie bis zu einer Länge von zwei Fuß, stehen aber nicht so dicht zusammen, wie einige andere Arten. An dem Gipfel des Stengels, der sich in verschiedene Zweige theilt, stehen die Blumen in lockeren Endsträußen. Der Kelch ist fünfspaltig, wie die ganze Pflanze, blaßgrün, und die Blume hat von unten her, eine dünne, lange, weißliche Röhre, welche mit einem runden Kopfe versehen ist. Auf diesem sitzt eine blaßrothe trichterförmige Krone mit fünf Sternausschnitten von scharfen oder rundlichen Spitzen, wodurch die Mündung der geöffneten Blume einen rachenförmigen Eingang bekommt. Die ganze Blume ist zwei Zoll lang und schief liegend. Die Staubfäden sind graugelb, der Griffel ist fadenförmig, und unten an der Wurzel mit einem eyrunden Fruchtknoten, oben aber mit einem krausen Narbenkopfe versehen. Die Blütezeit fällt im August und September, und der Same hat viel Aehnliches von dem des Bilsenkrautes (Hyosciamus niger). Die Pflanze ist ein Sommergewächs, doch soll sie auch zuweilen in den Gärten den Winter hindurch dauern, wenn er maßig ist. In Brasilien soll die Wurzel mehrere Jahre dauern. die Samen sollen sich sechs Jahr in ihrer Fruchtbarkeit erhalten können, und die Blätter bis fünf Jahre in ihrer Stärke. Die Pflanze hat einen starken Geruch. Dieser Tabak, der, wie schon bemerkt, vom August bis September blühet, variirt mit schmälern ungestielten Blättern, mit spitzigen Kelcheinschnitten und langer Blumenkrone mit schmaler Röhre.

2) Der Asiatische Tabak, Türkische Tabak,

gemeine Englische Tabak, Bauerntabak, Bastardtabak, wilde Tabak, Nicotiana rustica, foliis petiolatis ovatis integerrimis, floribus obtusis. Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 258. Nicotiana minor. Bauh. pin. 170. Pachyphylla Reneal. Spec. 40. Priapeia, quibusdam Nicotiana minor. J. B. 3, p. 630. Raii Hist. p. 715. Hyoscyamus luteus, Dod. Gesn. Hort. Hyoscyamus Peruvianus, Taber. Tabacco Anglicum. Park. Petum quartum. Clus. ad Monard. Tornabonae congener, Caesalp. Priapaca, Peti-tertium genus, Petum minus folio rotundiore. Nonnull. Fr. Nicotiane à feuille ronde; petite Nicotiane; Tabac du Mexique. Engl. Common Tobacco. Die Wurzel dieser Pflanze ist bald einfach und von der Dicke eines kleinen Fingers, bald in viele zarte und weiße Zasern getheilt, die sich sehr ausbreiten; sie treibt einen $1\frac{1}{2}$, 2 bis 4 Fuß hohen, runden, haarigen, festen, in einem guten Boden oft 1 Zoll dicken, zweigigen und schleimig anzufühlenden Stengel, der vierzig bis funfzig Blätter in guter Erde trägt, welche unten und oben nicht so stark zugespitzt, sondern rundlich sind, auch kleiner als der Virginische. Ein jedes Blatt ist mit einem Stiele versehen, der eine eyrunde Figur hat. Die Blume bildet eine gelbgrüne, stumpfe, zurückgeschlagene, zehnrändige Krone, deren Hals größtentheils von dem fünfspitzigen grünen Kelche ganz verhüllt wird. Die schmutzig gelbe Blüte hat, sowohl in Ansehung ihrer Farbe, als auch ihrer Gestalt, viel Aehnliches mit der Schlüsselblume (Primula veris L.). Die Blumen erscheinen bei uns im August. Nach dem Verblühen derselben folgen ihnen rundliche Kapseln in der Form eines Nabels, die, wenn sie reif sind, von einander springen, und mit unzähligen kleinen gelblichen und von Geschmack scharfen Samen angefüllt sind. Das Vaterland dieser einjährigen Pflanze ist Amerika, sie

wird aber auch in Europa seit langer Zeit gezogen, und nach Schousboe soll diese Art allenthalben in Mexiko gebauet werden, besonders bei Mequinez und Fez.

3) Der Jungferntabak, herzblättrige Jungferntabak, Rispentabak, Nicotiana paniculata, foliis petiolatis cordatis integerrimis, floribus paniculatis obtusis clavatis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 259. Nicotiana foliis cordatis, floribus paniculatis; tubis clavatis. Sp. pl. I. p. 180. Nicotiana minor, folio cordiformi, tubo floris praelongo Fewill. peruv. I. p. 717. t. 10. Engl. Paniclod Tobacco. Dieser aus Peru stammende Tabak treibt einen 2 bis 3 Fuß hohen grünen Stengel, der sich in viele Aeste ausbreitet. Die wechselsweise auf langen Stielen sitzenden behaarten Blätter sind breit, jedoch mehr herz- als eyformig, und am Rande völlig ganz. Das Samengehäuse ist spitz, und es bildet die lange eingeschnürte, zylindrische, blaßgrüne Röhre der Blume einen jungfräulichen, glatten, keulenförmigen Körper, mit einem kurzen, stumpfen Saume an der Mündung, welches ihm wahrscheinlich den Namen Jungferntabak gegeben haben mag. Dieser Tabak soll milder und gelinder seyn, als alle andere Arten.

4) Der Soldatentabak, herzblättrige Tabak mit unregelmäßigen Blumen, klebrige Tabak, Nicotiana glutinosa s. militaris, foliis petiolatis cordatis integerrimis, floribus racemosis secundis ringentibus. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 259. Nicotiana foliis cordatis, corollis racemosis subringentibus, calycibus inaequalibus. Sp. pl. I. p. 181. Nicotiana militaris. Act. holm. 1753 p. 41. t. 2., Fr. Tabac militair, Engl. Clammy Tobacco. Dieser einjährige Tabak hat zu seinem ursprünglichen Vaterlande Peru. Die Stengel und Blätter dieser Pflanze sind mit zarten Haaren versehen, die eine schleimige Feuchtigkeit aussondern, welche,

wenn man sie angreift, an die Finger kleben bleibt. Der Kelch ist zwar auch in fünf Theile getheilt, allein die obere Abtheilung ist noch einmal so groß, als die andern, wodurch sich dieser Tabak leicht von den übrigen unterscheiden läßt. Die gestielten herzförmigen, klebrigen Blätter sind mit einem glatten Rande versehen. Die rachenförmigen dunkelrothen Blumen sind traubenförmig zusammengesetzt und nach einer Seite hingerichtet.

5) Der kleine Tabak, Nicotiana pusilla, foliis oblongo-ovalibus radicalibus, floribus racemosis acutis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 258. Nicotiana humilis, caule herbaceo dichotomo, foliis sessilibus radicalibus oblongo-ovalibus, calycibus brevissimis, corollae tubo subcylindrico calyce triplo longiore, limbi laciniis acutis. Lehmann et Siem. Monogr. n. 10. Diese Pflanze hat einen krautartigen, zweitheiligen Stengel, sitzende Blätter, länglich-ovale Wurzelblätter, und traubenständige Blumen, deren Kelche sehr kurz sind. Die Kronröhre ist fast walzenrund, dreimal länger, als der Kelch, und der Rand hat gespitzte Einschnitte. Man behandelt diese Art, die in Vera Cruz zu Hause gehört, wie den Jungferntabak. Die Blütezeit ist im August; sie kommt in den meisten botanischen Gärten vor, und wird im Treibhause erzogen.

6) Der strauchartige Tabak, Nicotiana fruticosa, foliis lanceolatis subpetiolatis amplexicaulibus, floribus acutis, caule fruticoso. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 258. Nicotiana fruticosa, caule suffruticoso subsimplici, foliis petiolatis lanceolatis oblique acuminatis, corollae fauce in flato ventricosa, limbi laciniis acuminatis. Lehm. et Siem. monogr. n. 5. Engl. Shrubby Tobacco. Der Stengel dieser Pflanze ist aufrecht, 3 bis 4 Fuß und darüber hoch, einfach oder mit einigen Zweigen versehen; er trägt lanzettförmige, langgespitzte, ein wenig ge-

stielte, umfassende Blätter, die mit weichen Härchen bekleidet sind, und rothe, in lockere Endsträußer geordnete Blumen mit flachem Rande und zugespitzten Kronlappen. Dieser Tabak hat mit dem gemeinen Tabake (Nicotiana Tabacum) viel Aehnlichkeit, unterscheidet sich aber meistentheils durch seinen ausdauernden oder strauchartigen Stengel. Er wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in China wild, und verlangt Durchwinterung im Glashause. Die Blumen entwickeln sich vom July bis August und September, manchmal auch im Oktober, wenn nämlich die Pflanze eine gute Behandlung erhält. Das Begießen im Winter muß mit Vorsicht geschehen, und auch der obere Pflanzentheil, so lange er im Winterbehälter steht, vor Nässe bewahrt werden, sonst faulen und trocknen die jungen Triebe von oben her. In den meisten Deutschen Gärten steht diese Pflanze in Treibhäusern, an welchem Standorte sie auch im Winter mehr begossen werden kann, als wenn man sie im Glashause überwintert.

7) Der großblättrige Tabak, Nicotiana macrophylla, caule herbaceo, foliis amplexicaulibus ovatis acutis, basi auriculatis, corollae fauce inflato-ventricoso, limbi laciniis brevibus acuminatis. Lehm. et Siem. monogr. n. 3. Der Stengel dieses Tabaks ist krautartig, 4, 6 bis 8 Fuß hoch. Die Blätter umfassen den Stengel, sind groß, eyförmig, gespitzt, an der Basis mit kleinen rundlichen Lappen versehen. Die Blumen sind roth und in Rispen gesammelt. Die Krone hat einen aufgeblasenen, bauchigen Schlund, und kurze, aber lang gespitzte Einschnitte. Man hat diesen Tabak mit dem strauchartigen Tabak (Nicotiana fruticosa) verwechselt, oder ihn für eine Abart desselben gehalten, da man ihn in Thüringen unter dem Namen Baumknaster kultivirte; allein er weicht merklich von demselben ab, da der Stengel desselben nicht holzig, sondern krautartig ist, also nicht aus-

dauernd, wie beim strauchartigen Tabak; dann unterscheidet er sich auch noch durch einen höhern, nach oben ästigen Stengel, durch viele größere Blätter und durch andere Merkmale. Das Vaterland ist Amerika, und die Zeit des Blühens der July bis September.

8) Der wachsblumartige Tabak, der Blumentabak, Nicotiana cerinthoides, caule et basi ramosissimo viscoso, foliis omnibus cordatis integerrimis, floribus paniculatis obtusis clavatis pubescentibus. Hornemann Hort. hafn. I. p. 214. Der Stengel dieses in Südamerika wildwachsenden Tabaks ist krautartig, an der Basis sehr ästig. Die Blätter sind gestielt, alle herzförmig, ganzrandig. Die Blumen stehen rispenartig. Die Kronenröhre ist keulenförmig, filzig, viel länger als der Kelch; die Einschnitte des Randes sind sehr kurz und gespitzt. Diese Art ist mit dem rispenblütigen Tabake (Nicotiana paniculata) zunächst verwandt, und wurde daher mit demselben verwechselt oder als eine Varietät betrachtet; allein sie unterscheidet sich von jenem am meisten durch einen, an der Basis ästigen Stengel, durch lauter herzförmige Blätter, und durch eine filzige Kronenröhre; bei jenem ist der Stiel fast einfach und die Kronenröhre glatt.

9) Der kleinblümige Tabak, Nicotiana parviflora, caulibus herbaceis prostratis, foliis sessilibus oblongis obtusis crassiusculis, corollis parvis vix calyce longioribus, limbi laciniis obtusis. Lehm. monogr. n. 21. Die Stengel dieser in Südamerika am Silberstrome wildwachsenden Pflanze sind krautartig, dünn, auf der Erde hingestreckt. Die Blätter ungestielt, länglich, stumpf, fast umgekehrt eyförmig, ganzrandig, ein wenig stark oder dick. Die Blumen sind klein, die Krone trichterförmig, kaum länger, als die Kelche, die Einschnitte des Randes stumpf. Jussieu hat diesen Tabak und Nicotiana nyctaginiflora zu einer neuen Gattung erhoben, die er Petunia nennt;

allein andere Botaniker, wie der Dr. Lehmann in der Isis, Heft 1., S. 36, Lamark ꝛc., wollen dieses nicht zugeben, weil sie sich nicht hinreichend von Nicotiana unterscheiden, oder wenigstens die Unterscheidungszeichen nur zu geringe sind, um eine neue Gattung aufzustellen.

10) Der bleywurzblättrige Tabak, Nicotiana plumbaginifolia, caule herbaceo, foliis sessilibus inferioribus obovato-spathulatis obtusiusculis, superioribus semiamplexicaulibus undulatis, corollae tubo longissimo subclavato, limbi laciniis ovatis acutis. Lehm. et Siem. Monogr. nr. 17. Nicotiana crispa, Desfont. Catal. pl. hort. Par. Jacq. Fragm. bot. nr. 187. Pers. Syn. I. p. 217. Schult. obs. p. 43. Der Stengel dieser Pflanze ist krautartig, aufrecht, rund, ästig, grün, mit kurzen, scharfen Borstenhaaren besetzt, 2 Fuß hoch und höher. Die Blätter sind ungestielt; die untern umgekehrt, eyrund, spatelförmig, etwas stumpf, 6 Zoll und darüber lang, an der Basis verdünnt, ein wenig am Stengel herablaufend; die obern kleiner, als die untern, länglich-lanzettförmig, halb umfassend, am Rande wellenförmig, fast ausgeschweift, mit sehr kurzen scharfen Borsten besetzt, besonders auf den Rippen der Rückseite. Die Blumen stehen einzeln auf runden Stielen am Ende des Stengels und an den Zweigen hinauf, das Ganze eine Rispe bildend. Der Kelch ist grün, behaart, fünfspaltig, mit lanzettförmigen, an beiden Seiten einwärts gebogenen Einschnitten. Die Kronenröhre ist dünn, fast keulenförmig, schmutzig grün, drei- bis viermal länger als der Kelch, die Mündung trichterförmig, gefaltet, wie der fünfspaltige Rand auswendig schmutzig braunroth, inwendig gräulich weiß; die Einschnitte des Randes sind eyförmig und gespitzt; die Staubfäden so lang, als die Mündung der Krone, mit rundlichen braunen Antheren gekrönt. Der Griffel ist so lang, als die Staubfäden,

und trägt eine grüne, kopfförmige Narbe, die mit einem Einschnitte versehen ist. Das Vaterland dieses Tabaks ist Südamerika, und die Blütezeit der Julius und August. Sie wird als einjährig und zweijährig dauernd angeführt, je nach der Behandlung und dem Boden. Im Winter dauert sie im freien Lande nicht aus. Nach Dietrich soll man sie in einigen Gärten in Töpfe pflanzen und ins Treibhaus stellen.

11) Der wohlriechende Tabak, Nicotiana suaveolens, caule herbaceo subsimplici, foliis subpetiolatis ovato-lanceolatis undalatis, corollae tubo cylindraceo calyce multoties longiore, limbi laciniis subinaequalibus rotundatis obtusis. Lehm. et Siem. monogr. n. 18. Nicotiana undalata. Willd. Enum. pl. p. 230. Ventenat. Hort. Malmais. p. et t. 10. Curt. mag. 673. Nicotiana mirabiliflora. Diese in Neuholland wildwachsende Pflanze hat einen krautartigen Stengel, der rund, grün, und in der Jugend mit grauen Haaren besetzt, und im Alter glatt ist. Die untern Blätter sind gestielt, eyrund-spatelförmig, 5 bis 7 Zoll lang und 4 bis 5 Zoll breit. Die obern sind fast gestielt, kleiner, als die untern, lanzettförmig, langgespitzt, ganzrandig, mehr oder weniger wellenförmig, mit einzelnen kurzen Haaren besetzt, besonders am Rande und auf der Rückseite, die mit einer starken Mittelrippe versehen ist. Die Blumen stehen einzeln am Ende des Stengels und der Zweige hinauf. Die Blumenstiele sind rund, nackt, und mit feinen Härchen bekleidet. Der Kelch ist fünfspaltig, fast ungleich, mit gespitzten, grünen Einschnitten versehen. Die Krone ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, trichterförmig, die Röhre walzenrund, ziemlich weiß, mit sehr feinen Härchen besetzt, und drei- bis viermal länger, als der Kelch; der Rand ist ungefähr drei Viertelzoll im Durchmesser breit, gefaltet, schneeweiß, fünfspaltig, mit runden, stumpfen Einschnitten, die auswendig kielförmig erhaben sind,

versehen; jeder Einschnitt ist auswendig mit einem grünen Streifen gezeichnet. Die Staubfäden mit der Kronröhre verwachsen, so lang als die Röhre, und mit rundlichen weißen Antheren gekrönt. Der Griffel ist fadenförmig, kaum etwas länger, als die Staubfäden; die Narbe fast kugelrund, grün. Die Kapsel länglich, glatt, fast halbeinklappig, vielsamig, und so lang, als der bleibende Kelch, der sie umschließt. Mit diesem Tabake hat Dietrich Versuche in dem unter seiner Direktion stehenden botanischen Garten in Jena gemacht. Er streuete den Samen ins Mistbeet; pflanzte die jungen Pflanzen, sobald sie zum Versetzen stark genug waren, in Töpfe, und stellte sie in die zweite Abtheilung eines Treibhauses, wo sie den größten Theil des Sommers ihre lieblichen weißen Blumen entwickelten, die einen zwar nur schwachen, aber angenehmen Geruch verbreiteten. Diese Art soll sich auch durch Samenausfall fortpflanzen, und dann werden die jungen Pflänzchen an dem Orte ihrer Bestimmung eingepflanzt. Wenn die Pflanze in einem Topfe steht, ist der Stengel fast einfach, und nur oben mit einigen Zweigen versehen, die in der Jugend behaart, im Alter aber glatt, und an den obern Theilen nackt, fast binsenartig sind. Eine Pflanze, die in einem im Treibhause angelegten Erdbeete stand, ließ der Wurzel Raum, sich ungehindert auszubreiten, und diese Freiheit zeigte sich durch einen ästigen, ausschweifigen Stengel, und größere Blätter, als diejenigen der Topfpflanze waren, welches den Beweis liefert, daß der Wuchs und die Dauer bei dieser Art von dem Standorte und dem Boden abhängt. Sie dauert über zwei Jahre.

Außer diesen hier angeführten und ausführlich beschriebenen Arten, kommen in botanischer Hinsicht noch vor: 12) der brennende Tabak, Nicotiana urens; 13) der Chinesische Tabak, Nicotiana chinensis; 14) der schmalblättrige Tabak, Nicotiana an-

gustifolia; 15) der lanzenblättrige Tabak, Nicotiana lancifolia; 16) der Canarische Tabak, Nicotiana Canariensis; 17) der klebrige Tabak, Nicotiana viscosa; 18) der wellenförmige Tabak, Nicotiana undulata; 19) der gekrönte Tabak, Nicotiana repanda; 20) der vierflüglichte oder vierkappige Tabak, Nicotiana quadrivalvis; 21) der nachtsblühende Tabak, Nicotiana nyctaginiflora; 22) der gestielte rothe Tabak, Nicotiana petiolata; 23) der gelbe niedrige Tabak, Nicotiana humilis; 24) der rothe Tabak, Nicotiana Marylandica; 25) der kleine gelbblühende Tabak, Nicotiana pumilla; 26) der langblättrige rothe Tabak, Nicotiana decurrens; 27) der Langsdorfische grünblühende Brasilianische Tabak, Nicotiana Langsdorfii. Von diesen hier angeführten Tabaksarten werden viele in Deutschland gebauet; ja selbst mit allen sind Versuche angestellt worden, wenn nicht von Tabaksbauern, doch in botanischen Gärten, und die Resultate haben sich günstig gezeigt, so daß man hoffen darf, daß die meisten der angeführten Tabake, die in unserm Klima sehr gut fortkommen, auch in der Folge gebauet werden, wenn fernere Anpflanzungen im Freien günstig ausfallen. Bis jetzt werden in verschiedenen Gegenden Deutschlands am stärksten gebauet: der gemeine Tabak, Nicotiana Tabacum; der Bauerntabak, Nicotiana rustica; der großblättrige Tabak, Nicotiana macrophylla, der auch besonders in Holland gebauet wird; der Jungferntabak, Nicotiana paniculata, den man aber wegen seiner Zartheit zum Anbaue nicht sehr empfehlenswerth hält, obgleich ihn andere Tabakspflanzer wieder empfehlen, die ihn gut, des Anbauens werth, gefunden haben; der Soldatentabak, Nicotiana glutinosa s. militaris; der bleywurzelblättrige Tabak, Nicotiana plumbaginifolia; der strauchartige Ta-

bak, Nicotiana fructicosa ꝛc. ꝛc. — Nach dem Jussieuschen Systeme gehört der Tabak in die achte Ordnung der achten Klasse, Solaneae, und Batsch zählt ihn zur Familie der Tollkräuter, Luridae. In neuester Zeit ist der Tabak von den Herren Lehmann und Siemers bearbeitet, und der botanische Theil desselben in Okens Isis I. 1818. S. 33—37 gedruckt worden. Es sind von ihnen ein und zwanzig wirkliche Arten aufgestellt worden. Das vollständige Werk ist bei Perthes in Hamburg unter dem Titel: Historia generis Nicotianorum etc. erschienen.

Nutzen und vorläufige Uebersicht des Tabaksbaues. Daß ein Staat einen außerordentlichen Nutzen von dem Anbaue des Tabaks ziehen kann, haben die Engländer und Spanier zuerst bewiesen, in deren Amerikanischen Besitzungen der Tabak in großer Menge gebauet und aus denselben in ganz Europa verführt ward, und zum Theil noch wird, obgleich sich, besonders was Spanien betrifft, sowohl in politischer Beziehung, als auch in commerzieller, besonders auf die Conjuncturen bezogen, Vieles geändert hat. Die Engländer bekommen ihren besten Tabak, der auch in ganz Europa vor allen andern den Vorzug hat, aus Virginien. Die Ausfuhr dieses Tabaks erforderte in der Glanzperiode, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, 400 Schiffe und 4000 Matrosen; denn man verschiffte wenigstens 60,000 Barils, jedes von 800 Pfd. Auch haben sie in Maryland große Tabaksplantagen, deren Tabak gesucht wird, und sonst auch Oronoko heißt. Er ist zwar nicht so gut, wie der Virginische, wird aber doch sehr gerühmt; seine Ausfuhr belief sich zu eben dem Zeitpunkte auf 400,000 Centner und erforderte 200 Schiffe. Die Hälfte von dem aus Virginien und Maryland kommenden Tabake behielt England selbst. Vor dem Ausbruche des Nord-Amerikanischen Krieges versorgte England ganz Frankreich mit Amerikanischem Tabake;

es soll den Französischen Tabakspächtern gegen 50,000 Fässer Tabak geliefert und dafür 3 Millionen Livres empfangen haben. In Schweden führten die Engländer seit 1770 jährlich für 8750 Pfund Sterling Tabak ein; und vorher war dieser Handel noch weit stärker; denn um das Jahr 1724 war der Tabak der vornehmste Artikel der Englischen Einfuhr in Schweden, welcher mehr als alle die übrigen ausmachte; er verminderte sich aber mit der Zeit stufenweise, so wie der in Schweden selbst angefangene, und besonders seit 1739 aufgemunterte Tabaksbau sich vermehrte. Der Holländische Tabak, womit die Holländer vieles Geld gewannen, kam fast sämmtlich aus dem Englischen Amerika, und ward nur von ihnen bereitet und gesponnen, da die Holländischen Besitzungen in Amerika, Surinam und Berbice, welches Letztere jetzt an England gekommen, nicht den zwanzigsten Theil so vielen Tabak hervorbringen, als die Engländischen. Bis zum Jahre 1774 führten die Engländer von den 150,000 Fässern Tabak, die jährlich aus ihren Pflanzörtern kamen, ein Drittel oder 50,000 Fässer nach Holland. Was die Holländer nicht selbst verbrauchten, ging nach Deutschland, Norwegen ꝛc. In den ehemaligen Spanischen Besitzungen in Amerika ward viel Tabak gebauet. Der Tabak von Varinas, welches auf der Küste von Terra firma liegt, wird am meisten geschätzt. Von dem Tabake, der auf der Insel Cuba bei dem Städtchen Trinidad und dem Flecken Santo Spirito wächst, ward in Spanien der so berühmte Tabak von Sevilla gemacht, der dem Könige 2,427,803 Escudos de Vellon, oder 1,685,976 Rthlr. 9 Gr. und 7 Pf. einbrachte. Ferner baut man Tabak in Nord-Carolina, Louisiana, auf den großen und kleinen Antillen: in Havanna, auf Cuba, in St. Domingo, Portorico, Curassao, St. Vinzent; in Brasilien, auf Borneo in Ostindien, in Persien, in der Levante, der sogenannte Türkische Tabak, auf den Griechi-

schen Küsten, auf den Inseln des Archipels, er wird aber wenig ausgeführt. Dann baut man in Ungarn und in der Ukraine vielen Tabak. In Spanien, Italien, Frankreich und England wird Tabak gebauet; dann in Deutschland, und hier vorzüglich in den Preußischen Staaten in der Provinz Brandenburg, besonders in der Uckermark, in Schlesien, im Magdeburgischen ꝛc., wo der Tabaksbau sehr ins Große getrieben wird, so daß nicht nur im Lande, sondern auch auswärts, und namentlich nach Holland ansehnlicher Absatz davon gemacht wird. Dann blühet der Tabaksbau im Oesterreichischen, Bayerschen, in Hessen, im Braunschweigischen, Hannöverschen, Anhaltischen, Mecklenburgischen ꝛc. ꝛc. In Rußland hat hauptsächlich die Kaiserin Katharina die Zweite zur Aufnahme des Tabaksbaues beigetragen; denn 1762 wurde nicht nur das ehemalige Tabaksmonopol aufgehoben, sondern es wurden auch durch eine am 13ten Februar 1763 ergangene Ukas, Prämien auf den Anbau und auf die Lieferung des in Klein-Rußland gezogenen und präparirten Tabaks gesetzt. Zu Romna wurde unter der Direktion des Etatsraths und Senators Gregorej Teplow ein Komptoir errichtet, das nicht nur in den beiden ersten Jahren unentgeldlich einem Jeden Amerikanischen Tabakssamen liefern, und einen gedruckten oder mündlichen Unterricht von der Art der ganzen Behandlung geben, sondern auch den freiwillig zum Verkaufe gebrachten Tabak nach Befinden der erforderlichen und vorgeschriebenen Güte, vor den jedesmal behandelten Preis entgegen nehmen, und die ukasmäßige Prämie auszahlen mußte. Dann baut man auch in dem mit Rußland vereinigten Königreiche Polen vielen Tabak; ferner in Schweden, Dänemark, Norwegen ꝛc; auch in Afrika wird Tabak gebauet, und so kann man sagen, daß fast in der ganzen Welt Tabak gebauet wird, woraus hervorgeht, daß dieser Anbau jedem Staate sehr vortheilhaft ist, um so mehr, da das Rauchen

und Schnupfen jetzt überall verbreitet ist. Es ist schon ein sehr wichtiger Vortheil einem Staate, wenn in demselben auch nur Tabak für die unteren Volksklassen gebauet wird, und solches hinreichend, da es gerade die Menschen aus diesen Klassen sind, welche den meisten Tabak consumiren. Große Summen Geldes, welche sonst dafür aus dem Lande gehen würden, werden durch den Anbau dieser Pflanze im Lande erhalten, nnd wenn man alle mögliche Sorgfalt und Fleiß auf diesen Anbau verwendet, und einen solchen Tabak erzeugt, der auch auswärts Absatz findet, so eröffnet man zugleich einen neuen Weg, wodurch fremdes Geld ins Land geht. Vor der Revolution in Frankreich wirkten die Generalpächter das Verbot aus, daß im ganzen Königreiche Niemand bei Galeerenstrafe Tabak anbauen durfte; sie kauften von den Engländern den größten Theil des Tabaks, den sie in fremde Länder sandten, und doch hielten sie um dieses Verbot unter dem Vorwande an, dadurch die Plantagen in den Französischen Kolonien zu begünstigen. Die Engländer gewannen dabei ansehnlich; denn sie verkauften den Generalpächtern das Pfund zu 4 Sous, und ihnen kostete es nur 1 Sous. So wie der Tabak in Frankreich abgeliefert ward, das heißt, mit allen Unkosten, kostete er den Generalpächtern 6 Sous das Pfund; 1 Sous aufs Pfund mußte man für Fabrik- und Administrationskosten rechnen, nnd sie verkauften ihn, eins ins andere gerechnet, zu 40 Sous das Pfund. Rechnet man nun, daß Frankreich zu der Zeit (vor der Revolution) jährlich über 24 Millionen Pfd. Tabak consumirte, so war dieses ein großer Ausfall in den Finanzen; denn ehe durch die 1720 eingeführte Verpachtung der Tabaksbau in Frankreich auf diese Art zu Grunde ging, erndtete man daselbst 60 bis 80,000 Centner. Man gewahrt aus dem hier Gesagten, wie groß der Nutzen des Anbaues vom Tabake ist. Aber nicht allein die Staaten in ihrem ganzen Umfange, son-

dern auch die einzelnen Einwohner derselben, die sich auf den Tabaksbau legen, haben einen großen Nutzen oder Vortheil davon, in so fern sie nur denselben nach guten Grundsätzen und mit gehörigem Fleiße betreiben. Auch stellt man durchgehends die Behauptung auf, daß der Landmann sich von keinem andern Produkte so leicht einen ansehnlichen Gewinnst versprechen kann, als vom Tabake, indem auf einem Stücke Acker von einem Schlesischen Scheffel Rockenaussaat 7 Centner Tabaksblätter gewiß erzeugt werden können; ja im Ohlauischen, Wohlauischen und im Liegnitzschen gewinnt man 8 bis 9 Centner darauf; in der Uckermark bringen es dagegen die Anbauer auf einen kleinen Berliner Scheffel Aussaat bis auf 10 Centner. Von dem Gewinnste aus dem Tabacksbaue in der Pfalz, dem jetzigen Neckarkreise des Großherzogthums Baden, welchen die Einwohner von Schwetzingen, Ladenburg, Seckenheim, Plankstadt, Ostersheim und in jener ganzen Gegend gezogen, macht man Berechnungen, die in Erstaunen setzen, und die man kaum für glaublich halten sollte, wenn man sie nicht aus zuverlässigen Schriften, besonders aus derjenigen: dem Tabaksbaue des Landmanns in der Pfalz gewidmet, erführe, wo der Verfasser anführt, daß einige von den erwähnten Ortschaften im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in guten Jahren 30,000, Einige 50,000, auch 70 und 80,000 Gulden aus ihrem Tabake gelöset hätten, und auch noch jetzt ist der Tabaksbau sehr ansehnlich in jener Gegend, besonders um Ladenburg. So wird in jener Schrift angeführt, daß zu Seckenheim 1000 Morgen mit Tabak angepflanzt worden seyen, und der Morgen von 160 Quadratruthen, hätte 6, auch 8 bis 11, Centner Tabak gebracht; nähme man nun für den Morgen 8 Centner an, so machte dieses 8000 Centner. Der geringste Preis des Tabaks wäre damals 12 Gulden für den Centner gewesen, er wäre auch für 14, 15, und endlich auch für

20 Gulden verkauft worden; man rechne aber nur 12 Gulden für den Centner, so hätte Seckenheim 96,000, und also noch mehr wie vorher angegeben worden, gelöset; ja Schwetzinger Taglöhner, Leute, die keinen Schuh breit Eigenthum besaßen, hätten 200, auch 300 Gulden aus dem Tabake gelöset, den sie auf Feldern ihrer Nachbaren um die Hälfte gebauet hätten. — Die Erfahrung bestätiget auch, daß beim Anbaue des Tabaks nie ein besonderer und so großer Mißwachs, wie bei andern Gewächsen, zu befürchten ist; es müßten denn anhaltende Ueberschwemmungen, Hagelschaden und andere Unglücksfälle ihn treffen; dann sind aber auch andere Gewächse einem gleichen Schicksale unterworfen. Nur eine zu große und während des Anbaues beständig dauernde nasse Witterung oder anhaltende trockne stürmische Winde können dem Tabake nachtheilig werden; denn bei jener vergelben die Blätter, sie werden zwar groß, aber nur dünn, leicht und von schlechter Güte, und diese zerreißen die Stauden und Blätter; heiße Witterung schadet dagegen dem Tabake nicht so sehr, wenn die Pflanzen nur erst angewurzelt sind, wie andern Früchten, sondern sie ist demselben vielmehr zuträglich, befördert seine innere Güte, und macht die Blätter vollkommener, reifer und öliger. — Durch das öftere Behacken des Ackers beim Tabaksbaue, wird derselbe sehr locker gemacht, auch beständig die Zeit über so erhalten, und dadurch zugleich von allem Unkraute so gereinigt und verbessert, daß in den folgenden Jahren das beste und reinste Getreide darauf wächst. Es soll daher ein ganz falsches Vorurtheil seyn, wenn man glaubt, daß der Tabak zu viel Kräfte aus dem Acker ziehe, da die Erfahrung das Gegentheil lehrt, indem die mit einzuackernden Tabaksstengel oder Strünke wegen ihrer öligen Fettigkeit und ihres inneren Markes einen guten Dünger geben. Man erhält hierbei noch den Vortheil, daß die Tabaksfelder zur folgenden Weizen- und Rockenaus-

saat nur einmal bearbeitet werden dürfen, da solches sonst, wenn kein Tabak darauf gepflanzt gewesen ist, dreimal geschehen muß, ehe darauf gesäet werden kann; denn man erspart hierdurch Zeit und Kosten, und beides, Menschen und Vieh, können zu andern nöthigen Verrichtungen gebraucht werden. Es läßt sich nicht gut thun, daß man überall, und besonders an den Orten, wo die Felder alle Jahre besäet werden müssen, in frisch gedüngtes Land Getreide säet, weil das Unkraut mit der jungen Saat stark hervorwächst; will man daher die zu große Geilheit dämpfen und die Unreinigkeit ausrotten, besonders die Quecken, welche das Land so sehr aussaugen, so ist hierzu nichts dienlicher, als auf dergleichen frisch gedüngten Feldern Tabak anzupflanzen. Mancher Landwirth würde mit seinem Zugviehe so viel Aussaat nicht bestreiten können, wenn derselbe seine Felder nur zum Weizen, Rocken und andern Getreide bestellen wollte. Die Zeit würde nicht hinlänglich seyn, seine Felder oder Aecker nach beendigter Erndte bis zur Wintersaat zum Weizen- und Rockenbaue mit gehörigem Dünger zu versehen, noch weniger, wenn solche beständig unterhalten werden sollten. Bebauet er aber alle Jahre einen Theil seiner frisch gedüngten Aecker mit Tabak, so kann solches leichter zur Wirklichkeit gebracht werden. Die Aussaat und Erndte, welche sonst nur zweimal, nämlich im Frühjahre und im Winter, bewerkstelliget wird, kann mit der Bearbeitung des Tabaks in dreimaliger Bestellung sehr gut eingetheilt werden; denn die Bearbeitung des Tabaks wird erst zu der Zeit, wo die Frühsaat von anderm Getreide bereits geschehen, und wo der Landmann keine sehr nothwendige Verrichtung zu besorgen hat, unternommen, und die Erndte dieses Krautes erfolgt erst dann, wenn die Winter- und Sommererndte der Getreidearten schon vollendet und eingesammelt worden, und der Landmann weniger beschäftiget ist. Die Ohlauischen bürgerlichen Aecker,

die auf diese Art jährlich zum Getreide und Tabake benutzt werden, können von den jetzt angezeigten Vortheilen des Tabaksanbaues ein entscheidendes Zeugniß geben. Ehe auf denselben Tabak angebauet wurde, konnte niemals wegen des häufigen Unkrautes Weizen gewonnen werden, jetzt wird aber auf den Tabaksäckern in dem folgenden Jahre der beste Weizen sowohl als Rocken, und im zweiten Jahre Gerste und Hafer gezogen. Ja einige Eigenthümer derselben bringen es sogar so weit, daß sie auf ihren gut gedüngten Aeckern nach dem Einerndten der frühen Gerste und des Flachses die Stoppeln sogleich umpflügen, noch einmal Tabak darauf stecken, und also die vierte Frucht davon gewinnen. Die Pächter herrschaftlicher Güter und Höfe können bei der Vermiethung der Aecker zum Tabaksbaue an die Planteurs durch die Gewinnung des im folgenden Jahre darauf zu erzeugenden Weizens und Rockens einen vorzüglichen Vortheil finden. Wenn es in einer Gegend nicht an Hütung oder an anderer Fütterung für das Vieh fehlt, und es nicht nöthig ist, daß man da, wo die Brache noch gewöhnlich ist, alle Brachäcker dazu aufbehält, so können dergleichen Aecker mit um so größerem Nutzen zum Tabaksbaue gebraucht werden, je gewisser es ist, daß solche auf diese Weise nicht nur nicht müßig liegen bleiben, sondern auch alle Jahre ihre abwechselnden, und wegen der Reinigung bessern Früchte tragen. Der Tabaksbau ist zwar etwas mühsam, und erfordert einen beständigen Fleiß, wenn er gut gerathen soll; allein die mehrste Bearbeitung desselben dauert auch nur einige Monate. In dem folgenden dritten und vierten Monate, wo er bis zum Verkaufe zum Trocknen aufgehängt bleibt oder verwahrt wird, ist schon weniger Arbeit nöthig. Man sorgt dann bloß dafür, daß er auseinander gebracht werde, damit er nicht zusammen klebe und faule. Und da überhaupt die damit verbundenen Arbeiten größtentheils von alten Leuten und

Kindern gethan werden können, so ist nicht zu leugnen, daß der Tabaksbau weniger schwer, als der Bau anderer Getreidearten ist. Auch die Armuth kann dadurch sehr unterstützt werden, wenn der Tabak, wie an verschiedenen Orten geschieht, auf die Hälfte des Gewinnstes angebauet wird. Die Eigenthümer geben dazu die Felder oder Aecker, die Fuhren und die Hängen her, und besorgen die Düngung, Bestellung, und was sonst dazu erforderlich ist; die Mitarbeiter verrichten dagegen das Säen, Pflanzen, und alle übrigen dabei vorkommenden Verrichtungen, und da sie an dem Gewinnste gleichen Antheil haben, so lassen sie es sich um so mehr angelegen seyn, den Tabak besser zu bearbeiten, als die Tagelöhner. An den Orten in Schlesien, wo der Tabaksbau vorzüglich betrieben wird, wie z. B. in Ohlau, Wansen, Neumarkt und Auras, merkt man es sehr deutlich, daß sie volkreicher und nahrhafter sind, als andere dergleichen kleine Städte, die keinen Tabak anbauen; denn auch der Geringste findet bei dem Tabaksbaue einen größern Gewinnst, als bei einem andern Gewerbe. Da der Tabak, wie oben angeführt worden, nicht allein in der ersten Art, oder in frisch gedüngtem Acker und in der Brache, sondern auch in frisch aufgerissenem Felde oder Rottland gebauet werden kann, so hat man nicht zu befürchten, daß man um so weniger Korn bauen könne, wenn man viel Tabak pflanzt. Auch in Weinländern hindert der Tabaksbau den Weinbau nicht, sondern ist vielmehr dem Weinbaue sehr vortheilhaft. Man weiß, daß der Wein nicht alle Jahre geräth, und dem Mißwachs und andern Gefahren ausgesetzt ist; denn ein einziger sehr starker Frost kann den ganzen Weinstock verderben und alle Hoffnungen einer guten Weinlese vereiteln. Es wird in dem Neckarkreise des Großherzogthums Baden schon ein gutes Jahr erfordert, wenn man aus dem Morgen Weinberge einen Nutzen von 120 Gulden ziehen will. Wenn nun der Weinwuchs nicht geräth,

so ist der Landmann sehr übel daran; denn er hat den Ertrag von seinem Weinberge von dem Weinhändler in der Regel schon voraus bezahlt erhalten, kann er nun keinen Wein liefern, so geräth er um so mehr in Schulden und Noth, weil das erhaltene Geld schon lange vorher verzehrt worden, und weil er keinen Rokken oder anderes Getreide, wenigstens nicht hinlänglich, gesäet hat; denn in Weinbergen kann keine andere Frucht gepflanzt werden; er muß also Hunger leiden. Man findet daher in den Weinbergen weniger vermögende Landleute. Bei solchen Unglücksfällen können sich nun die Weinbauer am besten durch den Tabaksbau aus der Noth helfen, da sich derselbe mit dem Weinbaue sehr gut vereinigen läßt. Die meiste Arbeit, die der Weinstock fordert, nämlich das Schneiden, Biegen, Graben, muß vor der Blütezeit, das ist vor dem Johannistage, verrichtet werden, und die Hauptarbeit mit dem Tabake fängt erst gegen den Johannistag an. Es hindert also eine Arbeit die andere nicht, und beides kann zugleich bestehen; das Einzige, welches zusammentreffen könnte, wäre das Einerndten des Weins und des Tabaks. Um nun hier alle Hindernisse hinweg zu räumen, bedarf es nur einer klugen Einrichtung des Baues. Man hat zwar bei dem Tabaksbaue auch auf Manches, wie bei der Kultur anderer Gewächse, zu sehen; allein doch nicht mit solcher Strenge, wie bei vielen andern nützlichen Pflanzen. So z. B. muß man bei ihm auch auf das Klima und den Boden sehen; denn wenn er gleich sein Geschlecht, seine Blätter, Blüten und andere äußerliche Beschaffenheiten beibehält, so kann er doch an der Güte viel geringer werden, wenn er aus einer wärmern in eine kältere Gegend versetzt wird. Selbst in Amerika ist nicht aller Tabak von gleicher Güte. Auch auf die Wahl des Tabakssamens kommt sehr viel an, und es werden Versuche erfordert, ehe man diejenige fremde Tabaksart auffindet, die sich zu der Gegend, wo man

den Tabak anbauen will, schickt. Auch gewöhnt sich der Tabak leicht an das Klima, wenn er von einer wärmern Gegend in eine kältere versetzt wird, wenn er auch in den ersten Jahren ausartet, und keine so gute Sorte giebt, so schlägt er doch wieder ein, wenn man den Versuch aus dem eingeerndteten Samen fortsetzt. Mit ausländischem darf man ihn freilich nicht fortsetzen, denn da würden die Versuche immer mißlingen. In Schlesien hat man sechs Jahre lang mit sehr verschieden Tabaksarten Versuche angestellt; z. B. mit Uckermärkischen, Preußischen, Pfälzischen, Amersfoorter aus Holland, Polnischen, Ungarischen, und auch mit Amerikanischen Arten, als aus Virginien, aus dem Golfo de Honduras, und von der Insel St. Christoph, die aber dahin ausgefallen sind, daß zu dem Schlesischen Anbaue keine besser und zuträglicher sind, als die Uckermärkischen Arten, und unter diesen diejenigen, welche glatte, vom Stengel etwas abstehende Stiele oder Rippen haben, nicht bärtig sind, weil diese nicht so leicht auf der Hänge faulen, und sehr gute, dicke, ins Gewicht fallende ölige Blätter geben. Korge in seinem Unterrichte zum Anbaue des Tabaks (Breslau), wo der Schlesische Tabaksbau beschrieben wird, führt zwei Hauptarten von Tabak an. Die eine trägt längliche, vorn zugespitzte, und die andere runde herzförmige Blätter. Beide Arten weichen aber unter sich wieder von einander ab. Es giebt unter der Ersteren verschiedene Sorten, die theils große, lange und breite, theils mittellängliche, breite und dicht am Stengel angewachsene, und daher nicht so herabhängende, sondern in die Höhe stehende, theils schmale, längliche und mehr zugespitzte Blätter haben, welche Letztere auf längeren, platten Stielen etwas vom Stengel ab sitzen. Alle diese Sorten der ersteren Art haben dieses unter sich gemein, daß ihre Blätter länglich, voll Fasern, von Farbe bleichgrün, klebrig, und wie mit Oel beschmiert sind, ihre Stengel mannshoch wachsen, ganz

rothe Blumen und längliche Samenköpfe tragen. Unter den andern Hauptarten trifft man zweierley Sorten an, wovon die eine große, breite, starke und krause, die andere hingegen kleine, glatte, dicke und wenige Blätter trägt. Beide kommen aber darin überein, daß ihre Blätter rund, dick und zähe wie Leder, von dunkler, braungrüner Farbe sind, auf langen, dicken, höchstens 2 Fuß hohen Stielen wachsen, citronengelbe Blumen, und in kurzen runden Köpfen Samen tragen. Die Ungarischen und Virginischen großen langen Arten bringen zwar auch außerordentlich große, aber dünne, gelbe und grünliche Blätter hervor, die, wenn sie auch trocken sind, doch immer einen grasigen und wilden Geruch und Geschmack behalten, woraus man annehmen könnte, daß dergleichen Arten, die aus einer heißen Gegend zu uns kommen, in einer kälteren nicht zu der vollkommenen Reife gelangen, bis sie sich erst nach und nach in den folgenden Jahren eingeartet haben. Da aber die Verschiedenheit des Erdreiches auch Vieles dazu beiträgt, so soll es eine vergebliche Bemühung seyn, in unsern Deutschen Gegenden dergleichen Tabak, wie in Amerika, zu erzeugen, der nämlich am Geruche und Geschmacke diesem gleich kommt. Es soll immer nur, wenn es hoch kommt, ein guter Deutscher Landtabak bleiben. Die herzförmigen Virginischen Arten sollen nicht den Anbau verdienen, weil sie nur wenige und kleine Blätter bringen, und diese auch von solcher Stärke und beißender Schärfe sind, daß sie Niemand so leicht vertragen kann. Indessen hat man doch Versuche mit dem Virginischen Tabake im Darmstädtischen gemacht, und diese sind sehr günstig ausgefallen, so daß man die gewonnenen Blätter allen andern Tabaksarten vorgezogen hat; er soll sich für unser Klima am besten eignen, nur soll man alle Jahre frischen Virginischen Samen säen, weil derjenige, welcher im Lande erzeugt wird, im zweiten Jahre schon schlechter ist, und im dritten ganz aus-

artet. Es haben aber neuere Versuche bewiesen, daß der gewonnene Same im Lande sich sehr gut zum Aussäen schickt, um wieder einen ähnlichen Tabak zu gewinnen, wenn man ihn nur gehörig reifen läßt, und auch wohl mit Recht, da sich die Pflanze um so mehr an das Klima gewöhnt, als wenn man jedesmal neuen Virginischen Samen nimmt, das heißt, den man aus Amerika kommen läßt. Es ist daher nothwendig, daß derjenige, welcher den Tabaksbau einführen und einen guten Landtabak erbauen will, zur Regel annehmen muß: daß der Tabak eine um so sorgfältigere Wartung verdient, je rauher das Klima ist. Wer daher in einem Lande, in welchem der Tabaksbau nie eingeführt worden, Tabak bauen will, muß dahin sehen, daß er zum Anbau desselben eine solche Person erhält, die eine vollkommene Kenntniß und Erfahrung besitzt, um dem Unternehmer den nöthigen Unterricht und eine praktische Anweisung zu geben; denn wenn dieses nicht geschieht, so wird auch aus dem Tabaksbaue, wenn man ihn ohne erlangte Erfahrung unternimmt, niemals viel werden. Dann ist es nöthig, daß derjenige, welcher Tabak bauen will, die ersten Versuche möglichst im Kleinen anfange; da man Alles viel genauer und besser einrichten, beachten, pflegen und betreiben kann; denn es ist weit zuträglicher, einen halben oder ganzen Morgen, gehörig gedüngt und zubereitet, mit dieser Pflanze zu besetzen, als wenn man drei- bis viermal so viel anpflanzt, und es an Dünger und der nöthigen Wartung fehlen läßt, oder gar Hafer- und Buchweitzenland dazu nimmt. Von allen in der großen Feld- und Garten-Wirthschaft eingeführten Pflanzen giebt es wohl keine, die wegen des kältern nördlichen Klimas in Norddeutschland einer genauern Aufsicht, Ordnung, Pflege und mancherley Handgriffe außerdem bedarf. Mißglückt der Versuch im Kleinen, so ist der Schaden nicht so groß, und man kann denselben mit dieser Pflanze ohne merklichen

Verlust mehrere Jahre wiederholen, anstatt daß ein großer Verlust gleich am Anfange zu sehr abschreckt. Durch wiederholte Versuche im Kleinen auf verschiedenen Stellen kann man auch anfangs die besonderen Erdlagen am besten kennen lernen, worin der Anbau dieser Pflanze am sichersten glückt, da dieselbe den möglichst gelockerten und warmen Boden erfordert. Der Tabak, der auf kalkgründigen Feldern gezogen wird, soll nicht sehr gut seyn, weil er nicht in Brand zu bringen ist, so brennbar diese Pflanze, im Ganzen betrachtet, auch sonst seyn mag. — Einzelne Tabaksbauer der ansehnlichsten Plantagen in Virginien hatten 800, 1000, bis 1200 Neger zu dieser Arbeit angestellt, und bedienten sich zum Theil des Düngers nach dem Europäischen Feldbaue; allein es soll ihnen jetzt schwer fallen, sich soviel Dünger anzuschaffen, als sie gebrauchen. Andere nicht so beträchtliche Plantagen in den Revieren, werden jährlich daselbst durch fette Ueberströmung gedüngt, und aus Südamerika, woher wir die feinsten Sorten von Blättern zum Rauch- und Schnupftabak erhalten, werden die Tabaksplantagen mit Asche oder auch fette Ueberströmung gedüngt, und daher sollen auch jene Blätter den vorzüglich feinen Geruch und Geschmack vor denjenigen erhalten, die man in Deutschland unregelmäßig auf den mit frischem langem Stallmiste gedüngten Aeckern erzieht. — Daher wurde auch der Nürnberger Tabak, der nämlich um oder in der Gegend dieser Stadt gebauet wird, und wegen des reinen Geruchs und Geschmacks in Deutschland dem Maryländischen aus Nordamerika am nächsten kommt, in großen Quantitäten nach Hamburg geschafft, um ihn von dort aus zur See zu versenden, weil die Spargel- und übrigen dazu eingerichteten Felder daselbst im Herbste mit kurzem Miste gedüngt werden, um dadurch den Tabaksbau zu begünstigen; auch gelangen die Blätter im Augustmonate zur gehörigen Reife, worauf das Mehrste in An-

sehung der Güte des Tabaks amkommt. — Wenn ein Tabakspflanzer im Frühjahre eine neue Plantage anlegen will, es sey in einem dazu eingerichteten Garten, oder auf einem offenen Felde, so muß derselbe solchen Acker wählen, der wenigstens 1 Fuß tief weiches und gemischtes Land hat, gegen Süden der Sonnenwärme offen liegt, gegen Norden, Osten und Westen aber so viel als möglich gegen Kälte und Wind geschützt ist. Man muß nie Tabaksplantagen an der Nordseite eines Berges anlegen, oder auf hohen Bergen, oder in tiefen gegen Süden verdeckten Gründen. Der lange am Tage in den Gründen dauernde Nebel ist den Tabaksplantagen, besonders im kalten Nachsommer, im September, sehr schädlich, und derselbe trifft sogar die von allen Seiten offenen, aber am Wasser liegenden Gründe mit; jedoch sucht man das Wasser zum Begießen der Pflanzen so viel als möglich in der Nähe der Plantage zu haben. Der starke Anbau des Tabaks in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts, rührte von den Unruhen in Amerika und dem Amerikanischen Kriege her; denn so lange dieses Produkt von den Amerikanischen Pflanzern in großer Menge und um einen ziemlich wohlfeilen Preis nach Deutschland geliefert wurde, haben wenig Deutsche Länder es für vortheilhaft gehalten, solches selbst zu bauen; allein seit den Kriegen der Amerikaner und da der ausländische Tabak sehr theuer wurde, kamen viele Landwirthe, besonders Gutsbesitzer, auf den Gedanken, den Anbau des Tabaks selbst zu versuchen, um den den Fremden zufließenden Gewinn selbst zu ziehen, der doch sehr ansehnlich ist, wenn man annimmt, daß der gewöhnliche Mann ihn leidenschaftlich gebraucht, und er auch von den Gebildeten nicht zurück gesetzt wird; denn wenn man ihn gleich schon früher hin und wieder in Deutschland bauete, so geschah es doch nicht mit der Ausdehnung, als späterhin, wo sich viele Landwirthe vorzugsweise darauf

legten, und er fast in allen Ländern Deutschlands angebauet wurde. In Holland legte man sich schon früher auf den Tabaksbau, vorzüglich auf den Amersfoorter, Neukerker und Gelderschen. Man bauet daselbst großblättrigen Tabak, düngt ihn mit aller Sorgfalt, und behandelt ihn nach der Erndte auch besser, als solches mit dem Tabake in Deutschland geschieht, und da der Tabak fett ist, so wird er vorzüglich zu Schnupftabak verarbeitet.

Was die Kultur des Tabaks im Allgemeinen betrifft, so liebt derselbe eine gute schwarze, mit Sand vermengte Erde, und wenn man ihm diese nicht geben kann, so braucht man deshalb nicht ängstlich zu seyn, sondern darf nur einen Boden von mittlerer Güte wählen, welcher weder zu schwer, noch zu leicht ist. Kann man bei der Wahl des Ackers zugleich auf seine Lage Rücksicht nehmen, und einen ganz flachen Boden wählen, so ist dieses um so besser; denn wollte man einen Acker, welcher eine schiefe und abhängige Lage hätte, zum Tabaksbaue wählen, so würde das bei Regengüssen herabströmende Wasser die fruchtbare lockere Dammerde wegspülen, die Wurzeln der Pflanzen entblößen, und dieses das Absterben derselben bewirken. In den mehrsten Ländern, wo Tabak gebauet wird, bestimmt man ein Feld dazu, das so eben Sommerfrüchte getragen hat, und das folgende Jahr in die Brache kommt. Sobald nun das Getreide von dem Acker herunter ist, so fährt man auf eine Fläche von 160 Quadratruthen wenigstens acht bis zehn, und ist der Boden sehr mager, zwölf bis vierzehn vierspännige Fuder rechten guten, fetten und kurzen Mist, und diesen zerstreut man sogleich darauf und pflügt ihn unter. Im Frühjahre, sobald Unkraut zum Vorscheiu kommt, pflügt man ihn zum zweiten Male. Kurz zuvor, ehe man den Acker bepflanzt, nimmt man das letzte Pflügen vor. Um nun auch den Acker mit Pflanzen besetzen zu können, so ist es nöthig, sich

solche selbst anzuziehen; denn wollte man sie sich durch den Ankauf verschaffen, so könnte man sehr leicht betrogen werden. Man zieht sie in sogenannten Tabaksbeeten, welche mit den bekannten Mistbeeten viel Aehnliches haben. Man zieht auch die Pflanzen in sogenannten Tabakskutschen, oder in solchen Beeten, welche über der Erde erhaben sind, und die nach der Einsicht vieler Tabaksbauer in mancher Hinsicht den Vorzug vor allen andern haben sollen. Diese Tabakskutschen werden auf folgende Weise gemacht. Man schlägt unten zugespitzte, oben aber mit Gabeln versehene Pfähle dergestalt in die Erde, daß sie ungefähr anderthalb, höchstens zwei Fuß herausstehen, und allenfalls ein Quadrat bilden. In die Gabeln der eingeschlagenen Pfähle werden starke Stangen gelegt, und quer über dieselben ebenfalls dergleichen. Auf dieses Gerüste kommt nun Reisig zu liegen, hierauf langer, und auf diesen kurzer Mist, und zuletzt bedeckt man diesen mit feiner guter Erde. Ehe man nun den Samen aussäet, welches gewöhnlich in der Hälfte des Märzes geschieht, so muß er vorher eingekeimt werden. Zu diesem Zwecke nimmt man ein wollenes Säckchen, oder in Ermangelung desselben kann auch ein alter wollener Strumpf dieselben Dienste leisten, thut darein den Tabakssamen, taucht ihn einige Male ins Wasser, und hängt ihn in eine geheizte Stube. So oft nun der Same trocken geworden ist, so feuchtet man ihn wieder auf die vorherbeschriebene Art an. Ist nun durch das Befeuchten und durch den Zutritt der Wärme das Quellen oder Aufspringen des Samens bewirkt worden, so nimmt man das Aussäen vor. Man vermischt nun den Samen entweder mit Asche, oder mit Sand, oder auch ohne Beimischung eines fremden Körpers, wie viele andere Gartensämereyen, und säet ihn ganz rein aus. Nach diesem bestreuet man ihn ungefähr ½ Zoll dick mit ganz feiner Erde. Da es nun, wie bekannt ist, im Frühjahre oft kalte Tage, zuweilen auch

noch mehrere kalte Nächte giebt, und diese die zarten Pflänzchen leicht zu Grunde richten können, so ist es nöthig, das Tabaksbeet zu bedecken, und sie bloß bei schönem Wetter theils ganz zu öffnen, theils etwas zu lüften. Hierzu bedient man sich entweder der bekannten Strohdecken oder Matten, oder auch der in Oel getränkten Papierfenster. Wird die Erde in dem Tabaksbeete trocken, so muß man sie begießen, welches man fast allemal über den andern Tag vornehmen kann. Findet man Unkraut unter den jungen Pflanzen, so muß solches gehörig ausgejätet werden. Haben die Pflanzen das sechste Blatt erreicht, so schreitet man zum Verpflanzen, wobei man sich nach der Witterung zu richten hat. Am liebsten nimmt man es nach einem sanften Regen vor, wenn die Erde etwas erweicht ist. Kann man aber diesen Zeitpunkt nicht abwarten, und wird man etwa in die Nothwendigkeit versetzt, bei anhaltender Dürre zu verpflanzen, so darf man das Begießen nicht unterlassen. Dieses nimmt man am liebsten vor dem Pflanzen vor; denn die Pflänzchen lassen sich hiernach hübsch andrücken. Begießt man sie dagegen gleich nach dem Verpflanzen, so spült man dadurch die feine Erde von den Wurzeln der Pflanzen ab. Uebrigens muß man aber das Pflanzen nicht unmittelbar nach dem Begießen, sondern eine halbe, oder auch wohl erst eine ganze Stunde darauf vornehmen. In Hinsicht der Weite, in welcher die Pflänzchen von einander stehen müssen, hat man vorzüglich hierbei auf die Beschaffenheit des Bodens Rücksicht zu nehmen. In einem guten Mittelboden kann man sie einen Fuß weit von einander setzen; hat man aber einen guten, und dabei noch stark gedüngten Boden dazu gewählt, so müssen die Pflanzen wenigstens $1\frac{1}{2}$ Fuß von einander zu stehen kommen. — Wenn nun das Verpflanzen vorgenommen werden soll, so macht man sich mit dem sogenannten Zeilenzieher in den vorher durch die Egge gehörig geebneten Boden erst

Linien oder Reifen, Riefen, in welche die Pflänzchen gesetzt werden sollen, damit man eine gleiche Weite behält. Dieses Werkzeug zieht man in gerader Richtung über den Acker, und läßt durch die Zinken die Linien ziehen, in welche die Pflänzchen gesetzt werden sollen. Die Reihen dürfen aber nicht alle gleich weit von einander, sondern sie müssen so gezogen werden, daß zwei zwei Fuß, die nachfolgenden zwei einen oder anderthalb Fuß, die darauf folgenden zwei wieder zwei Fuß, dann die folgenden wieder einen oder anderthalb Fuß ꝛc. von einander kommen. Die zwischen den Reihen entstehenden Zwischenräume werden Bänke oder Gänge genannt, und den zwei Fuß breiten Zwischenraum nennt man die Rutschbank. Hat man nun alle diese Vorbereitungen getroffen, so nimmt man endlich das Verpflanzen selbst vor, welches auf verschiedene Art geschehen kann. Man legt die Pflanzen in eine Mulde oder Wanne, nimmt solche vor sich, macht mit einer leichten Hacke Löcher, steckt die Pflänzchen hinein und drückt sie an. Man kann sich auch statt der Hacke des sogenannten Steckels bedienen, mit welchem man ein Loch in die Erde sticht, die Pflanze hineinsetzt und Erde daran drückt, Es ist sehr nöthig, daß man beim Setzen der Pflanzen die Erde recht genau an die Wurzeln derselben drückt. Nach Verlauf von ungefähr acht bis vierzehn Tagen besucht man die Tabaksplantage, nimmt aber zugleich eine hinlängliche Menge junger Pflanzen, die man auf dem Tabaksbeete zurückgelassen hat, mit, und durchsucht alle Bänke oder Gänge. Findet man nun, daß eine oder die andere abgestorben ist, so zieht man sie heraus und ersetzt sie durch eine andere. Das Ausbessern und Nachsehen muß wenigstens einige Male wiederholt werden. Findet man Unkraut zwischen den Pflanzen, so muß man solches fleißig ausjäten. Nach ungefähr vierzehn Tagen oder drei Wochen nimmt man das Häufeln der Pflanzen vor, welches auf zweierlei Art geschehen

kann. Man zieht nämlich die Erde um jede Pflanze besonders auf, und bildet auf diese Weise ordentliche Häufchen, aus deren Mittelpunkte die Pflanze heraus sieht. Man kann aber auch die Erde der Bänke oder Gänge auf beiden Seiten nach den Pflanzen ziehen, und dadurch ihren Standpunkt erhöhen.

Einzelne Anbauungsarten des Tabaks. Man kennt in Amerika nur vier Arten von Tabak, die man an den Blättern unterscheidet, und Petum, Zungentabak, Amazonentabak und Varinastabak nennt. Die erste Art, der Petum, hat durchgängig Blätter von 24 bis 26 Zoll Länge, und 12 bis 14 Zoll Breite, die wollig, dick, fleischig und von schönem Grün sind, die aber, da sie sehr saftreich sind, beim Trocknen sehr einschrumpfen, und daher nicht so häufig gebauet werden, als die andern Sorten. — Der Zungentabak, welcher wegen der Aehnlichkeit seiner Blätter mit einer Kalbszunge seinen Namen führt, hat beinahe so lange Blätter, als die vorige Art, die aber nicht über 7 bis 8 Zoll breit sind; sie sind dick, zähe, grob und beim Anfühlen weich; sie schrumpfen weniger ein, weil sie nicht so viel Feuchtigkeit haben, als der Petum. Diese Sorte wird meistens in Martinique, Guadeloupe, Marie Galante und St. Christoph gebauet. — Der Amazonentabak hat seinen Namen von dem Amazonenflusse, der Cayenne von Brasilien scheidet, weil der erste Same von daher kam. Das Blatt ist so lang, wie bei jenen Sorten, aber breit und rund am Ende. Das Blatt unterscheidet sich noch besonders dadurch, daß die kleinen Rippen desselben gerade aus der Mitte der großen Rippe nach dem Rande zulaufen, wogegen sie bei den andern Arten dem Umfange des Blattes folgen und krumme Linien bilden. Die Blätter sind fleischig und saftig, aber doch dem Einschrumpfen nicht sehr unterworfen. Frisch riecht dieser Tabak sehr unangenehm, wenn er aber zwölf bis funf-

zehn Monate gelegen hat, erhält er einen ungemein angenehmen Geruch. Man kann aber auch in kürzerer Zeit seinen unangenehmen Geruch mildern, wenn man ihn sieben bis acht Tage schwitzen, und ihn dann wieder ein paar Tage in der Luft trocknen läßt. — Der Varinastabak ist der kleinste von allen. Die Blätter sind selten über 10 Zoll lang, schmal, rauh, runzelig und spitzig, auch wie bei dem Petum, fleischig und saftreich. Sie schrumpfen ebenfalls sehr ein, und bringen daher wenig Vortheil. Er ist indeß von allem gesponnenen Tabake der beste. Den Namen hat dieser Tabak von einem Dorfe an der Küste der Terra firma in Süd-Amerika, am Meerbusen von Venezuela. — Erziehung des Virginischen und Maryländischen Tabaks. Erste Art. Man nehme im Monat März, oder sobald man in die Erde kommen kann, gute frische Gartenerde, die mit einem Spaten herausgestochen wird, und schütte sie auf einen Haufen, damit sie austrockne. Es muß aber solche Erde gewählt werden, die noch niemals im großen Dünger oder in Mistbeeten gewesen ist. Nach dem Herausstechen der Erde wird sie gesiebt, um sie von den Klößen, Steinen und anderm Unrathe zu befreien oder zu reinigen, und dann an dem Orte aufbewahrt, wo die Mistbeete angelegt werden sollen. Zu einem Mistbeete wählt man einen solchen Ort oder Platz im Garten aus, der die Morgen- und völlige Mittagssonne frei hat, und wider die Nordwinde durch Hecken, Scheerwände oder Befriedigungen von alten Brettern oder Buschwerk, oder durch eine Mauer geschützt ist. Zu Ende März lasse man auf diesem Platze die Erde in Form eines länglichen Vierecks und so groß, als man die Mistbeete machen will, ausgraben, ungefähr 2 Fuß tief, und bringe die Erde auf einen andern Ort. In dieser Grube, die unten und auf allen Seiten mit alten Brettern und Bohlen ausgefüttert worden, wird eine Lage, ¼ Elle hoch, von gutem

Pferdemiste oder gutem Schafdünger gelegt, und solcher Fuß vor Fuß festgetreten. Mit einer zweiten Lage, auch von ¼ Elle hoch und von eben demselben Dünger, wird auf eine gleiche Weise verfahren. Man nimmt auch Gerberlohe unter den Pferdemist. Wenn diese Lagen gehörig festgestampft sind, wird die Grube, die mit Mist noch nicht völlig angefüllt ist, auf allen vier Seiten mit Brettern, etwa 2½ Fuß hoch, eingefaßt, und zwar so, daß das Brett gegen die Sonne zu niedriger und abschüssig ist. Damit nun die Bretter, die ungefähr 1¾ Fuß am obersten Ende hervorstehen, nicht ausweichen, werden kleine Pfähle dahin geschlagen, welche es verhüten. Man legt nun auf die vorigen beiden Lagen Dünger noch die dritte, ¼ Elle oder ½ bis ¾ Fuß hoch von gutem Kuhmiste, der ebenfalls festgetreten wird. Auf diese Lage wird die gesiebte Gartenerde ungefähr ½ Fuß gleich hoch geschüttet, und mit einem Rechen gerade gemacht. Nach Verlauf von einigen Tagen wird der Tabaksame in laulichem Wasser vier und zwanzig Stunden lang eingeweicht, dann herausgenommen, in einen kleinen Sack oder Tuch und an einen warmen Ort gelegt, und beständig etwas feucht erhalten. So oft der Same, auch der Sand, trocken wird, taucht man ihn wieder ins Wasser. Bei dem Ofen darf der Sack nicht zu warm werden, sonst schadet es dem Samen. Wenn der Same durchgängig zu keimen anfängt, wird er mit sehr trockner Erde, Asche oder Kreidemehl vermengt, damit er nicht während des Aussäens zu dicht bei einander zu liegen komme, welches auf das zubereitete Mistbeet höchstens zwei kleine Finger tief geschieht, und auf denselben überall ein wenig Sand gesiebt. Das ganze Mistbeet wird mit einer verkehrten Schaufel angeklopft, damit es glatt und eben wird, und der Same sich um so inniger mit der Erde verbindet. Einige mischen aus Vorsicht unter den aufgesprungenen Samen auch noch etwas frischen Samen, damit, wenn die ersten Pflanzen vom

Ungeziefer abgefressen oder sonst zu Grunde gerichtet worden sind, dieser Abgang von dem frischen Samen, der unterdessen Zeit zum Keimen gehabt hat, ersetzt werde. Erhalten sie aber die ersten Pflanzen, so schadet der andere Same doch nichts; denn in diesem Falle kommen die zweiten Pflänzchen nicht auf, sondern sie werden von den ersten erstickt; man kann auch den Samen lieber etwas zu dicht, als zu dünn säen. Diese Mistbeete werden nun mit Stroh oder Schilfmatten zugedeckt. Wählt man Stroh, so wird es damit dünn bestreuet. Die Stroh- oder Schilfdecken werden mit Bindfaden oder starkem groben Garne zusammen gebunden, und so über das Beet gebreitet. Hat ein Tabaksbauer alte abgenutzte Stuben- oder Kammerfenster liegen, oder er kann sonst ohne große Kosten dazu gelangen, so kann er statt der Matten die Fenster wählen, weil diese vor jenen immer den Vorzug haben, und man dadurch früher und sicherer die erforderlichen Tabakspflanzen erhält. Auch schlagen Einige vor Fensterrahmen zu nehmen, die mit starkem mit Leinöl getränktem Papiere versehen werden; allein man will sie doch von der andern Seite nicht empfehlen, weil sie zu vergänglich sind; auch muß man solche, wenn man Hagel oder starke Schlossen befürchtet, doch mit Stroh oder Stroh- oder Schilfmatten bedecken, damit sie darin nicht beschädiget werden; auch muß dieses in jeder Nacht geschehen, da man doch nicht wissen kann, ob die Nacht eben so gut bleiben wird, als es am Tage gewesen ist, oder ob schlechtes Wetter eintreten wird. Diese Decken müssen nun einige Tage unaufgedeckt liegen bleiben, und nur bei warmer Witterung und Sonnenschein am Tage abgenommen, des Nachts hingegen, oder wenn bei Tage Kälte einfällt, wieder darauf gelegt werden. Man muß aber oft nachsehen und die Erde untersuchen, ob solche auch nicht zu warm, oder zu trokken geworden, welches dem Tabakssamen schädlich ist. Findet sich das Erstere, so müssen die Fenster oder Mat-

ten gelüftet, und an der einen Seite einige Finger breit aufgestützt oder nach Befinden wohl gar abgenommen werden; ist aber die Erde auf dem Mistbeete zu trocken geworden, so besprengt man sie, in Ermangelung einer feinen Brause, vorsichtig mit einem in warmes Wasser getauchten Besen. Wenn man vermuthet, daß der Same schon aufgelaufen und herangewachsen ist, so muß man ihn etwas stärker besprengen, jedoch nicht zu viel. Gehen die Pflanzen auf und reichen sie bis an das darauf gestreuete Stroh, so wird dieses rein abgelesen, und die Pflanzen bei warmer Witterung so oft, als sie es bedürfen, jedoch nur immer so, wie von einem Thauregen, befeuchtet; bei ihrem zunehmenden Wachsthume aber stärker begossen. So lange man noch kalte Nächte zu befürchten hat, wird das Beet des Tages nur einmal, und zwar des Morgens gegen neun Uhr begossen; geht es aber gegen das Frühjahr, und werden die Pflanzen etwas größer, so muß man täglich zweimal, nämlich des Morgens und des Abends, sie begießen. Zum Begießen der Pflanzen ist das Regenwasser das allerbeste, und nach demselben weiches Bach- und Flußwasser. Brunnenwasser ist das schlechteste und darf nicht genommen werden. Zur Beförderung des Wachsthums der Pflanzen kann man auch das Mistbeet mit einer Brühe anfeuchten, die aus einer Vermischung von fettem Schaf-, Tauben- und Hühnermist, Ochsenblut und etwas Salpeter in Mistwasser eingeweicht, zubereitet wird. Die auf diese Art erzeugten Pflanzen sollen diejenigen übertreffen, welche auf andern Mistbeeten gewonnen werden, sowohl in der Geschwindigkeit des Wachsthums, als in der Stärke und Güte der Blüten. Man darf auch nur die Mistbeete mit Hühner- und Taubenmist überstreuen, welches gleichfalls den Trieb der Pflanzen sehr befördert. — Das unter den Pflanzen mit aufgehende Unkraut muß sogleich ausgegätet, und die Pflänzchen davon beständig rein gehalten werden, damit sie mehr

Nahrung haben, und nicht darunter ersticken oder am Wachsthume gehindert werden. Dieses Reinigen vom Unkraute muß wenigstens alle acht Tage geschehen. Gemeiniglich wird aber durch Herausreißung des Unkrauts auch die Wurzel der Tabakspflanze zum Theil losgerissen, zum Theil vom Grande oder Sande entblößt, welches der Pflanze nachtheilig ist. Man muß daher, so oft man das Beet gätet, nach dem Ende dieser Arbeit wieder feinen Sand über die Pflanzen hinstreuen, der dann die entblößten Wurzeln wieder bedeckt. Dasselbe muß man auch thun, wenn man die Pflanzen aus dem Mistbeete aushebt, und in das Feld versetzt. Auch giebt es eine Art kleiner Schnecken, die der Tabakspflanzen sehr gefährlich ist. Um solche zu vertreiben, legt man des Abends verschiedene grüne Zweige Hohlunder, der eben zu der Zeit anfängt grün zu werden, auf das Beet. Die Schnecken lieben das junge Hohlunderlaub mehr als die Tabakspflanzen; die Nacht hindurch setzen sie sich auf dieses Laub. Man hebt des Morgens die Hohlunderreiser langsam auf, und zugleich die Schnecken mit. Auch die Maulwürfe sind den Pflanzen sehr gefährlich, deshalb sind auch die mit Seiten- und Bodenbrettern versehenen Mistbeete sehr zu empfehlen. In einigen Ländern hat man statt der Mistbeete, da sie sehr viel Umstände, Mist und Kosten verursachen, sogenannte Tabakskutschen erfunden und eingeführt, wie solche oben, Seite 50 angeführt worden sind. Zu dem dazu empfohlenen Miste kann man noch drei Finger, auch einer Hand breit hoch fetten, mit Holzerde untermengten Mist legen oder ihn damit bedecken, und in denselben den Tabakssamen säen. — Nach einer zweiten Art kann man sich die benöthigten Tabakspflanzen mit leichter Mühe und ohne erhebliche Kosten verschaffen, wenn an jedem Orte eine Gesellschaft Tabaksbauer zusammentritt, und die Mißbeete, worauf sie die nöthigen Pflanzen erziehen wollte, auf gemeinschaftliche Kosten

anlegte. Wenn solche dann auch mit alten oder neuen Fenstern versehen würden, so blieben doch die Kosten auf eines jeden Antheil sehr geringe. Diejenigen dagegen, die den Tabaksbau nur im Kleinen treiben, damit erst Versuche anstellen, und sich nur auf Anpflanzung 20, 30, 40, 50 bis 100 Schock Pflanzen beschränken wollen, oder deren Absicht dahin geht, jährlich nicht mehr Tabak zu bauen, wie sie zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig haben, können mit noch geringerer Mühe und wenigern Kosten, wie in der nachfolgenden dritten Art angezeigt ist, zu ihrem Zwecke gelangen. Was nun die dritte Art betrifft, so schlage man von alten Brettern einen länglichen Kasten zusammen, oder nehme durchgesägte Tonnen, fülle solche bloß mit guter gedüngter Erde an, säe den Tabakssamen auf die vorhin beschriebene Art hinein, setze den Kasten oder die Tonne des Tages bei Sonnenschein und gutem Wetter an die Luft, bringe ihn des Nachts wieder ins Haus an einen warmen Ort, und verfahre mit der Wartung und Behandlung des ausgesäeten Tabakssamen in Allem so, wie vorhin gemeldet worden ist, so wird man sich die benöthigten Pflanzen gleichfalls frühzeitig genug verschaffen können. Auch hier ist es anzurathen, daß die Tabaksbauer ihre ersten Versuche im Kleinen anfangen, weil man dann Alles weit genauer und besser einrichten, pflegen und betreiben kann. Es ist daher weit vortheilhafter, wenn man einen halben oder ganzen Morgen gehörig düngt, zubereitet und mit den Tabakspflanzen besetzt, als wenn man drei, vier oder fünf Morgen damit bepflanzt, und es an dem gehörigen Dünger und der nöthigen Wartung fehlen läßt; denn wenn der Versuch im Kleinen mißglückt, so ist der Schade nicht so groß, und man kann durch wiederholte Versuche im Kleinen am besten die Erdarten kennen lernen, worin der Anbau dieser Pflanze am sichersten und besten glückt, weil die Tabakspflanze den weichsten, möglichst gelocker-

ten und daher auch tiefgehenden, abgewässerten und warmen Boden liebt. — Wenn nun die Tabakspflanzen zum Verpflanzen hinlänglich groß und tauglich sind, welches bei einer guten Wartung und Behandlung schon zu Anfange oder höchstens in der Mitte des Mays geschieht, und die Witterung ist dabei so beschaffen, daß man keine Nachtfröste mehr zu befürchten hat, so werden sie verpflanzt, weil man bei einer frühzeitigen Verpflanzung immer gewinnt; besonders ist dies in gebirgigen Gegenden der Fall, wo der Winter, mithin auch die Kälte, mehr anhaltend ist. Deshalb säet man auch in den Rheingegenden zu Ende des Februars oder zu Anfange des März den Tabakssamen aus. Die ersten Pflanzen, die aus dem besten und kräftigsten Samen hervorkommen können, sind die stärksten, und haben daher auch den besten Trieb zum Wachsthume; sie gelangen zu einer solchen Stärke, daß ihnen die im Monat Junius sich häufig in der Erde erzeugenden schädlichen Würmer keinen besonderen Schaden zufügen und die Wurzeln mit den Herzblättern nicht abfressen können, weil ihnen die zu starken Tabaksstauden vermuthlich schon zu scharf und zu bitter sind; dagegen richten sie an den später gepflanzten in dieser Zeit solche Verwüstungen an, daß die eingehenden Pflanzen immer nachgesetzt und ergänzt werden müssen. Die Blätter der frühen Pflanzen kommen auch eher zur vollkommenen Reife, als die spätern, und weil sie frühzeitiger abgeblattet werden können, so machen sie den Blättern des zweiten Nachwuchses schon zu der Zeit, wenn die große Hitze noch nicht nachgelassen hat, Platz, und diese können daher noch ihre völlige Reife erreichen, und sind nicht der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt, dieses sind die größten Vortheile von der frühern Erzielung der Pflanzen, wozu man die nöthigen Anstalten vorkehren muß, so bald man in die Erde kommen kann, und wobei man den Zweck am besten erreicht, wenn man die

Mistbeete auf die oben beschriebene Art zurichtet. Man muß sich daher von den im Frühjahre einfallenden Nachtfrösten nicht abschrecken lassen; denn so lange die Pflanzen noch in den Mistbeeten sind, so kann der dadurch zu verursachende Schaden durch die Zudeckung verhindert werden, und sind sie schon auf den Acker versetzt, so hat man durch die Erfahrung die Bestätigung erlangt, daß zwar die Blätter der Pflanzen, die ohnedies von keinem Nutzen sind, und gemeiniglich verwelken, vergelben und erfrieren, daß aber auch die rechten Herzblätter, besonders wenn die Pflanzen schon Wurzel geschlagen haben, bald wieder ausschlagen, und die spät gepflanzten an Wachsthum sehr übertreffen.

Beschreibung des Tabaksbaues in Holland und in mehreren Rheingegenden. Zuerst wird das Land, welches mit Taback bepflanzt werden soll, mit altem kurzen Stall- oder Schafmiste gedüngt. Wenn daher ein Tabaksanbauer oder Tabakspflanzer eine neue Plantage, entweder im Garten oder im offenen Felde, anlegen will, so wählt er dazu ein solches Land oder einen solchen Acker, der wenigstens einige Fuß tief reiches und gemischtes Bodenland haben, und gegen Süden der Sonnenwärme ausgesetzt, gegen Norden, Osten und Westen aber, so viel als möglich, gegen Kälte und Winde geschützt seyn muß. Dieses Land wird im vorhergehenden Herbste entweder tief gegraben, oder gepflanzt und geegget, oder auch geharkt. Man macht nun darin erhabene Beete, welche 5 bis 6 Fuß breit seyn können, und jedesmal von Mitternacht gegen Mittag dergestalt in die Länge laufen, daß die Plantage gegen Mittag offen, gegen Norden, Osten und Westen aber, so viel es angeht, befriediget ist. Wenn nun diese Beete zum ersten Male gedüngt und bearbeitet werden sollen, so werden im Herbste 24 bis 30 Fuder guten, so viel als möglich kurzen und verfaulten Stalldünger oder Schafmist auf einen

Morgen von 120 Quadratruthen genommen. Dieser Dünger wird 1 Fuß breit und ¾ Fuß hoch, in der Mitte jedes Beets, der Länge nach, hinausgelegt. Die andern Arbeiter folgen, und graben von den beiden niedrigen Seiten des Beetes einen Spaten tief die Erde aus, und bedecken damit den Mist. Der Frost greift im Winter diese erhabenen Beete an, löset die Erde in allen Theilen auf, wozu der untergelegte, in Gährung übergegangene Dünger das Seinige beiträgt. Man hat bei dieser Behandlung schweren Lehm- und Thonboden in einem Winter sehr mürbe und der Gartenerde fast gleich gemacht. Dergleichen stark gedüngte Aecker oder Felder, wenn die Tabaksstauden oder Stämme im Herbste geharkt, oder auch nur ganz untergegraben oder gepflügt werden, einige Jahre den besten Tabak tragen, ohne ferner gedüngt zu werden. Diese erhabenen Beete, worauf im ersten Frühjahre, wegen des im Herbste untergebrachten Düngers, viel Unkraut zu wachsen pflegt, werden flach um- und das aufgegangene Unkraut untergehackt, damit es den Dünger vermehre. Man harkt überhaupt die Beete im Frühjahre etwas flacher, als sie im Herbste gemacht sind. In den Tiefen zwischen jedem Beete werden im freien Felde zu Ende des Märzmonats Kartoffeln, in eingeschlossenen Gartenländereien im Oktober Winterkohl, etwa 2 bis 2½ Fuß auseinander, gepflanzt. — Die Kartoffeln, welche auf den Tabaksfeldern die dritte Reihe in dem niedrigen Zwischenraume einnehmen, werden in klein gegrabene Löcher gelegt, und im Anfange nur mit wenig Erde bedeckt. Von den erhöheten Beeten fällt bei der Bearbeitung im Frühjahre so viel fette Erde weg, daß die Kartoffeln mehr bedeckt werden und gute Nahrung erhalten; solche werden hernach von der in der Tiefe liegenden Erde behäuft; wenn sie nun ausgeblühet haben, als welches geschieht, ehe der auf dem erhabenen Beete gepflanzte Tabak in die Höhe steigt, so wird das Kartof-

felkraut niedergetreten, damit man zur Bearbeitung des Tabaks diese Zwischenräume durchgehen, und den Tabak beharken und geizen kann. Das Niedertreten des Kartoffelkrautes hindert dem gedeihlichen Wachsthume nicht. Man hat auf einem Morgen im ersten Jahre von der dritten Reihe an, an 24 Scheffel sehr große Kartoffeln geerndtet, und man kann diesen Ertrag in der Folge wohl noch höher bringen. Im Anfange des Märzmonats werden die erhöheten Beete, nachdem sie vorher etwas flach geharkt worden, mit zwei Reihen Tabak solchergestalt bepflanzt, daß drei Pflanzen in beiden Reihen einen Triangel bilden, wie folgende Zeichnung ergiebt:

0 0 0 0 0

0 0 0 0 0 0

sie müssen aber zwei Fuß auseinander gesetzt werden. Die Pflanzen nimmt man aus dem schon oben angeführten Mistbeete, wo sie aus Samen gezogen worden.

Nach der ersten Arbeit oder Bearbeitung des Tabaks beginnt das Auspflanzen der Tabakspflanzen und ihre weitere Bearbeitung. Nach der alten Gewohnheit des Tabaksbaues wurden die Pflänzchen ziemlich dicht zusammengesetzt, also dicht ausgepflanzt, und auf einen Morgen von 120 Quadratruthen wohl einige 20,000 Stück Tabakspflanzen bei einander, in der Hoffnung, dadurch eine reiche Tabakserndte zu erhalten; allein die Ansichten von diesem Baue sind nicht richtig, und daher sind sie auch immer in ihren Hoffnungen getäuscht worden; denn die Erfahrung hat bewiesen, daß dazu nur 6 bis 7000 Stück Tabakspflanzen nöthig waren, um eine weit reichere Erndte bei guter Behandlung und Wartung davon zu ziehen, als bei jener sehr engen und dichten Tabakspflanzung. Zur Verpflanzung der Tabakspflanzen wählt man gern eine Zeit, wo der Himmel Regen verspricht, wenn dieser aber zurück- oder ausbleibt, so müssen die ausgesetzten Tabaks-

pflänzchen mit weichem Wasser begossen werden. Die ausgepflanzten Tabakspflanzen wurzeln in diesen erhöheten Beeten sehr bald. Wenn ihre Blätter eines Fingers lang gewachsen sind, so wird die Pflanze mit der Hand bekrümmt, und die Erde umher ein wenig aufgelockert. Vierzehn Tage oder drei Wochen nachher wird der Tabak folgender Gestalt mit einer leichten Kohlhacke behackt. Man macht erstens in der Mitte des erhabenen Beetes zwischen den beiden Tabaksreihen eine Rille, und zieht die lockere Erde von beiden Seiten an die Tabakspflanzen. In dieser Rille sammelt sich hernach die nöthige Feuchtigkeit zur Befruchtung der Pflanzen. Man hebt die zarten Blätter der Pflanzen mit der linken Hand in die Höhe, hackt mit der rechten Hand die Erde so hoch wie möglich an, und verhütet dadurch, daß keine Erde das Herzblatt der Pflanzen beschüttet. Das Unkraut, welches nachher noch aufgeschlagen ist, wird gleichfalls mit der Hacke weggeschafft, und dann die nächste Kartoffelreihe gereiniget. Wenn nun die Tabakspflanzen die Höhe von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß erreicht haben, so wird die Krone von den Stämmen, welche keinen Samen treiben sollen, ausgebrochen, und jeder Pflanze werden zehn bis zwölf Blätter zur ersten Erndte gelassen. Der Geitz oder die kleinen Nebenausschüsse bei den großen Blättern, auch die folgenden Ausschüsse in der Krone müssen alle acht Tage abgerissen werden, bis die erste Erndte zur völligen Reife gelangt ist. Die Holländer nennen diese Pflanzenausschüsse Diebe, weil sie den Blättern der ersten Erndte die Nahrung entziehen. Alle im Stamme aufsteigenden Säfte dienen daher den daran gelassenen Blättern zum guten Wachsthume und möglichster Ausbreitung. Je dicker das Blatt wird, um so besser und schwerer ist der Tabak, und es ist im Gewichte des trocknen Tabaks einerlei, ob 10, 15 oder 20 Blätter an einem Stamme gelassen und genährt sind. Werden die jungen Pflanzen gleich zu Anfange

des Märzes in die Beete versetzt, wenn nämlich die Witterung zum Wachsthume der Pflanzen zuträglich ist; die Blätter der ersten Erndte gelangen dann im Ausgange des August- oder im Anfange des Septembermonats zur Reife, welches man daran erkennen kann, wenn die untersten Blätter sich gelblich zu färben anfangen, überhaupt schlaff am Stamm werden und sich zur Erde neigen. — Das Versetzen der Pflanzen geschieht, wie schon oben bemerkt worden, so früh als möglich, auch in den Rheinlanden, wo man es auf eine gleiche Weise macht. — In Amersfoort, wo der meiste und beste Tabak in Holland gebauet wird, säet man den Samen in den Monaten Februar und März in eigens dazu gefertigte große Treibkasten oder hölzerne Gefäße, worein man zuerst eine sehr dicke Lage Pferdemist, und dann eine handbreit hoch gut zubereitete Erde thut. Nachdem das Beet geebnet worden, wirft man den Samen hinein, und streuet durch ein Sieb ein wenig Erde darauf, damit sie ganz klar darauf liege und ihn bedecke. Ueber die Beete legt man hölzerne, mit geöltem Papiere bedeckte Rähme, die gewöhnlich 12 Fuß lang und $4\frac{1}{2}$ Fuß breit sind. Man giebt dann den Pflanzen zur gehörigen Zeit Luft, begießt sie, und bestreuet sie mit Taubenmist, welches den Wachsthum derselben sehr befördert, weil der Taubenmist sehr hitzig ist. Während die Pflanzen in diesem Treibbeete wachsen, wird das vom vorigen Jahre noch unbestellt liegende Feld, worein sie gepflanzt werden sollen, zubereitet und abgelegt, das heißt, von jedem Acker wird die Hälfte ab- und umgegraben, und das Erdreich zusammen auf den alten Fußsteig geworfen, wodurch das Feld wieder eben wird; es bleibt nur da, wo die Rabatte gewesen ist, eine kleine Rippe übrig. Zwischen beiden Rippen wird der Mist auf dem Lande zurecht gemacht, und wenn derselbe zertreten ist, umhergestreut, und bei dem Wegnehmen von jenen Rippen mit ein wenig Erde bedeckt.

Man gräbt nun den Platz des alten Ackers aus und wirft ihn mit auf den Mist. Dann wird das übrige Erdreich zwischen den beiden Beeten mit herausgeholt und mit einem langen Spaten geschickt an die Seite des Beetes geworfen, wodurch eine erhöhete Rabatte entsteht, die man einen Acker nennt. Diese Aecker werden durchgehends mit der Furche in der Weite eines Holländischen Wagengeleises angelegt. Sobald die jungen Pflanzen drei oder vier Zoll hoch sind, werden sie auf die Aecker verpflanzt, welches im Mai geschieht. Auf einen Morgen von 600 Rheinländischen Ruthen setzt man 25 bis 26,000 Pflanzen. Wenn später Frost oder große Dürre eintritt, ist es oft nöthig, verdorrte Pflanzen durch neue zu ersetzen. Mit der Hacke werden die Beete sorgfältig vom Unkraute gereiniget; auch werden die Pflanzen zu gleicher Zeit noch behäufelt, damit sie desto besser stehen. Wenn die Pflanzen eine mäßige Höhe erreicht haben, wird die Spitze des Stengels, die Herzkolbe, ausgebrochen, und man muß den Acker oft umgehen, weil die Pflanzen nicht alle gleich groß werden und nicht gleich schnell wachsen, welches Abbrechen man lubben oder verschneiden nennt. Die stärksten Pflanzen, welche man zum Samen behalten will, werden bei dieser Arbeit gezeichnet, und damit sie desto besser wachsen, nimmt man denselben die meisten Blätter, so daß nur drei Zacken daran bleiben. Die neuen Blätter, welche später etwa wieder hervorkommen, werden von Zeit zu Zeit abgepflückt, so wie diejenigen, welche zwischen den Samenknospen sich zeigen. Wenn diese Knospen braun und trocken sind, so werden die Pflanzen abgeschnitten und im Hause oben an der Decke aufgehangen, bis sie ganz dürre sind. Der Same wird dann ausgerieben und aufbewahrt. Die Saatpflanzen wählt man hier gewöhnlich an den Ecken des Beetes aus, weil sie hier dem Winde am wenigsten ausgesetzt, und daher am wenigsten in Gefahr sind, zerknickt zu

werden. Die Tabaksfelder sind gewöhnlich rings umher mit lebendigen Erlenhecken umgeben, besonders an der Westseite, wo man durchgängig die häufigsten und heftigsten Winde hat; daher setzt man an diese Seite immer die stärksten Hecken, die man Windhalter nennt. Zwischen beiden werden noch leichtere breitgeschnittene Hecken, gleichfalls von Erlenholz, gemacht. Diese Zwischenhecken bestehen zuweilen bloß aus Eichenreisern oder Strauchholz, und man pflanzet Bohnen oder Erbsen dabei, welche sich daran aufranken. Alles dieses schützt den Tabak so viel als möglich gegen Wind und Wetter; denn die Pflanze kann eben so wenig scharfen Winden, als Schlossenwettern widerstehen. — Der Tabaksbau in Frankreich, besonders im ehemaligen Guyenne, wird beinahe eben so betrieben, als in Holland, nur in der Behandlung der reifen Blätter bemerkt man hier eine Verschiedenheit. Der Tabak reift zur Zeit der Weinlese. Die Reife der Blätter erkennt man daran, daß sie anfangen gelblich oder marmorirt zu werden, welches gewöhnlich zu Ende des Augusts und während des ganzen Septembers geschieht. Die Blätter werden von Zeit zu Zeit abgeschnitten, mit den Stauden an einen Draht gereihet, und in Packen von zwei bis drei Dutzend gelegt. Die Blätter von der Mitte des Stengels braucht man zu dem Tabake ohne Rippen und läßt sie schwitzen, die übrigen und letzten dienen aber zu dem Tabake mit Rippen, oder als gemeiner Tabak. Man läßt die Stengel am Boden, damit die noch nicht ausgewachsenen Blätter völlig reifen, so daß man oft noch im December Tabak auf dem Felde sieht. Wenn die Blätter gepflückt und aufgereihet sind, hängt man sie in Scheunen oder an andern gegen den Regen geschützten Orten zum Trocknen auf; erst wenn sie dürr sind, werden sie sortirt. Die besten müssen eine schöne dunkelrothe Farbe, wenigstens $1\frac{1}{2}$ Spannen Länge, viel Gummi haben, und recht dick seyn. Die grünlichen, goldgelben und

blassen Blätter werden bloß zum gemeinen Tabak gebraucht. Um den Tabak schwitzen zu lassen, legt man ihn in der Scheune, wo er getrocknet wurde, in Schichten, die von beliebiger Länge und so breit, als die doppelte Länge des Blattes sind, mit den Spitzen oder den Stielen nahe aneinander, ungefähr 3 Fuß hoch, welches die Blätter in die Presse thun heißt. Während sie so übereinander liegen und schwitzen, ist die Hitze so groß, daß wenn man die Hand in die Schicht steckt, sie naß wieder herauszieht. Da sie aber nur bis zu einem gewissen Grade schwitzen müssen, so muß man Sorge tragen, daß sie nicht zu heiß werden und verbrennen. Wenn die dazu bestellten Aufseher dieses merken, nehmen sie die Presse weg, wenden die Packe um, und lassen Luft dazu, worauf man sie wieder übereinander legt, bis sie hinlänglich geschwitzt haben, welches mehr bei feuchtem, als bei trocknem Wetter geschieht. Wenn es regnet werden die Fenster an der Nordseite der Scheunen geöffnet, an der Südseite aber verschlossen. Bei starkem Nordwinde hält man die Fenster zu, weil die Blätter sonst sehr austrocknen würden. Die guten Blätter schwitzen von selbst, wenn sie so in Schichten liegen, die schlechten müssen aber mit Brettern beschwert werden. Bei gutem Wetter ist diese Arbeit in vierzehn Tagen geendiget, bei schlechter Witterung braucht man aber noch einmal so viel Zeit. Wenn man die Hand unter die Blätter steckt, und diese kalt und trocken findet, so ist dieses ein Zeichen, daß sie genug geschwitzt haben. Man läßt sie aber noch eine Zeitlang in diesem Zustande, damit sie sich völlig aller Feuchtigkeit entladen. Blätter, welche man beim Aufheben der Schichten feucht oder verbrannt findet, nimmt man heraus. — In andern Gegenden, namentlich in Schlesien, operirt man wieder etwas anders beim Tabaksbaue. Der Acker wird im Herbste zuvor gedüngt, umgepflügt, und so tief, als es der Acker leidet; er wird dann im Frühjahre wieder

umgepflügt, und dieses Umpflügen wird vor dem Stecken der Pflanze noch einmal wiederholt. Die Pflanzen zieht man in einem Mistbeete, wie oben angeführt worden. Ehe man nun zum Versetzen der Pflanzen schreitet, wird der völlig zubereitete Acker in große Beete, welche wenigstens zwei vollkommene ordinaire Beete breit seyn müssen, eingetheilt, und recht fein und rein geegt. In einigen Gegenden Schlesiens werden die großen Beete Tabaksladen genannt. Die sonst gewöhnliche Art die Tabakspflanzen nur so hin auf den platten Acker zu setzen, wird von vielen Tabakspflanzern verworfen; die Rabatten sollen besser seyn, und sie sollen, je nach der Lage der Aecker, hoch oder tief, von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß hoch aufgeworfen werden, welche von unten 4, und von oben nur $2\frac{1}{2}$ Fuß breit sein müssen, nach dieser Figur:

Dieses dient eines Theils die Pflanzen vor dem Ertrinken zu behüten, andern Theils aber, um bequem daran arbeiten und durchgehen zu können; hauptsächlich aber, daß aller Dünger besser zusammen vermischt werde, und die Hitze der Sonne eine bessere Wirkung dazwischen thun kann. Man muß hierbei die Lage des Ackers beobachten, ob er hoch, oder tief, und gerade von Mittag nach Mitternacht gehe. Die Abhängigkeit, da wo es bergigt ist, müßte immer nach der Mittagsseite herunter ziehen, wo die Strahlen der Mittagssonne gerade in die tiefen Furchen gehen, um die erhabenen Rabatten um so besser erwärmen zu können, als auf einem flachen Acker geschehen kann. Der Acker möge ziehen, wie er will, so müßten die Rabatten immer von Mittag nach Mitternacht angelegt werden. Der Fußsteig bekommt 1 Fuß Breite, und die Rabatten würden alle 80 bis 100 Fuß durch einen $2\frac{1}{2}$ Fuß breiten Querpfad abgeschnitten. Was die Stiege oder Gänge zwischen den Pflanzen quer über solche große Beete betrifft, so richtet

man sich hier nach dem Boden. Ist derselbe an sich gut und fett, oder hinlänglich genug gedüngt, so werden solche zwei Fuß breit gemacht, ist er aber leicht und schlecht, nur 1½ Fuß breit, wonach sich auch die Versetzung der Pflanzen richtet. In gutem Lande kommen sie 1½ Fuß von einander zu stehen, im schlechten dagegen ein Paar Zoll näher zusammen, damit die Blätter genugsam Platz zum Wachsthume, und zu ihrer Ausbreitung mehr Luft haben. An einigen Orten hegt man das nichtige Vorurtheil, daß die Tabakspflanzen dicht an einander gesteckt werden müßten, weil viele Pflänzchen dann auch mehr Blätter geben; allein man erwägt nicht, daß sie in einer solchen Lage keine hinlängliche Nahrung haben können, und daß sie sich unter einander selbst, wenn die Blätter ihre gehörige Größe erreichen, ersticken, und aus allen nur kleine, oder doch, wenn es ja hoch kommt, nur mittelmäßige und dürftige Blätter werden, die auch in der Folge, weil sie zu nahe an einander stehen, nicht ohne Zerbrechung vieler Blätter behackt, noch weniger begeitzt werden können. Wenn nun die Pflanzen das fünfte Blatt getrieben, und so groß als die Salatpflanzen sind, so ist es Zeit sie zu versetzen. Ehe sie jedoch aus dem Pflanzenbeete zum Versetzen gezogen werden, muß man sie vorher gut begießen, damit das Erdreich so locker werde, daß beim Herausziehen derselben etwas Erde an ihren Wurzeln hängen bleibe; sind sie aber zu dicht in einander gewachsen, und die Wurzeln zu sehr verworren, so können solche zusammen in ein Faß mit Wasser gethan, die Erde von den Wurzeln abgesondert, und jeder Stengel mit seinen Wurzeln weggenommen werden. Einer jeden Pflanze wird vor der Versetzung an ihrer langen und geraden Hauptwurzel etwas abgebrochen, damit sie desto mehr Seitenwurzeln und auch mehrere Blätter bekomme. Hierauf wird der Stich auf beiden Seiten der Steige oder Gänge dergestalt gestochen, daß da, wo die Pflanzen zu stehen

kommen sollen, mit der Spate die Erde so tief, als es seyn kann, umgestochen wird, worauf die Löcher zu den Pflanzen mit der Hand in gerader Linie quer über die Beete gemacht, die Pflanzen darein in das Kreuz gesetzt, gerade aufgerichtet, und mit der Erde an und fest gedrückt werden. Es ist kein gutes, obgleich nicht seltenes Verfahren, wenn man nur mit einem spitzigen Stecken, Setzstickel oder Pflanzstock, ein Loch macht, und darein die Pflanzen setzt und oben andrückt; denn dadurch werden die Wurzeln der Pflanzen unten hohl oder ohne Erde stehen, und das andere Erdreich um das Loch, welches durch die Stecken schon zusammen gedrängt worden, bleibt zu hart und fest, daß die Pflanzeu durch dessen Lockerheit keinen Saft erlangen können. Findet man das Erdreich bei der Pflanzung sehr trocken, und macht die Größe der Pflanzen ihre Versetzung unumgänglich nothwendig, vermuthet man auch keine nasse Witterung, so müssen sie gleich nach der Einsetzung begossen werden, ist es aber vom vorher erfolgten Regen naß oder an sich selbst nur noch feucht, so bedarf es des Begießens nicht. Am zuträglichsten ist es daher, wenn die Pflanzung auf solche Weise abgewartet wird, daß bei sehr heißem Sonnenschein die Morgenzeit bis gegen neun Uhr, und Nachmittags erst nach vier Uhr dazu angewendet wird, damit sie nicht bei heißer Mittagswitterung sogleich verwelke. Die Erfahrung hat auch hier gelehrt, daß wenn man die Verpflanzung frühzeitig besorgt, daß sie zu Ende des Monats May oder höchstens bis in die Mitte des Junius vollendet ist, und sich sonst kein Unglücksfall ereignet, man sich eine gute Erndte versprechen kann. Diese Unglücksfälle verursachen besonders starke Unwetter, Gewitter mit Stürmen im Junius, Julius und August, welche die zarten Blätter zerknicken, und selbst mit der Wurzel herausheben. Man soll hier, um solches zu verhüten, nach dem Beispiele der Holländer, um die Rabatten herum eine Hage oder Windab-

halter führen. Hat man ein Feld zum beständigen Tabaksbaue bestimmt, so muß dasselbe ringsherum mit Rüstern oder Ulmen, oder auch nur mit Weidenbäumen dicht besetzt werden, weil sich die rauhen Winde daran brechen; innerhalb aber muß man in gewisser Distanz noch leichtere Hagen von dürrem Holze anlegen, wodurch eine gemäßigte Gartenluft zuwege gebracht wird. Will man nur die Brachfelder zum Tabaksbaue benutzen, so dürfen nur dünne Befriedigungen von Reisholz gemacht werden, woran man Erbsen und Bohnen zieht, damit sie dicht werden. — Sobald nun die Pflanzen auf dem Acker stehen, wo sie zu hohen Stauden heranwachsen und reife Tabaksblätter bringen sollen, darf man sie nicht, gleich dem Getreide, ihrem fernern Schicksale überlassen, sondern man muß seine Beaufsichtigung und fernere Bearbeitung fortsetzen. Wenn die Pflanzen auf dem Acker fortkommen, so thut man wohl, wenn man die beiden untersten Blätter wegnimmt, weil sie zu nichts dienen, sondern die Pflanzen mehr am Wachsthume hindern. Hat man dieses befolgt, so muß man noch auf die fleißige Behackung der Pflanzen bedacht seyn, die um so nöthiger ist, je mehr dadurch das Unkraut gedämpft und das Erdreich locker gemacht wird. Man muß aber das herausgehackte Unkraut zwischen den Pflanzen wegräumen, und es nicht aus Faulheit in den Steigen liegen lassen, da es sonst darin Wurzel faßt und von Neuem in dem lockern Erdreiche mit desto größerem Wachsthume ausschlägt. Nimmt man bei der ersten Behackung wahr, daß einige von den Pflanzen eingehen, so können solche zwar anfangs gleich wieder durch andere ersetzt werden, haben aber die angewurzelten schon zu sehr im Wachsthume zugenommen, so soll es besser seyn, wenn man es unterläßt, weil sie sonst nicht zugleich mit den andern reif werden, die Blätter auch ungleich machen; auch die Anbauer sich überdieß nicht die Mühe geben, solche, als einzelne Stauden, nachzublatten.

Es ist aber möglich, daß sehr viele eingehen, und dadurch große leere Flecke entstehen; in diesem Falle und um den hierzu zubereiteten Acker nicht ganz unbenutzt zu lassen, müssen die Pflanzen nachgesetzt, und unter dem Nachwuchse mit bearbeitet werden. Zeigt sich nach dem ersten Behacken wieder Unkraut, so muß für die Ausrottung desselben aufs Neue gesorgt werden, weil es den Pflanzen zu viel Nahrung entzieht; und damit solches auf keine Weise zu Kräften kommen kann, so ist es nöthig, daß einige Zeit nachher die Behackung zum dritten Male geschieht, welche wiederholte Behackungen nur zu oft und mit Schaden unterlassen werden, eben so das Nachsehen, ungefähr fünf oder sechs Tage nach dem Versetzen, um wo Pflanzen verdorrt sind, sogleich andere an deren Stelle nachzupflanzen, welche dann, wie schon bemerkt, mit den zuerst gepflanzten in gleichen Schritten fortwachsen können. Bei dem letzten Behacken muß zugleich, besonders im fetten, schwarzen oder lehmigen Boden, der bald sehr hart wird, wenn es lange nicht geregnet hat, um jede Pflanze die Erde, wie bei dem Weißkohle zu geschehen pflegt, gehäuft werden, wobei man vorsichtig verfahren und die Blätter nicht beschädigen muß. Wenn die Pflanzen in die Höhe zu schießen anfangen, so müssen sogleich die herauskommenden Samenköpfe oder die Gipfel dergestalt abgebrochen werden, damit die darin zu erzielenden Tabaksstauden nicht mehr Blätter behalten, als die vorhandenen guten und gleich großen Stauden. Auch dieses Köpfen, so nothwendig es auch ist, wird am meisten unterlassen; denn dem größten Theile der Tabakspflanzer geht es nahe, wenn sie gleich, sobald die Samenköpfe hervorkommen, solche abbrechen sollen; sie stehen in dem irrigen Wahne, daß die Stauden zu niedrig und zu unansehnlich sind, und noch nicht Blätter genug haben; sie lassen deshalb die Köpfe so lange fortwachsen, bis noch einige Blätter aus dem Stengel hervorkommen.

Nach dem Unterrichte des Tabaksbaues in den Rheingegenden ist die gewöhnliche Höhe, auf welche man den Tabak schießen läßt, 10, 12, 15 oder 16 Blätter hoch. Man zählt an jeder Pflanze die Blätter vom Boden an, und bei dem 10, 12, 14, 15 oder 16. Blatte bricht man den Kopf der Pflanze ab. In einem guten Jahre kann man die Pflanze zwei oder drei Blätter höher aufschießen lassen, als in einem schlechten. Auch steht das Abköpfen mit der Entfernung, in der man die Pflanzen von einander gesetzt hat, im Verhältnisse. Nur in einem guten Jahre, und wenn die Pflanzen weit von einander gesetzt sind, kann man sie sechzehn Blätter hoch wachsen lassen; in schlechten Jahren dürfte man sie kaum die Höhe von zehn Blättern erreichen lassen; allein bei diesen Grundsätzen möchte man den Zweck, den man bei dem Köpfen zu erreichen sucht, nämlich den bessern Wachsthum der Blätter, wohl nicht erreichen. Die sicherste Regel ist, ihnen die Samenköpfe abzubrechen, sobald sie hervorkommen. Wenn sich an den Stauden zwischen den Blättern wieder Seitenausschößlinge zeigen, die nach dem Abköpfen mit Gewalt hervordringen oder wachsen, und die man Geitz nennt, so müssen solche sogleich aus- und weggebrochen werden; da sie aber sehr bald wieder von Neuem ausschießen, so muß sehr fleißig darauf gesehen werden, daß man die Stauden von dergleichen Geitzblättern und Zweigen beständig rein halte, weil sie den Tabaksblättern die besten öligen Säfte entziehen, und ihnen sowohl an der Erlangung der Größe, als auch der Schwere schädlich sind. Das Geitzen muß zum öftern, und wohl drei- bis viermal vorgenommen werden, ehe die Blätter zur völligen Reife kommen; man darf aber, weder bei dem Abköpfen, noch bei dem Geitzen, des Morgens, wenn es gethaut oder geregnet hat, in dem Tabak herumgehen; denn streift man an ein Blatt, wenn es naß ist, so bekommt es Rostflekken und verdirbt. Auch das Geitzen wird oft sehr ver-

nachlässiget, wie das Köpfen, obgleich eins so nothwendig ist, als das andere, und hat die nämlichen Folgen, so daß man zwar wohl mehrere, aber leider schlechte, kleine, und gar nicht ins Gewicht fallende Blätter gewinnt. In den Königlich Preußischen Landen wurde schon unter dem siebzehnten August 1738, und nachher unterm siebenten August 1743, und besonders in Schlesien unterm einundzwanzigsten December 1751 verboten, den Geitz unter den andern Blättern zu verspinnen, und bei der späterhin eingeführten Tabaksadministration die Geitzblätter gar nicht angenommen, sondern öffentlich verbrannt, und diejenigen, welche solche unter andere Blätter mengten, nach Beschaffenheit der Umstände bestraft, weil man die Geitzblätter für ungesund und schädlich hielt. — Sobald nun die Tabaksblätter an den Stauden zur völligen Reife gelangt sind, welches sich daraus am besten beurtheilen läßt, wenn sich die Spitzen derselben gegen die Enden niedersenken, und sowohl einen starken Geruch von sich geben, als auch gelblich zu werden anfangen, welches im August geschieht, und wozu man gemeiniglich zwölf Wochen nach der Pflanzung für hinlänglich rechnet, so werden sie bei trocknem Wetter und besonders bei Sonnenschein abgeblattet. Man muß diese Arbeit niemals bei regnigtem Wetter vornehmen, weil man dadurch die Fäulniß der Blätter befördert; auch muß man nicht mehr abblatten, als den folgenden Tag darauf geschnürt und aufgehängt werden kann; denn sonst erhitzen sie sich, fangen an zu schwitzen, bekommen dadurch, wenn sie nicht öfters gelüftet und gut in Acht genommen werden, den sogenannten faulen Brand, und man erhält anstatt der guten dunkelbraunen, eine gelbliche, grünliche und schwarz gemischte Farbe. Das Schwitzen ist zwar sehr gut und man sucht es auch dadurch zu befördern, daß man die Blätter mit einem Tuche bedeckt; allein es dürfen doch nicht zu viel auf einander geworfen werden, sondern nur

höchstens zwanzig bis dreißig Stück, die man so auf einander legt, daß die Stiele auswärts kommen. Am besten ist es, wenn die Abblattung nach und nach bewerkstelliget, und mit den untersten Blättern der Anfang gemacht wird, welche Sand- oder Bodenblätter, Erd- oder Halbgut genannt werden. Man erkennt ihre Reife an den hin und wieder entstandenen gelben Punkten und Flecken, und an dem Dürrwerden einiger Theile der Blätter. Die Abblattung der übrigen Blätter selbst geschieht Steigenweise auf beiden Seiten; und weil jeder Steig gemeiniglich so viele Blätter giebt, als die abblattende Person vor sich halten kann, so werden an jedem Ende der Steige die abgeblatteten Blätter auf einen Haufen gelegt, damit die Abblatter, deren Jeder einen Steig blattet, nicht unter einander gehindert, und auch die Blätter unter der Zeit etwas welker und geschmeidiger werden. Diese Haufen werden dann in Gebunde gebunden und zum Aufschnüren geschafft. Den Tabak, welchen man des Vormittags abgeblattet hat, bindet man des Nachmittags zusammen, und fährt ihn erst gegen Abend nach Hause; denn es soll besser seyn, wenn er den Tag hindurch auf dem Felde ein wenig welk wird. Zu Hause legt man die Gebunde neben einander, aber nicht auf einander. In vielen Tabakspflanzungen läßt man die Blätter, aus der ungegründeten Besorgniß, daß sie erfrieren möchten, nicht zur gehörigen Reife kommen; zeigen sich nun an den Stauden einige gelbe Sandblätter, die noch immer eher reif werden, als die andern, so müssen gleich alle übrigen abgeblattet werden, wodurch man einen zweifachen Verlust erleidet; denn erstlich nimmt der Tabak kurz vor der Erndte noch am stärksten an Wachsthume zu, und zweitens ist der zu früh geerndtete Tabak, weil er nicht zeitig ist, kein Kaufmannsgut; man bezahlt ihn viel geringer, als andern, der völlig reif ist. Am Rhein wird die Erndte des Tabaks und deren Anfang ungefähr vierzehn Tage vor Michaelis angesetzt.

Man fängt mit dem Abblatten des Morgens um neun oder zehn Uhr an, da die Blätter auch vom Thaue nicht naß werden dürfen; denn dieser muß völlig abgetrocknet seyn. Da auch der früh einfallende Herbstfrost den Tabaksblättern, und besonders denen von spät gesteckten Pflanzen und dem Nachwuchse sehr schädlich ist, indem sie dadurch schwarz, mürbe und also gänzlich verdorben werden, so müssen die Blätter an dem Tage, an welchem der Frost sie getroffen hat, durchaus nicht abgeblattet werden, weil sie dadurch noch mehr verderben und völlig unbrauchbar werden; man muß solches einige Tage anstehen lassen, damit sie sich, wenn, wie mehrentheils zu geschehen pflegt, auf den Frost oder Reif Sonnenschein folgt, oder die Witterung nicht kalt bleibt, wieder erholen, selbst wieder ausbreiten, trocknen und ausheilen können. Befürchtet man Nachtfröste oder Reife, so ist es besser, wenn man alle Blätter zugleich abbricht. Wenn die Abblattung der ersten Blätter überall vollendet ist, so muß aller Fleiß wieder auf den zweiten Blätterwuchs aus den Stauden angewendet werden; denn die Erfahrung bestätiget, daß wenn besonders ein etwas später und warmer Herbst eintrifft, dieser Nachwuchs wieder so viele und gute Blätter bringt, daß dadurch die angewendete Mühe, die nur einige Wochen dauert, und keine neue Bestellung des Ackers erfordert, reichlich belohnt wird. In Amerika wird die Tabaksstaude nach der ersten Abblattung noch zweimal, und also dreifach genutzt, welches in heißen Ländern wohl angeht, auch in mittelmäßig warmen Ländern, besonders bei früher Pflanzung, wo der erste Nachwuchs thunlich ist; in kältern und gebirgigen Gegenden darf man aber an den Nachwuchs nicht denken; denn er erfriert gewiß. Der Nachwuchs kann auf eine doppelte Art bewirkt werden. Man schneidet gleich nach der ersten Abblattung die ganzen Tabaksstengel zwei Finger hoch über der Erde ab, und bearbeitet die daraus häufig wieder hervorwach-

senden Blätter auf die nämliche Weise, wie bei der ersten Pflanze geschehen ist. Es geht aber hiermit etwas langsam zu, und es ist möglich, daß die Blätter entweder gar nicht reif werden, oder daß sie bei einfallender früher Herbstkälte leicht erfrieren; obgleich die Blätter des Nachwuchses nicht so weichlich, wie die erstern, und also an sich selbst von härterer Natur sind, daß ihnen die Kälte nicht so sehr schadet. Nach einigen Oekonomen soll aber zu befürchten stehen, daß der Nachwuchs selbst den Acker zu sehr aussaugen dürfte, und diese Besorgung ist vielleicht die Ursache, warum man in den mehrsten Deutschen Ländern auf den Nachwuchs wenig oder gar nicht bedacht ist. Man muß aber auch bei Unterlassung desselben die Tabaksstengel gleich nach der Abblattung, und so lange sie noch feucht sind, ausziehen oder unterpflügen, und sie, wenn der Acker nicht gleich gebraucht wird, mit ihren Geitzblättern nicht stehen und so lange wachsen lassen, bis sie im Winter erfrieren; denn dadurch wird der Acker ebenfalls ausgezehrt. Aus dieser Ursache ziehen einige Tabaksbauer folgende Art vor. Man läßt nämlich gleich nach der ersten Abblattung an jedem Stengel die größten ausgeschossenen Geitzzweige, deren immer welche vorhanden sind, mit ihren gleich großen Blättern fortwachsen, bricht ihnen sowohl die Köpfe, als die andern herauskommenden Nebenschößlinge und kleinen Blätter ab, begießt sie ferner, und verfährt mit ihnen eben so, wie mit den Stauden der ersten Pflanzen. Bei dieser Bearbeitung äußert sich der große Vortheil, daß nicht nur diese Blätter, die schon einmal da, und in vollem Wachsthum sind, viel geschwinder zur Vollkommenheit kommen, als diejenigen, welche erst aus den abgeschnittenen Stengeln, und folglich erst aus den Wurzeln hervorwachsen müssen, sondern diese Blätter bleiben auch kein Geitz mehr, sondern werden durch Abköpfen und Geitzen zu guten und brauchbaren Blättern. Wenn nun diese Nachwuchsblätter reif

und auch wieder abgeblattet sind, wozu etwa sechs Wochen Zeit erfordert wird, so muß man alle Tabaksstengel entweder mit der Wurzel ausziehen, weil sie sonst den Acker aussaugen, oder sie mit unterpflügen.

Der Tabaksbau nach Art der Indianer. Die Methode, den Tabak in gemachte Erdhaufen zu pflanzen, haben wir von den Indianern gelernt. Wenn in Indien, und vorzüglich auf den Antillen, im Herbste die Aecker zum Tabaksbaue gehörig vorbereitet sind, so zieht man eine Gartenschnur queer oder der Länge nach über den Acker. An diese Linie steckt der Indianer in einer Entfernung von 3 Fuß (hier nimmt man aber nur $1\frac{1}{2}$ Fuß) hölzerne Stäbe, von 2 Fuß in die Erde. Hiernächst mißt man seitwärts in Indien wieder 3 Fuß (hier $2\frac{1}{2}$ Fuß) ab, und dehnt die Gartenlinie von Neuem zwischen diesen beiden äußersten Punkten aus, worauf die hölzernen Stäbe wieder in der obigen Entfernung solchergestalt in die Linie ausgesteckt werden, daß die Stäbe einen Triangel, wie folgende Abbildung zeigt, bilden.

```
    0   0   0   0
  0   0   0   0   0
    0   0   0   0
```

Wenn zwei Reihen Stäbe ausgesteckt sind, so werden in der ersten Reihe Arbeiter angestellt, welche mit einer Kohlhacke um jeden Stab einen Erdhaufen von $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch machen, Mist und Erde unter einander hacken, und jenen, so viel, als möglich, bedecken. Das Unkraut, die Wurzeln und Quecken werden ausgelesen, und die Erde in Haufen, so viel, als möglich, gelockert. Hernach werden die Stäbe zum weitern Gebrauche in den folgenden Reihen ausgezogen. Es wird nun mit der Hand oben in dem Haufen eine Höhlung gemacht, worin sich die Winterfeuchtigkeit sammeln, und die Erde noch mehr befeuchten kann, und also der Frost einen solchen erhöheten Erdhaufen in seine feinsten Theile auflöst und mög-

lichst locker macht. Mit dem Anfange des Mays, wenn die Tabakspflanzen so weit herangewachsen sind, daß sie ausgepflanzt werden können, wird das aus dem Dünger aufgewachsene Unkraut von dem gemachten Haufen weggenommen, und die Höhlung in der Spitze des Tabakshügels mit der Hand erweitert, daß sie die Gestalt, wie eine halbe Hohlkugel erhält, zugleich wird die junge Tabakspflanze in die Mitte dieses kleinen Erdbeckens in ein Loch gesetzt, welches man in den lokkern Haufen mit einem Finger machen kann, und nach dieser Pflanzung schützt sie dann der aufstehende Rand dieser Höhlung vor dem kalten Frühjahrswinde, und wie man aus der Erfahrung weiß, vor ziemlich starken Nachtfrösten, wenn sonst die Pflanzen gegen Osten, Norden und Westen etwas eingeschlossen sind. Da nun die Erde oben im Haufen nach und nach wieder zusammen fällt, und dadurch die halbe Hohlkugel behäuft, so kann auch die junge Tabakspflanze aus dieser kleinen Vertiefung herauswachsen, und sich sehr stark und geschwind ausbreiten, weil die Sonnenstrahlen den Erdhaufen von allen Seiten durchdringend erwärmen, die Wurzeln der Pflanzen lockere Erde im Haufen finden, und sich also leicht darin verbreiten können. Diese Art des Tabaksbaues ist draußen im Felde, wo man das Land nicht beständig mit Tabak bepflanzen will, am brauchbarsten. Das Land wird dadurch weit besser gereiniget und gelockert, als wenn man um Ostern in flach geflügtes Land frischen Dünger unterackert. Die Indianische Art die Haufen im Herbste zu machen, erfordert weniger beschwerliche Arbeit, als das Behacken der Tabakspflanzen im Sommer, wenn der Boden beinahe felsenhart getrocknet ist. Man kann auch bei dem Indianischen Tabaksbaue mit dem dritten Theile von Tabakspflanzen gegen die alte Gewohnheit ausreichen, und dadurch die Arbeit sehr vermindern, welches durch die Indianischen Tabakshügel geschieht; denn es wird nach

dieser Art kaum der dritte Theil Pflanzen, und also ungefähr 5 bis 6000 Stück auf einen Morgen von 120 Quadratruthen gegen die bisherige gewöhnliche Anzahl Tabakspflanzen ausgepflanzt; es wird also, wie natürlich, die Arbeit nicht nur dadurch erleichtert, sondern auch die Tabakspflanzen dergestalt zur Reife und Vollkommenheit gebracht, daß der Ertrag der wenigen Tabakspflanzen dennoch einen merklichen Vorzug an Güte und Gewicht vor jenen erhält. Bei dem Tabakspflanzenbaue gilt diejenige Regel, die beim Gartenbaue, und zwar bei den Weißkohlpflanzen, schon längst bekannt ist, daß es nämlich nicht möglich seyn würde, große und vollständige weiße Kohlköpfe zu ziehen, wenn man die Kohlpflanzen vor und nach Johannis in feste Erde, die kaum ⅓ Fuß tief gelockert worden, solchergestalt pflanzen wollte, daß jede Pflanze nur einen Fuß weit von der andern entfernt wäre. Die Bearbeitung und Düngung des Landes im Herbste, welches jedoch mit wenigerem Nutzen auch noch vor Ostern geschehen kann, wenn das Land noch düngerreich ist, oder kurzer, verfaulter Dünger angeschafft werden kann, hat auch noch den Vortheil, daß die im Frühjahre ausgesetzten Tabakspflanzen besser anwurzeln, und in der mürben Erde geschwinder fortwachsen; dagegen diejenigen, welche auf frischen Dünger gepflanzt sind, an der Wurzel leicht verderben oder doch um einige Wochen im Wachsthume zurück gehalten werden; nicht zu gedenken, wie viel das Land durch die Zubereitung der Indianischen Tabakshügel in Zukunft für die folgende Kornerndte gegen die bisherige Kultur gewinnt. Ob nun gleich der Tabaksbau auf Indianische Art empfehlenswerther ist, und vor der Bauart, wo die Tabakspflanzen sehr dicht und enge gesetzt werden, den Vorzug behält, so ist doch die vorher beschriebene Behandlung des Tabaksbaues auf Holländische und Virginische Weise, in verschiedener Hinsicht von größerem Nutzen, weil man die jährlich abge-

blatteten starken Tabaksstämme mit den Wurzeln bequem unterackern, und als einen vortrefflichen Dünger zur folgenden Erndte dergestalt nutzen kann, daß die Tabakserndten im zweiten, dritten und folgenden Jahren immer besser gerathen. Die weitere Behandlung dieses Tabaksbaues geschieht gleichfalls auf die angezeigte Holländische und Amerikanische Art. — Auch auf Brachfeldern, wie auch schon oben angezeigt worden, baut man Tabak, und solches alle drei Jahre abwechselnd, wenn nämlich diese Felder im Herbste tief gepflügt, gegraben und geegget sind. Ein Morgen von 120 Quadratruthen wird mit 6 bis 8 Fuder alten Stalldünger gedüngt, und dieser untergepflügt oder gegraben; der Acker im Frühjahre mit einem doppelten Hürdenschlage belegt, und wieder gut gepflügt oder gegraben und geegget. Auf einem solchen Acker wird zuerst Tabak, nachher Rocken oder Weizen, nach Beschaffenheit des Bodens, auch wohl Stoppelrocken oder Gerste und Hafer, gebauet, und nach dieser Erndte wird der Acker wieder ein Brachacker. Mit dem Tabaksbaue auf diesen Brachfeldern wird eben so verfahren, wie oben bei der Holländischen Art gezeigt worden ist. Man kann auch Tabak und Weißkohl in großen Gärten abwechselnd bauen, es müssen darin aber keine Obstbäume stehen. Dergleichen Gärten müssen tief gegraben und stark gedüngt, auch darauf ein Jahr um das andere Tabak und Weißkohl gebauet werden. Der Tabak, welchen man in solchen Gärten bauet, wird auf dieselbe Art bearbeitet, wie vorhin beschrieben worden. — Weil auf die Güte des Tabakssamens bei dem Tabaksbaue viel ankommt, der ächte Samen aber theils theuer zu stehen kommt, theils auch wohl gar nicht zu bekommen ist, und selten durchgängig ächt, sondern gemeiniglich alt, verlegen, mit schlechten Arten, und öfters mit Geitzsamen vermischt ist, so ist es auch sehr nöthig, daß der Tabaksbauer selbst auf die Erzeugung eines guten Tabakssamens be-

dacht ist. Um nun dergleichen Samen zu gewinnen, so sucht man von den besten Arten diejenigen Tabaksstauden, die große, starke und dicke Blätter haben, in solcher Anzahl aus, als man Samen zu gewinnen gedenkt, und zum Anpflanzen nöthig zu haben glaubt, wobei es jedoch besser ist, lieber zu viel, als zu wenig hierzu zu erwählen, weil sie, wegen des vielleicht zu früh einfallenden Frostes, nicht alle zur völligen Reife kommen. Die ausgesuchten Stauden werden nicht, wie die andern, abgeköpft, sondern zum freien Ausschuß gelassen. Viele Tabaksbauer pflanzen sich so viel, als sie zum Samen gebrauchen, in den Gärten, welches nicht übel gethan ist. Man lasse diesen Stauden aber nicht mehrere Blätter, als vorhanden sind, wenn zuerst der Kopf herauskommt. Man sehe sorgfältig darauf, daß die kleinen neu hervorkommenden Blätter und Geitzausschößlinge an den Stengeln hinauf bis zur Krone, die mit den Samenköpfen nur die Größe eines Thalerstückes haben muß, abgebrochen werden, damit alle Kraft in den wenigen Samen hineingehen kann; denn der andere aus mehreren Zweigen auf einem Stengel oder Stamme erzeugte Same rührt vom Geitze her, und macht den guten Samen nicht nur schwach, sondern auch, wenn er darunter vermengt ist, schlecht. Der gute Same muß, wenn man gleich die Blätter abblattet, nicht eher abgenommen werden, bis er vollkommen reif wird, welches aus der braunen Farbe der Körner zu erkennen ist, die sie erst nach Michaelis erlangen. Wenn man in Gefahr ist, daß die Samenstauden auf dem Felde geraubt werden, welches jedoch bei einer guten Aufsicht vom Feldhüter nicht geduldet wird, oder sie sind auf dem Acker hinderlich, den man mit Frucht besamen will, so reiße man sie aus, wie es am Rhein geschieht, und stelle sie zu Hause mit der Wurzel in die Pfütze des Mistloches, doch so, daß sie irgendwo an einer Mauer oder Wand anliegen. Der Samenkopf soll da seine völlige Reife erhalten. Dann

werden von jeder Staude die Büschel mit den Samenköpfen abgeschnitten, zusammengebunden, und auf einem luftigen Boden zum völligen Austrocknen gehängt; dann ausgerieben, und endlich von der Spreu und andern Unreinigkeiten völlig rein gemacht. Der aus Amerika und Virginien kommende Samen, der große lange Blätter hervorbringt, wird im ersten Jahre auch in Frucht- oder Gewächshäusern in Schlesien nicht reif; wenn dieser Same also zur Erzeugung von Tabakpflanzen angewendet werden soll, so muß man die dazu bestimmten Stauden in Blumentöpfe setzen, und solche bei eintretender kalter Herbstwitterung mit ihren unreifen Samenköpfen in solche Behältnisse bringen, wo die Gewächse von der Kälte keinen Schaden nehmen können. Man wird zwar finden, daß die Samenköpfe abfallen und die Stengel selbst nach und nach verwelken; allein das Gewächs schlägt gegen das Frühjahr unten am Stamme wieder aus, und fängt an neue Stengel zu treiben. Wenn man es dann mäßig begießt, allmählig an die Luft gewöhnt, und es bei warmer Witterung unter freiem Himmel stehen läßt, so blühet solches schon im Monat May, und giebt viel reifen Samen. In den folgenden Jahren kommt der auf diese Art erzeugte Samen, wie der andere, zur Reife, weil er sich schon nach dem neuen Klima des Landes eingeartet hat. Der herzförmige Virginische ist dagegen nicht so weichlich, sondern kommt unter dem Deutschen Himmelsstriche eher als jede andere Art von Tabak zur Reife. Im Falle man wahrnehmen sollte, daß sich an einem oder dem andern Orte der gute Same mit der Zeit wegen des Erdreiches ausartet, so ist kein anderes Mittel, als daß man wieder guten Samen anders woher kommen läßt. Dieser ausgeartete Same ist indessen nicht ganz nutzlos. Man kann daraus entweder ein gutes Oel schlagen, welches eben so gut, als Rübsenöl brennt, und weniger dampft, als dieses, oder man macht daraus, wie auch aus allen

schlechten und unbrauchbaren Tabaksblättern und Müll eine Lauge, die, wenn das Vieh damit gewaschen wird, dazu vorzüglich dient, es von allem Ungeziefer gänzlich zu befreien. Hat man Gelegenheit, beständig mit ächtem, frischem und reinem Samen versehen zu werden, so daß man sich darauf sicher verlassen kann, so thut man wohl, wenn man alle Jahre frischen Amerikanischen Samen erwählt, und die eigene Erziehung des Samens aufgiebt.

Behandlung des Tabaks, nachdem er vom Felde gekommen. Sobald der Tabak vom Felde oder aus den Tabaksplantagen nach Hause gefahren worden, so wird er in Bunde oder Gebunde gebunden, dann eingeschnürt und aufgehängt. Länger als zweimal vier und zwanzig Stunden darf man denselben nicht zu Hause lassen, bis man ihn aufhängt. Man darf also nur so viele Blätter mit einem Male abblatten, als man in zwei Tagen anschnüren und aufhängen kann. Läßt man ihn länger als zwei Tage gebunden liegen, so trocknen die Blätter nicht gut, sondern schwitzen, gähren und faulen zuletzt, bekommen auch niemals eine schöne braune, sondern eine schlechte grünliche und gelbliche Farbe, und sind kein Handelsprodukt, wenigstens kein Kaufmannsgut. Einige Tabaksbauer lassen die Blätter auch drei, vier bis fünf Tage lang in der Tabaksscheuer, in Haufen schichtweise aufeinander gebracht, liegen, um dadurch die erste Fermentation zu veranlassen; indessen muß auf das Brennen in diesen Haufen genau geachtet werden, um eine zu große Hitze, welche durch eine Fäulung entstehen könnte, zu verhüten; daher möchte die vorher angegebene kürzere Zeit wohl vorzuziehen seyn. Bei der Arbeit selbst kann man Erwachsene und Knaben beschäftigen, jedoch muß man auf Letztere sehen, daß sie ihre Arbeit gehörig verrichten; indem sich Jeder der Arbeiter setzen und ein Bündel der Tabaksblätter auf seinen Schooß nehmen muß, um mit einem kleinen Mes-

ser oder einer dazu bestimmten Nadel, einer Art Packnadel, in die mittelste Rippe dicht am Ende ein Loch zu machen. Während dieser Arbeit muß er Acht haben, ob die Blätter alle ganz und unbeschädiget sind. Ein Jeder macht daher zwei Sorten, nämlich vollkommen guten und Ausschußtabak, welche dann auch auf zwei besondern Plätzen in den Scheuern aufgestellt werden, und solches in zwei großen viereckigen Becten, mit der Spitze in die Höhe, damit sie schwitzen und gelb werden. Die großen Blätter, welche sehr dicke Rippen haben, werden auf Bretter gelegt und das dicke Ende der Rippe auf eine halbe Elle lang mit einem Messer gespalten. Das Blatt wird nämlich hier so hingelegt, daß die platte Seite oben kommt und durchgeschnitten werden kann. Man schiebt dann die gespaltenen Blätter, die bis auf zwei Zoll am Ende zum Aufhängen unaufgeschnitten bleiben, vermittelst der gemachten Oeffnung auf die tannenen Stangen oder Schechte in einem luftigen Trockenhause. Eine zweite Art des Aufhängens geschieht durch das Anschnüren. Zur Anschnürung der Blätter werden dünne, aus Eisen oder Messing gemachte Schnürnadeln, die einen Fuß lang sind, genommen; die Schnüre dagegen entweder aus grob gesponnenem Garne, oder aus dünnem Bindfaden gemacht, und nach der Länge des Orts, wo der Tabak aufgehängt werden soll, abgemessen. Man sticht mit der Nadel durch den Stiel des Blattes, und so oft man sechs oder acht Blätter in die Nadel gefaßt hat, streift man solche auf die Schnur fort. Bei dem Einfassen muß immer einerlei Seite auswendig bleiben, wenn man daher bei dem ersten Blatte, welches man anschnürt, die Rippe auswendig läßt, so müssen auf der Schnur die Rippen aller Blätter auswendig bleiben. Auch müssen die Blätter auf der Schnur nicht zu dicht an einander kommen und sich pressen, weil sie sonst, zumal wenn ihre Rippen noch naß und feucht sind, den Brand

bekommen, der sehr um sich greift, indem ein Blatt das andere ansteckt, so daß öfters sehr viele auf den Hängen, wenn nicht darnach gesehen wird, und die schadhaften heraus genommen werden, verfault von den Schnüren herunter fallen und zu Müll werden. Dasselbe erfolgt auch, wenn die Nägel, woran die Schnüre mit den Blättern zu hängen kommen, zu nahe übereinander geschlagen werden; denn eigentlich muß der Tabak so hängen, daß kein Blatt das andere berührt. An diesem nicht unbedeutenden Fehler, den viele Anbauer begehen, ist sowohl eine unzeitige Ersparung des Platzes und des groben Garnes, als auch der Lohn der Schnürer, der ihnen an einigen Orten nach den Mandeln der Schüre bezahlt wird, am meisten Schuld. Das Aufschnüren der Blätter ist eine Arbeit, die mehr angenehm, als mühsam ist, und woran auch Kinder helfen können. Einige Tabaksbauer verwerfen das Anreihen und Anschnüren der Blätter mit Bindfaden, und wollen, daß man solche, nach dem Beispiele der Amerikaner und Holländer, auf $4\frac{1}{2}$ Fuß lange, hölzerne, glatte, und nicht zu dicke Ruthen anstecken und aufhängen soll, da es geschwinder geht und man dabei den Bindfaden erspart. Man thut recht, wenn man den frisch aufgeschnürten Tabak bei schönem Wetter erst an die Außenseite des Hauses oder an sonst einem Orte aufhängt, wo er in Zeit von einigen Tagen ganz abwelkt, und dann wird er auf dem Boden oder in der Scheuer, oder auch, wie in Holland, in besonderen Trockenhäusern, dergestalt aufgehängt, daß die Nägel, woran die Schnüre gehängt werden, wenigstens 6 Zoll oder einen guten halben Fuß über- und auseinander sind, damit sie allenthalben frei hängen, und nicht zusammen kleben. Die Behältnisse der Hängen müssen von der Beschaffenheit seyn, daß durch solche vermittelst der Luken oder anderer Luftlöcher, die aber bei nasser Witterung wieder zugemacht oder verstopft werden können, die Luft frei durchstreichen kann. Nun muß öfters nachge-

sehen werden, ob die Blätter an den Schnüren auf der Hänge zusammen kleben, und wenn sich solches findet, muß man sie sogleich durch einen an eine Stange gebundenen Flederwisch auseinander machen. Nach einigen Anweisungen soll man den Tabak zweimal, nämlich gleich anfangs nach dem Aufhängen, und dann, wenn er vierzehn Tage gehangen hat, bei zugemachten Läden und Thüren, durch angesteckes Holz, welches einen wohlriechenden Rauch giebt, wie z. B. Wachholderholz, stark beräuchern. Dieses Räuchern soll den Tabak vor dem Schimmel und der darauf folgenden Fäulniß bewahren, das Trocknen befördern, und die Rauheit und den schlechten Tabaksgeist zerstören, und daher das beste Bewahrungsmittel gegen die Entzündung des Tabaks seyn. Nie soll das Räuchern öfters, als zweimal geschehen, weil sonst der Tabak einen solchen Geruch nicht wieder verliert. Das Spalten der Rippen der großen Blätter von der ersten Erndte soll durchaus nothwendig seyn, weil es die Fäulniß des Tabaks verhütet, und weil die Blätter in einem Jahre nicht austrocknen würden, wenn man sie auf die gewöhnliche Art auf Schnüre ziehen, und zum Trocknen aufhängen wollte. Ferner gehen durch das Aufspalten der Rippen, welches man auch Verbluten nennt, die scharfen, einen unangenehmen Geschmack und Geruch veranlassenden widrigen Theile verloren. Die Blätter, die von den Rippen ferner keinen Zufluß erhalten, trocknen geschwinder und werden zum Gebrauche in den Fabriken früher brauchbar. Auch erhält man ganze Fässer aus Holland und Indien, in denen die starken Rippen der Blätter, wie es der Augenschein öfters ergiebt, auf eine ähnliche Art gespalten und getrocknet sind. In andern Fässern, die dadurch einen höheren Werth erhalten, sind die Rippen schon gänzlich herausgerissen; auch werden in den Fabriken die Rippen von allen feinen Tabaksorten von den Blättern abgesondert und zurückgelegt.

— Die Blätter bleiben nun auf den Hängen, bis sie völlig trocken sind, welches man daran gewahr wird, wenn sich die Rippen der Blätter brechen lassen und Letztere braun werden. Länger dürfen sie nicht auf den Hängen hängen bleiben, weil sie sonst von der scharfen Luft, von starkem Winde, und von großer Kälte zu sehr austrocknen, und dadurch ihres natürlichen Oels zugleich verlustig gehen. Man nimmt sie am besten bei neblichter Witterung, die in den Monaten November und December nie ausbleibt, ab, und diese Jahreszeit ist dazu am dienlichsten, weil die Blätter weder zu naß, noch zu feucht, sondern unbiegsam und so welk werden, daß wenn man sie mit der Hand zusammendrückt, sie sich selbst nach dem Loslassen wieder auseinander dehnen. Bei dem Abnehmen beobachtet man die nämliche Ordnung, wie beim Aufhängen geschehen ist. Man fängt bei dem Sand- und Erdgute an, nimmt dann den Ausschuß und zuletzt den besten Tabak ab. Nach geschehener Abnehmung legt man sie nach jeder Sorte besonders entweder in große Haufen schnurweise, oder recht egal Blatt auf Blatt, und zwar ebenfalls schnurweise in Gebünde gebunden, bis zur Ablieferung an die Käufer oder Fabriken, und in solche Behältnisse, die nicht dumpfig, aber zugleich auch so beschaffen sind, daß kein Regen, Schnee oder andere Feuchtigkeiten eindringen können. Man muß den Haufen mehrere Male nachsehen, und die Bunde umkehren, auch, wenn es nöthig ist, sie aufmachen und nach einiger Zeit wieder zubinden. Man legt die Haufen oder die Bunde in ein gedieltes Zimmer, oder auf den Boden, oder in eine mit Stroh belegte Scheuertenne. Mehr als drei Bunde darf man anfangs nicht auf einander legen; läßt man den Tabak so liegen, so wird er warm und verfault, man muß ihn daher alle drei oder vier Tage umwenden und umsetzen. Fährt man mit diesem Geschäfte sechs bis acht Wochen fort, so kann man ihn dann in einem reinen Zimmer oder

an sonst einem Orte, der aber kein Keller und nicht feucht seyn darf, so hoch auf einander legen, als man will, und ihn da bis zum Verkaufe ruhig liegen lassen. Es ist besser, wenn man den Tabak gleich nach dem Winter im Monat März, wie die Amerikaner, in Fässer von 7 bis 10 Centner einpackt, weil er sich in Fässern nicht allein auf die beste Art äußerlich conservirt, weil er nicht hin und her geschmissen wird, wie in Bunden oder Büscheln, sondern auch seine innere Qualität und Haupttugend auf diese Weise so verbessert, daß er fast nicht mehr für denselben Tabak gehalten wird, indem er viel von seiner Roheit verloren hat, wenn man ihn nach einigen Jahren aus den Fässern herausnimmt; je länger er in denselben liegen bleiben kann, um so besser wird er. Diese Fässer sind 5 Fuß hoch und $2\frac{1}{2}$ Fuß weit zu 10 Ctr. Taback. Sie brauchen nicht wasserdicht zu seyn, sondern es ist genug, wenn die Dauben nur so an einander schließen, daß man nicht mit den Fingern dazwischen kann; sie brauchen auch nicht mehr als neun Reifen, nämlich drei unten, drei in der Mitte und drei oben; der Boden, wie auch der Deckel, werden auch mit einem besondern Reif versehen; der unterste derselben wird mit starken Nägeln versehen. Die Büschel werden in der Rundung des Fasses schichtweise, die Blätter immer einwärts, und die Köpfe auswärts um den Rand herum gepackt und fest zusammengedrückt. Wenn das Faß 1 Fuß hoch gepackt ist, so legt man einen dreizölligen, von Eichenholz besonders dazu verfertigten Deckel auf den Tabak, worauf denn der Packer tritt und springt, bis sich der Taback genugsam zusammengedrückt hat, dann verfährt man wieder wie zuvor. Wenn das beste Gut eingepackt ist, so fängt man beim Ausschuß an und endiget mit dem halben Gute; man schlägt dann das Faß zu, und kann es auf diese Weise transportiren, wohin man will. Wer eine Presse hat, kann das Einpacken noch besser unter derselben bewerkstelligen.

Die Weinpressen können dabei die besten Dienste verrichten, und wo diese fehlen, da würde es einer Land- oder Dorfgemeinde, die sich mit dem Tabaksbaue beschäftiget, wenige Kosten verursachen, um sich eine solche zu diesem Behufe gemeinschaftlich anzuschaffen. Derjenige Arbeiter, der das Einpacken in die Fässer besorgt, steigt hinein und läßt sich von einem andern die Büschel zureichen. Das Benageln des untersten Bodens vom Fasse geschieht daher, weil das Faß bei jedesmaliger Oeffnung, um eine Probe herauszunehmen, umgestürzt und von dem Tabake in die Höhe und abgezogen wird, damit es hier einen Halt behält; denn oft fallen beim Stürzen desselben die Reifen oder Bänder ab, der letzte davon ausgenommen. Man stürzt nach genommener Probe das Faß wieder darüber, schnürt es mit einem Stricke zusammen, daß es hält, und überschlägt es mit dem Tabake über ein Stück Holz, daß es wieder auf den Boden zu stehen kommt; dann werden die Reifen und der Deckel auf eine leichte Art wieder befestiget. Auch hält man es sowohl für die Käufer, als Verkäufer des Tabaks von Nutzen, wenn an jedem Orte von Obrigkeitswegen die Fässer gebrannt, und dadurch die Güte des Tabaks und Orts erkannt würde.

Was bei der Einrichtung der Trockenhäuser, Scheunen und Böden zu beobachten ist. Auf eine gute Trocknung des Tabaks kommt Alles an; denn sind die Gebäude, Scheunen und Böden dazu nicht gut eingerichtet, so kann der Taback sehr leicht verdorben werden; denn wenn er dicht an einander hängt, und nicht genugsam von der Luft bestrichen werden kann, so kann er sehr bald, besonders in feuchten Jahreszeiten, wo er trocknen muß, mit Schimmel beschlagen und hernach sehr leicht in Fäulniß übergehen, welches den Tabak zum Verkaufe unansehulich und zur Fabrikatur oft ganz untüchtig macht. Wenn man daher neue Trokkenhäuser, Scheunen oder Böden zum Tabakstrocknen

anlegen will, so ist es sehr vortheilhaft und nothwendig, daß solche rund herum, wenn es angebracht werden kann, mit Laden und Klappen, welche auf- und zugemacht werden können, versehen werden, damit man den ganzen Tabaksvorrath von der Seite, wo der Wind herkömmt, auf einmal lüften kann; diese Klappen dürfen aber nie zugleich aufgezogen werden, außer bei einer Windstille, bei einem Windzuge nur diejenige Seite, wo der Wind herkömmt; die Gegenseite muß dagegen geschlossen bleiben. Die Ursache, warum dieses geschieht, wird man leicht einsehen; denn erstlich wird die Heftigkeit des Windes, die durch den Zug noch vergrößert wird, dem Tabake, der ohnehin nicht viel Körper hat, in vielem Betrachte höchst nachtheilig; dann könnte auch der Wind viele Blätter durch die Oeffnung jagen, und dadurch ein großer Verlust entstehen. Um nun dieses zu verhüten, ist Vorsicht dabei nöthig. Man macht die Trockenhäuser und Scheunen gemeiniglich auswendig ganz von Brettern und Klappen, außer, daß sie ein Fundament oder eine Untermauerung von 2 Fuß hoch haben. Die Höhe dieser Scheune macht gemeiniglich von der Grundmauer bis unter das Dach 11 bis 12 Fuß aus, und immer werden, der Breite nach, zwei Dielen zu einer Klappe oder Lade genommen. Jede Giebelseite ist gleichfalls mit Oeffnungen oder Klappen versehen. Inwendig sind in den Scheunen tannene Ständer und Balken angebracht, und solche fachweise 10 Fuß weit eingerichtet, und dann von oben bis unten mit Latten versehen, worauf man die Stange oder Schechte mit dem Tabake in die Quere legt, woselbst sie so lange liegen bleiben, bis der Tabak trocken ist.

Bei der Tabakskultur hat man drei Zwecke: die Rauchtabak-, Schnupftabak- und Oelfabrikation. Bei der Letztern, der Oelfabrikation, kommt es hauptsächlich auf den Samen an; es wird daher hier mehr auf eine gute Samenerziehung gesehen, als auf

die Blätter, obgleich die Letztern auch sehr gut zu Tabak benutzt werden können, wenn man auch den Samen berücksichtiget, und diesen zur vollkommenen Reife kommen läßt. S. auch den Art. Oehl, Th. 104, S. 542 u. f., und den Art. Tabaksöl, weiter unten. — Was den Rauchtabak betrifft, so kommt dessen Fabrikation unter Tabaksfabrikation, weiter unten, vor, so auch die Fabrikation des Schnupftabaks, von dem schon Th. 147, S. 542 u. f., Manches gesagt worden. — Die Benutzung des Tabaks in der Medizin ist jetzt nur noch sehr geringe, da er ehemals eine bedeutende Rolle darin spielte, und daher auch Wunderkraut, heiliges Wundkraut ꝛc. ꝛc. genannt wurde, ja die Tugenden dieser Pflanze wurden für so bedeutend ausgegeben, und von allen Seiten so gepriesen, daß man sie als eine Panacee oder ein Kraut wider fast alle Krankheiten anführte, besonders wider den Schlagfluß, die Schlafsucht, die fallende Sucht ꝛc. So gebrauchten ältere Aerzte den Tabak wider die Epilepsie, und wollen davon glänzende Erfolge gesehen haben. So wurde einigen an der Epilepsie Leidenden ein aus Honig und dem Safte der Tabaksblätter zusammengesetzter Syrub verordnet, wovon sie täglich drei Stunden nach dem Essen etliche Löffel voll nehmen, und mit welcher Dosis sie vierzig Tage fortfahren mußten. Zu Ende der gedachten Zeit, nachdem sie ungefähr 3 Unzen davon genommen hatten, wurden sie von dieser Krankheit gänzlich befreiet, ohne weitere Anfälle zu bekommen. Derselbe Versuch wurde noch mit mehreren Andern gemacht, und mit demselben glückliche Erfolge. Klystiere aus einem Dekokte von Tabaksblättern in derselben Krankheit sind nicht von einem solchen glücklichen Erfolge gewesen; denn die Patienten purgirten und vomirten so stark davon, daß zwar kein Anfall ihrer Krankheit sich gezeigt hätte, aber andere schlimme Zufälle, welche durch die starken Ausleerungen hervorgebracht worden.

Zur Heilung der Wunden gebrauchte man ihn gleichfalls, wie auch schon oben, S. 8, angeführt worden. In neuester Zeit sind die angeführten medizinischen Eigenschaften des Tabaks gänzlich in den Schatten getreten; denn man hält ihn hier eher für schädlich. — Auch das Rauchen, Schnupfen und Käuen des Tabaks wurde anempfohlen; das Letztere besonders gegen den Scharbock auf Schiffen. Das Tabaksrauchen soll den Leib offen erhalten und zu dessen Oeffnung beitragen. Wenn Tabaksraucher, beim Aussetzen des Tabaksrauchens, Hartleibigkeit empfinden, so soll es bloß durch die Gewohnheit an den Tabak entstehen, da Nichttabaksraucher immer eben so gut offen Leib haben, als Raucher. Tabaksrauchklystiere werden auch jetzt noch verordnet, besonders als ein heftiges reizendes Mittel in hartnäckigen Verstopfungen, bei eingesperrten Brüchen ꝛc.; die Anordnung untersagt eine Entzündung. Bei erfrorenen und ertrunkenen Menschen werden diese Rauchklystiere von vielen Aerzten nicht empfohlen, da hier die Wärme wieder zu erregen ist, die von dem Tabaksrauche nicht hervorgebracht werden kann. Den Sauerstoffgas oder die Lebensluft soll man in diesen Fällen besser benutzen können. Die narkotischen Eigenschaften des Tabaks zeigen sich bei angehenden Tabaksrauchern durch das Brechen und Purgieren. Diese Wirkung zeigt gleichsam an, davon abzustehen, und viele junge Leute werden auch wirklich dadurch vom Rauchen abgehalten, indem sie diese Wirkungen nicht zu überwinden vermögen. Was die Benutzung des Schnupftabaks betrifft, so ist davon schon unter Schnupftabak, Th. 147, S. 552 u. f., die Rede gewesen. Den Gebrauch des Rauchens und Schnupfens machen oft die Beimischungen noch schädlicher, wie der Mißbrauch selbst. — In der Oekonomie kommt die Behängung der Getreideböden mit Blättern der Tabakspflanze zur Vertreibung der Kornwürmer vor, s. Th.

44, S. 896 u. f. Ein Mehreres hierüber s. unter Tabaksverbrauch. — Was den Handel mit Tabak betrifft, so kommt davon ein eigener Artikel: Tabakshandel, vor. — Ueber den Tabak, den Tabaksbau und die Tabaksfabrikation sehe man folgende Schriften nach:

Joh. Erdmann Korges, Königl. Preußischen Tabaksfabriken- und Plantagen-Inspektors zu Ohlau Unterricht zum Anbaue des Tabaks. Breslau, 1774 (worin der Schlesische Tabaksbau beschrieben wird).

Der Tabaksbau, dem Landmanne in der Pfalz gewidmet von K***. Mannheim, 1778.

Neue und vollständige Abhandlung vom Tabaksbau, worin die einzige und wahre Methode gezeigt wird, wie diese Pflanze behandelt werden muß, wenn sie in Deutschland die Stelle des Virginischen Tabaks vertreten soll; mit kaufmännischen Anmerkungen. Darmstadt, 1779.

Die ächte Fabrikatur des Dünkerker und Englischen Sentomers, auch aller gangbaren Sorten Rauch- und Schnupftabake. Amsterdam.

Zweite Fortsetzung der Abhandlung vom Tabaksbau, von der ächten Fabrikation des Dünkerkers und Englischen Sentomers ꝛc. Frankfurt und Leipzig, 1787.

Nützliche Anweisung von dem Landtabake, um verschiedene Sorten Rauch- und Schnupftabake zu fabriziren. Berlin, 1787.

Gründliche Anweisung zur ächten und vollkommensten Verfertigung und Zubereitung aller vorzüglichsten Rauch- und Schnupftabake. Von einem erfahrenen Werkmeister. Berlin, 1790.

Ueber die Verbesserung des Landtabaks; nebst einem Anhange verschiedene Sorten Rauch- und Schnupftabake zu fabriziren, wie solche in Dünkirchen verfertiget werden; desgleichen die Saucen zu kochen. Leipzig, 1796.

Anweisung zum Tabaksbau für Oekonomen. Nebst einer Einleitung über die Frage: Ist es nützlich oder schädlich, wenn der Tabaksbau in Sachsen allgemeiner wird? Meißen, 1803.

J. L. Christ, Anweisung zu dem einträglichen Tabaksbaue. Neue Auflage. Frankfurt.

P. A. Nemnich, Beiträge zur Cigarrenkunde. Leipzig, 1808.

Der wahrhaft ächte Tabaksfabrikant, für Tabaksfabrikanten und Tabakshändler, um auf die beste Art jede aus- und inländische Sorte von Rauch- und Schnupftabak zu verfertigen. Leipzig.

Der wohlerfahrene Tabaksfabrikant, oder deutliche Anweisung alle Arten von Rauch- und Schnupftabak zu verfertigen. Dresden, 1810.

Dr. J. B. von Scherer, über die Anpflanzung des Tabaks, und die Art und Weise, wie man denselben behandeln muß. Tübingen, 1811.

Dr. Joh. Chr. Gotthards vollkommener Tabaksfabrikant, oder gründliche Unterweisung alle Gattungen von Rauch- und Schnupftabak nach den neuesten Entdeckungen in der Chemie vorzüglich gut und wohlfeil zu fabriziren, nebst funfzig neuen Rezepten zur Verfertigung auserlesener Saucen, die bisher als die größten Geheimnisse bewahrt worden. Neue durchaus umgearbeitete Auflage. Hamburg.

Neu entdeckte Tabaks-Rezepte oder Anweisung alle Sorten Rauch- und Schnupftabak auf Holländische Art zu fabriziren, die Saucen dazu zu verfertigen, und Deutsche Blätter gleich den Virginischen zu ziehen, von einem Holländer. Dritte Aufl. Amsterdam.

J. H. Kögel, der wohlerfahrene Tabaksfabrikant, oder Anweisung nicht nur die Deutschen Tabake zu bauen und durch Saucen so zu verbessern, daß sie den besten ausländischen Tabaken gleichen, sondern auch sehr viele Arten anderer Blätter, als saure Kirschblätter, Weinblätter, Kartoffelblätter, Runkelrübenblätter, Huflattigblätter ꝛc. so zu sauciren, daß sie dem besten inländischen Tabak am Geschmack und Geruch nichts nachgeben. Für Kaufleute und Fabrikanten dieses Produkts. Dritte durchgesehene Aufl. Quedlinburg und Leipzig, 1819.

Der wohlerfahrene Tabaksfabrikant oder deutliche Anweisung, alle Gattungen von Rauch- und Schnupftabaken nach den neuesten Entdeckungen in der Chemie vorzüglich gut zu fabriziren, nebst den auserle-

senſten Rezepten zur Verfertigung der beſten Saucen, ſo wie auch vom Packen, Geruch geben, Färben, Tinkturen und der Fabrikation eines Tabaks aus Runkelrübenblättern. Vierte vermehrte Aufl. Quedlinburg und Leipzig, 1840.

Mehrere Aufſätze über Tabak, Tabaksbau und Tabaksfabrikation findet man in den Hannöverſchen Magazinen, in den Braunſchweigiſchen Anzeigen, in der Handlungszeitung, im Journal für Kaufleute, in der Handelsbibliothek von Büſch, in Riems Encyklopädie der praktiſchen Oekonomie für Deutſche, in den technologiſchen Schriften von Beckmann, Halle, von Lamprecht, Poppe ꝛc., und in mehreren ökonomiſchen Zeitungen und ökonomiſch-technologiſchen Magazinen.

Tabak (Amazonen-), ſ. oben, S. 53.

— (Aſiatiſcher-), Türkiſcher Tabak, gemeiner Tabak, Engliſcher Tabak, Bauerntabak, Baſtardtabak, wilder Tabak, Nicotiana rustica, ſ. daſelbſt, S. 24.

— (Baſtard-), ſ. daſelbſt.

— (Bauern-), ſ. daſelbſt.

— (Bienen-), ſ. Tabak (wachsblumartiger-).

— (bleywurzblättriger), Nicotiana plumbaginifolia, ſ. oben, S. 30.

— (Braſilianiſcher), ſ. Tabak (gemeiner), und unter Tabakshandel.

— (brennender), Nicotiana urens, ſ. oben, S. 32.

— (Canariſcher), Nicotiana Canariensis, ſ. daſelbſt, S. 33.

— (Chineſiſcher), Nicotiana Chinensis, ſ. daſ., S. 32.

— (Cusko-), ſ. unter Tabakshandel.

— (Engliſcher gemeiner), ſ. Tabak (gemeiner).

Tabak (gekrümmter), Nicotiana repanda, ſ. oben, S. 33.
— (gelber niedriger), Nicotiana humilis, ſ. daſelbſt, S. 33.
— (gemeiner), großblättriger Tabak, Virginiſcher Tabak, Nicotiana Tabacum, ſ. daſ., S. 23.
— (geſtielter rother), Nicotiana petiolata, ſ. daſ., S. 33.
— (großblättriger), Nicotiana macrophylla, ſ. daſ., S. 28; auch eine Benennung des gemeinen Tabaks, ſ. Tabak (gemeiner).
— (Hanauer-), ſ. unter Tabakshandel, weiter unten.
— (Havanna-), ſ. daſelbſt.
— (herzblättriger), mit unregelmäßigen Blumen, ſ. Tabak (Soldaten-).
— (Heſſiſcher), ſ. unter Tabakshandel, weiter unten.
— (Holländiſcher), ſ. daſelbſt.
— (Jungfern-), herzblättriger Jungferntabak, Riſpentabak, Nicotiana paniculata, ſ. oben, S. 26.
— (Karolina-), ſ. unter Tabakshandel, weiter unten.
— (klebriger), Nicotiana viscosa, ſ. oben, S. 33.
— (kleinblumiger), Nicotiana parviflora, ſ. daſelbſt, S. 29.
— (kleiner), Nicotiana pusilla, ſ. daſ., S. 27.
— (kleiner gelbblühender), Nicotiana pumilla, ſ. daſ., S. 33.
— (langblättriger rother), Nicotiana decurrens, ſ. daſelbſt.
— (Langsdorfiſcher grünblühender Braſilianiſcher), Nicotiana Langsdorfii, ſ. daſelbſt.
— (lanzenblättriger), Nicotiana lancifolia, ſ. daſelbſt.

Tabak (Levantischer Blatt=), s. unter Tabakshandel, weiter unten.
— (Louisiana=), s. daselbst.
— (Martinik=), s. das.
— (Märkischer), der in der Uckermark (Provinz Brandenburg) wachsende Tabak; s. auch unter Tabakshandel.
— (nachtsblühender), Nicotiana nyctaginiflora, s. oben, S. 33.
— (Nürnberger), s. unter Tabakshandel.
— (Podolischer), s. daselbst.
— (Pommerscher), s. das.
— (Portoriko=), s. das.
— (rother), Nicotiana Marylandica, s. oben, S. 33.
— (schmalblättriger), Nicotiana angustifolia, s. oben, S. 32.
— (Schneeberger=), s. unter Tabakshandel.
— (Sevilla=), s. daselbst.
— (Slavonischer=), s. daselbst.
— (Soldaten=), klebriger Tabak, herzblättriger Tabak, mit unregelmäßigen Blumen, Nicotiana glutinosa s. militaris, s. oben, S. 26.
— (strauchartiger), Nicotiana fruticosa, s. daselbst, S. 27.
— (Suizent=), s. unter Tabakshandel.
— (Türkischer), s. Tabak (Asiatischer).
— (Ukrainischer), s. unter Tabakshandel.
— (Ungarischer), s. daselbst.
— (Varinas=), s. das., und oben, S. 53.
— (vierflüglichter), vierkappiger Tabak, Nicotiana quadrivalvis, s. oben, S. 33.
— (Virginischer), s. Tabak (gemeiner).
— (wachsblumartiger), Bienentabak, Nicotiana cerinthoides, s. oben, S. 29.
— (wellenförmiger), Nicotiana undulata, s. daselbst, S. 33.

Tabak (wilder), s. Tabak (Asiatischer).
— (wohlriechender), Nicotiana suaveolens, s. oben, S. 31.
— (Zungen-), s. daselbst, S. 53.

Tabaksarten, Tabakssorten, die verschiedenen Arten des Tabaks, sowohl in botanischer Hinsicht, wie sie oben unter Tabak und Tabaksbau vorgekommen sind, und größtentheils auch zur Gewinnung des Tabaks benutzt werden, als auch die verschiedenen präparirten Tabakssorten, wie sie unter Tabaksfabrikation und Tabakshandel vorkommen; s. weiter unten.

Tabaksasche, die nach dem Rauchen des Tabaks in dem Kopfe zurückgebliebene Asche, die wegen ihrer Schärfe sehr gut zum Putzen der aus Metallen verfertigten Geräthschaften dient. — In der Medizin wird die Tabaksasche als ein Mittel wider die Wassersucht verordnet. Mehrere Aerzte in Charlestown haben mit der Tabaksasche als ein auflösendes, harntreibendes und abführendes Mittel in der Wassersucht große Kuren verrichtet. Man giebt sie von $\frac{1}{2}$ bis 1 Quentchen zweimal des Tages in so wenig Wasser als möglich, und während der Wirkung läßt man den Kranken nur wenig trinken, und sich viele Bewegung machen. Nachher muß der Kranke alle zwei oder drei Tage mit Rhabarber und Eisenvitriol purgiren. — Dann wird die Tabaksasche auch als ein Mittel wider den Durchlauf der Gänse empfohlen; s. unter Durchlauf des Federviehs, Th. 9, S. 755. Auch wider die Leberwürmer der Schafe wird sie empfohlen, s. unter Egel, Th. 10, S. 141. Auch als Zahnpulver ist sie dienlich, nur dürfen die Zähne nicht hohl seyn.

Tabaksbau, der Anbau oder die Kultur des Tabaks auf den dazu eingerichteten Tabaksfeldern oder Tabaksäckern; s. oben, Tabak und Tabaksbau.

Tabaksbeize, s. Tabakssauce.

Tabaksbeutel, ein Beutel, worin man den Rauchtabak aufbewahrt, und den man auch bequem in die Rocktasche stecken und bei sich tragen kann, wenn man zu seinem Vergnügen ausgeht, eine Tabagie oder Kaffeehaus besucht, oder über Land geht. Ein solcher Tabaksbeutel besteht aus einer dazu zubereiteten Rindblase, die oben herum einen Zug hat, wodurch eine seidene Schnur oder ein Band geht, um den Beutel vermittelst derselben öffnen und schließen zu können, da sie so durch den Zug gezogen worden ist, daß man die geöffnete Blase, wenn man den Tabak zum Stopfen des Pfeifenkopfs herausgenommen hat, durch das Ziehen der Schnur von beiden Seiten wieder schließen kann, indem sie sich zusammenzieht. Eine solche Tabaksblase ohne Ueberzug, die man bei den Landleuten und vielen Städtern der untern Klassen findet, hat einen Pfeifenräumer von Draht daran hangen. Dergleichen Tabaksbeutel haben auch einen Ueberzug oder eine Bekleidung von Flor, gestickter Gaze, Seide, Sammet ꝛc., so daß die Blase dadurch bedeckt wird. Mit der Schnur der Blase ist hier auch der Ueberzug verbunden. Diese Ueberzüge, die man in allen Farben hat, und die auf mannigfaltige Weise verziert sind, werden schon von den gebildeteren Tabaksrauchern über eine solche Blase gezogen, um derselben ein schönes Ansehen zu geben. — Man hat auch Tabaksbeutel von Leder, sowohl von Kalbs- als Schafleder, die oben an der Oeffnung herum mit Leder eingefaßt sind, und ein ledernes Band zum Schließen haben, welches durch eingeschlagene Löcher geführt wird, so daß man ihn gleichfalls, wie bei der Blase zuziehen kann. Auch ein solcher Beutel, der von den Landleuten benutzt wird, hat mancherlei Verzierungen von farbigem Leder.

Tabaksblätter, die Blätter der Tabakspflanze, die sowohl zum Rauch- als Schnupftabak benutzt werden; s. oben, unter Tabak und Tabaksbau.

Tabaksblattwalzenmaschine, in den Tabaksfabriken eine Maschine, vermittelst welcher die Rippen und Stengel der Tabaksblätter breit gedrückt werden. Zwischen einem Gestelle befinden sich zwei übereinander liegende Walzen; die unterste ist **15** Zoll dick und von weißbüchenem Holze gemacht. Von außen ist diese Walze mit einem Viertelzoll starken Messing überzogen und genau abgedrehet; die obere ist nur von weißbüchenem Holze, von eben der Größe, und eben so genau abgedrehet. An der Achse der untersten Walze befindet sich ein Kammrad, das von gutem harten Holze gemacht ist, und dessen Kämme sehr genau zu dem darunter liegenden Drilling passen, welcher mit einer Kurbel gedrehet wird. An den Unterlagen der obern Walze befinden sich Stellschrauben, mit welchen diese der untern näher gebracht werden kann. Wenn man Tabaksblätter durchlaufen lassen will, müssen die Walzen sehr fest auf einander geschraubt werden, und wenn ein auseinander gebreitetes Tabaksblatt zwischen den Walzen durchgegangen ist, so werden alle stengliche Zweige, und der starke mittlere Stengel so breit und dünn, als feines Postpapier, und daher zu lauter Blatt geworden seyn. Dieselbe Maschine kann auch zur Streckung des Tabaksbleyes gebraucht werden.

Tabaksbley, das dünn geschlagene Bley, welches zum Einpacken des Rauch- und Schnupftabaks in den Tabaksfabriken benutzt wird. Da das Bley wegen der Oxidation schädlich ist, so hat man Zinkblech zu diesem Zwecke vorgeschlagen. In großen Tabaksfabriken werden die nöthigen Bleytafeln, um die Paquete des Schnupftabaks damit auszuschlagen, selbst gegossen, weil man besser und vortheilhafter dabei fährt, als wenn man sie in den Bleyfabriken kauft. Um dieses zu bewerkstelligen, dienen folgende Geräthschaften: a) ein eiserner Kessel, welcher in einem steinernen Herde ruht, zur Schmelzung des Bleyes. Man läßt sich nämlich

einen dünnen eisernen Kessel, der ungefähr 16 bis 18 Zoll weit, 9 Zoll tief, und mit einem auswärts umgebogenen Rande versehen ist, gießen, welches schon hinreicht, um 150 bis 200 Pfd. geschmolzenes Bley zu fassen. Hat man keine Gelegenheit in der Nähe, sich einen solchen, mit einem rückwärtsgebogenen Rande versehenen Kessel anzuschaffen, so darf man sich nur einen flachen eisernen Topf von derselben Größe kaufen, die Handhabe herausnehmen, die beiden Oesen oder Henkel unterwärts einfeilen, und den Topf mit einem eisernen Rande umgeben lassen, der drei bis vier ebenfalls umgebogene Arme hat, welche in die Mauer des Herdes eingemauert werden können, und den Topf halten. Dieser eiserne Kessel oder Topf wird nun in den drei Fuß breiten und etwas längern, mit einem Feuerherde, Aschenloche und einer Rauchröhre versehenen Ofen eingemauert. Der Feuerherd hat einen aus dreieckigen eisernen Stäben bestehenden Rost, der nicht nur zur Bewirkung eines zweckmäßigen Luftzuges dient, sondern auch bestimmt ist, die Asche des eingelegten Brennmaterials durch und auf den unter ihm befindlichen Aschenherd zu lassen. Die Rauchröhre endiget sich am besten in einen Schornstein, und muß mit einem Schieber versehen seyn, um damit das Feuer nach Gefallen regieren zu können. Um den Ofen läuft ein von Steinen gemauerter und $1\frac{1}{2}$ Fuß breiter Absatz oder Auftritt. — b) Ein kleines Faß zum Einwerfen der Bleyasche, das oben weiter, als unten, und mit zwei Handhaben versehen ist. — c) Ein eiserner Löffel, der mit einem 2 bis 3 Fuß langen Stiele versehen ist, und zum Umrühren des geschmolzenen Bleyes im Kessel, zum Abschöpfen der Bleyasche, und zum Herausnehmen des geschmolzenen Bleyes dient. — d) Ein eichener Rahmen, welcher von ganz trockenem harten Holze seyn muß, damit er sich in der Hitze nicht werfe. Er besteht aus zwei 6 Fuß langen, 3 Zoll breiten und 4 Zoll dicken

Seitenstücken, welche von hinten in ihrer Dicke auf 3 Zoll Tiefe ausgefalzt, und ½ Fuß von jedem Ende durch Queerriegel, die 3¾ Zoll dick und 18 Zoll lang sind, verbunden werden. Diese Querriegel stehen mit den Seitenstücken hinten gerade, und da sie nur 3¼ Zoll dick sind, so gehen sie nicht bis an den Vorsprung der Seitenstücke, sondern lassen zwischen sich und diesen einen Platz, damit die Leinwand oder Seide durchgehen und an die Seitenstücke angespannt werden kann. Da aber die Seitenstücke hinten ausgefalzt sind, so ist auch der Rahmen daselbst weiter, als vorn, welches dazu dient, einen 3 Zoll dicken und 17 Zoll breiten Deckel aufzunehmen, welcher in dem Falze ruhet und auf der obern Fläche mit einer wollenen Decke, 1 Zoll dick, bezogen ist. Sowohl die Seitenstücke, als auch die Querriegel sind mit kleinen Löchern versehen, welche durch die Seitenstücke in einer geraden, durch die Querriegel aber in einer schiefen Richtung durchbohrt sind. Diese Löcher dienen dazu, die Fäden, womit die Leinwand oder Seide in dem Rahmen ausgespannt wird, aufzunehmen. Man nimmt nun feine ungebleichte Leinwand, die 2⅝ Ellen lang und ¾ Elle breit ist, faßt sie von allen Seiten mit einem Saume ein, um das Ausreißen und Ausfädeln zu verhüten, und spannt sie in dem Rahmen nach allen Seiten ganz straff aus. Je egaler, feiner und dichter die Leinwand ist, desto bessere Bleyplatten lassen sich darauf, besonders im Anfange, ziehen. Hat man Gelegenheit, Taffet oder andere glatt gewirkte Seide, die durch langes Liegen etwa Flecken bekommen, aber dabei noch stark ist, wohlfeil zu kaufen, so thut man besser, sich einer solchen, als der Leinwand zu bedienen. Damit aber die Leinwand oder Seide nicht zu sehr von dem heißen geschmolzenen Bleye leide, überzieht man sie erst, nachdem sie in dem Rahmen ausgespannt worden, mit einem Ueberzuge, der aus einem Gemenge von feingepulverter Kreide, oder Thon und Eyweiß besteht. Man schlägt

nämlich das Weiße von zwei Eyern mit gleich vielem Wasser zu Schaum, und reibt damit auf einem Reibesteine so viel fein gepulverte Kreide oder fein geschlemmten Thon zusammen, daß es eine gleichförmige dünne Masse wird, die sich bequem aufstreichen läßt. Wenn dieser Ueberzug gehörig getrocknet ist, so wird der mit einer wollenen Decke bezogene Deckel hinten in den Rahmen, und zwar so eingelegt, daß die überzogene Seite hinten auf die Leinwand oder Seide zu liegen kommen, worauf er dann mit Holzschrauben festgeschraubt wird. Dieser Deckel dient der Leinwand oder Seide zu einer festen, dabei aber auch wegen der wollenen Tücher elastischen Grund- oder Widerlage. Hierauf giebt man der Leinwand oder Seide einen zweiten Ueberzug. — e) Ein Schieber (Abstreicher), von sehr trockenem büchenen oder Birnbaumholze, mit zwei Seitenstücken, die durch zwei Querriegel mit einander vereiniget sind, 16 Zoll lang, 8 Zoll breit und 1 Zoll dick, er dient dazu, das geschmolzene Bley, nachdem man ihn fest an die Leinwand oder Seide drückt, aufzunehmen, und es, wenn man mit ihm in dem Rahmen herunterfährt, auf der Leinwand in Gestalt einer dünnen Platte zu verbreiten. Ehe man nun zum Gießen selbst schreitet, wird noch folgende Vorrichtung erfordert: Oben im Rahmen, wo man zuerst den Schieber anlegt, befestiget man ein starkes Notenpapier oder eine sehr dünne Pappe mit Stecknadeln auf die Leinwand oder Seide, und unter den Rahmen legt man eine gegossene eiserne Platte, um durch dieselbe das überflüssige Bley aufzufangen, und es desto geschwinder erkalten zu lassen. Arbeitet man in einem mit Steinen ausgelegten Zimmer, so ist diese Platte nicht nöthig. Beim Gießen der Bleyplatten sind drei Arbeiter nöthig. Der erste macht Feuer, legt 150 Pfund Bley in den Kessel, und bringt es zum Schmelzen; setzt hierauf das oben genannte Fäßchen an der andern Seite des Ofens auf

den um denselben herumlaufenden Absatz, rührt mit dem eisernen Löffel das geschmolzene Bley um, schäumt die oben auf schwimmenden Unreinigkeiten und das sich gebildete Bleyhäutchen oder die Bleyasche von Zeit zu Zeit ab, und wirft sie in das Fäßchen. Um aber die Bildung der Bleyasche so viel als möglich zu verhindern, wirft er zuweilen etwas Unschlitt oder Talg auf das geschmolzene Bley, und läßt es darauf abrauchen. Eben so bestreicht er auch den eisernen Löffel mit Unschlitt, um hierdurch das Ansetzen des Bleyes an denselben zu verhüten. Ein gehöriger Grad von Hitze und Flüssigkeit des Bleyes ist nun noch sehr wesentlich. Um aber diesen Grad zu erfahren, werfe man ein Streifchen Papier auf das geschmolzene Bley. Wird dieses nun nach einigen Augenblicken nur langsam schwarz, ohne zu verbrennen, so ist das Bley noch nicht heiß genug, fängt dasselbe aber sogleich Flamme, so ist das Bley zu heiß, verkohlt aber das Streifchen Papier geschwind, ohne in Flamme zu gerathen, dann hat das geschmolzene Bley den gehörigen Grad von Hitze, in welchem es immer erhalten werden muß. — Der zweite Arbeiter besorgt das Bleygießen. Er ist mit starken ledernen Handschuhen versehen, woran die drei hintersten Finger kurz abgeschnitten sind, um die seinigen desto freier bewegen zu können. Er lehnt den Rahmen in einer schrägen Richtung an die dem Feuerherde entgegengesetzte Wand, befestiget das starke Notenpapier oder die ganz dünne Pappe oben in den Rahmen, und legt endlich die eiserne Platte unter denselben. Hierauf ergreift er den Schieber dergestalt mit beiden Händen, daß die beiden Daumen unter das Mittelstück oder den Querriegel und die Finger außerhalb an die Seitenstücke des Schiebers zu liegen kommen; drückt dann den Schieber fest auf das Papier und die Leinwand oder Seide. Während dieses geschieht, schöpft der erste Arbeiter etwa einen halben Löffel geschmolzenes Bley aus dem Kessel,

und gießt es schnell über den Schieber. Ist solches geschehen, so fährt der zweite Arbeiter mit dem Schieber die Leinwand der Länge nach herunter, indem er denselben etwas an die Leinwand oder Seide andrückt. Das flüssige Bley folgt der Richtung des Schiebers, fließt auf der Leinwand oder Seide herunter, und bleibt zum Theil als eine dünne Bleyplatte hängen, und nur das überflüssige Bley fällt am Ende des Rahmens vom Schieber auf die untergelegte eiserne Platte, erkaltet und erstarrt. — Der dritte Arbeiter ist mit einer Handbürste und einem hölzernen Messer versehen. Mit der Erstern drückt er die sich so eben gebildete Bleyplatte gleich unterhalb des Papiers sanft an die Leinwand, um das Abfallen derselben zu verhüten, und mit Letzterem trennt er sie von dem Papiere und der Leinwand oder Seide in so weit, daß der zweite Arbeiter, welcher den Schieber auf die Seite gelegt hat, diese noch heiße Bleyplatte mit dem Daumen und Vorderfinger anfassen, und auf einen hinter ihm stehenden Tisch legen kann. Hierauf bürstet der dritte Arbeiter mit seiner Handbürste die Leinwand oder Seide von den daran hängen gebliebenen Bleytheilchen ganz rein. Dann geht die Operation eben so wieder von vorn an, nach deren Vollendung man jedesmal die erhaltene Bleytafel auf den oben angeführten Tisch auf die vorhandene legt. Bei der ganzen Operation hat man übrigens, um seinen Zweck nicht zu verfehlen, Folgendes zu beobachten: a) Man nehme reines Bley ohne allen Zusatz, weil dieses wohlfeil und geschmeidig ist, und sich leicht zusammenfalten läßt. Will man aber seinem Tabaksbleye eine weiße Farbe geben, so darf man nur sechs bis acht Prozent gewöhnliches Zinn dem reinen Bleysatze zusetzen. — b) Beim Schöpfen des Bleyes schiebe man das feine Bleyhäutchen, welches sich auf der Oberfläche des Bleyes gebildet hat, jedesmal auf die Seite, und schöpfe nur reines und flüssiges Bley. — c) Man gieße den

mit Bley angefüllten Löffel jedesmal in einem Zuge und schnell auf den Schieber aus, schütte das Bley wechselseitig bald in diese, bald in jene Ecke des Schiebers. Durch Ersteres vermeidet man das Versengen des Papiers, und durch Letzteres bewirkt man, das der Schieber und die Leinwand oder Seide eine gleiche Wärme behalten. — d) Man bedecke den Arm, über welchem der eine Arbeiter mit dem Löffel hin- und herfährt, mit einem ledernen Aermel, der vom Ellenbogen anfängt, bis auf die Mitte der Hand geht, und mit Bindfaden befestiget ist, ziehe bloß alte lederne Pantoffeln an, und thue eine lange Schürze von starker Leinwand vor. Durch diese Vorsicht beugt man dem Verbrennen des Armes und der Füße vor, und sollte auch etwas flüssiges Bley in die Pantoffeln fallen, so kann man diese leicht von den Füßen werfen, welches aber bei zugeschnallten Schuhen und Stiefeln nicht der Fall ist. — e) Man gebe dem Rahmen eine solche schräge Richtung, als es die verlangte Dicke der Bleyplatten erheischt. Je steiler man den Rahmen gegen die Wand stellt, desto dünner werden die Bleyplatten, je flächer er aber gerichtet wird, um so dicker werden sie. Uebrigens fahre man aber mit einer immer gleichförmigen Geschwindigkeit, und zwar in einer ganz geraden und horizontalen Richtung, die Leinwand der Länge nach herunter. — f) Man schneide, wenn das auf die Leinwand oder Seide befestigte Stück Papier etwa verbrennt, das beschädigte Stück ab, und befestige das noch unversehrte Stück von Neuem wieder an die vorige Stelle, aber wieder eben so weit herunter, als es das erste Mal gewesen. — g) Man bestreiche die Oberflächen und Ecken des Schiebers mit harter weißer Seife, um hierdurch das Anhängen des Bleyes zu verhüten, kehre ihn von Zeit zu Zeit um, jedesmal eine andere Seite nach oben zu, um hierdurch das Verbrennen wenigstens zu vermeiden; wann er aber von allen Seiten zu stark

verbrannt seyn sollte, so lasse man ihn von Neuem abhobeln, und zwar so, daß man von dem Mittelstücke einen einzigen dünnen Strich mehr nehmen läßt, als von den Seitenstücken. — h) Man mache, wenn etwa die Leinwand kleine Löcher bekömmt, einen Kitt von Eyweis und feingeschnittener Kreide, die vorher auf einem Reibesteine gut zusammengerieben worden, trage solchen gleich auf die Stelle, wo sich das Loch befindet, auf, und trockne ihn durch den im Bley heiß gemachten Löffel. — i) Man lasse hierauf den Rahmen kalt werden, reinige dann die Leinwand, und beziehe sie wieder mit dem oben beschriebenen Ueberzuge. Zu mehrerer Verständlichkeit der ganzen Vorrichtung des Bleygusses diene folgende Abbildung oder Figur: 9069. A und B, der eiserne Kessel g in seinem mit dem Schürloche e, dem Aschenloche f, dem Roste b k, der Rauchröhre h, und dem Absatze oder Auftritte c d versehenem Herde. — C, das zum Aufnehmen der Bleyasche bestimmte Faß. — D, der eiserne Löffel. — E, der eichene Rahmen mit seinen Seitenstücken a b c d, und seinen Querriegeln g h i k, von vorn. — F, derselbe von hinten. — G, der zur Aufnahme einer wollenen Decke bestimmte Deckel l m n o. — H, der Schieber oder Abstreicher. — I, die ganze Vorrichtung zum Bleygießen mit der untergelegten Eisenplatte f g. — Um die Bleyasche nicht als ein negatives Produkt wegwerfen oder für einen Spottpreis weggeben zu müssen, suche man sie zu reduziren. Zu diesem Ende thue man sie in ein Drahtsieb und siebe sie bei verbundener Nase und Munde durch; was durch das Sieb fällt, verkaufe man an Zinngießer und Töpfer als Bleyasche, dasjenige aber, was in dem Siebe bleibt, schmelze man auf folgende Weise zusammen. Man suche erst alle Unreinigkeiten heraus, streue dann eine fünf Finger dicke Lage von trocknen Sägespänen auf den Boden des Kessels, und darauf eine zwei Finger dicke Lage Bleyasche; dann wieder eine zwei Finger

dicke Lage Sägespäne und darauf eine eben so dicke Lage Bleyasche, fahre dann so fort, bis der Kessel voll ist, und bedecke zuletzt die Oberfläche mit einer handhohen Schicht Sägespäne. Hierauf mache man Feuer unter den Kessel, so, daß der Letztere glüht und die obere Schicht Sägespäne zu brennen anfängt; dann Alles mit einem eisernen Haken umgerührt; man gebe hierdurch dem Bleye Gelegenheit, sich auf dem Boden des Kessels zu sammeln. Man kann übrigens das Reduziren der Bleyasche auch dadurch befördern, daß man von Zeit zu Zeit eine Handvoll kleinzerstoßenes Harz oder Pech in den Kessel streuet, und solches unter beständigem Umrühren abrauchen läßt. Gewahrt man während des Umrührens nur wenige oder gar keine Kügelchen von flüssigem Bleye mehr, so läßt man den Ofen erkalten, nimmt das Bley und die etwa noch im Kessel befindliche Bleyasche heraus, und verfährt mit dieser bei einem künftigen Ausschmelzen, wie oben gelehrt worden. S. auch den Art. Tabaksfabrikation, weiter unten.

Tabaksbüchse, werden die runden Büchsen oder Gefäße von Sanitätsgut genannt, worin man in den Tabakshandlungen den Schnupftabak verwahrt, der einzeln verkauft wird. Dergleichen runde Büchsen oder Tabakstöpfe haben die Höhe von 7 bis 8 Zoll, einen Durchmesser von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Zoll, und einen passenden Deckel, entweder von demselben Gute, oder von Holz mit einem Knopfe in der Mitte, um ihn abnehmen zu können. Der eingeschüttete Schnupftabak wird mit Holzlöffeln oder Eisenblechlöffeln herausgenommen. — Man hat auch Tabaksbüchsen, sowohl runde, als viereckige, von Bley oder Zinkblech, um den Rauchtabak darin zu bewahren, damit er nicht zu sehr eintrockene. Man beschwert darin noch den Tabak mit einem, genau in die Büchse passenden, Zinkdeckel, damit er gepreßt zusammen liege und sich gut erhalte. Man nimmt jetzt auch Büchsen von Sanitätsgut zur Aufbewahrung die-

ses Tabaks, wie beim Schnupftabake, und verschließt sie oben gehörig mit einem genau passenden Deckel, so bleibt auch darin der Tabak frisch.

Tabakscompagnie, s. Tabaksgesellschaft.

Tabaksconsumtion, s. unter Tabaksfabrik, wo eine kleine Berechnung des Verbrauches von Rauch- und Schnupftabaken vorkommt.

Tabaksdose, Fr. Tabatière, Dosen, sowohl zur Aufbewahrung des Rauch-, als auch des Schnupftabaks. Es sind runde, ovale, viereckige, auch längliche Büchsen, von $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll und darüber Höhe, und von verschiedener Länge und Tiefe, von Gold, Silber, Eisenblech, Tombak, Neusilber und andern Kompositionen; dann von Papier, Elfenbein, Horn, Schildpad, Fischbein, Porzellan, Holz, Emaille 2c. Die Rauchtabaksdosen sind von Eisenblech, Holz, Pappe 2c., und gewöhnlich 1 Zoll und darüber hoch, und 6 Zoll und darüber lang, und 4 Zoll tief. Die Dosen von Eisenblech und Holz sind innerhalb und außerhalb lackirt, und haben außerhalb eine zinnoberrothe, grüne, braune 2c. Farbe, die mit vergoldeten Schnirkeleyen aller Art, Rosetten, Guirlanden, Arabesken und auch mit Gemälden in der Mitte verziert sind, innerhalb haben sie eine schwarze oder dunkelbraune einfache Farbe. Die Farben und Verzierungen der Dosen werden erst auf die rohe Masse (Eisenblech oder Holz), aufgetragen, und dann der Lack, der dem Ganzen Glanz ertheilt, darüber gezogen. Die Rauchtabaksdosen von Pappe sind im Innern mit starkem farbigen Papiere beklebt oder mit Zinkblech, auch Tabaksblech ausgefüttert. Außerhalb sind sie mit farbigem Maroquinpapiere, entweder grün, zinnoberroth, gelb 2c. überzogen, und mit Goldleisten verziert, auch wohl mit eingelegter Arbeit, Gemälden 2c., oder sie sind mit gepreßtem Leder überzogen. Diese Dosen sind so eingerichtet, daß man sie entweder mit einem Drucke öffnen kann, oder sie haben ein Schloß zum Verschließen.

—Die Schnupftabaksdosen haben die schon oben angeführten verschiedenen Formen, und bestehen aus vielerlei Materien, wie schon oben angeführt worden, wovon die Dosen in Papier oder Papiermaché in allen Formen, dann von Maser, Horn, Schildpad und Metallen am meisten vorkommen. Die Dosen von Papiermaché hat man in runder, ovaler, eckiger, halbbogenförmiger ꝛc. Form, mit verschiedenen Malereyen, als Landschaften, Stillleben, Früchten und Blumen, Jagdstücken, Figuren, Köpfen, lustigen Szenen ꝛc., und sowohl in gewöhnlicher, als feiner Malerey, und mit gewöhnlichem und feinem Lacke überzogen. Die Dosen von Holz haben Schnitzwerk, sowohl an den Seiten, als auf dem Deckel, und sind mit Horn, Fischbein ꝛc. im Innern ausgelegt; auch hat man sie von schönem Maserholze, auch von andern feinen Hölzern, z. B. von Buchsbaum, Schwarzebenholz, Zuckerkistenholz, Cedernholz ꝛc. Die Dosen von Fischbein, Horn und Schildpad sind sehr schön abgedrehet und auch gepreßt. Die gepreßten Gegenstände, sowohl auf dem Deckel, als auf dem Boden der Dose, enthalten Jagdstücke, Landschaften, allegorische Figuren aller Art, Rosetten, Guirlanden, Arabesken, Figuren, Buchstaben, Namenszüge ꝛc., und je nach der Form scharf, ausdrucksvoll und gut gezeichnet, als auch mit feinen Mustern, wie guillochirt. Diese Dosen findet man größtentheils nur in runder und eckiger Form von verschiedenen Größen, von denen die flachsten oder plattesten die beliebtesten sind. Die gepreßten Tabaksdosen verfertiget man aus Hornspähnen und aus Schildpad, Fischbein ꝛc., vermittelst der eisernen, mit Messing gefütterten Formen, durch Anwendung von Wärme und eines beträchtlichen Druckes. — Die Dosen von Elfenbein oder Wallroßzähnen werden von den Horndrechslern sehr sauber ebenso ausgedrehet. Die Dosen von Gold, Silber, Neusilber und andern Metallen, sowohl einfach, als mit Figuren, sind gewöhnlich

viereckig, entweder die Quadratform oder das Oblongum. Die Höhe dieser Dosen ist 1 Zoll und darüber, die Breite 2 Zoll und darüber, und die Länge 3 bis 4 Zoll und darüber. Bei der Quadratform ist Breite und Länge gleich. Man hat diese Dosen auch schön guillochirt in allen Mustern. Die Dosen von Porzellan sind entweder ganz weiß und mit erhabenen Figuren 2c., oder sie sind mit Malereyen verziert. Die Emaille-Dosen sind von Kupfer und nur mit Emaille ausgelegt. — Man hat auch Schnupftabaksdosen von Leder und von Span, die Letztern sind geflochten oder bestehen aus Flechtwerk. Die runden Dosen sind ohne Charnier, indem man den Deckel im Drehen öffnet; die eckigen, ovalen, oblongen 2c. Dosen haben aber eine solche Deckelbefestigung, durch die sie geöffnet werden können. Der Deckel ist daher durch das Charnier mit der Dose oder dem Tabaksbehälter verbunden. Man hat auch Dosen, die künstlich geöffnet werden können, entweder durch einen Druck mit den Fingern, oder durch eine andere Manipulation. Die sogenannten Müllerdosen sind sehr beliebt. Die Dosen werden im Großen nach Groß und Dutzend gehandelt, besonders die Dosen von Papiermaché und die mancherlei gepreßten von Horn, Schildpad 2c. Die goldenen, silbernen und anderen kostbaren Arten liefern Berlin, Wien, Genf, Paris, London 2c. Die nicht so kostbaren Braunschweig, Fürth, Nürnberg, Augsburg, Iserlohe 2c. 2c. Der Kleinhandel mit Dosen geschieht in allen mittlern und großen Städten Deutschlands; ebenso in Frankreich, England, Holland 2c.; auch kommen sie auf den Jahrmärkten und Messen vor.

Tabaksedikt, ein Erlaß von Seiten einer Regierung in Beziehung auf den Tabaksbau, die Tabaksfabrikation und den Tabakshandel. Hierher gehören auch die Rescripte, Publicanda und Verordnungen, die in Hinsicht des Tabaks von den

Regierungen erlassen worden und noch erlassen werden, besonders aber in den Landen, wo der Tabak zu den Regalien der Krone gezählt wird, wie in Oesterreich 2c.

Tabaksetiquette und **Tabaksvignette**, das Zeichen und die Verzierung einer jeden Tabaksſorte, welche der Fabrikant in Kupfer stechen, oder lithographiren, oder auch in Holz schneiden, und es auf die Papiere abdrucken läßt, worein der Tabak von $\frac{1}{8}$ bis 1 Pfd. gepackt wird, und dieses sowohl beim Rauch-, als Schnupftabake. Wenn man die Vignette in Holz schneiden läßt, so wird die dazu gehörige Schrift in den Druckereyen gesetzt und gedruckt, indem man den Holzschnitt in die Druckform einsetzt; wird sie aber lithographirt oder in Kupfer gestochen, so wird die Schrift gleich mit gestochen und das Ganze dann besonders abgedruckt, weil dazu eine Kupferdruckerpresse nöthig ist. Die Vignetten und Etiquetten enthalten als Zeichnung verschiedene Wappen und andere Sinnbilder, welche sich theils auf den Tabak beziehen, theils auch auf die Länder, wo der Tabak stark gebauet und fabrizirt wird; auch auf Städte, die damit einen starken Handel treiben oder in denen die Fabrikation im Großen geschieht. Nach den Vignetten und Etiquetten werden auch die Tabake benannt, als Englisches Wappenroth, Amsterdamer Wappen (sowohl rothes, als schwarzes mit A und B), Hannöversches Wappen mit der Devise: Dieu et mon Droit, Kornähre, Dreikönige oder Stadthaus, drei Mohren, Postreuther, drei Kronen, rother und schwarzer Stern, rother und schwarzer Löwe, Stadtländer, Lichtet die Anker, denn der Wind ist gut! Schwarzsiegel, Rothsiegel, Hamburger Siegeltabak, Amersfoorter, Virginier, Maryland, Suizent, Louisiana, Cuba, Portoriko, Varinas, Maracaibo 2c. Die Zahl der Vignetten und Etiquetten ist groß, da jeder Tabaksfabrikant einige neue Zeichen für

seine Tabake erfindet, und sie dadurch ins Publikum zu bringen und ihnen einen Namen zu machen sucht, wenn die mit einer guten Beitze versehene Sorte Beifall findet. So z. B. haben Brockhoff und Comp. in Lengerich zu ihrem Portoriko noch auf oder unter das Kupfer: das zwei mit Tabaksrauchen sich beschäftigende Individuen, an einem Tische stehend, darstellt, worauf ein geöffneter Tabakskasten steht, gesetzt: „Da haben Sie einen guten Portoriko, wo kaufen Sie den? bei Brockhoff und Comp. in Lengerich.“ So haben Wilkens und Comp. in Bremen eine hübsche Vignette zu ihrem feinen Portoriko. Nämlich auf einem lichten Braun, etwas lichter als Kaffeebraun, schwebt ein weißer erhobener Adler, mit einem weißen herzförmigen Schilde auf der Brust; in den Klauen des einen Fußes hält er fünf Pfeile, und in denen des andern einen Lorbeerzweig. Ueber dem Adler ist eine Sonne, die in der Mitte viele Sterne enthält, welcher der Adler zuschwebt. Die Devise zu beiden Seiten des Adlerkopfes ist: E. Pluribus Unum. Sowohl feiner Portoriko, als auch die oben genannte Firma, ist weiß auf einem dunkelgrünen Bande mit weißen Verzierungen. Das Ganze macht einen schönen Effekt.

Tabaksextrakt, der Auszug aus den Tabaksblättern, welcher in der Medizin Anwendung findet, wie z. B. im Keuchhusten, s. unter Husten, Th. 27, S. 28 und 32.

Tabaksfabrik, Tabaksmanufaktur, eine Anstalt, worin alle mögliche Arten von Tabaken, sowohl zum Rauchen, als zum Schnupfen, verfertiget werden. Das zur Fabrik eingerichtete Gebäude hat eine zweckmäßige Lage, wenn es am Wasser liegt, sowohl wegen der Tabaksmühlen, als auch wegen des Streckwerkes, worauf das Bley zu den Platten gestreckt wird. In einer solchen Fabrik findet man nun alle zur Tabaksfabrikation erforderlichen Maschinen und Werkzeuge, z. B. Ta-

baksdarren, Tabakshandstampfen, Tabaksblattwalzenmaschinen, Tabaksschneidemaschinen oder Tabaksschneideladen, Tabaksmühlen, Tabaksspinnmühlen oder Haspel, Handeisen, Tabaksreiber, Schneidetische, Werktische, auf welchen die Blätter in einander gedrehet und gepreßt werden, Karottenzüge, hölzerne Formen zum Einschlagen des Tabaks; dann Kessel, Eymer, Siebe, Büchsen, Fässer, und die Materialien, außer den Tabaken, zu den Beitzen und Saucen, die Färbungsmittel ꝛc.; dann Cigarrentische, glatte Tische, auf welchen die Cigarren gerollt werden, Preßmaschinen ꝛc. In den Fabriken und Manufakturen arbeiten sich die Arbeitsleute einander in die Hände; s. den Art. Tabaksfabrikation. Der Absatz der Tabaksfabriken an Rauchtabak ist in einem Staate nicht so bedeutend, als man sich einbildet, indem man glaubt, daß alle Fabrikanten dabei reich werden müßten. Um hier nur mit einem kleinen Maaßstabe vorzurücken, so nehme man einen Staat von nur 3 Millionen Menschen an. Einem Dritttheile derselben, also einer Million, gebe man das Alter unter sechzehn Jahren, und zwei Dritttheilen, also zwei Millionen, ein Alter über sechzehn Jahren, von diesen zwei Millionen ist gewöhnlich die Hälfte, auch wohl darüber, weiblichen Geschlechts; da aber Krieg, Reisen ꝛc. dieses Verhältniß in diesem Alter sehr abändern, so kann man von den zwei Millionen nur die Summe von 800,000 Männern über sechzehn Jahre alt rechnen, als die Gesammtmasse der Tabaksraucher von drei Millionen Menschen, die man annehmen kann. Wenn man nun ohne Ausnahme auf allen Mannspersonen vom sechzehnten Jahre an, auf jeden täglich zwei Pfeifen Tabak rechnet, so ist diese Annahme gewiß sehr mäßig, da es immer noch viele Individuen giebt, die nicht rauchen; auch raucht Mancher nur eine Pfeife, oder er entsagt in Krankheiten derselben auf ei-

nige Zeit; dann rauchen auch Viele ihr rohes Produkt, besonders Guts- und Gartenbesitzer, die sich schon länger bessere Tabaksſorten für ihren eigenen Gebrauch bauen, und so wenigstens bei einer Auflage nicht contribuiren. In eine große Köllnische Pfeife geht $\frac{1}{8}$ Loth Rauchtabak; zwei Pfeifen betragen $\frac{1}{4}$ Loth, und diese jährlich oder in 365 Tagen 91 Loth. Man gebe nun noch sechzig Pfeifen jährlich zu, so daß auch noch alle Sonn- und Festtage drei Pfeifen geraucht werden können, und rechne diese 5 Loth, also mit den obigen 91 Loth, zusammen 96 Loth oder 3 Pfd. Unsere 800,000 Tabaksraucher verbrennen also jährlich an 2,400,000 Pfd. oder 24,000 Centner (zu 100 Pfd.) Tabak. Es können auf vier Tabaksschneidemaschinen täglich etwa 10 Ctr. geschnitten werden, also jährlich, nur zu dreihundert Arbeitstagen gerechnet, 3000 Centner. Acht Fabriken, jede zu vier Schneidemaschinen, sind also im Stande, allen Rauchtabak, welcher unter einer Volksmasse von drei Millionen consumirt wird, zu liefern. Derjenige Theil des Rauchtabaks, der in Rollen verbraucht wird, und daher weniger Arbeit erfordert, wird hier nicht in Anschlag gebracht, um diese Rechnung nicht zu vermindern. Man kann hier freilich fragen: nur acht Fabriken, und jede nur mit vier Schneidemaschinen? indem man sich diese Gegenstände größer und glänzender denkt; allein dieses hat seine Richtigkeit; denn wenn man in unsern Zeiten von Fabriken und Manufakturen spricht, so darf man sich dabei nicht auf die großen Fabrikanten berufen, die es noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts bis zu einer halben Million und darüber gebracht haben; denn diesen standen so zu sagen fast alle Reiche der Welt noch offen; die unsrigen finden dagegen immer engere Grenzen. Auch ist der Tabak billiger geworden. Man ertheilt jetzt schon das Prädikat: Fabrikant, Jedem, dessen zwei Hände nur ein paar halbe Tage der Woche Beschäfti-

gung haben, um in der übrigen Zeit das Produkt unter den Arm oder auf den Rücken zu nehmen, um damit zu hausiren. Indessen kann man dieses nicht als ein Unglück betrachten; denn hundert kleine Fabrikanten sind in finanzieller, moralischer und auch vielleicht in technischer Hinsicht mehr werth, als Einer, der dasselbe leistet. Dasselbe, was hier von dem Rauchtabake gesagt worden, kann man auch auf den Schnupftabak anwenden, wenn gleich nicht in der großen Ausdehnung, obgleich auch der Debit an Schnupftabak sehr bedeutend ist, weil hier das weibliche Geschlecht gleichfalls Antheil nimmt. Hieraus wird man nun ersehen, daß bei der großen Anzahl von Fabriken, die jetzt in diesem Zweige existiren, nicht mehr so viel für den einzelnen Fabrikanten gewonnen werden kann, als damals, obgleich auch jetzt noch, bei der weit größeren Concurrenz von allen Seiten, Fabrikanten in diesem Zweige reich werden können, wie wir dieses bei den Tabaksfabrikanten Prätorius und Brunzlow in Berlin sehen, die sich jetzt getrennt haben, und jeder für seine Rechnung fabrizirt. Fleiß, Kenntniß der Sache, und Umsicht, können auch jetzt noch den Fabrikanten heben und ihn zu einem bedeutenden Vermögen verhelfen, freilich mit einiger Anstrengung und einer glücklichen Erfindungsgabe, um von Allem Vortheil zu ziehen; denn ohne diese Eigenschaften, die auch die Fabrik von Ermeler u. Comp. in Berlin erhoben, kann nur ein eigenes großes Betriebskapital eine Fabrik heben, nicht aber ein kleines. — Nach einer solchen Berechnung kann man auch wissen, wie groß eine Consumtionsauflage ausfallen kann, welche darauf gegründet wird. Wenn die Erhebung derselben keinen Aufwand nothwendig machte, so würde eine Auflage von 10 Gulden auf den Centner jährlich 240,000 Gulden einbringen.

Tabaksfabrikant, Tabaksmanufakturist, derjenige, welcher eine Tabaksfabrik eingerichtet hat, und Tabak fabrizirt; s. den vorhergehenden und folgenden Artikel.

Tabaksfabrikation, Tabaksbereitung, die Bereitung des durch die Anpflanzung gewonnenen Tabaks, oder vielmehr der Tabaksblätter zum Rauchen oder Schnupfen. Der Fabrikant kauft nämlich die Blätter von den Tabaksbauern oder Tabakspflanzern nach Centnern, und gemeiniglich so, wie er von den Hängen gekommen und in Bunde gebunden worden, ohne daß die Blätter in gewisse Sorten abgetheilt sind. Deshalb muß der Fabrikant die Bunde gut nachsehen, oder wenn die Blätter in Fässer gepackt worden, solche stürzen, um sie gut nachsehen zu können, um nach der gefundenen Beschaffenheit derselben seinen Kaufpreis machen zu können. In den Ländern, wo das Tabaksregal Statt findet, da pflegen gewisse Hauptsortimente der Blätter, nach welchen die Unterthanen solche abliefern müssen, verordnet, und der Preis, dem Centner nach, von jeder Sorte festgesetzt zu werden. So hat man z. B. hier folgende Eintheilung der Blätter: 1) gute gesunde Blätter, wenn sie auch nicht von gleicher Größe sind, sondern mitunter auch etwas kleiner ausfallen, doch an Güte und Farbe zu den vorzüglichsten gehören. — 2) Schlechte, zerrissene, zum Theil brandige, angesteckte, dem Verderben schon mitunterworfen gewesene, und grüne Blätter, welche ihren Preis nach ihrem wahren Werthe erhalten. — 3) Sandblätter. 4) Bodengut, wenn es recht rein ausgelesen ist, und das aus kleinen abgefallenen Stücken besteht. Die gänzlich verdorbenen oder wirklichen Geitzblätter werden gar nicht angenommen, sondern öffentlich verbrannt; auch diejenigen, die solche unter andere Blätter mengen, nach Beschaffenheit der Umstände bestraft. Von angefeuchteten und genetzten Blättern werden 12 Pfund von jedem Centner, auch öfters nach Beschaffenheit der Feuchtigkeit, und des darein gesprengten Wassers, noch mehr abgezogen, und wenn sie, nach dem Urtheile des hierzu ernannten Sachverständigen, den man seine Mühe bezahlen muß, für zu naß befun-

den worden, so wird der Anbauer zu einer neuen und bessern Trocknung verwiesen. Bei einer Landesherrlichen Tabaksadministration gehen dergleichen an sich gute Einrichtungen an; allein in Ländern, wo das Tabaksmonopol nicht eingeführt ist, und auch vollkommene Gewerbefreiheit herrscht, kann der Fabrikant solche Maaßregeln beim Einkauf der Blätter nicht ergreifen, sondern muß die Beschaffenheit derselben genau untersuchen, und nach dem Befinden seinen Handel machen. Gewöhnlich macht man in Deutschland nur drei Hauptsortimente. Die erste und schlechteste Sorte ist das Sandgut, welches aus den zwei oder drei untersten Blättern besteht, die am ersten zeitig und gelb geworden, deshalb man sie auch zuerst abbricht. Man gebraucht diese Sandblätter auch in der Manufaktur, ob sie gleich schlecht sind. Das andere Sortiment macht die zwei oder drei folgenden untersten Blätter aus, die man einige Tage nach der Abblattung des Sandgutes abnimmt, und welche Sorte den Namen Erdgut führt; sie werden zuweilen, auch zugleich mit den Sandblättern abgebrochen, und machen dann mit diesen nur eine Qualität aus, die man in Deutschland eigentlich Halbgut nennt, und in diesem Falle giebt es zwei Hauptsortimente, da sonst im erstern Falle die besten Tabaksblätter das dritte und beste Hauptsortiment ausmachen. Aus diesen Blättern macht nun der Fabrikant sowohl den Rauch-, als Schnupftabak. Die Blätter werden aber vorher nach der Farbe, dem Geruche und der Fettigkeit jedes Blattes sortirt, und dann jede Art zubereitet, obgleich nicht alle Blätter, indem der schlechteste Landtabak in Deutschland ohne alle Zubereitung zu Rollen- oder Stangentabak zum Rauchen für den Landmann oder geringen Mann gesponnen wird. So macht man einen Tabak für den Landmann und Tagelöhner, indem man die gewonnenen Blätter einige Jahre alt werden läßt, ehe man sie zum Rauchen zube-

reitet, um davon Gebrauch zu machen; denn das feste Einpacken des Tabaks in Tonnen oder Kisten giebt dem Tabake von Jahren zu Jahren, wie dem Weine, eine bessere Güte. Um dem Tabake eine größere Güte zu geben, nehme man eine Parthie von den Tabaksblättern, welche ein bis zwei Jahre alt sind und fest zusammengepreßt gelegen haben, aus dem Kasten oder der Tonne, lasse die Rippen darin sitzen, lege Blatt auf Blatt, und rolle die Blätter so fest als möglich auf einander. Ist die Rolle etwa 2 Zoll dick, so schneide man sie mit einem scharfen Messer in feine Scheiben, und reibe solche mit den Händen tüchtig durcheinander. Man thut nun diesen geschnittenen Tabak in einen kleinen messingenen Kessel, setzt ihn damit auf ein Kohlenfeuer und röstet ihn dergestalt, daß er tüchtig schwitzt; zugleich muß er bei dem Rösten auch fleißig im Kessel umgerührt werden, damit er nicht verbrenne. Nachdem nun der Tabak auf solche Art im Kessel eine kurze Zeit gebeitzt worden, tüchtig geschwitzt hat, und also die rauhen Theile davon abgetrieben sind, legt man denselben auf einen Tisch oder Tuch, damit er sich abkühle; nachher wird er tüchtig in der Hand gerieben, daß er kraus wird, und dann in einen steinernen Topf oder in ein sonstiges Behältniß bis zum Verkaufe gethan. Diejenigen Personen dagegen, welche etwas gelindern Tabak zum Rauchen lieben, können die Rippen aus Tabaksblättern nehmen, und dann mit der Zubereitung, wie bei der ersten Art verfahren, so erhalten sie jederzeit einen guten brauchbaren Rauchtabak. — Die Verfertigung des Rauchtabaks in den Fabriken bezieht sich auf den gewöhnlichen Kanaster oder die sogenannten Suizentarten, oder auf den gemeinen, schon erwähnten Rollentabak. In den kleineren Fabriken verarbeitet man bloß inländische Tabake, welche größtentheils in Rollen gesponnen werden; in den größern Fabriken läßt man ausländische gute Blätter kommen und macht

in Verbindung mit den ausländischen Blättern die verschiedenen Rauch- und Schnupftabaksſorten daraus. Der feine Kanaſter kommt geſponnen aus Amerika, weil man ihn in Europa weder fabrizirt, noch aus Samen erzieht, und beſteht aus Havanna- oder Varinasblättern. Der ordinaire Kanaſter wird gewöhnlich aus Nord-Amerikaniſchen Blättern, theils in Surinam und andern Holländiſchen Kolonien, theils in Europa von den Holländern bereitet. Auch Deutſche Fabriken liefern verſchiedene Arten von Kanaſtern und Halbkanaſtern. Die zahlreichſten Sorten von Suizent werden in allen Deutſchen Fabriken, theils aus Amerikaniſchen, theils aus Europäiſchen und beſonders aus inländiſchen Blättern, deren urſprüngliche Rohheit man durch Beizen und Saucen zu mindern ſucht, verfertiget. Der gemeine Rollentabak beſteht gewöhnlich aus inländiſchen, gelben oder braunen Blättern, welche nicht gebeitzt, ſondern bloß ausgeleſen und zu Rollen geſponnen werden.

Was nun die eigentliche Fabrikation des Rauchtabaks betrifft, ſo beſtehen die Fabrikationsakte in ſechs Hauptoperationen, nämlich: 1) im Sortiren der Blätter; 2) im Beitzen oder Sauciren derſelben; 3) im Zerſchneiden; 4) im Trocknen; 5) im Einpacken des geſchnittenen Tabaks, und 6) beim Rollen- oder Stangentabak im Spinnen der Blätter. — Das Sortiren oder Ausleſen der Blätter iſt ſehr nothwendig, ſelbſt der Amerikaniſchen Blätter, die eine ſehr verſchiedene Güte beſitzen. Man legt nämlich diejenigen Blätter zuſammen, welche von gleicher Beſchaffenheit, hauptſächlich der Dicke und Farbe nach, ſind. Nach dem Sortiren werden die zum Rauchen beſtimmten Blätter entrippt, das heißt, die dikkeren Rippen werden ausgeſchnitten, weil ſie beim Rauchen den Geſchmack verſchlechtern; indeſſen wendet man ſie auch oft zu dem ganz geringen Tabake an, nachdem man ſie zwiſchen Walzen glatt gedrückt hat. Auch ver-

arbeitet man sie zuweilen zu einer geringen Sorte gestampften Schnupftabaks, wozu man auch noch andere Abfälle benutzt. Von dem Virginischen Tabake kann man zwei Sorten machen, die obere Hälfte, nämlich von der Spitze bis zur Mitte des Blattes, zu Varinas, die andere Hälfte mit dem Rippenende zu Suizent. Die Spitzen der Blätter geben den besten Geschmack. Die saftigen und fetten Blätter werden zu Schnupftabak zurückgelegt. Ist die Sortirung geschehen, so werden die Blätter gebeitzt oder saucirt, das heißt, von einer besonderen zubereiteten Brühe, Beitze oder Sauce genannt, durchdrungen, theils um dem Tabake einen besseren, entweder schärfern oder mildern, und angenehmern Geschmack und Geruch zu geben, theils auch, um ihm ein besseres Ansehen und die Eigenschaft eines langsamen Verbrennens ohne Flamme mitzutheilen, theils auch, ihn vor dem Verbrennen zu schützen. Die Materialien zur Lauge sind entweder salzige, oder süße gewürzhafte Stoffe. Die salzigen Stoffe sollen besonders das langsamere Verbrennen und die Haltbarkeit befördern, und bei Blättern von geringer Güte auch die beißende ekelhafte Schärfe mildern; die süßen und gewürzhaften Stoffe sollen dem Tabake Wohlgeschmack und Wohlgeruch mittheilen. Die salzigen Stoffe sind vorzüglich Kochsalz, Salmiak, Salpeter und Potasche; die süßen und gewürzhaften sind Weinmost, guter alter Wein, guter Weinbranntwein, Himbeersaft, Pflaumen, Feigen, Zucker, besonders gelber Kochzucker, Honig, Syrup, Lakritzensaft oder vielmehr Süßholzsaft, Wachholderbeeren, Thee, Kaffee, Zimmet, Gewürznelken, Vanille, Cascarillenrinde, Lorbeerblätter, Aloeholz ꝛc. ꝛc., zuweilen bedient man sich dazu auch der wohlriechenden Harze, des Weihrauchs, Storax, Mastix ꝛc. Das Sauciren des Tabaks wird in den großen Fabriken geheim gehalten, daher kann man nicht so ganz genau die Mi-

schungen, deren man sich hierbei bedient, angeben, indem dieses von jedem Tabaksfabrikanten abhängt, auf welche Weise er seine Tabake, nach Verschiedenheit der Sorten, saucirt oder beitzt; denn wer dieses gut versteht, hat auch einen größern Absatz. Unter den Salzen werden Kochsalz und Salmiak gerühmt, und unter den süßen und gewürzhaften Stoffen: Thee, Kaffee, Franzwein, Franzbranntwein, Himbeersaft, Gewürznelken, Vanille, Aloeholz. Von den gewürzhaften Produkten, so wie von Zucker, Honig und riechenden Harzen, darf man nur sehr wenig nehmen. Ueberhaupt ist eine einfache, aus wenigen guten Ingredienzien bestehende Beitze, immer einer zusammengesetztern vorzuziehen; denn viele Schmierereyen verderben den Tabak, und machen ihn ungesund, besonders ist dieses auch mit vielen salzigen Ingredienzien der Fall, deren Zusetzung man daran erkennt, wenn der Tabak beim Brennen in der Pfeife knistert, und wenn es auch nur leise ist. In allen Beitzzusetzungen, das heißt Salzen, liegt immer die Absicht, wie schon erwähnt worden, einen gewissen Grad der Gährung zu bewirken, wodurch die Bestandtheile des Tabaks entwickelt, und zum Theil flüchtig, auch die ganzen Blätter geschmeidig und biegsam gemacht werden; das Beitzen darf also nicht bis zur sauren Gährung getrieben werden, weil der Tabak dadurch Geruch, Geschmack, und die Fähigkeit, sich, angebrannt, allmählig ohne Flamme zu verzehren, verlieren würde; deshalb setzt man auch den Saucen süße und gewürzhafte Stoffe zu. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts soll ein Israelit in Holland, weil er zuerst Cascarille zur Beitze gebrauchte, große Reichthümer gewonnen haben. Bolongaro in Frankfurt am Main soll in weniger als funfzig Jahren durch seine Beitze Millionen gewonnen haben, und was haben nicht Richter und Nathusius in Magdeburg zu Ende des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts gewonnen, welche Fabrik noch

jetzt von den Nachkommen des Nathusius betrieben wird, obgleich der Absatz durch die große Concurrenz des Tabaks sehr verloren hat, und besonders auch durch die Fabrikate von Prätorius und Brunzlow in Berlin, der besonders in den Preußischen Staaten überall hingeht. — Das Beitzen der Tabaksblätter geschieht in eingemauerten Kesseln und andern kupfernen Gefäßen, in welchen ein jeder Fabrikant seine Beitze macht, indem er die Ingredienzien hinein schüttet und in eine flüssige Form bringt, das heißt, die festen Stoffe sich auflösen läßt, oder aus ihnen einen Extrakt macht. Mit dieser Saucenmischung wird der Tabak entweder bloß besprengt, oder die Blätter in die Sauce eingetaucht, oder auch wohl gelinde darin gekocht; die beiden letztern Zubereitungsarten sollen die besten seyn, weil durch das Kochen der herbe Geschmack und der unangenehme Geruch des Tabaks vermindert wird, und die Sauce auch besser die Blätter durchdringt. Man packt sie dann in Fässer ein, worin sie in eine Art von Gährung kommen, welche Gährung das Eindringen der Beitze in die Poren der Blätter befördert. Das Saciren der Blätter geschieht von den Fabrikanten selbst, um das Beitz- oder Saucenmittel als Geheimniß zu bewahren, die mehrsten andern Arbeiten, das Spinnen ausgenommen, verrichten gewöhnliche Arbeiter oder Tagelöhner, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts. Man kann den Tabak auch durch ganz einfache Saucen verbessern. So kann man z. B. scharfen Tabak in Milch einweichen, wodurch ihm seine betäubende Kraft genommen wird; auch eine Abkochung von Kaffee, auch von Thee, worin der Saft von einer Viertelcitrone aufgelöset worden, verbessert den allerschlechtesten Tabak, welcher unter dem Namen Kneller bekannt ist. — Da nun der Rauchtabak entweder zerschnitten in Papier gewickelt, in Briefen oder Paqueten, oder gesponnen in Rollen verkauft wird, so sind dazu noch man-

cherley Vorkehrungen nöthig. Zu dem gewöhnlichen Rauchtabake werden die Blätter bei einer mäßigen Wärme auf Horden getrocknet, und dann auf einer Schneidemaschine, Schneidelade, geschnitten. Die Schneidelade, Tabaksschneidelade gleicht dem Werkzeuge, womit Heckerling geschnitten wird. Das Messer, welches so lang, als die Mündung der Lade weit ist, wird durch einen Hebel herunter gedrückt, wodurch zugleich das Bodenbrett, nebst dem darauf gelegten Tabak, der durch eine Schraube an dasselbe angedrückt ist, unter dem Messer allmählig hervorrückt (s. den Art. Tabaksschneidemaschine, weiter unten). Die Vorrichtung, um den Tabak gehörig in die Lade einzupressen, wovon der gleiche Schnitt abhängt, besteht in Folgendem. Man läßt auswendig an beiden Seiten der Lade, ungefähr $\frac{1}{2}$ Fuß von vorn, ein 3 Zoll breites, $\frac{1}{4}$ Zoll dickes, und 4 Zoll über die Lade stehendes Eisen befestigen, welches oben mit einem von der Seite eingehauenem Loche versehen ist. Man läßt ferner ein Quereisen machen, welches durch die Löcher jener beiden Eisen gesteckt werden kann. In diesen eisernen Steg selbst wird ein Schraubenloch gebohrt, und dieses mit einer Schraube versehen. Auf den Deckel, der über der Lade liegt, befestiget man ein mit einem Loche versehenes Eisen, worin die Schraube ruht. Ist nun die Lade mit Tabaksblättern gefüllt, so legt man den Deckel auf, und drückt die herausstehenden Blätter mit einem keilförmigen Holze ein. Dann nimmt man den Steg, worin die Schraube schon etwas eingeschroben ist, steckt denselben in das gegenüberstehende Loch, und beugt ihn vermittelst der Schraube nieder, um ihn in das andere Loch zu bringen. Wenn nun die Schraube in dem auf dem Deckel befindlichen Loche ruht, so schraubt man mit Hülfe eines durch den Schraubenkopf gehenden Quereisens die Schraube an, und kann so den Tabak bequem pressen. Da aber die Lade nicht ganz voll wird,

so muß man noch einmal aufpacken und pressen. Die Feinheit des Schnittes hängt von der Stellung des Schiebewerks ab, die man aber mit großer Leichtigkeit nach Gefallen einrichten kann, so daß bei jedem Rucke mehr oder weniger Tabak unter das Messer kommt, je nachdem es die Sorte, welche man schneidet, erfordert. Da der zerschnittene Tabak noch feucht ist, so muß man ihn auf einer kleinen Darre bei mäßiger Wärme noch austrocknen. Unten hat die Darre ein Schürloch, oben aber eine Horde von Draht, worauf der Tabak ausgebreitet wird. Man muß darauf sehen, daß der Tabak nicht röstet, statt zu trocknen, weil sonst die Beitze zerstört werden würde. Auf dem Vorrathsboden wird der getrocknete Tabak zu Haufen aufgeschüttet. Hier wird er nöthigen Falls noch einmal mit einander gemengt, und dann in Paquete eingepackt. Man hat auch eine Art Trockenofen, der aus einem mit einer eisernen oder vortheilhafter porzellainenen, irdenen oder steinernen, Platte bedeckten Herde besteht. Hier wird der Tabak, nachdem er gleich nach dem Schneiden mit den Händen gerieben und locker auseinander gemacht worden ist, etwa eine Hand hoch auf die Platte gestreuet, und durch mäßiges Feuer und öfteres Wenden gegen das Versengen gesichert. Wenn derselbe, nachdem er heiß geworden ist, gehörig ausgedunstet hat, und zu trocknen anfängt, wird er von der Platte weggenommen und auseinander gestreuet. Nach dem Trocknen wird der Tabak auf einem reinen Bretterboden oder auf Tüchern eine Hand hoch auf einander geschüttet, einigemal umgewendet, und dann noch zwölf Stunden auf einen Haufen gelegt. Wenn er ganz ausgetrocknet ist, wird er wiederum mit der Brühe besprengt, womit die Blätter vor dem Schneiden angefeuchtet wurden. Das Einpacken geschieht gewöhnlich in Papier, auf welchem vorher ein Holzschnitt oder ein Kupferstich mit dem Namen des Tabaks, des Fabrikanten ꝛc., eine Vignette ꝛc. ge-

druckt worden. Will man den Tabak in sogenannte Briefe packen, so muß er vorher abgewogen werden; man legt ihn dann in das dazu bestimmte Papier, und bringt dieses in die Form eines Tabaksbriefes, den man zusiegelt. Will man ihn in solche Paquete verpacken, welche inwendig mit dünn gewalztem Bley oder wegen der Unschädlichkeit für die Gesundheit, besser mit dünnem Zinkbleche ausgefüttert sind, so nimmt man einen starken hölzernen Klotz, worin eine hölzerne Form steckt, welche gerade so dick und so lang ist, als das Paquet werden soll. In eine und dieselbe Oeffnung des Klotzes kann man Viertel-, halbe und ganze Pfundformen hineinsetzen; bei den Viertel- und halben Pfunden braucht man nur den innern Raum durch dazwischen getriebene Riegel oder Keile zu verkleinern. Zu jeder einzelnen Form gehört ein eigener Trichter, der oben weit genug ist, um den Tabak bequem einfüllen zu können. Das dazu bestimmte Papier wird vorher unten zusammengelegt; hierauf wird die obere Oeffnung um den Trichter geschlagen und der Tabak nach und nach eingefüllt. Der Trichter wird nun herausgenommen, und jede Lage mit einem passenden hölzernen Stampfer fest eingestampft. Ist nun jede Form mit der abgewogenen Portion Tabak ganz angefüllt, so legt man das oben hervorragende Papier eben so wie unten zusammen, und zuletzt versiegelt man das Paquet auf beiden Seiten. Nun kann man die Paquete in das Waarenlager bringen, und auf die Zusammenfügung noch den Stempel drücken. — Soll nun der Tabak nicht zerschnitten, sondern in gesponnenen Tabak, Rollen-Tabak, verwandelt werden, so sortirt man die inländischen Blätter erst nach der Güte und nach der Sorte. Die gelben Blätter, welche eine bessere Tabaksforte abgeben, als die braunen, werden besonders gelegt. Von jeder dieser beiden Sorten suche man wieder die ganzen und breiten Blätter aus. Diese, Wickelblätter genannt, bilden die Au-

ßenseite der Rollen; die kleineren und zerbrochenen Blätter geben dagegen das Innere der Rollen ab. Man schneidet aus den gelben Blättern die breiten dicken Rippen ungefähr 2 Zoll lang heraus, die braunen läßt man so, wie sie sind. Jetzt macht man jedes einzelne Bund Blätter durch Besprengen mit Wasser feucht und geschmeidig, damit sie sich auf der Spinnmühle leichter und besser zusammendrehen lassen. Man legt nun die zu spinnenden Blätter auf einen eigenen, neben der Spinnmühle stehenden, Tisch. Die sogenannte Spinnmühle selbst ist nur sehr einfach; sie besteht bloß, was ihren Haupttheil betrifft, aus einer horizontalen eisernen Spindel, die sich, wie ein gemeiner Garnhaspel, zwischen zwei senkrechten Ständern mittelst einer Kurbel umdrehen läßt, die an ihrem einen Ende befestiget ist; ihr anderes Ende ist zu einem Doppelhaken, in der Form eines großen Lateinischen S gebogen. Mit der Spindel ist durch Radarme entweder ein wirkliches Schwungrad (Speichen mit einem Ringe oder Kranze) verbunden, oder sie enthält gleich große Speichen, an dem Ende mit flügelartigen Theilen, wie ein Garnhaspel. Vor dem Spinnen wird jedes Bund Tabak mit einem kleinen Besen von Reisern mit Wasser besprengt, der gelbe jedoch nur mäßig, da man nämlich gelben und braunen Tabak dazu nimmt. Dieses Besprengen befördert den Zusammenhang der Blätter beim Spinnen. Nach dem Besprengen werden die Blätter sortirt, indem man die breiten und ganzen von den kleinen und zerrissenen absondert. Die Letztern werden in die Mitte der Rollen eingesponnen und von den Ersteren umgeben. Man nennt daher diese großen und ganzen Blätter Wickelblätter; sie müssen auch selbst bei dem gelben Tabake stark angefeuchtet werden, damit sie erforderlich binden. Die Wickelblätter bleiben wie sie sind, die kleinen und zerrissenen werden aber von besonderen Personen vorläufig zusammengewickelt, und auf den Werktisch des Spinners als

Wickel gelegt. Um nun mit der angeführten Maschine das Spinnen zu verrichten, bildet man erst aus den Tabaksblättern die äußerste Spitze der Rolle aus freier Hand, indem man einen Wickel Tabaksblätter nimmt, ihn mit großen Wickelblättern umwickelt, an die Spitze dieses Wickels einen zweiten setzt, und um diesen gleichfalls Wickelblätter windet. Diesen Anfang der Tabaksrolle bindet nun der Tabaksspinner mit einem Bindfaden, hängt ihn an den Haken der Spille der Spinnmühle, legt den Wickel auf den Werktisch, und läßt den Haspel oder das Schwungrad etwa durch einen Knaben in Umdrehung setzen; so geschieht das Zusammendrehen des Wickels, und ein Wickel vereiniget sich immer mit dem andern. Um die Rolle dicht und glatt zu machen, so faßt der Spinner den Wickel mit der linken Hand; mit seiner rechten drückt er aber das Handeisen gegen die Rolle. Das Handeisen besteht nämlich in einer eisernen Platte, auf welcher zwei lederne Riemen befestiget sind. Diese schnallt der Spinner fest an die rechte Hand, um die Platte mit voller Kraft an die besponnene Rolle auf dem Tische anzudrücken und sie dadurch zu glätten. Ist die Länge der Rolle der Länge des Werktisches gleich geworden, so wird sie so auf den Haspel gewickelt, daß ein Umgang neben den andern, und eine Lage über die andere kommt; und ist die ganze Maschine damit angefüllt, so wird das Gesponnene abgenommen, aus freier Hand zu einer Rolle zusammengewickelt, und zuletzt noch unter eine Presse gebracht. Fünf solcher Rollen wiegen gewöhnlich einen Centner. In andern Ländern, wo dergleichen Tabak gesponnen wird, macht man auch kleinere Rollen.

Bereitungsarten verschiedener Sorten des Rauchtabaks. I. Bereitung des Kanasters. Man nimmt 25 Pfund Havannakanaster, 15 Pfund Portoriko, 10 Pfund feinen Halbkanaster, 10 Pfund zubereiteten Ungarischen Tabak, und mengt Alles gut

durcheinander. Zur Sauce nehme man 1 Pfund Lakritzensaft, 2 Unzen Zimmet, 2 Unzen Cardamomen, 1 Unze Vanille, thue Alles in einen Topf mit sechs Kannen oder Quart Mallaga, und lasse es eine Stunde langsam kochen. Man setzt nun ½ Unze grünen Thee hinzu und läßt die Mischung gut zugedeckt erkalten; dann filtrirt, 2 Kannen Salzsauce*) (eine völlig gesättigte Kochsalzauflösung), 1 Pfd. krystallisirten, in Salzsauce aufgelöseten Salpeter, und 1 Pfund Honig hinzugethan, filtrirt, und die Flüssigkeit an einem kühlen Orte aufbewahrt. Mit dieser Sauce besprengt man die in eine Mulde gelegten Blätter, drückt sie in ein Faß, und bedeckt und beschwert sie. Wenn sie vier bis sechs Tage, im Winter aber länger, gestanden haben, läßt man sie spinnen und zu Rollen bilden. — Nach einem Holländer macht man Kanaster auch aus Maryländischen ausfortirten Blättern, welche nicht die gelbsten sind, und behandelt sie, wie oben, S. 122, angeführt worden. Wenn die Blätter von der Darre gekommen und auf einem luftigen Boden gut getrocknet worden sind, so werden sie mit folgender Sauce besprengt. In 30 Kannen Wasser nimmt man 3 Loth zerstoßene Gewürznelken, 3 Stengel Vanille, und 10 Pfund zerschnittene Feigen, und läßt dieses in einem dicht zugedeckten Topfe ungefähr zwei Stunden kochen; dann den Topf vom Feuer gesetzt, ½ Pfd. grünen Thee dazu gethan, und eine halbe Stunde neben dem Feuer stehen lassen; hierauf durch ein Sieb laufen, zugedeckt und kalt werden lassen. Mit dieser Sance können die Blätter eingesprengt und zu Rollen gemacht werden. — 2) Bereitung des feinen Virginischen Tabaks. Man nimmt Ungarische Blätter, welche man mit scharfer Lauge von Buchen-

*) Die Salzsauce wird aus 40 Maaß Brunnenwasser gemacht, worin man so viel Kochsalz zergehen läßt, bis das Wasser gesättiget ist. Um dieses zu erfahren, legt man ein Ey hinein, und wenn dieses oben schwimmt, so ist die Sauce gut.

asche heiß begießt, dann auspreßt, an der Luft trocknen läßt, und ihn mit der unter 1. beschriebenen ersten Sauce zurichtet. — 3) Den feinen Halbkanaster bereitet man von Virginischen Blättern, die mit der Salzsauce angemacht, und dann mit der oben beschriebenen Kanastersauce gebeitzt werden. — 4) Der ordinaire rohe Tabak wird vorher mit heißer Lauge von Buchenasche begossen, ausgepreßt, getrocknet, und dann in die oben vorgeschriebene Sauce gethan, worin er vier und zwanzig Stunden stehen bleiben muß, damit die Sauce recht hineinzieht. Diese vier Tabaksarten dienen nun zur Mischung verschiedener anderer Sorten.

Bereitung geringer Kanaster-Sorten. Man nehme 20 Pfd. gelbe oder hellbraune Virginische Blätter, von welchen man am dicksten Ende 2 bis 3 Zoll abschneidet. Hierzu nimmt man folgende Sauce: 1 Maaß alten Mallaga, 1 Pfd. feinen Zucker, ½ Pfd. zerstoßenen Fenchelsamen, 1 Unze Zimmet; Alles zusammen in vier Maaß Flußwasser gekocht, bis die Flüssigkeit anfängt dick zu werden; dann solche filtrirt. In diese warme Brühe taucht man die Blätter, drückt sie dann in ein mit doppeltem Boden versehenes Faß, gießt die übrige Sauce hinzu, und beschwert den Tabak mit einem hölzernen Deckel. Im Sommer müssen die Blätter vierzehn Tage, im Winter drei Wochen in der Brühe liegen; dann werden sie in Rollen gesponnen. Die fertigen Rollen werden mit hölzernen Spießen versehen, damit sie in ihren Windungen nicht auseinander gehen, und zuletzt mit einer Presse fest zusammengedrückt. — 2. Man mische 30 Pfund feinen gelbbraunen Portoriko, der vorher mit etwas Beitze besprengt worden, damit sich die Rollen leichter auflösen lassen, 16 Pfund feine hellbraune Maryländische Blätter, wovon der dickste Stiel 3 Zoll lang abgeschnitten wird, und 6 Pfd. von den größten hellbraunen Havannablättern. Zur Sauce nimmt man ½ Maaß alten Mallaga, 8 Loth feinen

Zucker, 4 Loth zerschnittene ächte Virginische Tabaksstengel, 4 Loth zerstoßenen Fenchelsamen, 4 Loth Weingeist, 3 Loth des besten gestoßenen Zimmets, 2 Loth Salpeter, 2 Loth Kochsalz, ½ Quentchen Cascarillenrinde, ½ Quentchen zerstoßenen Benzoe, ¼ Quentchen zerstoßenen Bernstein, ¼ Quentchen Ambra, und ⅛ Quentchen Moschus. Alles dieses läßt man in einer hinlänglich großen Flasche acht Tage auf einem warmen Ofen, oder einige Stunden auf heißem Sande digeriren. Man gießt darauf die Flüssigkeit in eine andere Flasche, das Uebriggebliebene thut man aber in einen mit einem Deckel gut verschlossenen kupfernen Topf mit vier Maaß Wasser, verklebt den Topf mit einer Blase, und läßt die Mischung noch eine halbe Stunde kochen. Zuletzt wird sie durch ein feines Tuch filtrirt, mit der vorher besonders abgegossenen Brühe vermischt, und an einem kühlen Orte aufbewahrt. Mit dieser Brühe wird die oben angegebene Mischung von Blättern gebeitzt. Beim Spinnen ist darauf zu sehen, daß die verschiedenen Blätter so viel, als möglich, gleich vertheilt werden.

Bereitung der Suizentarten. 1. Halbkanaster. Man nehme 20 Pfund aufgelöste gelbe und braune Portorikoblätter, 12 Pfd. hellbraune Maryländische oder Virginische, von welchen der dickste Stiel etwa 3 Zoll abgeschnitten wird, und 5 Pfd. Havannablätter. Zur Sauce oder Beitze nimmt man die oben unter Nr. 2. beschriebene Kanasterbrühe, wozu man noch 3 Maaß Wasser, 4 Loth Salpeter und 8 Loth Salz thut. Wenn der Tabak gesponnen und in Rollen gewunden ist, muß er einige Monate liegen; dann wird er auf einen Tag in den Keller gebracht, und zuletzt geschnitten. Gleich nach dem Schneiden läßt man ihn auf dem Trockenofen bei gelindem Feuer trocknen, damit er, ohne Gefahr schimmlig zu werden, in Fässer gepackt werden kann. — 2. Eine andere Sorte Halbkanaster bereitet man aus feinen Virginischen Blättern, von

denen man 20 Pfund nimmt, und dazu folgende Sauce macht: ¼ Quart Franzwein, ⅛ Quart Weineſſig, 1 Loth zerſtoßene Gewürznelken, 2 Quentchen Macisblüte, und 2 Gran Moſchus. Alles dieſes läßt man einige Tage in mäßiger Wärme digeriren, gießt 1 Quart Waſſer hinzu, läßt die Miſchung eine Stunde lang kochen, ſeihet ſie durch ein Tuch, thut noch ein Maaß Waſſer, 1 Pfund Raffinadezucker und 2 Loth zerſtoßenen Zimmet hinzu, und beitzt mit dieſer Brühe die Blätter auf die gewöhnliche Art. — 3. Zu einer dritten Sorte Halbkanaſter nimmt man auf hundert Pfund feine Portorikoblätter folgende Sauce: 18 Kannen Waſſer, 1 Pfund Saſſafraß, 1 Pfund Candiszucker, 1 Pfund Citronenſchalen, 8 Loth Roſenholz, 6 Lth. Cardamomen, 4 Lth. Gewürznelken, 4 Lth. Paradiesholz, zuſammen gekocht, filtrirt, und zur Sauce angewendet. — 4. Um Portoriko zu bereiten, nimmt man 100 Pfund von dem aus Virginiſchen Blättern, wie oben angegeben worden, als Vorrath verfertigten Halbkanaſter, den man mit einer Sauce beitzt, die aus folgenden Ingredienzien beſteht: 2 Pfd. Salmiakgeiſt, 6 Kannen oder Maaß Roſenwaſſer, 3 Pfd. Honig, 2 Pfd. Salz, 6 Lth. rectificirten Weingeiſt, 1 Schote Vanille. Alles dieſes läßt man vierzehn Tage digeriren. Der gebeitzte Tabak wird dann wie Kanaſter behandelt. — 5. Zu einer andern Sorte Portoriko nimmt man die braunſten Maryländiſchen Blätter, und bereitet dazu folgende Sauce: In 6 Kannen oder Maaß Waſſer wird ½ Loth zerſtoßene Gewürznelken in einem gut verſchloſſenen Topfe gekocht; dann ſetzt man den Topf vom Feuer ab, ſo, daß die Flüſſigkeit nicht mehr kocht, und thut ¼ Pfd. grünen Thee hinzu, den man eine halbe Stunde bei gut verdecktem Topfe ziehen läßt; dann wird die Flüſſigkeit durchgeſeihet, und wenn ſie erkaltet iſt, der Tabak damit beſprengt, aber nicht zu naß, damit die Blätter geſponnen werden können. Die Rollen, welche

man daraus macht, werden getrocknet, in Fässer gepackt, und ein Jahr lang aufbewahrt. — 6. Zu Portoriko mischt man 60 Pfd. Virginische oder mittelbraune Maryländische Blätter, und 40 Pfd. grünen und melirten Portoriko, welchen man vorher, damit sich die Rollen leichter auflösen, mit Beitze einsprengt. Die Sauce besteht aus 8 Kannen oder Maaß Wasser, ½ Pfd. Salz, 8 Lth. zerschnittenen Tabaksstielen, 8 Lth. Meliszucker, 4 Lth. Weingeist, 4 Lth. Salpeter, 4 Lth. Salmiak, 2 Lth. zerstoßenem Anis, 2 Lth. zerstoßenem Fenchelsamen, und 1 Quentchen Cascarillenrinde. Man kocht Alles in einem wohl zugedeckten und verklebten Topfe eine halbe Stunde bei gelindem Kohlenfeuer, und seihet dann die Flüssigkeit, wenn sie erkaltet ist, durch ein Tuch. Man besprengt den Tabak mit der Brühe, schneidet und röstet ihn dann leicht, und läßt ihn auf dem Boden trocknen. Nachdem er hinlänglich ausgedunstet hat, wird er wiederum mit einer Beitze besprengt, und in Kisten und Fässer gepreßt, wo er einige Wochen stehen bleibt, und dann in Paquete geschlagen wird. — Man macht auch eine Sorte von Portocarero aus 100 Pfund fabricirtem Halbkanaster, 100 Pfund Virginischem, aus Ungarischen Blättern (nach oben angeführter Weise) zubereiteten Tabak, und 5 Pfund Havannablättern. Zur Sauce nimmt man 12 Kannen oder Maaß Salzwasser, 3 Loth Sternanis, 3 Loth Nelkenholz, und 3 Loth Zimmet, wozu, wenn jene Mischung eine Stunde gekocht hat, noch 2 Pfund Salz, 1 Pfund Honig und 1 Pfund Salpeter kommen. Alles wird gut vermischt und durchgeseihet. — 8. Zu Petitkanaster nimmt man 100 Pfd. fabrizirten Halbkanaster und 100 Pfd. Portorikoblätter. Man bereitet dazu folgende Beitze: In 8 Kannen oder Maaß Salzsäure werden 2 Pfd. braunen Candis, 1 Pfd. Bärentraube, 8 Loth Wachholderbeeren und 8 Loth Fenchelsamen gekocht, und zu der abgekochten Mischung 1 Pfd. Rosenwasser, ½ Pfd.

Spanischen Saft und 4 Lth. grünen Thee hinzugesetzt. Der Tabak wird dann wie Kanaster behandelt. — 9. Eine zweite Sorte von Petitkanaster bereitet man, indem man Kanaster und Portoriko zu gleichen Theilen zusammen mischt. Man macht die Rollen auseinander, besprengt sie mit reinem Wasser, wozu auf 100 Pfd. 2 Bouteillen des besten Franzweins kommen, mengt den Tabak zusammen, und läßt ihn liegen, bis er durchgängig angefeuchtet ist; dann wird er geschnitten, mit den Händen durcheinander gemengt, damit er recht lose wird, auf dem Boden getrocknet, und dann verpackt. — 10. Eine dritte Sorte Petitkanaster erhält man, wenn man $\frac{2}{3}$ Portocarero und $\frac{1}{3}$ Kanaster zusammen mischt, und sie wie die vorige Art behandelt. — 11. Zu Siegeltabak nimmt man $\frac{1}{4}$ Portoriko und $\frac{6}{4}$ Lissaboner Blätter, und verfährt damit, wie bei Nr. 9 angeführt worden. Wenn der Tabak geschnitten ist, bringt man ihn auf den Trockenofen, und läßt ihn nachher auf dem Boden vollends trocknen. Was man von diesem Tabake nicht in Paquete verpacken will, kann man in Fässern gut zugedeckt aufbewahren. — 12. Geschnittener Rauchtabak. Man nimmt dazu gute Maryländische Blätter, die man von den Stengeln befreiet, an einen feuchten Ort legt, und mit reinem Wasser besprengt oder anfeuchtet; am andern Tage wird der Tabak geschnitten, gedörrt, und auf der Darre gut umgewendet, damit der Dampf herausgehe, wodurch der Tabak die beißende Schärfe verliert. Man bereitet nun eine Sauce aus 6 Kannen oder Maaß Wasser, die man mit 2 Loth zerstoßenen Gewürznelken eine halbe Stunde kochen läßt; dann läßt man die Flüssigkeit am Feuer stehen, ohne daß sie aufkocht, und thut 8 Loth grünen Thee mit 4 Loth weißem Zucker hinzu. Nach einer halben Stunde setzt man die Mischung zum Erkalten hin, sprengt dann den Tabak damit ein, mengt ihn durcheinander, und breitet ihn dünn auf dem Boden

aus. Wenn er trocken ist, wird er in Fässer gethan, die man an einen trocknen Ort setzt. Hier bleibt er ein Jahr lang stehen, ehe man ihn verpackt. — 13. Zu Ostende-Tabak bereitet man für 100 Pfund fabrizirten Halbkanaster eine Beitze, welche aus 14 Kannen oder Maaß Salzwasser, 8 Loth Wachholderbeeren, 8 Loth Fenchelsamen, 2 Loth Cascarillenrinde, 2 Loth Cubeben und einer Schote Vanille besteht. Dieses Alles wird zerstoßen, in ein Säckchen gethan, und eine Stunde lang in der Salzsäure, worin man 1 Pfund krystallisirten Salpeter auflöset, gekocht. Wenn man die Mischung vom Feuer genommen und geseihet hat, rührt man noch 3 Pfund Syrub und 2 Pfund Salz darunter, beitzt den Tabak damit, und behandelt denselben übrigens wie den Kanaster. — 14. Suizent-Kanaster. Man mische 100 Pfund Portoriko zu 50 Pfund aus Virginischen Blättern verfertigten Halbkanaster. Zur Sauce nimmt man 2 Pfund braunen Candis, $\frac{1}{2}$ Pfund Violenwurzel, $\frac{1}{2}$ Pfund Korinthen, $\frac{1}{2}$ Pfund Nelkenwurzel, 2 Loth Sternanis, kocht Alles zusammen in 10 Kannen oder Maaß Wasser, seihet die Mischung durch, und setzt dann 1 Pfd. Rosenwasser, 1 Pfd. Zimmetwasser, und $\frac{1}{2}$ Pfd. Nelkenwasser hinzu, und behandelt den Tabak übrigens wie den Kanaster. — 15. Eine zweite Sorte Suizent-Kanaster erhält man, wenn zu 20 Pfund geschnittenem und geröstetem Virginischen Tabak folgende Beitze gemacht wird. Man läßt 4 Loth zerstoßenen Mastrix und 1 Quentchen gepulverte Cascarillenrinde acht Tage lang in Weingeist digeriren, gießt dann diese Flüssigkeit in 3 Kannen Wasser, in welchen man ein halbes Pfd. Zucker aufgelöset hat. Mit der durchgeseiheten Flüssigkeit wird der Tabak besprengt, dann durcheinander gemengt, getrocknet und in Paquete gepackt. — 16. Zu Suizent A. B. werden 50 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak und eben so viel Pfälzer mit folgender Sauce bereitet. Man läßt 1 Pfund Bertramwurzel,

½ Pfd. Angelikawurzel, ½ Pfd. Jesuitentheewurzel (Chenopodium ambroisoides), die Wurzeln zerschnitten, in 14 Maaß Lauge von Büchenasche eine Stunde kochen, seihet die Flüssigkeit durch, und braucht dieselbe, wenn man 3 Pfund Farinzucker darin aufgelöset hat, zur Beitzung des Tabaks. — 17. Eine andere Sorte Suizent erhält man, wenn zu 100 Pfund braunen Virginischen Blättern folgende Beitze bereitet wird. Man koche in 16 Kannen oder Maaß Wasser 3 Pfd. Salz, 2 Pfd. Citronenschalen, 1½ Pfd. Anis, 1 Pfd. Syrub, 1 Pfd. Sassafras, 1 Pfd. Salpeter, ½ Pfd. Violenwurzel, und 8 Loth Gewürznelken. Mit der durchgeseiheten Flüssigkeit wird der Tabak gebrühet. — 18. Zu Varinas nimmt man 50 Pfund fabricirten Virginischen Tabak, und 50 Pfund Pfälzer Blätter, worauf man eine Sauce aus 6 Kannen oder Maaß Salzwasser, 1 Pfund Violenwurzel, 1 Pfund Wachholderbeeren, und 1 Pfund Salpeter kocht. Mit der durchgeseiheten Flüssigkeit wird der Tabak gebeitzt. — 19. Stadt Leyden. Auf 100 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak und 100 Pfund Ungarischen macht man eine Sauce aus 1 Pfund Bertramwurzel, 1 Pfd. Violenwurzel, ½ Pfd. Ingber auf die gewöhnliche Art. Mit dieser Brühe wird der Tabak gebeitzt, und grob wie Suizent geschnitten. — 20. Amsterdamer Stadthaus. 100 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak, 100 Pfund Ungarischen, und 50 Pfund Havanna werden mit der unter Nr. 19. angegebenen Sauce gebeitzt. — 21. Drei Mohren Nr. 1. Auf 50 Pfd. fabrizirten Virginischen Tabak und 50 Pfund Ungarischen nimmt man folgende Sauce: 10 Kannen oder Maaß Salzwasser, 1 Pfund Bertramwurzel, 1 Pfd. Jesuitentheewurzel, 1 Pfund Violenwurzel, welche eine Stunde langsam kochen müssen, und dann durchgeseihet werden. Der Tabak wird darauf, das heißt, nach der Beitzung mit dieser Sauce, geschnitten, geröstet oder

auf einer warmen Platte getrocknet, und in Paquete geschlagen. — 22. Drei Mohren Nr. 2. Auf 100 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak und 50 Pfund Ungarischen wird die zu der vorigen Sorte gehörige Beitze genommen. Ist der Tabak mit der Sauce angefeuchtet, so wird er geröstet, und wenn er schwitzt, streut man ganz feine hochgelbe Holländische Erde darüber, und reibt ihn stark, damit sich die Farbe gut einzieht. Man läßt ihn dann auf dem Boden abtrocknen, siebt ihn um ihn von den lockern Farbetheilen zu befreien, tritt ihn in ein Faß, und verpackt ihn dann. — 23. Drei-Königstabak. Die dazu gehörige Sauce besteht aus 6 Kannen oder Maaß Wasser, 8 Loth Salz, 6 Loth Raffinadezucker, 4 Loth Anis, 4 Loth Salpeter, 4 Loth Honig, 4 Loth Weingeist, worin 4 Lth. zerstoßene Cascarillenrinde destillirt worden. Diese Ingredienzien werden eine halbe Stunde in einem wohlverschlossenen Topfe gekocht, und mit der erkalteten Flüssigkeit wird der Tabak gebeitzt. Wenn er geschnitten, geröstet, und auf dem Boden wohl getrocknet ist, wird er in eine Kiste oder in ein Faß gepreßt, und wenn er zu trocken geworden ist, wird er wieder durch ein wenig Sauce angefeuchtet und wohl durcheinander gemengt. Zu Nr. 1. des Dreikönigstabaks nimmt man zu der angegebenen Quantität Sauce 100 Pfund hellbraune Amersfoorterblätter; zu Nr. 2. kommen 100 Pfund gelbbraune Blätter; zu Nr. 3. 100 Pfund ordinaire gelbe Blätter, und zu Nr. 4. 100 Pfund feine gelbe Blätter. Je höher die Nummern sind, um so feiner müssen die Blätter und der Schnitt seyn. — 24. Englischer Petum. Man nehme 40 Pfund gute, dunkelbraune Maryländische oder Virginische Blätter, und besprenge sie tüchtig mit einer Sauce, die aus 6 Maaß Wasser, 4 Unzen Salz, 4 Unzen geschnittenen Virginischen Tabaksstielen, 2 Unzen grünem Thee, 2 Unzen Pflaumenmus, 1 Unze Salmiak, 1 Unze Sal-

peter. 1 Unze Tamarinden, 1 Unze Syrub und 1 Unze Raffinadezucker besteht. Diese Species koche man zugedeckt eine halbe Stunde auf gelindem Kohlenfeuer, presse sie, nachdem das Gemenge kalt geworden, durch ein Tuch, besprenge mit der Flüssigkeit den Tabak ein wenig, schneide und röste ihn, lasse ihn auf einem luftigen Boden gehörig ausdünsten, schlage ihn dann in Fässer, lasse ihn einige Wochen stehen, und dann in Paquete gethan. — 25. Van der Velde. Man nehme die gelbsten und mildesten Tabaksblätter, und hacke sie zu einer Art Halbkanaster um die Hälfte ab, bringe das obere Ende trocken in die Schneidelade, und stelle diese so, daß die Schneide jedesmal Striemen von der Dicke eines recht starken Strohhalms abschneidet. Ist die Bank durchgeschnitten, so lege und presse man den Tabak wiederum ein, und schneide ihn noch einmal auf die vorbeschriebene Weise. Hierauf wird der zerschnittene Tabak durch ein Sieb getrieben. Man macht ihn nach verschiedenen Nummern. Nr. 1 siebt man einmal, Nr. 2 zweimal, Nr. 3 dreimal. Will man ganz feine Blättchen haben, so nimmt man die feinsten, gelbsten und mildesten Blätter, von denen man die Stengel absondert. Zur Sauce nimmt man 10 Maaß Wasser und 2 Pf. Violenwurzel, kocht dieses miteinander, seihet die Flüssigkeit ab und röstet ihn, jedoch mit Sorgfalt, daß sich die Blättchen nicht zusammenrollen, und läßt ihn auf dem Boden abkühlen; dann in Paquete geschlagen — 26. Londoner Stadthaus. Man nehme 100 Pfd. Portoriko, 100 Pfund fabrizirten Virginischen und 50 Pfd. Havannakanaster, mische ihn und in Paquete geschlagen. — 27. Schweden. Man nehme auf 100 Pfund fabrizirten Ungarischen nur 50 Pfund fabrizirten Virginischen Tabak, zur Sauce 10 Kannen oder Maaß Salzwasser, koche es mit $\frac{1}{2}$ Pfund Sternanis und $\frac{1}{2}$ Pfunde Farinzucker, filtrire die Flüssigkeit, saucire den Tabak damit, und verfahre weiter,

wie oben angeführt worden. — 28. Purkly. Man nehme auf 100 Pfund Pfälzerblätter zur Sauce 16 Maaß Wasser, 4 Pfund Salz, 1 Pfund Salpeter, 1 Pfund Sassafraß, 1 Pfund Honig, 1 Pfund Kalmus, ½ Pfund Rosenholz, ½ Pfund Violonwurzel, 3 Unzen Cascarillenrinde, und 3 Unzen weißes Harz, koche diese Species eine Stunde, beitze sie darauf, und besprenge den Tabak damit; dann geschnitten, auf der Darre getrocknet, und, wie oben schon gelehrt worden, behandelt. Einige gute Saucen für Virginische Blätter, welche einen sehr angenehmen, äußerst wohlriechenden Tabak machen. Zu der ersten nimmt man 6 Loth Storax, 8 Loth Cascarillenrinde, 4 Loth Nelkenholz, 2 Loth Cubeben und 2 Loth Macisblüte, die in 4 Kannen oder Maaß Franzwein bei mäßigem Feuer gekocht werden. Wenn die Blätter mit dieser Sauce ganz durchzogen sind, so werden sie so viel abgetrocknet, daß sie beim Spinnen und dem Schneiden gehörig behandelt werden können. Um eine zweite Sauce zu bereiten, läßt man in 4 Kannen oder Maaß Wasser ½ Pfund feinen Zucker, 4 Loth grünen Thee, und 4 Loth Cassia abkochen, thut zu der abgekochten Flüssigkeit 1 Loth Vanille, und besprengt damit die Blätter so lange, als sie die Sauce annehmen.

Inländische Blätter oder das sogenannte Landblatt zu verbessern. Der inländische Tabak enthält so viele erdige und rohe Theile, daß er beim Rauchen höchst unangenehm riecht. Man hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, diese Eigenschaft der schlechten Blätter aufzuheben oder zu vermindern, und mancherlei Verfahrungsarten und verschiedene Beitzen erfunden. Aller aus ausländischen Blättern verfertigte Rauchtabak muß vorzüglich durch die Behandlung auf der Darrhorde vor dem Umschlagen und Verderben gesichert werden, welches bei dem Schnupftabake nicht so der Fall ist, indem man sich hier mit scharfen Sachen hilft; bei

dem Rauchtabake muß man aber behutsam verfahren und mit den Sachen sparsam seyn. Das Hauptmittel ist ein aus der Asche von Weißbuchen oder Rothbuchen verfertigte Lauge. Um eine leichte Lauge recht scharf zu machen, gießt man siedendes Wasser auf die Asche, läßt es durch dichte Leinwand laufen, und wiederholt dieses Filtriren mehrere Male, indem man das Wasser jedesmal kochen läßt. Die auf diese Art gewonnene starke Lauge wird siedend heiß auf die Blätter gegossen, die in einem engen Gefäße liegen, welches mit einem Deckel gut verschlossen werden kann. Die Blätter werden mit Steinen beschwert, so daß die Lauge $\frac{1}{2}$ Zoll hoch über dem Tabake steht. Wenn die Blätter zwanzig Stunden in der Lauge gelegen haben, werden sie stark ausgedrückt, an der Luft oder der Sonne getrocknet, und dann geschnitten. Der geschnittene Tabak kommt nun auf die Darrhorde, und zuletzt an einen lustigen Ort, um völlig zu trocknen. Dieses Verfahren nimmt dem inländischen Tabake den ihm eigenen widrigen Geruch; damit er aber auch beim Rauchen gleichartig fortbrenne, streuet man unter 100 Pfund ausgelaugten und getrockneten Tabak $1\frac{1}{2}$ Pfund fein zerstoßenen Salpeter, welcher Zusatz dem Tabake die Eigenschaft giebt, daß er mit einem schönen blauen Dampfe verbrennt. Von diesen so bereiteten inländischen Blättern kann man folgende gute Sorten machen: a) Kanaster. Hierzu gehört folgende Sauce. Man koche in 12 Kannen oder Maaß guter Bierwürze 8 Lth. Lorbeeren, 8 Lth. Wachholderbeeren, 8 Lth. Coriander, 4 Lth. Storax, 4 Loth Cubeben, und zerstoße Alles gröblich in einem wohlverdeckten Topfe eine Stunde bei gelindem Feuer. Während dieses geschieht, werden 4 Loth Cascarillenrinde in $\frac{1}{4}$ Kanne Franzwein, worin sie die Nacht über gelegen haben, scharf ausgekocht, welche Flüssigkeit alsdann, nebst 3 Pfund feinem Zucker, 2 Pfund Kochsalz und 6 Loth Anisöl, mit der Sauce vermischt wird;

dann läßt man die Brühe durch ein Sieb laufen und erkalten. Diese Beitze giebt dem inländischen Blatte, wie dem Kanaster, eigene Fettigkeit. — b) Eine andere Kanasterart erhält man durch Anwendung folgender Sauce. Man läßt in 10 Kannen Wasser 12 Loth feinen Zucker, 6 Loth guten grünen Thee, 2 Loth Zimmet, 2 Loth Nelkenholz, ½ Loth Muskatenblüte, und 6 Stück Gewürznelken, Alles gröblich zerstoßen, in einem wohlverschlossenen Gefäße langsam kochen, bis sich alle Ingredienzien zu Boden gesetzt haben. Wenn die Brühe abgegossen und erkaltet ist, wird der Tabak damit eingesprengt. Sowohl bei dieser, als bei der unter a) vorgeschriebenen Sauce ist zu bemerken, daß der Tabak höchstens fünf bis sechs Tage in der Feuchtigkeit liegen bleibt und mit der Decke ein wenig gepreßt wird; dann wird er in der Luft getrocknet. Noch mehr Aehnlichkeit erhalten diese inländische Tabaksorten mit dem ächten Kanaster, wenn man Landblätter von dunkelbrauner Farbe dazu nimmt, und sie mit dem dritten und vierten Theile Ungarischer Blätter vermischt. — c) Portoriko. Man vermische Ungarische und inländische Blätter zu gleichen Theilen, und wenn sie auf die oben beschriebene Weise ausgelaugt und gedarrt sind, so bestreut man sie mit etwas zerstoßenem Salpeter. Zur Sauce nimmt man Betonienkraut, drei Hände voll, Augentrost, eine Hand voll, 4 Loth Storax, 4 Loth Zimmet, 4 Loth Cascarillenrinde, 4 Loth Cardamomen. Alles wird gröblich zerstoßen, in einem neuen Topfe wohl verschlossen, und mit 6 Kannen oder Maaß gutem alten Landwein eine Stunde bei gelindem Feuer gekocht; dann ausgepreßt und durch 1 Pfund Honig und 1 Pfund Kochsalz filtrirt. Dieser Tabak wird sowohl in Rollen, als geschnitten auch in Paqueten verkauft. Der feine gesponnene und gepreßte Portorico heißt Portocarero, und wird mit derselben Beitze behandelt. — d) Varinastabak. Man wählt dazu gute alte Landblätter

von dunkler Farbe; läßt ½ Pfund klein zerschnittenes Sassafraßholz mit ½ Loth Cremor tartari eine Nacht in Wasser weichen, dann scharf auskochen und die Blätter in der siedenden Feuchtigkeit einige Stunden weichen. Je mehr man von der Sassafraßabkochung darauf gießt, um so angenehmer wird der Tabak. Wenn die Blätter ausgedrückt, geschnitten und gedarrt sind, wird ihnen folgende Sauce gegeben. In 10 Kannen oder Maaß Lauge von Buchenasche werden ½ Pfund Angelikawurzel und 1 Pfd. Alantwurzel, beides klein geschnitten, ausgekocht. Zu der durchgeseiheten Flüssigkeit werden 2 Pfund Kochsalz gethan. Wenn nun der Tabak sechs Tage in der eingesprengten Beitze gelegen hat, wird er in der Luft getrocknet und in Paquete gepackt. — e) Oronokotabak. Man nimmt dazu gewöhnlich drei Theile Ungarische Blätter und einen Theil Landblätter, welche mit einer warm gemachten Lauge von Buchenasche ein wenig angefeuchtet werden. Nach der Beitze wird der Tabak in Rollen gesponnen, nachdem man vorher den Ungarischen Blättern die stärksten Rippen genommen hat. Unter 100 Pfund dieser Blätter streuet man 1 Pfund fein gestoßenen Salpeter. Zur Sauce nimmt man 2 Pfund weißen Zucker, 2 Pfund Honig und 2 Pfund Kochsalz, welche in 4 Kannen oder Maaß Salpeterauflösung, 5 Kannen Rosenwasser und 6 Loth rectificirten Weingeist aufgelöset, und mit der Flüssigkeit die Blätter eingesprengt werden. Da dieser Tabak nicht auf die Darre kommt, so darf man ihn nur so weit besprengen, daß sich die Blätter, ohne zu brechen, beim Spinnen behandeln lassen. — f) Zu Suizenttabak aus Landblättern wird folgende Sauce gemacht. In 12 Kannen oder Maaß scharfer Buchenaschenlauge läßt man 1 Pfund Bertramwurzel, 1 Pfund Angelikawurzel, 2 Hände voll Huflattich eine Stunde lang kochen, und seihet die Abkochung durch 3 Pfund Farinzucker und 2 Pfund Salz. Zu-

letzt kann man noch 1 Loth klein zerschnittene Vanille mit der durchgeseiheten Flüssigkeit aufkochen lassen. — g) Eine andere Art von gutem Suicent aus ausländischen Blättern erhält man auf folgende Weise. Man schneidet die Stengel von Varinas- und Kanastertabak, die man sonst wegwerfen würde, in kleine Stücke, und kocht sie stark mit Essig und Syrup. Nachdem die Flüssigkeit durchgeseihet worden, besprengt man den Tabak, den man auf einer Matte ausbreitet, damit, und rührt ihn gehörig durcheinander. Hierauf wird derselbe in Fässer gepackt, die man einige Monate im Keller stehen läßt. Während dieser Zeit rollt man die Fässer zuweilen um, damit sich die Feuchtigkeit gehörig durch die Blätter ziehe. Wenn auch dieses geschehen ist, wird der Tabak aus den Fässern genommen, auf einer Malzdarrhorde über dem Feuer ausgebreitet, um ihm die überflüssige Feuchtigkeit zu nehmen. Man darf die Blätter nicht zu sehr austrocknen lassen. — Bei der Bereitung des gemeinen Rollentabaks, den man aus inländischen Blättern fabrizirt, kommt es auf das Sortiren, Spinnen und Aufrollen an. Dieser geringe Rollentabak besteht gewöhnlich aus zwei Gattungen von Blättern, gelben und braunen, wovon die ersten die besten sind. Man reiniget jedes Gebund Blätter in einem hölzernen Siebe von Sand und Staub, und nimmt von den gelben die starken, unmittelbar am Stiele sitzenden Rippen zwei Zoll lang weg, weil sie dem Tabake eine auffallende Bitterkeit geben. Die gelben Blätter werden zu dem besten, die braunen zu dem schlechtesten Rollentabake gebraucht. Die Arbeit des Spinnens ist schon oben, S. 128 u. f., angeführt worden. Um nun den gesponnenen Tabak in Rollen zu machen, bedient man sich des Rollenherzens, eines aus grobem Holze verfertigten Stabes von willkührlicher Länge, der an einem Ende die Dicke eines Daumens hat, in der Mitte aber dicker ist, mit beiden Enden auf zwei senk-

recht stehende hölzernen Ständern ruht, und durch eine Kurbel umgedrehet werden kann. Indem man das Rollenherz umdrehet, wickelt sich der gesponnene Strang neben und um einander, so daß man die verlangte Stärke der Rolle erhält. Die Rollen werden dann mit Bindfaden fest gebunden. In Holland geschieht es mit Rohrspießen und gerollten Blättern. — Die Cigarrenfabrikation, s. hinter Schnupftabak.

Verbesserung des schlechten Rauchtabaks und Parfümirung desselben. 1. Verfahrungsart um schlechten Rauchtabak gut zu machen und ihn zu parfümiren. Um schlechten oder stinkenden Tabak gut zu machen, muß man ihn vier und zwanzig Stunden in siedendem Wasser weichen lassen; dann das Wasser davon gegossen, und anderes, worin Sassafraß geweicht worden, darauf gegossen. In dieser Flüssigkeit bleibt der Tabak ebenfalls vier und zwanzig Stunden liegen. Dann nimmt man ihn heraus, hängt ihn zum Trocknen auf, und man wird finden, daß er sehr gut von Geschmack und Geruch geworden ist. Er ist leicht und angenehm, und besonders denjenigen zu empfehlen, welche wenig rauchen. — 2. Anweisung, um gemeinen Tabak wohlriechend und angenehm zu machen. Man nehme Benzoe und Storax, von jedem 2 Loth, und stoße beides mit 4 Loth Zucker fein in einem Mörser. Von diesem Pulver nimmt man zu 10 Pfund Tabak, 1 Loth, welches man mit $\frac{1}{2}$ Nößel Bier oder mit ein Paar Tassen Kaffee vermengt und unter den Tabak rührt. Auf diese Weise kann man schlechten oder angegangenen Tabak verbessern, und ihn, wenn er keine Farbe haben sollte, mit etwas abgesottenem Ringelblumenwasser besprengen. — 3. Vorschrift zu einer Brühe, mit welcher man schlechten Brasilientabak angenehm machen kann. Man bereite eine starke Brühe von Potasche, Pflaumen und Bier, und lasse Alles zusammen eine Stunde lang kochen. Der Tabak wird dann in ein Faß gelegt, und die

durchgeseihete Brühe siedend heiß darüber gegossen. Wenn der Tabak drei bis vier Wochen in der Brühe gelegen hat, wird er herausgenommen und getrocknet. Dieser Tabak kann für guten Varinas geraucht werden. — 4. Ein wohlfeileres Mittel, den geringen Sorten Rauchtabak einen guten Geschmack und Geruch zu geben. Man nehme auf 1 Maaß reines Wasser drei Hände voll Kirschblätter, und lasse es bis auf ein halbes Nößel einkochen, gieße dann das Wasser von den Blättern ab, lasse es erkalten und thue etwas Salz dazu. Mit diesem Wasser wird der geschnittene Tabak angefeuchtet, in eine Büchse gedrückt, und einen Tag um den andern umgerührt, damit er nicht schimmlicht werde, und dann eingedrückt. — 5. Um dem Tabake einen angenehmen Geruch zu geben, wähle man solchen Tabak, der keinen widrigen Geruch hat, und besprenge ihn mit Pflaumenbrühe, die man auf folgende Art bereitet. Man nehme die besten getrockneten Pflaumen, und koche sie so lange mit reinem Wasser, bis sich das Fleisch von den Steinen ablöset; darauf die Flüssigkeit durch ein Tuch gegossen und zum Gebrauche aufbewahrt. Lange muß die Aufbewahrung jedoch nicht geschehen; denn je frischer man sie anwendet, um so wirksamer ist sie; auch muß sie die Consistenz eines dünnen Syrubs haben. Wenn man mit den Pflaumen ein wenig klein gebrochenen Zimmet oder auch ein wenig Muskatenblüte kochen läßt, so wird der Tabak noch wohlriechender. Der Tabak muß, wenn er mit dieser Brühe angefeuchtet werden soll, geschnitten und auf einer Matte ausgebreitet seyn. Nach dem Besprengen wird er gut durch einander gerührt, und so fest als möglich in hölzerne Dosen oder Kisten gepackt, welche inwendig mit Bley oder mit Zinkblech überzogen sind. So eingepackt bleibt er einen Monat lang stehen, damit sich die Pflaumenbeitze gehörig durchziehe. Man kann durch dieses Verfahren sogar gemeinen Tabak, wenn er

nur keinen ursprünglich widrigen Geruch hat, in einen angenehmen und wohlriechenden verwandeln. — 6. Um den dumpfig gewordenen Tabak zu verbessern, lege man ihn vier und zwanzig Stunden in Salzwasser, presse ihn dann aus, lasse ihn trocken werden, besprenge ihn mit irgend einer guten Sauce, und lasse ihn an der Luft völlig abtrocknen. Hat man seinen Zweck durch einen Versuch nicht erreicht, so muß man die Arbeit wiederholen.

Tabaks-Surrogate. Auch der Tabak ist nicht leer ausgegangen, sondern hat, wie alle eingeführten Getränke ꝛc., Surrogate erhalten, die ihm an die Seite gesetzt worden sind. Hierzu gehören: 1. Angelikablätter (Engelwurz, Brustwurzel), welche nach dem Trocknen mit einer Abkochung von Rosinenstielen, worin etwas roher Salpeter und Zucker aufgelöset worden, gebeitzt, und nach dem Trocknen unter den Tabak gemengt werden. — 2. Betonienblätter, welche im May, ehe die Pflanze blühet, gesammelt und getrocknet werden. Zur Sauce kocht man Sassafraßholz und Angelikawurzel mit Potaschenauflösung. Nach dem Durchseihen der Flüssigkeit löset man noch etwas Salpeter und Kochsalz darin auf. Man raucht die Betonienblätter entweder für sich allein, oder mengt sie unter den Tabak. — 3) Die Blätter der Bärentraube, welche einen guten Zusatz zum Tabak abgeben, nachdem sie vorher mit einer oder der andern angegebenen Sauce behandelt worden sind. — 4. Eichenblätter. Diese werden nach dem Trocknen mit einer Potaschenauflösung besprengt, und dann mit einer aus Fenchelsamen und Wachholderbeeren mit Rosenwasser durchs Kochen bereitete Sauce behandelt. — 5. Walderbeerblätter, welche mit einer Sauce behandelt werden, die aus Benzoeharz, Sassafraßholz und Gewürznelken mit Potaschenauflösung durchs Kochen bereitet ist. — 6. Die Blätter des krausen Ampfers oder Grindwurzel (Rumex crispus). Wenn

solche nach dem Trocknen mit einer Potaschen- und Salpeterauflösung besprengt worden, werden sie mit einer Beitze behandelt, welche aus Florentinischer Violenwurzel, braunem Candis und frischen Citronenschalen durchs Kochen mit Wasser bereitet worden. — 7. Kartoffelblätter, welche ein gutes Surrogat statt des Tabaks abgeben. Nach dem Trocknen werden solche mit einer Auflösung von zwei Theilen Potasche und einem Theile rohen Salpeter besprengt, und dann mit einer aus beliebigen wohlriechenden Substanzen bereiteten Beitze behandelt. — 8. Rosenblätter werden bloß vorsichtig im Schatten getrocknet und dann dem Tabake beigemengt. — 9. Runkelrübenblätter geben gleichfalls einen guten Zusatz zum Tabak ab, nachdem solche nach dem Trocknen mit Salzwasser besprengt und mit einer beliebigen wohlriechenden Sauce behandelt worden sind. — 10. Wallnußblätter. Diese werden bloß getrocknet und dann dem Tabake beigemengt. — 11. Weinlaub, welches auf gleiche Weise, wie die Kartoffelblätter, behandelt werden kann. — 12. Lindenblätter (Tilia Europaea und Tilia cordata). Man sammelt die Blätter im Herbste, wenn sie von den Bäumen gefallen sind, trocknet und schneidet sie, und mengt sie unter den Tabak. — 13. Auch Sonnenblumen und die schon oben erwähnten Runkelrübenblätter am Stamme getrocknet, fein zerschnitten, unter feuchten Rauchtabak in beliebiger Quantität gemischt, fest in einen Topf gedrückt, und mit einem schweren Deckel beladen, zwei bis vier Wochen an einen kühlen Ort gesetzt, geben einen Tabak, der dem ächten am Geruche und Geschmacke gleich ist, so daß man keinen Unterschied gegen unvermischten finden wird; nur muß man sich hüten, ihn nicht naß zu machen. — 14. Die Blätter des strauchartigen oder Niederländischen Wachsbaumes, der gemeinen Mirika (Myrica Gale), welcher in Deutschland in niedrigen feuchten

Gegenden wächst, machen den Tabak schmackhaft, wenn man sie darunter mischt. — 15. Die Blätter des glatten Sumach, glatten Färberbaums (Rhus glabrum), werden von den Amerikanern als Tabak geraucht.

Von der Fabrikation des Schnupftabaks. Da unter Schnupftabak, Th. 147, S. 542 u. f., im Allgemeinen dieser Artikel schon berührt worden, so ist hier nur noch dasjenige nachzutragen, welches sich auf die Fabrikation desselben insbesondere bezieht. Zuerst kommen die Geräthschaften in Anspruch, welche man bei der Schnupftabaksfabrikation gebraucht. Es sind: 1) ein kupferner, gut verzinnter, mit einem gutpassenden Deckel versehener Kessel, um die Beitze zu kochen, dessen Größe sich nach der Größe der Fabrik richtet, von einem Viertel- bis halben Eymer Gehalt. — 2) Das Beitzfaß, wozu man ein gewöhnliches eichenes, dreieymeriges Faß nimmt, welches man oben aufschlägt, und unten mit einem Loche und Zapfen versieht, und es so auf einen hölzernen Bock oder Dreifuß setzt, daß der Zapfen frei bleibt, und man zum Auffangen der Sauce noch einen kleinen Kübel oder einen Zuber darunter setzen kann. Inwendig in diesem Fasse befestiget man ungefähr 4 Zoll vom Boden drei keilförmige Hölzer, auf welche man einen wohlpassenden durchlöcherten starken Stollboden legt, auf welchen die zum Beitzen bestimmten Blätter kommen, und durch welchen die überflüssige Sauce dringen kann. — 3) Die Carottenzüge, von denen es zwei giebt, den großen und den kleinen Carottenzug. Der Erstere besteht aus einer in einem hölzernen Bocke laufenden hölzernen Walze, die man vermittelst einer Kurbel nach Belieben umdrehen und durch ein Sperrad vermittelst eines Sperrkegels wieder sperren kann. Mit einem Ende ist das Seil an die Walze, mit dem andern aber gegenüber an die Wand befestiget. Dieses Seil wird um den Tabak geschlungen, durch die Walze angespannt, und so der

Tabak, indem sich der Arbeiter vermittelst eines Brettes auf das Seil setzt, zusammengepreßt oder carottirt. Der kleine Carottenzug dient zur Fertigung kleiner, etwa 6 Zoll langer Carotten, und besteht ebenfalls aus einer an der Wand befestigten Leine, an deren anderm Ende ein, ein wenig über dem Fußboden erhabenes Brett befestiget ist, worauf sich der Arbeiter stellt, das Seil um den Tabak schlingt, und ihn so zusammenpreßt, daß er eine Carotten- oder Möhrenähnliche Gestalt bekommt, woher auch der Name entstanden ist. — 4) Die Rappiermühle, s. unter Schnupftabak, Th. 147, S. 543 u. f. In der einen Rappiermühle ist der viereckige hölzerne Kasten, etwa 3 bis 4 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß breit. Unten in demselben ist eine Schublade, in die obere Oeffnung legt man aber eine, mit einem aus verzinntem Eisenbleche bestehenden Reibeisen beschlagene, und an einer Seite ihrer Axe mit einer Kurbel versehene Walze. Beim Rappieren hält eine Person die Carotte senkrecht auf das Reibeisen, und eine andere dreht die Walze vermittelst der Kurbel um, und der Tabak fällt in die unter der Walze befindliche Schublade. Bei der zweiten Rappiermühle macht ein hölzerner Rahmen, dessen zwei Seitenstücke durch zwei Keile und eine eiserne Schraube zusammengehalten werden, das Gestelle aus, zwischen welchen Seitenstücken etwa dreißig Sägeblatter ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll von einander und so aufgerichtet stehen, daß ihre Zähne oben in die Augen fallen. Unten ruhen sie auf einigen Leisten des Rahmens, so, daß sie nicht schwanken können. Die zwei Keile machen die Sägen unbeweglich. Das ganze Werk steht auf einem Tische, in dessen Blatt unter der Maschine eine Oeffnung, und unter dieser eine Schublade ist, um den rappirten Tabak darin aufzufangen. Die Letztere wird für die vorzüglichste Rappiermühle gehalten, weil das Reibeisen der Ersteren sehr bald abgenutzt wird, die Zähne der Sägeblätter

aber nicht, und wenn diese auch abgenutzt werden, so lassen sie sich durch die Feile leicht wieder herstellen. — 5) Das Schneidezeug, besteht aus einer 9 Zoll dicken, aus einer büchenen Bohle verfertigten, $1\frac{1}{2}$ Fuß langen, 2 Fuß breiten, und mit einem 6 Zoll hohen Rande versehenen Tafel; ferner aus zwei, wie ein halber Mond gestalteten, anderthalb Fuß langen und einen Fuß hohen Messern, welche neben einander aufgestellt, und mit drei 8 Zoll langen Schrauben zusammengefügt werden. Zwischen diesen beiden Messern ruhet auf den Schrauben ein dickes Blech, und auf diesem zwei gut passende Stücke Bley, die 50 bis 80 Pfund am Gewichte halten. An beiden Enden der erwähnten Messer sind hölzerne Handgriffe. — 6) Das Stampfwerk, welches in doppelter Gestalt vorhanden ist, nämlich das kleine Stampfwerk oder die Handstampfe, s. Tabakshandstampfe, und das große Stampfwerk, s. Tabaksstampfmühle. — 7) Die Tabaksmühle, s. diesen Artikel. — 8) Die Pritsche nebst dem Mischbrette, s. Tabakspritsche. — 9) Der Bleyguß, s. unter Tabaksbley, oben, S. 102 u. f.

Die erste Arbeit bei der Fabrikation oder Verfertigung des Schnupftabaks besteht in dem Sortiren und Ausrippen des Tabaks. Man nimmt dazu die saftigsten und dicksten Blätter, und vorzüglich von dem Virginischen Tabake. Beim Sortiren desselben werden die langen pechigen Blätter zu St. Omer, die braunen leichten aber in Verbindung mit Pfälzer und andern inländischen Blättern zu andern Tabaksorten bestimmt. Auch die Blätter von gutem Ungarischen Tabake werden zu Schnupftabak gebraucht; diejenigen, welche die stärksten Rippen haben, und hellbraun sind, werden zu demselben verarbeitet, die dunkelbraunen, langen und breiten Blätter aber, welche schon ein kanasterähnliches Ansehen haben, zum Spinnen

in Rollen aufgehoben. Da nun diese Blätter, welche reihenweise zusammengebunden in großen Ballen versandt werden, bei weitem nicht die Fettigkeit haben, die den Virginischen eigen ist, so muß man sie mit Vorsicht auseinander binden und auslesen, um nicht mehr Abgang, als brauchbare Blätter zu erhalten. Beide Arten von Blättern, die Virginischen und die Ungarischen, haben die Eigenschaft, daß sie sich zuweilen mit dem Landblatte mischen lassen, und in dieser Mischung, bei Anwendung einer passenden Sauce, einen sehr guten Tabak geben. Auch Deutsche Tabaksblätter, wie die Pfälzer, Nürnberger, Hanauer, Sächsischen, Anhaltischen, Preußischen 2c. 2c., kann man zu Schnupftabak anwenden, man sucht aber gewöhnlich die dunkelbraunen aus, weil sie am leichtesten schwarz werden, und braucht die gelben und hellbraunen lieber zum Rauchtabake. Beim Sortiren der Blätter zum Schnupftabake hat man nur dahin zu sehen, daß die Blätter reif und gesund sind, und nicht verschimmelt oder vermodert, daher muß man das Sandgut und Erdgut bei Seite legen. Einige Blätter sind besser zum Spinnen in Rollen, andere zu Carotten, die kurzen und schmalen zum Schneiden, und die Rippen (Stengel), so wie überhaupt aller Abgang, zu gemahlenem Tabak (Mehltabak) brauchbar. Die Blätter zu Schnupftabak müssen auf einem reinlichen, gegen alle Feuchtigkeit geschützten Boden abgerieben, auseinandergelegt, und sortirt werden, so wie man auch, sowohl zur Bereitung, als zur Aufbewahrung seiner Tabaksvorräthe, besondere Kammern und Gewölbe bestimmen muß, die mit Oeffnungen versehen sind, durch welche man, vorzüglich in der heißen Jahreszeit, die Luft durchstreichen lassen kann. Die zu St. Omer bestimmten Virginischen Blätter werden ausgerippt, das heißt, man schneidet ungefähr 4 Zoll von der Spitze des Blattes die Rippe mit einem Messer durch, zieht sie gegen die dicke Seite und so ganz heraus. Man

muß sich aber hüten, die Blätter nicht in viele Stücke zu zerreißen, da sie in diesem Falle keine guten Carotten geben würden. Man nehme jedesmal nur so viele Blätter aus dem Fasse, als man in einer Stunde verarbeiten kann, weil sonst die Blätter zu trocken werden. Wenn aber der Tabak zu trocken seyn sollte, so daß man ihn nicht ausrippen kann, ohne die Blätter zu zerbrechen, so läßt man ihn ein Paar Tage in einem mit Steinen ausgelegten Magazine stehen, und er wird die Geschmeidigkeit erhalten, die zu der Arbeit nöthig ist. Die Rippen und die zerbrochenen Blätter vom Virginischen Tabake braucht man zu dem staubartigen Schnupftabake. Auch aus dem Ungarischen Tabake nehmen mehrere Fabrikanten die stärksten Rippen, und stoßen sie mit unter den Mehltabak. Um die Rippen recht zähe zu erhalten, daß sie nicht mehr zerbrechen können, muß man sie mit Wein und Weinsteinsalz, oder mit einer Kanne oder Maaß Brunnenwasser, worin 4 Lth. Weinsteinsalz abgekocht sind, einige Male wiederholt besprengen. Bei diesem Verfahren behalten die Blätter ihre gehörige Größe und lassen sich bequem in Carotten bringen. — Nach dem Sortiren folgt das Beitzen und Sauciren des Tabaks. Zuerst werden die Blätter, nachdem sie ausgelesen worden, auf den Dielen ausgebreitet, mit der Brühe eingesprengt, gut durch einander gemengt, und auf einen Haufen gelegt. Nach vierundzwanzig Stunden sind sie von der Feuchtigkeit durchdrungen und hinlänglich vorbereitet, um das eigentliche Sauciren wirksam zu machen. Dieses Sauciren oder Beitzen geschieht auf folgende Weise. Man gießt von der Sauce, welche zu der Tabaksart, die man bereiten will, gehört, in einen kleinen Kübel oder Handfaß, nimmt dann eine Handvoll Blätter nach der andern, und taucht sie in die Sauce, so daß sie völlig naß werden, und legt dann die Blätter in das sogenannte Beitzfaß. Hierzu kann man ein gewöhnliches, drei Eymer haltendes Faß

nehmen, das man oben aufschlägt, unten mit einem Zapfen versieht, und auf einen hölzernen Dreifuß setzt, so daß der Zapfen frei bleibt, und noch ein Zuber zum Auffangen der Sauce darunter gestellt werden kann. Inwendig in dem Fasse, ungefähr 4 Zoll vom Boden, werden drei Hölzer befestiget, welche ein starkes durchlöchertes Brett tragen, auf welchem die zum Beitzen bestimmten Blätter liegen. Nimmt man alte Wein- oder Essigfässer dazu, so braucht man weit weniger Brühe, und der Tabak kommt leichter in Gährung; besonders ist dies bei alten Weingefäßen der Fall, welche dem Tabake eine liebliche Säure mittheilen. Man legt zuerst den Tabak 1 Fuß hoch in dieses Beitzfaß, tritt ihn mit reinen hölzernen Schuhen fest, und fährt damit so lange fort, bis das Faß voll ist; dann wird das Faß mit einem überall anschließenden Deckel geschlossen, damit nichts verfliegt. Um den Deckel wirksamer zu machen, kann man ihn noch mit Gewichten beschweren, ein Tuch über das Faß hängen, und es im Sommer sechs bis acht, im Winter aber einige Tage länger stehen lassen. Man bringt das Faß entweder in den Keller oder in ein feuchtes Gewölbe, wo es weder zu kalt, noch zu warm steht. Um zu wissen, ob die Beitze hinlänglich gewirkt habe, öffnet man nach etwa drei Wochen, auch vierzehn Tagen, den Deckel des Fasses, aber nicht früher, und hat dann der Tabak einen weinsäuerlichen Geruch angenommen, und lassen sich die Blätter, wenn man mit der Hand hineingreift, warm anfühlen, so ist die Gährung vollendet. Man darf aber nie die Blätter heiß werden lassen, sonst verdirbt der Tabak und bekommt einen widrigen stinkenden Geruch; eben so wenig kann sich aber der Tabak halten, wenn die Gährung nicht hinlänglich ist; er verliert in diesem Falle bald seinen Geruch, und schlägt in den heißen Sommermonaten um, wofern er nicht oft genug gesiebt wird. Hat der Tabak einige Tage in der Sauce

gestanden, so muß man den Zapfen des Fasses öffnen, und die durchgelaufene Sauce wieder aufgießen. — Nach dem Beitzen folgt das Puppen, welches die eigentliche Vorarbeit zum Carottiren ist. Man nimmt so viele ¾ Ellen lange und ¼ Elle breite Tücher von mittelgrober ungebleichter Leinwand, als man Puppen machen will, und die man Puppenwindel nennt. Diese Tücher müssen ohne Saum seyn, und damit sie nicht aufgehen, oder sich ausfädeln, werden sie weitläuftig umstochen. Aus 100 Pfund Blättern kann man 25 bis 30 Pfund Carotten machen. Man nimmt nun eine Mulde voll von gebeitzten Blättern aus dem Fasse, breitet eines von jenen, vorher in reinem Wasser ausgewaschenen Tüchern noch feucht auf dem Tische aus, und legt 4½ Pfund der triefenden Blätter der Länge nach darauf, so daß die kleinen Blätter in die Mitte kommen, wodurch die Carotte ihre gewöhnliche Gestalt, in der Mitte dick und an den Enden spitzig, erhält. Die größten und besten Blätter werden zum Decken der Puppe genommen. Wenn die Blätter gehörig gelegt sind, zieht man das Tuch in der Mitte stark zusammen und schlägt es übereinander, so daß es eine runde Gestalt erhält. Hierauf wird es zweimal mit einem starken Hanffaden umwunden, den man mit einer Schleife fest zubindet. Eben so verfährt man nun mit den Spitzen, indem man das eine Ende des Tuches über das andere schlägt, ohne daß Falten entstehen, und sie oben fest bindet. Die an den Spitzen hervorstehenden Blätter werden abgeschnitten und zu der folgenden Puppe gebraucht. — Nach dieser Arbeit folgt dann das Carottiren, wozu man sich der schon oben beschriebenen Carottenzüge bedient, und dann so vieler Schnüre, als Puppen carottirt werden sollen. Der Arbeiter schlingt die Schnur um die Puppenspitze, nimmt die Puppe in beide Hände, dreht sie dergestalt herum, daß sich die Umwindungen der Schnur dicht berühren, und nicht das

Geringste von der Puppenwindel zu sehen ist. Bei jedesmaligem Umdrehen muß die Schnur durch Hülfe des Carottenzuges, so wie durch eigene Kraft, fest angezogen werden, damit die Carotte recht fest werde, und kein leerer Raum zwischen den Blättern bleibe, wodurch leicht Fäulniß und Schimmel entstehen würde. Ist die ganze Puppe umwickelt, so bindet man das übriggebliebene Stück der Schnur um die Carotte fest. Hierauf werden diese umwundenen Puppen auf einen reinen Boden zum Trocknen gebracht, wo sie vierzehn Tage liegen bleiben, und bei warmer Witterung täglich einmal gewendet werden, damit sich die Sauce gleich vertheile. Nachher werden die Schnüre losgemacht, und, wie bei der ersten Arbeit, wieder fest angezogen. Die Carotte bleibt nun ferner vierzehn Tage auf dem Boden liegen, und wird täglich umgewendet. Ist man so weit fertig, so werden die Carotten zuletzt mit Bindfaden umwickelt oder fisellirt, um den Einfluß der freien Luft abzuhalten, und dadurch die allmählige Gährung zu bewirken. Der Bindfaden wird mit einer Schleife an die Spitze der Carotte befestiget, dann weiter hinab umwickelt, so daß eine Schleife unter die andere kommt, und dadurch eine Art von Naht entsteht. Ist man bis auf die Mitte gekommen, so wird der Bindfaden an die andere Spitze der Carotte gezogen, hier gleichfalls mit einer Schleife befestiget, und auf die vorher angegebene Weise bis in die Mitte hinabgewunden, wo man zuletzt einen Knoten zieht. Dann schneidet man die an der Spitze hervorstehenden Blätter mit einem scharfen Messer ab, und bringt die in reine Kisten und Fässer gepackten Carotten in ein Magazin, das dem Zuge der Luft wenig, und der Sonne gar nicht ausgesetzt ist. Hier bleiben sie ungefähr ein halbes Jahr liegen. In den ersten Wochen muß man sie öfter umwenden, damit die unten liegenden Carotten oben kommen. S. auch im Artikel **Schnupftabak**, Th. 147, S. 542 u. f. — Das

Rappieren folgt auf das Carottiren, und besteht im Kleinmachen der Carotten durch die Rappiermühle, welche oben, S. 151 u. f. beschrieben worden. Die gröberen Theile, die in dem Siebe zurückbleiben, und die Carottenspitzen, welche nicht mit rappiert werden können, werden durch Schneiden und Stampfen zu der gehörigen Feinheit gepulvert. Zur ersten Arbeit gebraucht man das schon oben, S. 152, angeführte Schneidezeug, wodurch sie so fein geschnitten werden, daß sie durch das zu jeder Sorte bestimmte Sieb gehen. Was wiederum im Siebe zurückbleibt, wird mit gröberem Abgange vermischt, und unter geschnitten. Das Stampfen geschieht entweder mit der Handstampfe, s. oben, S. 152, oder in einer größeren Maschine, der Stampfmühle, siehe Tabaksstampfmühle. Der gestampfte Tabak wird dann durch ein passendes Sieb getrieben, und was hier zurückbleibt, wieder in die Stampflöcher gebracht, und zuletzt wieder durchgesiebt, bis Alles die erforderliche Feinheit hat. Wenn man sich der Stampfmühle bedient, braucht man den Tabak nicht vorher zu rappieren. Die Carotten werden bloß von dem Bindfaden befreit, in gröbliche Stücke zerschnitten, und durch das Stampfen klein gemacht. Damit bei dieser Arbeit durch das Aussieben nicht so viel verstäubt, ist es gut, mit einer erkalteten Abkochung von Salzwasser den Tabak anzusprengen. Beim Stampfen in Kübeln muß man diese öfters umdrehen, und überhaupt den Tabak selbst häufig umrühren und aussieben, sonst wird er zu einem Klumpen gestoßen und verbrennt, ehe man's sich versieht. Der ausgesiebte Tabak wird in reine, vorher mit Beitze ausgespülte Fässer oder Kisten locker eingepackt, wohl zugedeckt, und zum Gebrauche aufgehoben; je älter er wird, um so besser ist er. Anfangs muß man aber von Zeit zu Zeit nachsehen, und so lange man findet, daß er in der Mitte warm wird, ihn wieder durchsieben. Man thut

wohl, das Faß, worein der Tabak kommen soll, einige Tage vorher mit Papier inwendig zu bekleben, damit der Tabak nicht an das Holz komme, und ihn oben mit Papier zu bedecken. Fässer von Eichenholz sind hierzu am besten. — Die feinen strauchartigen Tabaksorten, welche weder carottirt, noch rappirt werden, mahlt man in der Tabaksmühle, s. diese, weiter unten. In diesem Werke, welches weder von Thieren, noch vom Wasser getrieben wird, läßt man den Tabak vermittelst eines Mühlensteins zerreiben. Die Tabaksarten, welche man auf diese Weise pulvert, sind entweder Blätter oder Rippen, theils vom Virginischen, theils vom Maryländischen Tabake. Auf gleiche Weise werden auch die beim Sortiren zerrissenen und zerstückelten Blätter benutzt. Der Tabak, welcher für die Mühle bestimmt ist, wird vorher getrocknet, im Sommer auf einem Boden oder auf Tüchern, im Winter aber über dem Rostofen, oder in einer besonders dazu eingerichteten Trokkenstube, oder endlich auch auf einem Stubenofen, bald auf Blechplatten, bald auf Horden. Das gemahlene Pulver oder das sogenannte Mehl wird durch ein feines Haarsieb gerieben, was darin zurückbleibt, wird wieder getrocknet und abermals auf die Mühle gebracht. Das feingesiebte Mehl bewahrt man in reinen Kisten oder Fässern, und bemerkt auf jedem die Tabaksorte. Die feinen Tabaksorten schlägt man in Bleybüchsen. In großen gut eingerichteten Fabriken werden die dazu gehörigen dünnen Bleytafeln selbst gegossen; s. oben, unter Tabaksbley, S. 102 u. f. — Das Verpacken des Schnupftabaks in Bley geschieht auf ähnliche Art, wie das Packen des Rauchtabaks in Paquete. Man hat dazu ebenfalls viereckige Formhölzer, die so groß sind, daß eine um dieselben gebildete Bleybüchse gerade 1 Pfd. enthält. Man legt sie auf die zugeschnittene Bleytafel, läßt unten 1 Zoll Platz, wickelt das Bley um die Form, schlägt es unten um, und zieht das Formholz heraus.

Dann wird das Bley in eine andere, aus vier Brettchen zusammengesetzte, oben und unten offene Form gestellt, und der abgewogene Tabak durch einen blechernen Trichter eingeschüttet, und mit dem hölzernen Hammerstiele fest gestoßen. Hierauf wird das Formholz auf den Tabak gestellt, und dieser durch einige darauf gethanene Schläge mit dem Hammer noch fester gedrückt. Zuletzt drückt man die Bleybüchse unten durch die Form, biegt das Bley oben um, umwindet es mit Papier, und legt um das Ganze kreuzweise einen dünnen Bindfaden.

Bereitung der bei der Schnupftabaksfabrikation häufig gebrauchten Saucen und Mehle. Die Saucen, welche man bei dieser Fabrikation vorräthig haben muß, sind die Salzsauce und die Kalksauce. Die Verfertigung der Ersteren ist schon oben beschrieben worden. Zu der Kalksauce nimmt man 2 Pfund ungelöschten Kalk, welchen man, nachdem er an der Luft zerbröckelt ist, in vierundzwanzig Kannen oder Maaß Salzsauce thut. Man bewahrt diese Mischung in einem reinen Fasse zum Gebrauche. Außer diesen Saucen werden nun noch verschiedene Mehle verfertiget, die dabei häufig gebraucht werden, und deren Vermischung und weitere Behandlung neue Sorten giebt. Bereitung des Rippenmehls. Dieses Mehl wird sowohl aus Tabaksrippen, als aus dem Abgange der Blätter gemacht, und die Güte des Mehls ist nach der guten oder schlechten Beschaffenheit derselben verschieden. Diese Mehle werden entweder ohne alle Beitzung in Fässern aufbewahrt, oder vorher mit folgender Sauce angefeuchtet, um fermentirtes Rippenmehl zu erhalten. Zu dieser Sauce nehme man sechs Theile Salzsauce und einen Theil Kalksauce, welche man gut durcheinander rührt. Mit dieser Sauce besprengt man das Tabaksmehl, und nachdem man es auf einer eichenen, mit einem aufstehenden Rande versehenen Tafel, welche man die Pritsche nennt, (s. weiter unten),

recht durcheinander gearbeitet hat, siebt man es, drückt es durch ein Faß und läßt es fermentiren. — Die Bereitung des fermentirten Virginischen Rippenmehls geschieht auf folgende Weise. Man nimmt zu 72 Kannen Wasser 2 Pfd. Orleans, 1 Pfd. Potasche, und 1 Pfund Weinsteinsalz. Wenn Alles vorher in reinem Wasser aufgelöset worden, thut man es in einen Kessel, worin man es eine Stunde kochen läßt, bis der Schaum vergangen ist. Den Kessel muß man nicht ganz zudecken und Acht geben, daß die Abkochung nicht überläuft. Hierauf wird die Mischung in eine Wanne gethan, und 4 Pfd. Weinsteinsalz, 1 Pfd. Salmiak, 3 Pfd. Potasche und 5 Pfd. Salz hinzugethan, Alles wohl umgerührt, und in einem Fasse an einen nicht warmen Ort gesetzt. Mit dieser Brühe kann sowohl das Virginische, als das Amersfoorter Rippenmehl gebeitzt werden. — Das Virginische Blättermehl wird aus Amerikanischen fetten Blättern bereitet, aus welchen man die groben Stiele wegnimmt, die Blätter mahlen läßt, und mit 100 Pfund von diesem Mehle 10 Pfd. zerstoßenes Salz mischt, das Gemenge zwei- bis dreimal durch ein grobes Sieb schlägt, und es vierzehn Tage in einem fest zugedeckten Fasse stehen läßt. Dann wird es wieder gesiebt und aufbewahrt, und kann zu verschiedenen Tabaksorten gebraucht werden. — Fermentirtes Maroccomehl. Man nehme 100 Pfund Mehl von Ungarischen Blättern, und zur Sauce 24 Kannen oder Maaß Salzsauce, 2 Pfund ungelöschten Kalk, 2 Pfund Nußschalen, 1 Pfund Potasche und $\frac{1}{2}$ Pfund Salmiak. Die Nußschalen müssen mit dem Salzwasser kochen, der Kalk hinzugethan werden, die Mischung muß wieder aufsieden, dann die Potasche und den Salmiak dazu gethan, und wenn diese zergangen sind und die Flüssigkeit erkaltet ist, seihet man sie durch ein Tuch. Man sprengt das Mehl damit an, drückt es in ein Faß, läßt es vier Wochen fermentiren,

nimmt es dann heraus, befeuchtet es abermals mit der angeführten Sauce, drückt es wieder in ein Faß, und bewahrt es zum Gebrauche auf.

Bereitung verschiedener Schnupftabakssorten. 1. Dünkirchner St. Omer. Erste Art. Zu den besten Virginischen Blättern macht man folgende Brühe. Man läßt in 20 Tonnen frischen Brunnenwassers ½ Pfund feinen Salmiak, ½ Pfund geläuterten Salpeter, 1 Pfund calcinirte Potasche, ½ Pfund rothen Weinstein, und 14 Pfund Kochsalz zergehen, und mit einer Kanne oder Maaß guten Burgunder, 1 Pfund Wachholdersaft und 1 Pfd. Honig bei gelindem Feuer aufkochen. Dann nimmt man ½ Pfund Altheewurzel, ¼ Pfund Sassafraß, ¼ Pfund Kolophonium, und ein wenig Weinsteinsalz, zerstößt Alles ganz klein, und läßt es dann in 6 Kannen oder Maaß Wasser langsam kochen. Die abgeklärte Mischung thut man zu der oben beschriebenen, und bewahrt sie zum Gebrauche auf. Uebrigens behandelt man die saucirten Blätter, wie schon oben angeführt worden. — 2. Auf eine andere Art erhält man Dünkirchner St. Omer, wenn man zu Virginischen Blättern folgende Sauce bereitet. Man destillire in einer kupfernen Abzieheblase mit 30 Kannen oder Maaß Brunnenwasser ½ Pfund feinen Salmiak, 1 Pfund Potasche, ½ Pfund geläuterten Salpeter, ½ Pfund Weinstein, 14 Pfund Kochsalz, 2 Kannen oder Maaß Cognak oder Franzbrauntwein, 1 Pfd. Honig, und 1 Pfund Hohlundersaft. Man kocht dann in 4 Kannen oder Maaß Wasser ½ Pfund Rosenholz, ¼ Pfund Angelikawurzel, ½ Pfund Abel mosch., ½ Pfd. Altheewurzel, nebst 4 Pfund klein zerschnittenen frischen Nußblättern eine Stunde lang, und gießt die durchgeseihete Flüssigkeit zu dem destillirten Spiritus. — 3. Eine dritte Art dieses St. Omers macht man, indem man 100 Pfund fette, pechige Virginische Blätter mit folgender Sauce macht. In einem wohlverdeckten Topfe

werden 1 Pfund Salmiak, 1 Pfund gedörrte saure Kirschen, und 1 Pfund Tamarinden gekocht. Wenn die Mischung erkaltet ist, so thut man hinzu: 5 Kannen oder Maaß scharfen Weinessig, 1 Pfund Orangenwasser, 1 Pfund Zimmetwasser, 1 Pfund Rosenwasser, filtrirt die Flüssigkeit, beitzt die Blätter, carottirt sie dann, und behandelt sie weiter, wie in der allgemeinen Anweisung gelehrt wird. — 4. Strasburger St. Omer. Auf 100 Pfund Virginische Blätter macht man folgende Sauce: 7 Kannen oder Maaß Salzsauce, 6 Kannen Kalksauce, 4 Pfund Pflaumen, 4 Pfund Tamarinden, 4 Pfund grüne Nußschalen, 1 Pfund Cubeben, $\frac{1}{2}$ Pfund Sassafraß, 4 Pfund Sternanis, und 2 Pfund Kalmus; Alles langsam 4 Stunden gekocht. Ist die Mischung kalt geworden, so thue man 2 Pfd. Zimmetwasser, 2 Pfund Orangenwasser, 1 Pfund Weinstein, $\frac{1}{2}$ Pfund Nelkenwasser, $\frac{1}{2}$ Pfund Potasche, 8 Loth Salmiak und 8 Loth Rosenwasser hinzu, filtrire die Flüssigkeit, gieße sie in 7 Kannen Salzsauce, und verfahre nach der allgemeinen Anweisung. — 5. Pariser Tabak. Man nimmt dazu den Abgang von den Ungarischen Blättern, und besonders das Rippenmehl. Man bringt nun nach und nach in ein geräumiges gläsernes Gefäß, am zweckmäßigsten in einen Destillirkolben, $\frac{1}{2}$ Pfd. guten Dünkirchner St. Omer (oben Nr. 3.), $\frac{1}{4}$ Pfund vom besten Salmiak, $\frac{1}{2}$ Pfund calcinirte Potasche, $\frac{1}{4}$ Pfund Salpeter, $\frac{1}{4}$ Pfund Weinstein, und zerstoße Alles dieses zu einem feinen Pulver. Dann nehme man 2 Loth Sal volat. Ammon., 2 Loth Hirschhornspiritus, $\frac{1}{2}$ Pfund Tamarinden, 6 Kannen oder Maaß Wasser, und 1 Loth in Stücke zerschnittene Vanille, die während der Nacht in $\frac{1}{4}$ Kanne Salpeterauflösung, die man aber weggießt, geweicht seyn muß. Das Gefäß wird wohl verstopft und muß vier Wochen in gelinder Wärme destilliren. Dann kocht man in 20 Kannen oder Maaß frischen Brunnenwassers 14 Pfund Kochsalz, 1 Pfund

Honig, ½ Pfund Hohlundersaft, und vermische diese Abkochung mit der destillirten Flüssigkeit. Diese Sauce wird unabgeklärt mit dem Mehltabake vermischt, der dann ein schönes Ansehen und einen kräftigen dauerhaften Geruch erhält. Je weniger Tabak man mit der Brühe benetzt, desto besser und stärker wird derselbe. Bei der Fermentation muß derselbe gut abgewartet und immer zugedeckt werden. — 6. Fein Pariser Gout. Zu 100 Pfund Virginischen Blättern nehme man folgende Sauce: Man thue in eine 6 Kannen oder Maaß haltende Flasche ½ Pfund Potasche, ½ Pfund Weinstein, ½ Pfund Tamarinden, 8 Loth Salmiak, 8 Loth Tonkobohnen, 2 Schoten Vanille (die mit Zucker auseinander gerieben worden) und 2 Loth Hirschhorngeist, gieße dann so viel Wasser hinzu, daß die Flasche voll wird, und lasse die Mischung vier Wochen destilliren. Dann seihe man sie durch und thue 24 Kannen oder Maaß Salzwasser, 1 Pfund Honig, und 1 Pfund Hohlundersaft darunter. Der Tabak wird damit angefeuchtet und wie St. Omer behandelt.—7. Marocco-Tabak. Man koche ½ Pfund Steinklee und 2 Kannen Salpeterauflösung in 4 Kannen oder Maaß Brunnenwasser, bis 2 Zoll davon eingekocht sind, und filtrire die Abkochung durch ein wollenes Tuch, worin man vorher ein Pfund Asche von Büchenholz, 6 Pfund Kochsalz, ½ Pfund zerstoßene bittere Mandeln, 8 Loth feinen Salmiak, und ½ Pfund Potasche gethan hat. Das Filtriren muß so oft wiederholt werden, bis alle Salze zergangen sind, wobei man die Sauce jedesmal wärmt. Diese Brühe wird dann auf den Mehltabak gegossen, welchen man, wenn er einige Tage fermentirt hat, in bleyerne Dosen oder in ein anderes gegen den Zutritt der Luft verwahrtes Gefäß thut. — 8. Eine andere Bereitungsart des Marocco. Man mische 16 Pfund feinen fertigen St. Omer, und 12 Pfund feines hellbraunes Maryländisches Blättermehl, und nehme

zur Sauce 2 Kannen gute Carottensauce, 2 Kannen Wasser, ½ Nößel Weinessig, ¼ Nößel Franzbranntwein, 8 Loth Salz, 8 Loth Weinstein und 8 Loth Salmiak. Dieses Gemisch wird in einem wohlverschlossenen Topfe auf gelindem Kohlenfeuer gewärmt, bis sich die Salze aufgelöset haben. Dann wird der Tabak auf der Pritsche damit angefeuchtet, gut durcheinander gearbeitet, und hierauf in ein mit derselben Sauce befeuchtetes Faß gethan, worin er aufbewahrt wird. Man kann ihn auch in Bleybüchsen thun. — 9. Holländischer Rappé. Man lege auf eine lange Tafel 1100 Pfund Virginisches Rippenmehl, 400 Pfund Pfälzer Mehl, 300 Pfd. schwarzen Natürell, 350 Pfund Virginisches Blättermehl, und 300 Pfund feinen St. Vinzent. Von diesem Tabake thue man ungefähr 16 bis 20 Pfund in ein Gefäß und rühre darunter 68 Pfund Weinsteinsalz, 16 Pfund Salmiak, 31 Pfund weiße Potasche, Alles fein gesiebt, so lange, bis der Tabak warm wird. Dann macht man in der Mitte des auf der Tafel liegenden Tabaks von einem Ende bis zum andern ein Loch, thut den erwärmten Tabak hinein, und bedeckt diesen mit dem übrigen auf beiden Seiten liegenden. Diese Arbeit muß so schnell als möglich vollendet werden. Darauf wird der Tabak durch ein grobes Sieb in einen dazu bereiteten Kasten gesiebt, dann wieder auf die Tafel gebracht, und wiederum in jenes Behältniß gesiebt, damit Alles durcheinander komme. Hierauf wird er in ein Faß gethan und an einen kühlen Ort gestellt, welcher der Sonne nicht ausgesetzt ist. Vierzehn Tage nachher wird der Tabak wieder auf die Tafel getragen und durchgesiebt, dann in ein mit Papier innerhalb beklebtes Faß gethan, oben mit Papier und einem Deckel bedeckt, und an einen kühlen Ort gebracht, der nicht dumpfig ist. Ein Gewölbe, welches der Erde gleich ist, und gegen Mitternacht liegt, paßt dazu am besten. Nach zwei Jahren ist derselbe zum Gebrauche gut. — 10. Holländischer

Rappé auf eine andere Art bereitet. Man mache auf 50 Pfd. feinen gelben Maryländischen Blättermehl folgende Sauce: 10 Kannen Wasser, 1 Nößel Karottensauce, ½ Pfund Korinthen, ¾ Pfund Tamarinden, 8 Loth zerstoßene Cassia fistula, 8 Loth Honig, 10 Loth Steinklee (trifol. mel. offic.) in einem gut verschlossenen Topfe eine Stunde gekocht, und wenn die erkaltete Flüssigkeit durch ein Tuch filtrirt ist, thue man 2 Pfund Salz, ½ Pfund calcinirte Potasche, 2 Kannen oder Maaß Carottensauce, 8 Loth Salmiak und 1 Nößel Franzbranntwein hinzu. Die Mischung wird dabei wohl umgerührt, damit die Salze sich auflösen; dann legt man das Blättermehl auf die Pritsche, feuchtet es mit jener Sauce an, arbeitet es gehörig durcheinander, und drückt es in ein Faß oder eine Kiste, nachdem man sie vorher mit derselben Sauce ausgewaschen hat. — 11. Eine dritte Art Holländischen Rappé bereitet man von 100 Pfund fermentirtem Maroccomehl, 40 Pfund Rippenmehl, 30 Pfund fein gesiebtem St. Omer, 5 Pfund Havannamehl, welche man mit 2 Pfund Wachholderwasser einsprengt, mit gelber Holländischer Erde durcheinander arbeitet, dann durchsiebt, und in ein Faß oder eine Bleybüchse thut. — 12. Holländischer finissimo. Man nehme dazu 10 Pfd. Holländischen Rappé (Nr. 9), wenn er ein Jahr alt geworden ist, 4 Pfd. Virginisches Blättermehl, 4½ Pfd. Spaniol, zu 3 bis 4 Gulden das Pfund, siebe das Ganze etwa dreimal wohl durcheinander, thue es in ein Faß, und behandle es, wie bei Nr. 9 angegeben worden. — 13. Marino. Man nehme zu 100 Pfund nicht zu fein gepulvertem Virginischen Rippenmehle 1 Pfund Spaniol, anderthalb Pfund Weinsteinsalz, 8 Loth Salmiak, 1 Pfund Potasche, und behandle diese Mischung wie den Holländischen Rappé Nr. 9. Nach drei Tagen bringt man dieselbe wieder auf eine Tafel, und thut etwa 8 Pfund guten fein gesiebten St. Vin-

zent dazu. Alles durch ein grobes Sieb gestrichen, und in einem verdeckten Fasse aufbewahrt. — 14. St. Vinzent. Man nehme von einer Quantität guter Maryländischer oder Virginischer Blätter, welche, wie sie aus der Carottensauce kommen, nicht zu Carotten gezogen werden $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ Ctr., lege sie unter eine Presse, drücke sie an allen vier Ecken fest an, und bedecke sie mit einem Brette, auf welches eine gleiche Quantität Blätter gelegt werden, bis die Presse voll ist. Hierauf zieht man die Presse an, macht sie los, und füllt sie wieder an; so läßt man sie bis zum folgenden Tage stehen, wo man sie wieder anzieht. Am dritten Tage macht man sie los, nimmt die darunter gebildeten Kuchen heraus, und legt sie in einen dazu verfertigten Kasten, der etwa 20 Kuchen faßt, setzt Steine darauf, und läßt sie ein Jahr lang stehen. Von diesen Kuchen nimmt man einen nach dem andern heraus, und schneidet sie auf der Schneidelade als Rauchtabak. Wenn dieser zerschnittene Tabak eine Zeitlang in einem verdeckten Fasse gestanden hat, bringt man ihn in die Stampfmühle, und behandelt ihn, wie im zehnten Abschnitte angegeben worden. — 15. Natürell. Zu 60 Pfund Deutschem (z. B. Pfälzer) Blättermehl nimmt man folgende Sauce. In 12 Kannen oder Maaß Wasser läßt man 3 Pfund Salz, 1 Pfund Potasche und 6 Loth Spanischen Saft zergehen, arbeitet mit dieser Flüssigkeit den Tabak durcheinander, und schlägt ihn in Fässer oder Bleybüchsen. In acht Tagen ist er zum Gebrauche gut. — 16. Natürell finissimo. Zu 100 Pfund Virginischem Rippenmehle nimmt man 5 Pfund Virginisches Blättermehl und 1 Pfund Spaniol, mischt und reibt Alles gut durch einander. — 17. Gelber Natürell. Es werden 500 Pfund Pfälzer oder Virginisches Rippenmehl mit 10 Pfund Englischem Ocher und 3 Pfund Englischem Roth, die man mit 8 Pfund Salz reibt, gut durcheinander gearbeitet, und dann 60 Kannen oder Maaß lau-

warmes Brunnenwasser, worin 21 Loth Weinsteinsalz, 3 Loth Salmiak und 10 Loth Potasche aufgelöset sind, darauf gegossen. Hierauf behandelt man die Mischung, wie oben bei der Verfertigung des fermentirten Rippenmehls gelehrt worden. — 18. Schwarzer Natürell. Man thue unter 500 Pfund Virginisches oder Pfälzer Rippenmehl 6 Pfund Frankfurter Schwarz, mit 8 Pfund Salz abgerieben. Dann gieße man 60 Kannen oder Maaß Brunnenwasser, worin 21 Loth Weinsteinsalz, 21 Loth Potasche, 4 Pfund Vitriol, und 5 Loth Salmiak aufgelöset sind, in ein Loch, welches man in den Tabak macht, und verfahre eben so, wie bei der Verfertigung des fermentirten Rippenmehls. — 19. Brauner Natürell. Man thue unter das Rippenmehl 3 Pfd. Englisches Roth und 3 Pfund Frankfurter Schwarz, die mit 8 Pfund Salz abgerieben worden Dann gieße man über diese Mischung die zu dem gelben Natürell gehörige Sauce. — 20. Fein Violett. Zu 60 Pfund Virginischem Blättermehle macht man folgende Sauce. 12 Kannen oder Maaß Wasser, $\frac{1}{2}$ Pfund Kalmuswurzel, 1 Pfund klein zerschnittene Violenwurzel, werden eine halbe Stunde in einem wohlverschlossenen Topfe gekocht. Die erkaltete Mischung wird durch ein Tuch gepreßt, und dann hinzu gethan: 3 Pfund Salz, 8 Loth Weinstein, und 8 Loth Salmiak. Wenn diese Bestandtheile aufgelöset sind, und Alles erkaltet ist, wird das Mehl auf der Pritsche angefeuchtet, durcheinander gearbeitet, und zur Aufbewahrung in ein Faß gethan. — 21. Straßburger Violett. Man thue unter 100 Pfund gelben Natürell 12 Loth ausgeschälte Cardamomen, und lasse den Tabak in einem fest verschlossenen Fasse drei Monate lang stehen; dann die Cardamomen ausgesiebt, die man dann aufbewahren und wieder brauchen kann. Man nimmt darauf zu 2 Centnern gelben Natürell 15 Pfund fein gemahlene Florentiner Violenwurzel, reibt sie mit dem Tabake oft durcheinander, und läßt die Mischung

acht Tage stehen; dann siebt man sie durch, und läßt sie abermals eben so lange stehen. Wenn der Tabak zu stark nach Cardamomen riecht, vermische man ihn mit einer größern Quantität von gelbem Natürell. — 22. Straßburger Rappé. Man nimmt zu Ungarischen oder auch Landblättern folgende Sauce. 12 Loth feinen Salmiak, 1 Pfund calcinirte Potasche, ½ Pfund Salpeter, ¼ Pfund Frauencis, fein gepulvert, und mit 14 Pfund Kochsalz, 1 Pfund Syrup, ½ Pfund Wachholdersaft in 20 Kannen oder Maaß Brunnenwasser ein wenig eingekocht. Dann weicht man ½ Pfund Kalmus, ¼ Pfund Rosenholz, 1 Loth Weinsteinsalz eine Nacht in 4 Kannen oder Maaß gutem Kornbranntwein, bringt darauf die Mischung an das Feuer, und läßt den Kalmus und das Holz recht auskochen. Wenn die Abkochung filtrirt ist, gießt man sie unter die Sauce, mit welcher dann die Blätter gebeitzt werden. Die übrige Behandlung ist wie bei allen Carottentabaken. — 23. Brasilientabak. In 10 Kannen oder Maaß Wasser werden eine Stunde lang gekocht: ¼ Pfund guter kleingeschnittener Brasilientabak, 1 Pfd. Arabisches Gummi (das vier und zwanzig Stunden in warmen Wasser aufgeweicht ist), ½ Pfund Nelkenholz, ¾ Pfund Fenchelsamen, ¼ Pfund gemahlenen Fernambuk, ¾ Pfund Coriander, ½ Pfund Campescheholz, ½ Pfund gewöhnlichen Vitriol, und 2 Loth Alaun. In die warme Sauce wird der gesponnene Rollentabak so lange getaucht, bis er sich ganz durchgezogen hat, und sich nicht mehr brechen läßt. Dann wird er heraus genommen, in ein Faß gelegt, und gepreßt. Nach einigen Tagen läßt man eine Kanne guten Essig und ein halbes Pfund Syrup aufkochen, und in diese Brühe den Tabak nochmals eintauchen. Nach dieser Arbeit ist der Tabak fertig, und kann weiter zu Schnupftabak bereitet werden, wie in der allgemeinen Anweisung gezeigt worden. Ungesponnener oder Blättertabak wird nicht zu Brasilientabak verarbeitet, aber dem Mehlta-

bake kann man die oben vorgeschriebene Sauce geben, und ihn dann zum Verkaufe in bleyernen Büchsen bewahren. — 24. Tonko. Man mische 30 Pfund Havannamehl, 15 Pfund Mehl von Steinklee oder Meliottenmehl, 5 Pfund Brasilienmehl, ½ Pfund fein zerstoßene Tonkobohnen, 20 Tropfen Nelkenöl, 25 Tropfen Zimmetöl auf der Pritsche gehörig untereinander, färbe die Masse mit 3 Pfund fein gepulvertem Sandelholze, und suche eine brennend rothe Farbe zu erhalten. Dann wird der Tabak gesiebt und in Bleybüchsen gethan. Man verfertiget den Tonko am meisten in Spanien. — 25. Gemeiner Tonko. Man mische 64 Pfd. feingesiebten Holländischen Rappé, 64 Pfd. feingesiebten Natürell, 32 Pfd. Tonkotabak, 8 Pfd. Spaniol, 4 Pfund Englisches Roth gut durch einander, und reibe die Mischung einige Male durch ein Sieb. Zu dem ordinairen Tonko nimmt man nur rothgefärbtes Rippenmehl, und mischt es nach Gutdünken mit einigen feinzerstoßenen Tonkobohnen. Der Tabak ist ohne weitere Fermentation zum Gebrauche fertig. — 26. Tonko-Violett. Man nehme 2 Kannen oder Maaß Salpeterauflösung, ½ Pfund Steinkleekraut, ½ Pfund zerstoßene bittere Mandeln, ½ Pfund Lavendelblüte, 1 Pfund zerstoßene Violenwurzel, und 6 Kannen oder Maaß Brunnenwasser, worin 4 Pfund Kochsalz und 2 Loth Salmiak aufgelöset worden. (Man kann auch nur die Hälfte Brunnenwasser und 3 Kannen oder Maaß Rosenwasser nehmen.) Mit dieser Mischung wird der gewählte Mehltabak angefeuchtet, den man dann einige Tage stehen läßt, damit der Geruch sich gut durchzieht. Dann wird der Tabak gesiebt und gefärbt. Das Steinkleekraut und die Lavendelblüte müssen so fein gemacht werden, daß sie gehörig unter den Tabak gemischt werden können. — 27. Einige Sorten St. Omer von Ungarischen oder Virginischen Blättern. Zu der ersten Sorte gehört folgende Sauce. Man koche 4 Pfund Rosenholz, 8 Loth Rosinenstengel (bei-

des kleingeschnitten), 1 Pfund Steinsalz, 2 Loth calzinirten Weinstein, 4 Loth bittere Mandeln (Alles fein zerstoßen), in 1 Kanne guten scharfen Weinessig, 1 Kanne alten Landwein, und 1 Kanne Brunnenwasser, so lange, bis der fünfte Theil eingekocht ist. Die Sauce wird noch stärker, wenn die angegebenen Bestandtheile, nebst 2 Kannen oder Maaß Weinessig, 2 Kannen Landwein, und 2 Kannen Brunnenwasser in einer kleinen Abziehblase destillirt werden. Hierauf koche man 2 Loth feinen Salmiak, 16 Loth calcinirte zerstoßene Potasche mit ½ Pfund Syrup vermischt, in einer reichlichen halben Kanne Weinessig ab, und vermische die Flüssigkeit mit der Sauce. Dann wird die Mischung filtrirt, und auf gewöhnliche Art, wie bei andern Sorten, benutzt. — Nimmt man zu den Ungarischen Blättern, welchen man auch die Rippen lassen kann, in sofern man sie auf die schon oben angegebene Weise zurecht gemacht hat, folgende Sauce, so erhält man eine gute Sorte eines trefflichen, dem St. Omer ähnlichen Tabaks. Es werden 8 Pfund zerstoßenes Steinsalz, 4 Loth Angelikawurzel, 4 Loth Rosenholz (beides zerschnitten), 2 Loth zerstoßene Violonwurzel, 2 Loth zerstoßene Ambra in 6 Kannen oder Maaß Brunnenwasser so lange gekocht, bis 2 Zoll eingekocht sind; hierauf wird die Sauce abgeklärt. Man läßt dann ½ Kanne Ungarischen Weinessig, 2 Loth Salmiak, ¼ Pfund Syrup, 8 Loth calcinirte Potasche ein wenig aufkochen, und mischt diese Flüssigkeit mit der Sauce. Ist Alles erkaltet, sprengt man die Blätter so oft damit ein, bis auch die stärksten Rippen völlig durchnäßt sind. Der Tabak wird dann in ein altes Weinfaß gepreßt, mit Steinen beschwert, und der Fermentation überlassen. — Zu der dritten Sorte aus guten Ungarischen Blättern bereiteten St. Omer macht man folgende Sauce. Man läßt in einem Schmelztiegel ½ Pfund ordinairen Salpeter und ½ Pfd. rothen Weinstein ausbrennen, thut dazu 12 Loth feinen

Salmiak, 1 Pfund calcinirte Potasche, ¼ Pfund Kochsalz, 1 Pfund Honig, ½ Pfund Hohlunderſaft und 8 Pfund friſche, kleingehackte Nußblätter. Alles dieſes wird in ¾ Kannen guten Franzbranntwein und 20 Kannen oder Maaß Brunnenwaſſer ſo lange eingeweicht, bis ſich die Salze aufgelöſet haben; dann wird die Sauce ein wenig aufgekocht. Man koche darauf ferner ½ Pfd. Alantwurzel, ¼ Pfund Angelikawurzel, ¼ Pfund gewöhnlichen Salpeter in 3 Kannen Waſſer 1 Stunde lang, miſche dieſe Abkochung mit jener, und filtrire die zuſammengegoſſenen Brühen. Der mit dieſer Sauce gebeitzte Tabak muß nach der Fermentation noch 4 Monat alt werden, ſo wird er dem ächten St. Omer noch ähnlicher. Man kann auch nur zwei Theile Ungariſcher Blätter zu 1 Theile Deutſcher nehmen, nur muß man beide Sorten zugleich ſauciren und ſie gehörig miſchen. Die größten Ungariſchen Blätter behält man zu den Umſchlägen der Carotten. Die zuletzt angegebene Sauce läßt ſich auch bei jedem Rauchtabake gebrauchen. — 28. Holländiſcher Rappé, nach einer andern Bereitungsart. Man nehme dazu die geſammelten Rippen und Abgänge vom Blättertabake, die man vorher auf die bekannte Art pulvert, durch ein Haarſieb ſchlägt, und mit ſtarkem Salzwaſſer einſprengt. Die Sauce bereitet man auf folgende Art. In einer kupfernen Abzieheblaſe werden mit 6 Kannen Brunnenwaſſer und 6 Kannen ſcharfem Weineſſig: 1 Pfund Steinſalz, 1 Pfd. Kochſalz, ¼ Pfund Roſinenſtengel, 4 Loth geſtoßenen Corinder, 4 Loth calcinirten Weinſtein, 1 Loth Weinſteinſalz, wie abgezogener Branntwein deſtillirt. Dann läßt man in einer guten halben Kanne Wein 16 Loth calcinirte Potaſche, 3 Loth feinen Salmiak und 1 Loth Weinſteinſalz auflöſen, und vermiſcht es mit der abgezogenen Sauce. Mit dem Einſprengen, Fermentiren und der weiteren Bereitnng der Blätter, verfährt man, wie in der allgemeinen Anweiſung gelehrt wird.—

29. Bergamott. Man nehme zu 60 Pfund Blättermehl folgende Sauce: Zu 12 Kannen oder Maaß Wasser werden ½ Pfund Salz, 1 Pfund Potasche, 8 Loth Weinstein und 8 Loth Salmiak aufgelöst. Mit dieser Flüssigkeit feuchte man den Tabak an, mische etwa 2 Loth Bergamottöl darunter, und schlage ihn dann in ein Faß. — 30. Andere Art Bergamott. Man mische mit 100 Pfund gelbem Natürell 10 Tropfen Bergamottöl, siebe den Tabak durcheinander und bewahre ihn in einem Fasse. — 31. Pariser Tabak. Man mische 1 Centner des besten St. Vinzent mit Holländer finissimo. — 32. Mainzer Tabak. Man mische 150 Pfund gelben Natürell mit 50 Pfund holländischem Tabake von Amersfoorter Blättern mit 12 Pfund Spaniol, das Pfund zu 2 Gulden, recht untereinander, und verwahre gut das Gemenge. — 33. Tabac d'Hannovre. 100 Pfund fermentirtes Rippenmehl und 6 Pfund Steinkleemehl oder Meliottenmehl werden recht durcheinander gemengt, und mit 8 Pfund Orangenwasser, 4 Pfund Rosenwasser und 4 Pfund Holländischer Farbe durchgearbeitet; dann gesiebt und in Fässer oder Bleybüchsen geschlagen. — 34. Noch eine Sorte Hannöverscher Tabak. Man lasse Deutsche, z. B. Hessische, Blätter auf der Mühle mahlen, saucire jeden Centner mit 12 bis 15 Kannen oder Maaß Beitze ein, und kühle ihn mit 10 Pfund Salz ab. Ist der Tabak nicht schwarz genug, so färbt man ihn mit Frankfurter Schwarz, wie es bei dem schwarzen Natürell geschieht. Die dazu gehörige Sauce macht man aus 60 Kannen Wasser, 6 Pfund Steinklee und ¼ Pfund gestoßenen Pfefferkörnern, welches man in einem wohlverdeckten Gefäße 1½ Stunde kochen läßt. Die Flüssigkeit wird darauf 24 Stunden zum Erkalten hingesetzt und dann durchgesiebt. Hierauf thut man hinzu: 1½ Pfund Weinsteinsalz, ¼ Pfund Salmiak, 1 Pfund Potasche, 5 Pfund Salz. Diese Sauce

läßt sich sowohl gleich brauchen, als auch aufbewahren. — 35. Hagenauer Tabak. Man lasse 150 Pfund Holländische runde Stangen von Amersfoorter Blättern, in Stücke geschnitten, mit 50 Pfund Virginischem Rippenmehle auf der Mühle durcheinander mahlen. Auch kann man, um eine andere Sorte zu erhalten, von den Holländischen runden Stangen und dem Virginischen Rippenmehle zu gleichen Theilen, oder endlich um die dritte Sorte zu bekommen, 1 Centn. Holländische runde Stangen und 3 Centner Virginisches Rippenmehl mischen. Wird der Tabak zu trocken, so sprenge man ihn mit warmen Wasser ein, worin kein Weinstein, Salmiak und Potasche aufgelöset sind. — 36. Grand Cardinal. Es werden 100 Pfund des besten St. Vinzent und 10 Pfund Holländer finissimo vermischt und gut durcheinander gesiebt. — 37. Tabac de Prince. Man mische 100 Pfund fermentirtes Rippenmehl und 5 Pfund Havannamehl, feuchte das Gemenge mit 10 Pfund Orangenwasser, 4 Pfund Nelkenwasser und 2 Pfund Rosenwasser gehörig an, arbeite es mit 2 Pfund Englischem Rothe durcheinander, siebe es durch und schlage es in ein Faß oder in Büchsen. — 38. Wohlriechender Tonco. Man vermische 2 Loth Storax, 1 Loth Benzoe, 1 Loth feinen Zucker mit ein wenig Rosenwasser, und rühre diese Masse unter 20 Pfd. gefärbten, mit Salzwasser vorbereiteten Mehltabak. — 39. St. Malo. Es werden 20 Pfund Tabac de Prince und 10 Pfund Holländischer Rappé zusammengemischt, durchgesiebt und in Büchsen geschlagen. — 40. Landauer Tabak. Man lasse 2 bis 3 Centner gute Pfälzer Blätter mahlen, und nehme auf 1 Centner Mehl 6 bis 7 Kannen Sauce, womit man dasselbe auf die bekannte Art behandelt. Jeder Centner wird mit 11 Pfund Salz abgekühlt. Dann reibt man 1 Centner gemahlenen St. Vinzent durch ein grobes Sieb, so daß er wohl durcheinander kommt. Man kann gro-

ben und feinen Tabak aus dieser Mischung machen. — Die Sauce ist folgende: In 80 Kannen Wasser läßt man 20 Pfd. trockne, mit den Steinen zerstoßene Pflaumen, 1 Pfund guten Syrub, $1\frac{1}{2}$ Pfund zerstoßene Wachholderbeeren in einem wohlverschlossenen, zugeschmierten Topfe zwei bis fünf Stunden kochen, und dann durchs Sieb laufen. Darauf thue man in die warme Sauce $2\frac{1}{2}$ Pfund Weinsteinsalz, $\frac{1}{4}$ Pfund Salmiak, $1\frac{1}{2}$ Pfund Potasche, 4 Pfund Salz und 2 Pfd. in zwei Kannen Weinessig aufgelöseten Honig. — Bei denjenigen Saucen, wozu man Honig und Essig gebraucht, muß man das Salz so lange weglassen, bis sie gebraucht werden sollen, weil es die Gährung hindert. — 41. Schwaben-Tabak. Der Schwäbische Tabak wird ein wenig grob gemahlen. Man nimmt dazu 3 Centner Pfälzer Blätter und $1\frac{1}{8}$ Ctr. Virginische. Die gesauceten oder saucirten Blätter müssen ein Jahr alt werden, dann kommen sie auf die Stampfmühle. Die dazu gehörige Sauce macht man aus 80 Kannen Wasser mit $2\frac{1}{3}$ Pfund gröblich zerstoßener Cassiabohnen, $1\frac{1}{2}$ Pfund Vitriol, 2 Pfund Alaun, und läßt es so lange kochen, bis die Bohnen weich sind. Dann siebt man die Abkochung, und thut in die noch warme Sauce 3 Pfund Weinsteinsalz, $\frac{1}{4}$ Pfund Salmiak, 2 Pfund Potasche und 5 Pfund Salz. Ist diese Sauce so sehr eingekocht, daß sie nicht mehr, als 60 Kannen oder Maaß ausmacht, so muß kaltes Wasser zugegossen werden. — 42. Radica carera. Unter 20 Pfund gelb gemachtes Rippenmehl arbeite man 1 Pfund Leinöl, siebe den Tabak durch und thue ihn in Bleybüchsen. — 43. Spaniol de Dames. Man mische 30 Pfund feines Havannamehl, 10 Pfund feines Meliottenmehl, 25 Tropfen Zimmetöl und 10 Tropfen Nelkenöl, und arbeite das Ganze mit 3 Pfd. Englischem Rothe durcheinander, siebe es, und schlage es in Bleybüchsen. — 44. Sevilla. Man mische 30 Pfund

fein gesiebtes Havannamehl und 20 Pfund Brasilienmehl gehörig untereinander, und schlage das Gemenge in Bleybüchsen. — 45. Tabac d'Officier. Man nehme 100 Pfund zerstoßenen St. Omer, 8 Pfund Meliottenmehl, 1 Pfund Violenwurzel, und 1 Pfund Fenchelsamen, menge dieses mit 10 Kannen Salzwasser und 6 Kannen Weinessig, arbeite Alles wohl unter einander, siebe es, und schlage es in Büchsen. Die Violenwurzel und der Fenchel müssen sehr fein pulverisirt seyn. — 46. Franc-Maçon. Man nehme 100 Pfund Rappé d'Hollande, 30 Pfund feinen St. Omer, menge diese beide Sorten gut durcheinander, und schlage das Gemenge in Büchsen ein. — 47. Sans Nom. Man nehme 100 Pfund angemachtes Rippenmehl, 50 Pfund Maroccomehl, brenne 2 Pfund Levantischen Kaffee, koche denselben in 4 Kannen Salzsauce, mache mit der erhaltenen filtrirten Flüssigkeit den Tabak an, arbeite ihn auf der Pritsche tüchtig durch, siebe ihn, und schlage ihn in ein Faß oder in Büchsen. — 48. Son de Tonco. Man nehme 100 Pfund eingemachtes Rippenmehl, 5 Pfund Havannamehl, 5 Pfund Betonienmehl, 1 Pfund Meliottenmehl. Dazu, als Parfüm, 4 Pfd. Orangenwasser, ½ Pfd. Nelkenwasser und ½ Pfd. Zimmetwasser. Man menge Alles untereinander, arbeite es mit 8 Pfund Englischem Rothe tüchtig auf der Pritsche durch, und schlage den Tabak in Bleybüchsen. — 49. Dominico et Mops. Man nehme 100 Pfund feinen rappirten St. Omer, zum Anmachen: 4 Pfund Rosenwasser, 1 Pfund Salmiakgeist, arbeite mit der Flüssigkeit den Tabak auf der Pritsche tüchtig durcheinander, und schlage ihn in Bley. — 50. Bon-bon. Man nehme 100 Pfund alten fein rappirten St. Omer, zum Anmachen: 4 Kannen Weinessig, ½ Pfund fein gestoßene grüne Pomeranzenfrüchte, zerreibe die Pomeranzen in Essig, schlage die Flüssigkeit durch ein Tuch, mache den Tabak damit an, arbeite ihn recht durch und

siebe und schlage ihn in Büchsen. — 51. Tabac à la Rose. Man nehme 100 Pfund fermentirtes Rippenmehl, 10 Pfund fein gepulvertes und gesiebtes Rosenmehl, menge dieses recht untereinander, befeuchte es mit 5 Kannen Weinessig, arbeite es gut durcheinander, und schlage es in ein Faß oder in Bleybüchsen. — 52. Straßburger Weizen. Man nehme 100 Pfund fermentirtes Rippenmehl, 10 Pfund feingepulverte und gesiebte Alantwurzel, menge sie unter einander, feuchte den Tabak mit 12 Maaß Salzwasser an, arbeite ihn tüchtig durch, und behandle ihn wie immer.

Vorschriften zur Verbesserung des verdorbenen Schnupftabaks, zur Färbung, Parfümirung und zur Bereitung verschiedener Arten desselben. 1. Anweisung Brasilientabak zu verbessern. Ist der Brasilientabak zu sehr ausgetrocknet, und hat er seine Farbe verändert, so bedient man sich folgender Brühe. In 2 Kannen Wasser werden $1\frac{1}{2}$ Pfund gemahlenes Brasilienholz gut ausgekocht und filtrirt. In die durchgeseihete Flüssigkeit thut man 1 Pfund Galläpfel und läßt sie so lange auf dem Feuer stehen, bis die Mischung schwarz gefärbt ist; dann setzt man noch $\frac{1}{4}$ Pfd. zerstoßenen Coriander und drei Hände voll Salz hinzu. Hierauf die Abkochung durch 2 Pfd. in Wasser aufgeweichten Arabischen Gummi, 2 Pfd. Vitriol und 3 Pfd. Syrup durchgeseihet. Der Tabak mit dieser Brühe angefeuchtet, hält sich sehr gut. — 2. Dumpfigen Schnupftabak zu verbessern. Man breite den Tabak auf einer Tafel aus, trockne ihn an der Luft ab, und besprenge ihn einigemal mit scharfem Weinessig. Der üble Geruch verliert sich dadurch allmählig und der Tabak nimmt wieder eine frische Sauce an. Man muß aber sorgfältig nachsehen, weil eine solche Waare leicht wieder umschlägt. — 3. Anweisung, Tabak zu säubern. Man bedient sich dazu eines Kübels, oder eines andern

Gefäßes, welches dreimal soviel Tabak fassen kann, als man säubern will. Unten an diesem Kübel muß ein Loch mit einem Zapfen seyn, damit man, wenn es nöthig ist, die Feuchtigkeit von Zeit zu Zeit abzapfen kann. In das Gefäß legt man ein Tuch, welches über den Rand herabhängt, und in der Mitte auf dem Boden ruhet. Das Tuch muß so stark und dicht seyn, daß kein Tabak durchgehen kann. Man lege nun den Tabak in den Kübel, und gieße soviel Wasser darüber, daß er recht durchweichen kann, rühre ihn gut durcheinander, und lasse ihn bis zum folgenden Tage weichen. Dann läßt man das Wasser unten ablaufen, nimmt den Tabak in dem ausgebreiteten Leinentuche auf, ringt ihn so stark aus, als es möglich ist, füllt wieder frisches Wasser darauf, wäscht ihn auf's Neue aus, und läßt ihn abermals bis zum folgenden Tage weichen. Dieses Verfahren muß zwei- bis dreimal nacheinander wiederholt werden. Wenn man diese Arbeit zum letzten Male verrichtet hat, drückt man das Wasser völlig aus, legt den Tabak in einen flachen, weidenen, mit starker dichter Leinwand überzogenen Korb, und läßt ihn bei stetem Umrühren an der Sonne trocknen. Ist der Tabak gut getrocknet, so wird er wieder auf die oben angeführte Weise in den Kübel gethan, und eine hinreichende Menge wohlriechenden Wassers, von Rosen, Orangenblüten oder Fenchel, welche für den Tabak am dienlichsten sind, darauf gegossen. In diesem Wasser bleibt er bis zum folgenden Tage liegen, wo er herausgenommen und gelinde ausgedrückt wird. Ist er ganz trocken, so besprengt man ihn aufs Neue mit demselben Wasser, so daß er wie ein Kuchen wird. Wenn der Tabak dann wieder getrocknet ist, wird er zur Annahme des Geruchs von verschiedenen Blumen sich eignen. Diese Art, den Tabak zu säubern, ist die beste; man kann sich aber derselben nicht bedienen, ohne die Güte des Tabaks merklich zu vermindern. Diejenigen, welche sparsam mit dem wohlriechenden Was-

ser umgehen, und ihren Tabak nicht gern schwächen wollen, können folgendes Verfahren anwenden: Man lasse den Tabak vier und zwanzig Stunden in Wasser weichen, das Wasser davon ablaufen, und drücke den Tabak durch ein Tuch oder mit beiden Händen, so stark man kann. Darauf breitet man ihn zum Trocknen auseinander, während man ihn beständig umwendet. Wenn er trocken ist, sprengt man ihn mit wohlriechendem Wasser ein. Man lasse ihn dann wieder trocknen, besprenge ihn zum zweiten Male, und nochmals trocknen. Der Tabak ist auf diese Art zubereitet, und hat einen beliebigen Geruch angenommen, indem es auf den Tabaksfabrikanten ankommt, welchen Geruch er dem Tabake für's Publikum geben will. Soll der Tabak gelb oder roth werden, so muß ihm die Farbe eher mitgetheilt werden, als der Blumengeruch. — 4. Anweisung den Tabak gelb oder roth zu färben. Man nehme ein Stück gelben oder rothen Ocher, von der Größe eines Eyes, wozu man etwas weiße Kreide thut, um die Farbe zu schwächen. Dieses wird zusammen auf einer Marmorplatte mit etwa 1 Loth süßem Mandelöle abgerieben. Ist dieses geschehen, so thut man bei beständigem Umrühren tropfenweise Wasser hinzu, bis sich Alles gut vermischt hat. Man schiebe dann die bereitete Farbe auf dem Steine bei Seite, reibe zwei Eßlöffel voll durchweichten Gummi Tragant ab, und diesen dann mit der Farbe zusammen, während man noch ein wenig Wasser hinzu thut. Alles wird nun in einen Tiegel gethan, und bei stetem Umrühren ein Nößel Wasser hinzugegossen. Hierauf nimmt man so viel von dem nach der vorhergehenden Anweisung gesäuberten Tabak, als man will, thut denselben in ein irdenes Gefäß oder einen Tiegel, rührt ihn wohl um, und thut mit der Hand soviel von der Farbe hinzu, bis ein feuchter, wohl durchdrungener Teig davon gemacht werden kann. Diesen läßt man bis zum folgenden Tage in der Sonne ste-

hen, breitet ihn dann wieder auf einem Tuche zum Trocknen aus, und sorgt, daß er, so wie er abtrocknet, umgewandt werde. Wenn er völlig trocken ist, bereitet man folgenden Gummi, um ihn zu gummiren. Man zerreibt in wohlriechendem Wasser eingeweichten Gummi Tragant auf einem Reibsteine, und thut während des Abreibens soviel Wasser hinzu, bis er recht klar ist. Die Mischung wird darauf in einen Tiegel gethan, und hinlänglich mit Wasser verdünnt. Mit diesem Gummiwasser benetzt man die innere Fläche der Hand, und reibt den Tabak, bis er ganz gummirt ist. Darauf läßt man ihn bei stetem Umwenden trocken werden. Zuletzt siebt man den Tabak mit dem feinsten Siebe, um die Farbentheile, welche sich nicht recht angelegt haben, zu scheiden. Wenn dieses geschehen ist, kann man dem Tabake jeden Blumengeruch geben. — 5. Anweisung, dem Tabake den Geruch von Blumen zu geben. Die Pomeranzenblüte, der Jasmin, die gemeine Rose, die Muskatrose und die Tuberose sind am geschicktesten, dem Tabake Geruch zu geben. Bei den andern Blumen hat es Schwierigkeiten, daß sie ihren natürlichen Geruch abgeben, wenn man nicht die Arbeit unzählige Male wiederholt; man muß ihm überdies noch mit Essenzen aus solchen Blumen zu Hülfe kommen, deren Geruch man haben will; aber der Geruch dauert nicht so lange, als von den genannten Blumen. Man nehme eine mit recht trockenem Papiere ausgefütterte Schachtel, lege auf den Boden eine Schicht Tabak eines Daumens breit dick, und darüber eine Schicht Blumen, und fahre so fort, bis die Schachtel voll ist. Wenn dieses vierundzwanzig Stunden, bei den oben genannten Blumen aber nur zwölf Stunden, so gelegen hat, zieht man den Tabak unter den Blumen weg, und legt frische Blumen auf. Hiermit fährt man vier bis fünf Tage fort, und wenn der Tabak den Blumengeruch angenommen hat, so schließt man ihn in eine Schachtel und verwahrt

ihn an einem trockenen Orte. Während der Zeit, wo die Blumen unter dem Tabake liegen, braucht man ihn nicht umzuwenden, weil sie nicht erhitzen. Man kann auch Blumenöle, das heißt, das aus den Blumen gezogene ätherische Oel, auf Stückchen Löschpapier gießen, und dieses Löschpapier hin und wieder zwischen und unter den Schnupftabak legen, der parfümirt werden soll, so zieht er den Geruch an. — 6. Eine andere Verfahrungsart, den Tabak zu parfümiren. Man trockne so viel Papier, als man braucht, am Feuer, und durchlöchere es durchgängig mit einer Stecknadel. In die Schachtel legt man dann auf die unterste Schicht Tabak ein Blatt dieses Papiers, auf dieses eine Schicht Blumen, welche wieder mit einem Papierblatte bedeckt werden muß, und auf das Papier wieder Tabak, und so weiter, bis die Schachtel voll ist. Die Blumen werden alle zwölf bis vierundzwanzig Stunden durch frische ersetzt. Wenn man den Tabak herausnehmen will, so muß er durch ein klares härenes Sieb, welches eng genug ist, die Blumen über sich zu behalten, getrieben werden. Man fahre damit vier oder fünf Tage fort. — 7. Rosenknospen zur Parfümirung des Tabaks. Man nehme eine hinreichende Menge Rosenknospen, von welcher Art man will, mache das Grüne davon ab, und stecke an dessen Stelle eine Gewürznelke. Dann thue man sie in eine Flasche, welche, dicht verstopft, drei bis vier Wochen in der Sonne stehen muß. Wenn man diese Knospen unter den gesäuberten Tabak thut, geben sie ihm einen angenehmen Geruch. — 8. Anweisung, den Schnupftabak dem Neapolitanischen ähnlich zu machen. Man thue den Tabak in einen Topf, und gieße auf jedes Pfund desselben 1 Unze Wein, und lasse ihn dann stehen. Dann thut man in einen Mörser zu 5 Pfund Tabak $2\frac{1}{2}$ Gran Moschus, den man mit etwas Brodzucker und dann mit einer Unze Branntwein abgerieben hat. Man rührt den

Tabak nach und nach unter die Mischung. — 9. Cedraschnupftabak zu bereiten. Wenn der Tabak nach der oben angegebenen Anweisung gesäubert ist, gieße man auf 2 bis 3 Loth einige Tropfen Cedra- oder Bergamottöl, und schüttele den Tabak recht um. — 10. Neroly tabak. Um den Tabak mit Pomeranzenessenz zu parfümiren, muß derselbe rein und unverfälscht seyn, sonst erhält er keinen angenehmen Geruch. Man thut nur einige Tropfen der Essenz zu einigen Lothen. — 11. Pongibon-Schnupftabak. Man nehme dazu 1 Pfund gelben, mit Orangenblüte parfümirten Schnupftabak; zerstoße in einem kleinen Mörser 12 Gran Zibeth mit ein wenig Zucker, und wenn dieses zerdrückt ist, thue man nach und nach, indem man immer mit der Keule umrührt, den Tabak hinzu, bis der Mörser voll ist. Diese Mischung schütte man auf den übriggebliebenen Tabak, und menge Alles mit den Händen untereinander. Hierauf fülle man mit diesem Tabake den Mörser wieder halb an, gieße 1 Loth Orangenblütenwasser darüber, und rühre Alles mit der Mörserkeule um, bis der Mörser voll ist. Zuletzt wird dieser Mörser wiederum mit dem Uebriggebliebenen vermengt, und Alles mit den Händen durcheinander gearbeitet. Der Geruch dieses Tabaks dauert lange, auch bleibt der Tabak unverdorben; man muß aber das angegebene Verhältniß bei der Mischung genau beobachten. Ist der Tabak vorher mit Jasmin parfümirt worden, so muß man die Essenz von denselben Blumen nehmen. — 12. Mit Moschus parfümirter Schnupftabak. Man nehme Schnupftabak von einem beliebigen Blumengeruche. Auf ein Pfund desselben reibe man 20 Gran Moschus mit ein wenig Zucker in einem kleinen Mörser ab, und thue den Tabak unter stetem Umrühren nach und nach hinzu, bis der Mörser voll ist. Darauf mische man dieses mit dem übrigen. — 13. Ein dergleichen Schnupftabak nach Spanischer Art.

Wenn man den Tabak nach vorstehender Anweisung mit 20 Gran Moschus zusammengerührt hat, schüttet man ihn aus und bedeckt ihn mit dem übrigen, damit er nicht verdunste. Dann reibe man noch 10 Gran Zibeth mit ein wenig Zucker im Mörser, und fülle denselben bei beständigem Umrühren gleichfalls mit Tabak an. Zuletzt thut man diesen zu dem übrigen, und mischt Beides wohl untereinander. — 14. Den Schnupftabak nach Römischer Art zu parfümiren. Man lasse zu einem Pfund Tabak 20 Gran Ambra in einem warmen Mörser zergehen, und menge bei fortgesetztem Umrühren so lange Tabake dazu, bis der Mörser voll ist. Dann schüttet man den Tabak auf ein Blatt Papier und deckt ihn mit einem Theile des übrigen zu. Man reibt nun in dem Mörser 10 Gran Moschus mit ein wenig Zucker, und füllt ihn mit Tabak an; und nachdem er wohl umgerührt worden, schüttet man ihn auf den ersten Haufen, bedeckt ihn mit anderm Tabak, und verfährt auf gleiche Weise, indem man 5 Gran Zibeth in dem Mörser reibt. Zuletzt mischt man Alles untereinander. — 15. Maltheser Schnupftabak. Man nimmt auf 1 Pfund Tabak, der mit Orangenblüten parfümirt ist, 20 Gran Ambra, den man in einem erwärmten Mörser schmelzen läßt. Man füllt darauf den Mörser, stets umrührend, allmählig mit Tabak. Auf gleiche Weise reibt man 10 Gran Zibeth unter den Tabak, und vermischt dann Beides miteinander. — 16. Wohlriechender Maltheser Schnupftabak, nach einer anderen Bereitungsart. Man zerstößt die Wurzeln von Rosenstöcken und Süßholz, nachdem man vorher die äußere Schale weggenommen hat. Von diesem Pulver nehme man nach Belieben und gebe ihm irgend einen Wohlgeruch, thue dann ein wenig weißen Wein und Branntwein, oder Weingeist hinzu. Diese Mischung giebt dem Tabake einen sehr angenehmen Geruch. — 17. Ambraschnupfta-

bak. Auf 1 Pfund Tabak von beliebigem Blumengeruche nimmt man 24 Gran Ambra, den man in einem heißen Mörser schmelzen läßt. Man rührt nun nach und nach Tabak darunter, den man mit dem Ueberreste vermischt. Bei dieser, wie bei ähnlichen Arten des parfümirten Tabaks ist zu bemerken, daß man ihn in einem fest verschlossenen Gefäße verwahren muß. Ist der Geruch zu stark geworden, so darf man nur mehr Tabak darunter mengen. — 18. Toskanischer Schnupftabak. Es werden mit einer heißen Mörserkeule 20 Gran Ambra gris zerrieben, während immer Tabak in den Mörser geschüttet wird. Dieses wird dann unter 2 Pfund recht guten und trocknen Tabak gemischt. — 19. Italiänischer Schnupftabak. Man mische unter 2 Pfund Ambra-Schnupftabak 8 Gran Zibeth, die mit ein wenig Brodzucker in einem Mörser abgerieben worden, so erhält man einen sehr angenehmen Tabak. — 20. Parfümirung des Spanischen Tabaks. Man reibe Moschus und Zibeth, von jedem 10 Gran, mit etwas Zucker fein, thue nach und nach 2 Pfund gelben Spanischen Tabak dazu, und rühre Alles recht durcheinander. Mit diesem Spanischen Tabake macht man 21. den wohlriechenden Sevilla-Schnupftabak, indem man 2 Pfund davon nimmt, und dazu 20 Gran fein gepulverte Vanille thut. Alle diese Arten der parfümirten Tabake müssen dicht verschlossen werden, weil sie bei dem Zutritte der Luft schnell ihren Geruch verlieren. —

Ein Schnupftabaks-Surrogat aus Runkelrübenblättern. Dieses Surrogat dient jetzt zur Verfälschung des Schnupftabaks. Die Runkelrübenblätter werden dazu auf eben die Art bereitet, wie die Tabaksblätter. Man wählt dazu die dicksten, saftigsten und starkrippigsten Blätter aus, breitet sie auf den Dielen in den Trockenstuben der Fabrik aus, und besprengt sie mit einer Sauce, die aus Franzwein und Weinsteinsalz be-

steht, das heißt, in einer Kanne oder Maaß Brunnenwasser werden 4 Loth Weinsteinsalz abgekocht, und mit dieser Abkochung werden die Blätter besprengt. Wenn sie in vier und zwanzig Stunden von der Feuchtigkeit durchdrungen und hinlänglich vorbereitet worden sind, werden sie von Neuem saucirt, und dann gepuppt und carottirt, wie oben, S. 156, beim Schnupftabake angeführt worden. Die Carotten werden dann rappirt, gesiebt, und das im Siebe Uebriggebliebene wird durch Schneiden, Stampfen und Mahlen zur gehörigen Feinheit gepulvert. Diesen Tabak vermischt man nun mit St. Omer oder mit einer andern Gattung des Schnupftabaks.

Was die Cigarren- oder Cigarrosfabrikation betrifft, so macht diese einen besondern Zweig der Tabaksmanufaktur aus, wie die Cigarren, Glimmstengel oder Tabaksstiele eine besondere Tabakssorte ausmachen, die man nicht durch eine Tabakspfeife, sondern bloß mit dem Munde raucht, oder die Cigarre in die Oeffnung eines kleinen dazu eingerichteten Pfeifenkopfs, oder in die Oeffnung eines dazu eingerichteten Mundstücks steckt. Man zündet nämlich die Cigarre bei dem einen Ende an, und beim Rauchen nimmt man das andere Ende in den Mund. Das Wort Cigarre ist Spanisch und heißt ein röhrenförmiges zusammengerolltes Stück Papier oder Tabaksblatt, worin eine Füllung von Tabak sich befindet. Die Art Cigarren zu rauchen hält man für viel älter, als das Rauchen aus Pfeifen. Die Spanier haben diese Art Tabak zu rauchen mit aus Amerika gebracht, und sie hielt sich lange bei ihnen, ehe sie nach dem übrigen Europa verpflanzt wurde. Durch die Spanischen Krieger des de la Romana soll dieser Tabak vor einigen dreißig Jahren nach Deutschland gekommen seyn. Allein nach Andern, und besonders nach den Beiträgen zur Cigarrenkunde von Philipp Andreas Nemnich (Leipzig, 1808) soll man

Cigarren schon 1788 in Hamburg geraucht haben, und zwanzig Jahre früher soll man sie in dem genannten Orte kaum dem Namen nach gekannt haben. Allein seit der genannten Zeit haben sie sich durch ganz Deutschland und den Norden von Europa verbreitet, sind daselbst beliebt geworden, und wurden auch bald nachgemacht. Bis zum Jahre 1808 soll man von den Cigarren noch keine gedruckten Nachrichten aufgefunden haben, obgleich dieser Artikel um diese Zeit schon sehr beliebt zu werden anfing, und eine Nahrungsquelle für viele hundert Personen in und um Hamburg abgab. Selbst in Spanien und andern fremden Ländern, wo das Cigarrenrauchen zu Hause ist, soll nichts darüber geschrieben worden seyn. Nemnich verdankt Vieles über die Cigarren mehreren Individuen der zu der Zeit in Hamburg befindlichen Spanischen Truppen, das Uebrige theilten ihm Reisende mit, und dann Tabaksfabrikanten, Mäkler und andere darin unterrichtete Männer. In Spanien fabrizirt man die Cigarren aus dreierlei Sorten von Tabaksblättern, entweder aus Havannablättern, oder aus Virginischen Blättern, oder aus Maruncosblättern. Um die Cigarren zu bereiten, nimmt man ein breites präparirtes Tabaksblatt, das sogenannte Deckblatt, legt die Einlage oder Füllung, nämlich zerkleinerten Tabak, darauf, und rollt das Ganze mit der Hand auf einem glatten Tische, oder auch wohl auf dem entblößten Arme (bei den Indianern auf dem entblößten Schenkel) röhrenförmig zusammen. In mehreren Deutschen Tabaksfabriken, wo man Cigarren macht, hat man eine eigene Preßmaschine mit Rinnen, worin die vorläufig mit der Hand nur aus dem Groben zusammengerollten Cigarren mehr Gleichförmigkeit bekommen. Der Haupttheil einer solchen Preßmaschine ist eine aus zwei Platten bestehende Form, worin Rinnen von der Gestalt der Cigarren sich befinden; allemal paßt, wenn man die Platten auf einander

legt, eine Rinne oder eine Platte auf eine Rinne der andern, und eben dadurch entsteht, wie bei einem Pfeifenfutterale, Bestecke ꝛc., diejenige Höhlung, worin der vorläufig zusammengerollte Tabak zu liegen kommt. Man preßt dann die aufeinander gelegten Platten mit Schrauben oder Schraubenzwingen fest zusammen, und läßt sie einige Zeit darin, ehe man sie, gut gebildet, wieder herausnimmt. — In Spanien unterscheidet man folgende ächte Sorten von Cigarren: 1. Papier-Cigarren, Cigarros en papel, welche vornämlich in Sevilla gemacht werden, wo sie Pitillos heißen; die Verkäufer derselben nennt man Pitilleros oder Pitilleras, wenn es Weiber sind, wie solches meistens der Fall ist. In der Havanna und in andern Amerikanischen Gegenden hört man die Papier-Cigarren zuweilen Cigarritos nennen, als das Diminutivum von Cigarro, aus welchen Gründen ist unbekannt, man glaubt aus Verachtung. Bei Verfertigung dieser Cigarren wird die Einlage oder Füllung von geschnittenem Tabak in Papier aufgerollt, wozu das Papier ungeleimt und sehr fein seyn muß. Man fabrizirt diese Cigarren in Valenzia, und die Buchhändler in Spanien treiben damit Handel. Man hat in Spanien kleine Taschenbücher mit Cigarrenpapiere, welche einige hundert für Cigarren geschnittene Blätter in einem farbigen oder bunten Einbande enthalten. Der Cigarrenraucher führt dieses kleine Buch bei sich, und reißt, wenn er rauchen will, ein Blatt heraus, worein er seine Einlage oder Füllung wickelt. Außer dem zur Füllung geschnittenen Tabak werden oft reine Cigarren dazu genommen, die man vorher zerreibt oder klein schneidet. Bei den fertigen Papier-Cigarren soll man beim Ankaufe Vorsicht gebrauchen, das heißt, sie von einem zuverlässigen Manne kaufen, weil man hierzu oftmals die Abfälle, von aus dem Munde auf die Straße geworfenen Cigarrenenden, wozu es Leute zum Auflesen giebt, gebraucht. —

2. Strohcigarren, Damencigarren, Cigarros en paja, Pajitos, Pajillos, die aus der Havanna kommen und von Nonnen verfertiget werden. Das Deckblatt ist das Blatt vom Mays oder Indischen Korne (Türkischen Weizen). Zur Füllung dienen zerrissene Havannablätter, die mit einem breiten Messer auf das Feinste und mehr als ein Mal geschnitten werden. Die Strohcigarren sind sehr dünn und zart, und die Enden mit einem Fädchen umbunden. In Spanien macht man sie nach, hauptsächlich zu Cadix, Alicante nnd Sevilla. Sie kommen auch zuweilen in Hamburg vor, jedoch nur als eine Seltenheit. — 3. Natürliche oder reine Cigarren, Cigarros puros, Puros. Bei diesen besteht die Decke aus einem gesunden Tabaksblatte oder geschnittenen Stücken desselben, ohne Löcher und Risse. Man nimmt zur Einlage kleine Blätter, zerrissene Blätter, auch Cigarrenabfälle. — 4. Havannacigarren, Cigarros Havanos, die besten Cigarren, die man hat, und die man in bessere und schlechtere Qualität unterscheidet. Die köstlichen Blätter von goldgelber Farbe, deren Rauch einen angenehmen Geruch verbreitet, wachsen auf der Insel Cuba. Von den damals fabrizirten Cigarren ist eine Auswahl ehemals gemacht worden, die für den König von Spanien bestimmt war, von denen er eine gewisse festgesetzte Anzahl an seine Staatsbeamten vertheilte, und wenn diese keine Liebhaber vom Rauchen waren, so kamen diese Cigarren durch mehrere Hände in den Handel, und wurden sehr theuer bezahlt, welches bei dem jetzigen Zustande Spaniens aufgehört hat. Die Blätter dieses Tabaks sind dunkelbraun oder schwarz, und je tiefer die Farbe ist, je stärker oder strenger ist ihr Geschmack, daher werden die schwärzesten von den Verächtern der schwachen Blätter am meisten geschätzt. Man unterscheidet hier noch die ächten Havanna-Cigarren (Legitimos) von den unächten. Zu den Ersteren rechnet man diejenigen, welche in Ha-

vanna selbst fabrizirt worden sind, und zu den unächten bloß die dafür ausgegebenen Cigarren, aber auch diejenigen, die außer der Havanna von Havannablättern gemacht werden. Obgleich die Havanna-Cigarren gesetzlich in der Havanna selbst fabrizirt werden müssen, und die Ausfuhr der Havannablätter, auch nach Spanien hin, auf das Strengste verboten ist, so werden doch fortdauernd große Quantitäten Havannablätter durch allerlei Mittel und Wege ausgeschwärzt und weit und breit verführt. Nordamerika kauft besonders viel von dieser Waare auf. Die auswärts von Havannablättern nachgemachten Cigarren stehen den ächten weit nach; denn in der Havanna nimmt man auserlesene zur gehörigen Reife gediehene Blätter, welche dann regelmäßig und so verarbeitet werden, daß sie ihre natürliche Kraft und Lieblichkeit beibehalten. Im Auslande dagegen nimmt man die Havannablätter so dazu, wie man sie findet, und durch das lange Nässen derselben geht der größte Theil von Kraft und Wohlgeschmack verloren. Auf der Insel Cuba ist zwar der Tabaksbau einem Jeden zu treiben erlaubt, der Pflanzer darf aber seine Blätter nicht selbst verarbeiten; er muß sie an die Gouvernementsbehörde in der Havanna abliefern, und erhält dafür eine nach Qualität und Umständen berechnete Bezahlung; ja der Beamte zwingt oft, um sich zu bereichern, und indem er verschiedene Einwendungen erhebt, den armen Pflanzer, für niedrige Preise seinen Tabak zu verkaufen, und so gewinnt jener das, was diesem für seine Mühe gebührt. Von den Beamten gehen die Blätter in die Hände der Neger, die solche für die Rechnung des Königs in Cigarren verarbeiten. Das Königliche Magazin (Estanco), wo die aufgekauften Blätter und die daraus fabrizirten Cigarren niedergelegt werden, soll das prachtvollste Gebäude in der Havanna seyn. Hier werden die Cigarren entweder auf der Stelle verkauft, auch die Ausfuhr derselben gegen Errichtung der Zoll-

gebühren verstattet, oder sie gehen an die Zollbehörde in Spanien, wo man sie lose und bei Pfunden zu verkaufen pflegt; sonst geschieht der Verkauf in Kisten (Caxas), die 2, 4 bis 8 Pfund halten. Die Länge und Dicke der Havanna-Cigarren ist sehr verschieden. — 5) Eine Art soll besonders groß und unvergleichlich seyn; sie ist im Besitze der Geistlichen, welche die schönsten und auserlesensten Blätter von den Pflanzern ihrer Kirchspiele zum Geschenke erhalten, und sich dann ihre Cigarren selbst verfertigen; man macht sie in den Klöstern. — 6) Eine andere sehr beliebte Sorte, aber ganz dünn und für die Damen bestimmt, sind die Königin-Cigarren, Cigarros de la Reyna. — 7) Spanische oder Sevillanische Cigarren, Cigarros Sevillanos, Sevillanos; sie werden in der Königlichen Fabrik zu Sevilla verfertiget, und bundweise verkauft, ein Bund (un atado de Cigarros) enthält 51 Stück. Man darf hierzu nur Virginische Blätter nehmen; denn jedes andere Blatt ist in Spanien Contrebande. Man unterscheidet die Havanna- und Sevilla-Cigarren auch dadurch, daß das Deckblatt der Havanna-Cigarren von der Rechten zur Linken, das der Sevillanischen dagegen von der Linken zur Rechten gewunden ist. Es soll aber heimliche Fabrikanten in Spanien geben, welche das Winden auf Havannaart sehr gut verstehen. Man macht in Alicante und Sevilla gesetzwidrig Havanna-Cigarren nach, entweder aus eingeschmuggelten Havanna-, oder aus Marokkanischen Blättern (Tabaco moruno, ó de Marruecos), deren Einfuhr ebenfalls dem Verbote unterworfen ist. — 8) Amerikanische Cigarren werden diejenigen Cigarren genannt, welche außer der Havanna in Amerika, nämlich in Caraccas, Buenos Ayres, Portorico ꝛc., fabrizirt werden. Im engern Sinne hat man in Hamburg die von Philadelphia und New-York darunter verstanden. Sie sind alle von verschiedener Größe, Dicke und Güte,

keine derselben aber kommt, was die Letztere betrifft, den ächten Havanna-Cigarren nahe.

Das Nachmachen der Cigarren in Deutschland geschah zuerst in Hamburg im Jahre 1788, wo der Tabaksfabrikant H. H. Schlottmann Cigarren zu rollen anfing, da er bei einem frühern Aufenthalte in Spanien die Behandlungsweise kennen gelernt hatte. Anfangs wollte sein Fabrikat keine Käufer finden, und er mußte es wegschenken, da man es einmal gewohnt war, sie bloß als Geschenke anzunehmen. Als späterhin mehrere Schiffe aus Amerika Cigarren mitbrachten, und diese in Parthien verkauft wurden, ging es bald besser mit seinem Unternehmen und dem Vertriebe seiner Waare; denn schon in den Jahren 1796 und 1797 fing das Cigarrenrauchen in Hamburg Mode zu werden an. Auch war der genannte Cigarrenfabrikant in Hamburg nicht mehr der einzige; es hatten sich schon mehrere derselben, sowohl in Hamburg, als auch in Altona etablirt. Man schickte Kisten mit daselbst fabrizirten Cigarren nach Cuxhafen, um sie mit daselbst liegenden Amerikanischen Schiffen nach Hamburg zurückkommen, und den Liebhabern als ächte ausländische Waare antragen zu lassen, welches einige Male einen glücklichen Erfolg hatte, und zuletzt nicht mehr nöthig war. Schlottmann machte seine ersten Versuche mit sogenannten Lissabonschen Blättern von vortrefflicher Qualität. Ums Jahr 1795 verarbeitete man Cigarren aus Virginischen Blättern; nach diesen gebrauchte man, jedoch nur auf kurze Zeit, Louisiana-Blätter, woraus die schönsten und wohlschmeckendsten Cigarren hervorgingen; dann machte man auch allerlei Versuche mit Ungarischen, Ukränischen und ähnlichen Blättern. In neuester Zeit fabrizirt man in Hamburg und Altona folgende Sorten:
a) Aechte oder starke Havanna-Cigarren, Natur-Cigarren, wozu man die schönsten Havanna-Blätter ohne Näßung gebraucht, sie sind so, wie sie die

Natur liefert, weggearbeitet. Einige befeuchten sie vorher mit warmen Wasser, und schlagen sie etwas in ein Tuch ein, welches jedoch nur mit solchen geschieht, denen man, durchs Pressen in Kisten, ein vierkantig plattes Ansehen geben will. Die Füllung ist ebenfalls Havanna. — b) Feine leichte oder ganze Havanna-Cigarren, bei welchen die Deckplatte und Einlage von Havanna ist. Das Blatt wird vorher einige Stunden in kaltes Wasser gelegt, ein Prozeß, der zuerst zufällig in Hamburg entdeckt worden ist. Viele Raucher, besonders außerhalb Hamburg, mögen keine starke Cigarren, oder können sie nicht vertragen, indem ihnen das darin enthaltene Oel widerlich ist, welches Widrige und Strenge durch das Waschen oder Wässern des Blattes verloren geht. Auch sollen die in kaltem Wasser gelegenen Cigarrenblätter besser brennen, und eine weiße Asche geben, die lange festsitzen bleibt. Nach dem Wässern kommen die Blätter in eine Presse; sie werden dann auf einem Tische ausgerippt und auseinandergelegt, zugeschnitten, mit der Füllung versehen, und zuletzt zwischen der Hand und dem Tische einzeln gerollt. Dasselbe Verfahren, nur mit Ausnahme des Wässerns, findet bei den Cigarren im Allgemeinen Statt. — c) Kanastercigarren, wozu man zur Füllung schönen reinen Kanaster nimmt, zur Decke ein ausgesuchtes unverletztes Kanasterblatt, das bei seinem natürlichen angenehmen Geruche des Wässerns nicht bedarf. Da aber vollkommene Kanasterblätter nur sehr einzeln und mit Mühe auszusuchen sind, so wird meistens ein feines dazu passendes Virginisches Blatt zur Decke genommen.—d) Mittel-Havanna-Cigarren. Die Füllung ist von Havanna, das Deckblatt von Virginischen und anderen gnten Amerikanischen Blättern. — e) Unächte Havanna-Cigarren. Die Füllung ist Havanna, die Decke ein Virginisches Blatt, welches mit Syrub, Wachholderbeeren und

andern Zuthaten präparirt wird, um dem Cigarro das Ansehen und den Geschmack von Havanna mitzutheilen. — f) Ordinaire Cigarren, Amerikanische Cigarren, Virginische Cigarren, Spanische Cigarren. Die Füllung ist von allerlei guten und schlechten Tabaksorten. Zur Decke nimmt man ordinaire Virginische, Maryländische und andere gemeine Blätter. Schlechter sind die von Deutschem Tabake innen und außen. Man liefert auch Cigarren von Petum ꝛc., und so geringe, daß der Preis von zwei Schillingen oder einem Groschen per Dutzend immer noch als ein zu hoher Preis genannt werden kann. — g) Posen-Cigarren, Stroh-Cigarren, eine Erfindung der Hamburgischen Fabrikanten. Das obere Ende ist mit einem ins Blatt gekleisterten Mundstücke von einer dazu geschnittenen dünnen Federspule versehen. Der Körper kann von allen oben beschriebenen Arten seyn. Gemeiniglich ist es eine schlechte oder Amerikanische Sorte, und weil nur geringe Leute an diesem Spielwerke Behagen finden, so haben sie Eingang gefunden. Die Herumträger verkaufen Posencigarren zwei Stück für einen Schilling. — Liebhaber von parfümirten Cigarren thun dieses Zweckes wegen Vanille in ihre Büchse; indessen hat der Betrug auch Mittel gefunden, stinkende Cigarren einigermaßen zu maskiren. Cigarrensaucen werden selten gebraucht, und wenn es geschieht, doch nur, um den schlechten Geschmack einiger Cigarren zu verbessern. — Ostindische Cigarren und St. Thomas-Cigarren sind mißbräuchlich eingeführte Benennungen von Amerikanischen Cigarren. Jene kommen zwar aus Amerika, aber aus einer ganz anderen Gegend, und werden auf Englisch Cheroots und auf Französisch Cheroutes genannt. Sie sind lang, dick, und an ihren beiden abgestumpften Enden mit einem Faden umbunden; und da sie sich dadurch von den übrigen Amerikanischen Cigarren unterscheiden, so hat man

sie für Ostindische ausgegeben. Der Tabak ist mager und meistens ein leichter Maryländischer. Zuweilen findet man, zur Würzung des Geschmacks, Senfkörner darin. Sie werden nicht aus freier Hand, sondern um einen Draht gerollt, daher soll es auch kommen, daß so wenige von diesen Cigarren nicht zu rauchen sind, weil sie keine Luft haben. Man fabrizirt sie auch in Frankreich, wo man der leichtern Waare den Vorzug giebt. Auch in Hamburg hat man sie nachgemacht. Die St. Thomas-Cigarren haben bloß einen eingebildeten Namen, und mit der Insel St. Thomas nichts zu schaffen, obgleich sie auf den Märkten daselbst verkauft werden; denn man holt die Cigarren von den nächstgelegenen Ländern dahin, weil viele Schiffe daselbst anlanden, und die Schiffer kaufen sie auf, um sie als St. Thomas-Cigarren nach Europa und anderweitig hin zu führen. — Die Preise der in Hamburg, Altona 2c. fabrizirten Cigarren richten sich nach der Qualität der oben genannten Sorten. Ausgesuchte Waare bis 45 Mark per Kiste, gemeine Waare 10, 12 bis 15 Mark; Mittelpreise 22 bis 30 Mark. Doch können diese hier angeführten Preise nicht als Norm gelten, indem dieses auf die eingekauften Tabake ankommt. Eine Kiste Hamburger Cigarren soll gerade 1000 Stück halten; jetzt hält sie nur selten diese volle Anzahl, und läuft bald mehr, bald weniger zwischen 800 und 1000 Stück; halbe und Viertelkisten nach Verhältniß. In Hamburg und Altona sind die Eigenthümer von Cigarrenfabriken größtentheils Christen, dagegen besteht der größte Theil ihrer Arbeiter aus Juden. Viele Christen und Juden fabriciren auch bloß im Kleinen und Verborgenen. Auch in Bremen werden Cigarren fabricirt, und jetzt fabricirt man sie in den Tabaksfabriken vieler Städte Deutschlands. Schon zu Anfange dieses Jahrhunderts lieferten die Fabriken in Hamburg und Altona wöchentlich wenigstens 500 Kisten.—In Deutschland zieht man

gewöhnlich die hellgelben Cigarren den dunklen schwarzbraunen vor. Es giebt Cigarren, die von außen ein gutes Blatt zeigen, aber inwendig eine schlechte Füllung von verdorbenem Tabake haben. Diesen Betrug entdeckt man, wenn man die Cigarren auseinander blättert. Cigarren, welche auf der Oberfläche Risse und Löcher haben, sind schlecht. Man gewahrt auch oft kleine Flecken oder Punkte auf den Tabaksblättern, und nennt sie Hagelstellen, Hagelschläge, Sprossen, auf Spanisch Matadoras. Man hält diese Flecken für eine entweder durch Nachtfrost, oder durch Insektenstiche oder sonst verursachte Krankheit. Das Blatt kann von diesen Stellen aus leicht verderben. Man will sie als Anzeichen eines besonders reifen Blattes halten, und dann sollen sie Vorzüge im Geschmacke anzeigen; sie werden übrigens, wenn sie recht hervortreten und nicht sparsam auf den Cigarren erscheinen, für eine Schönheit gehalten; man hat daher auch versucht, dergleichen Flecken durch die Kunst den Cigarren mitzutheilen. Oft besteht auch die Oberlage einer Kiste aus geperlten Cigarren.— Das Cigarrenrauchen hat mehrere davon abhängige Artikel des Erwerbs zum Vorscheine gebracht. Dahin gehören die in Hamburg und Altona von Tischlern verfertigten Cigarrenkisten. Sie machen solche aus alten Havannakisten, Cedernholz und Zuckerkistenholz; leidet die Waare den Aufschlag nicht, so nehmen sie gemeines, röthlich gebeitztes Holz. Cigarrenmundstücke macht man von Silber, Bernstein, Elfenbein, Glas, Horn ꝛc.; im Allgemeinen raucht man aber die Cigarren lieber ohne Mundstück. Cigarrenbüchsen von Silber, lackirtem Bleche, plattirt, Leder, Papiermaché ꝛc. Durch die Einführung der Cigarren haben die thönernen Pfeifenfabriken, die Horndrechsler, wegen der Pfeifenröhre und Abgüsse, und auch die Fabrikanten und Händler mit Meerschaum-, hölzernen und Porzellanpfeifenköpfen sehr ver-

loren. — Die Werke über die Tabaksfabrikation, sehe man oben, S. 95 u. f., nach.

Rauchtabake.

Dreikönigstabak, s. oben, S. 114 und S. 139.
Dreimohrentabak, s. das., S. 114 und 138 u. f.
Halbcanaster, s. das., S. 132 und 133.
Kanaster in verschiedenen Sorten, s. das., S. 130, 142.
Kanaster-Suizent, s. daselbst, S. 137.
Oronoko, s. das., S. 144.
Ostende, s. das., S. 137.
Petit-Canaster, s. das., S. 135 u. f.
Petum, Englischer, s. das., S. 139.
Portocarero, s. das., S. 135.
Portorico, s. das., S. 134 u. f. und S. 143.
Pürkly, s. das., S. 141.
Rollentabak, s. das., S. 145.
Schweden, s. das., S. 140.
Siegel, s. das., S. 136.
Stadthaus, Amsterdamer, s. das., S. 138.
— — , Londoner, s. das. S. 140.
Stadt-Leyden, s. das., S. 138.
Suizent, s. das., S. 133, 137 u. f. und 144.
Tabak, geschnittener, s. das., S. 136.
Tabak, ordinairer, s. das., S. 125.
Varinas, s. das., S. 138 und S. 143.
Velde, van der, s. das., S. 140.
Virginischer und feiner Virginischer Tabak, s. das., S. 123 und S. 131 u. f.

Rauchtabaks-Surrogate.

Ampferblätter, s. Grindwurzelblätter.
Angelikablätter, s. oben, S. 148.
Bärentraubenblätter, s. daselbst.
Betonienblätter, s. das.
Eichenblätter, s. das.
Grindwurzel-, Ampferblätter, s. das.
Kartoffelblätter, s. das., S. 149.

Lindenblätter, s. oben, S. 149.
Rosenblätter, s. daselbst.
Runkelrübenblätter, s. das.
Sonnenblumenblätter, s. das.
Sumachblätter, s. das., S. 150.
Wachsbaumblätter, s. das., S. 149.
Walderdbeerblätter, s. das., S. 148.
Wallnußblätter, s. das., S. 149.
Weinlaubblätter, s. daselbst.

Schnupftabake.

Ambratabak, s. oben, S. 183.
Bergamott, s. daselbst, S. 173.
Bon-bon, s. das., S. 176.
Brasilientabak, s. das., S. 169.
Cedratabak, s. das., S. 182.
Dominico et Mops, s. das., S. 176.
Finissimo, Holländischer, s. das., S. 166.
Franc-Maçon, s. das., S. 176.
Gout, fein Pariser, s. das., S. 164.
Grand-Cardinal, s. das., S. 174.
Maltheser-Tabak, s. das., S. 183.
—, wohlriechender, s. daselbst.
Marino, s. das., S. 166.
Marocco, s. das., S. 164.
Moschus-Tabak, s. das., S. 182.
Natürell, s. das., S. 167.
—, brauner, s. das., S. 168.
— finissimo, s. das., S. 167.
—, gelber, s. daselbst.
—, schwarzer, s. das., S. 168.
Nerolytabak, s. das., S. 182.
Parisertabak, s. das., S. 163.
Pongibon, s. das., S. 182.
Radica carera, s. das., S. 175.
Rappé, Holländischer, in verschiedenen Sorten, s. das., S. 165 und 172.

Rappé, Straßburger, s. oben, S. 169.
Sans Nom, s. das., S. 176.
St. Malo, s. das., S. 174.
St. Omer, Dünkirchner, in verschiedenen Sorten, s. das., S. 162.
—, Straßburger, s. das., S. 163.
—, von Ungarischen oder Virginischen Blättern, s. das., S. 170 u. f.
St. Vinzent, s. das., S. 167.
Sevilla, s. das., S. 175.
Son de Tonco, s. das., S. 176.
Spaniol de Dames, s. das., S. 175.
Tabak, Hagenauer, s. das., S. 174.
— d'Hannovre, s. das., S. 173.
—, Hannöverscher, s. daselbst.
—, Italienischer, s. das., S. 184.
—, Landauer, s. das., S. 174.
—, Mainzer, s. das., S. 173.
—, Neapolitanischer, s. das., S. 181.
— d'Officier, s. das., S. 176.
—, parfümirter, s. das., S. 180 u. f.
— de Prince, s. das., S. 174.
—, nach Römischer Art parfümirt, s. das., S. 183.
— à la Rose, s. das., S. 177.
— (Schwaben-), s. das., S. 175.
—, nach Spanischer Art, s. das., S. 182.
—, Toskanischer, s. das., S. 184.
Tonco, s. das., S. 170.
—, gemeiner, s. daselbst.
—, wohlriechender, s. das., S. 174.
Violett, Tonko-Violett, s. das., S. 170.
Violett, fein, s. das., S. 168.
—, Straßburger, s. daselbst.
Weizen, Straßburger, s. das., S. 177.

Schnupftabaks-Surrogat.

Von Runkelrübenblätter, s. oben, S. 184.

Cigarren, Cigarros.

Cigarren (Amerikanische), s. oben, S. 190, 193.
— (Canaster-), Kanastercigarren, s. daselbst, S. 192.
— (Damen-), s. das., S. 188.
— (Havanna-), ächte, s. oben, S. 188, unächte, s. das., S. 188 und S. 192, Mittel-Havanna-Cigarren, s. das., S. 192.
— (Königin-), s. das., S. 190.
— (Natur-), s. das., S. 191.
— (natürliche), s. das., S. 188.
— (ordinaire), s. das., S. 193.
— (Ostindische), s. daselbst.
— (Papier-), s. das., S. 187.
— (Posen-), s. das., S. 193.
— (Priester-), s. das., S. 190.
— (reine), s. das., S. 188.
— (St. Thomas-), s. das., S. 193, 194.
— (Sevillanische), s. das., S. 190.
— (Spanische), s. daselbst.
— (Stroh-), s. das., S. 188, 193.
— (Virginische), s. das., S. 193.

Tabaksfaß, Tabaksfässer, Fässer, worin sowohl der Rauch-, als Schnupftabak gepackt wird; s. oben, unter Tabak, S. 90 u. f.

Tabaksferme, wird der Ort in den Tabaksfabriken genannt, wo man die Tabaksblätter der Fermentation oder Gährung aussetzt; s. den folgenden Artikel.

Tabaksfermentation, die Gährung der Tabaksblätter; s. den folgenden Artikel.

Tabaksfermentirung. Das Fermentiren des Tabaks geschieht, um die Güte der Tabaksblätter zu verbessern. Man bedient sich dazu des Salzwassers, indem man in frisches Brunnenwasser so viel Küchensalz

schüttet, daß die Auflösung desselben das Wasser so weit sättiget, daß ein Ey darauf schwimmend erhalten werden kann. Unter diese Salzauflösung mischt man den achten Theil Weinhefen von den Weinhändlern, und sprengt dann mit diesem Wasser die Tabaksblätter an, das heißt, man legt sie lagenweise in ein Faß, besprengt jede Lage mit dem erwähnten Salzwasser, tritt sie fest, thut den Deckel darauf, und beschwert ihn gehörig. Nach ungefähr acht Tagen äußert sich an der Einpressung eine Wärme; man macht dann mitten im Tabake ein Loch, läßt das Faß drei bis vier Tage lang offen, damit die Ausdünstung Luft bekömmt, und die Erhitzung nachläßt; dann wird das Faß wieder verstopft; s. auch oben unter Tabak, S. 85 u. f., u. S. 131. Die Fermentirung der Ungarischen Blätter und Rippen geschieht auf folgende Weise. Man mischt auf den Centner Blätter ein Pfund Weinhefen und eine Metze Kochsalz zu einem Quarte Wasser. Mit dieser Benetzung werden die Ungarischen Blätter in einem Fasse festgetreten, wohl fermentirt und zu Pulver gestoßen, nachher mit 2 Pfund Weinhefen, $1\frac{1}{2}$ Pfund Tamarinden und 3 Quart Wasser angefeuchtet, mit 2 Pfund Frankfurter Schwarz übersiebt, durchgearbeitet, und mit $1\frac{1}{2}$ Quart Salzwasser, worin $\frac{1}{2}$ Pfund Salmiak und 1 Pfund Weinsteinsalz aufgelöset worden, angefeuchtet und gesiebt. Die Tamarinden waren bereits in Salzwasser gekocht.

Tabaksform, die Form zum Einschlagen des Tabaks; s. oben, unter Tabaksfabrikation, S. 128.

Tabaksgeruch, sowohl der eigentliche Geruch des Tabaks, als auch der ihm mitgetheilte durch Beitzen, Saucen ꝛc. Zu den mitgetheilten Gerüchen gehören diejenigen vom Thee, Kaffee, Zimmet, von Gewürznelken, der Vanille, den Lorbeerblättern, wohlriechenden Harzen. als vom Weihrauch, Storax ꝛc., beim Rauchtabake, auch zum Theil beim Schnupftabake, zu dem

noch Violenwurzel, Kalmuswurzel, Tonkobohnen, Rosenwasser, wohlriechende Oele ꝛc. hinzugesetzt werden, je nach den Sorten, die der Fabrikant in das Publikum gebracht hat, und die von demselben gut aufgenommen worden sind. S. den Art. Tabakshandel.

Tabaksgesellschaft, Tabakskompagnie, entweder eine Gesellschaft, welche nach gewissen Einlagen den Tabakshandel treibt, oder eine Gesellschaft, die sich an einem gewissen Orte einfindet, um Tabak zu rauchen und zu politisiren. Die Erstere hat einen Handelszweck, schießt ein gewisses Kapital zusammen, und treibt damit den Tabakshandel, indem sie entweder rohe unzubereitete Blätter von den Tabaksbauern einkauft, und sie wieder an die Tabaksfabrikanten verkauft, oder eine große Fabrik, sowohl in Rauch- als Schnupftabak selbst anlegt, und mit den fabrizirten Tabaken Handel treibt. Das Einschießen des Kapitals geschieht entweder nach einer gewissen festgesetzten Summe, die ein jeder Kompagnon zu erlegen hat, oder nach ungleich eingelegten Kapitalien, wonach dann der Gewinn oder Verlust berechnet wird. Man hat auch Aktien-Gesellschaften, die sowohl mit den unzubereiteten Blättern, als auch mit fabrizirten Tabaken Handel treiben. Dergleichen Gesellschaften errichten dann einen Tabakshandel oder eine Tabaksfabrik, ernennen einen Direktor, der das Geschäft mit den Handelsbedienten betreibt, und den Aktonairen jährlich von dessen Zustande Rechnung ablegt, die Zinsen zahlt, und die Dividende vertheilt. — Die Tabaksgesellschaften, welche des Rauchens wegen zusammen treten, um sich am Tabaksrauchen zu vergnügen, und um zu politisiren, waren vorzüglich im sechzehnten, siebzehnten, und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in mehreren Ländern üblich, als das Tabaksrauchen noch nicht so allgemein verbreitet war, als jetzt, und man, um dieses Genusses sich in Gesellschaft zu erfreuen, eigene Tabaksstuben, Ta-

bakshäuser, errichtete, worin man zusammen kam, um Tabak zu rauchen, Bier zu trinken, und zu politisiren; s. oben, unter Tabagie. Die merkwürdigste Tabaksgesellschaft war das vom Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten in Potsdam im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts gestiftete Tabaks-Kollegium, wozu dieser Monarch mitten in einem Bassin auf einer mit Werkstücken eingefaßten Insel ein Gebäude nach Holländischer Art von einem Stocke errichten ließ, welches Gebäude auch noch jetzt vorhanden, und auf Befehl unsers jetzigen Monarchen, Friedrich Wilhelms des Vierten, zum Andenken wieder neu restaurirt worden ist; aber nicht bloß in Potsdam, sondern auch in Berlin und Wusterhausen hatte der König in seinen Schlössern ein solches Tabakszimmer einrichten lassen. Der Zweck dieses Tabakskollegiums war anfangs, dem Monarchen nach seinen Geschäften zur Erholung zu dienen; da aber die dazu berufenen Mitglieder, die aus Ministern, Generälen, Räthen, Offizieren des Leibregiments, den Adjutanten des Monarchen, Gelehrten, Geistlichen, und solchen Personen bestanden, von denen man glaubte, daß sie zur Unterhaltung des Monarchen etwas beizutragen vermögend wären, nicht alle die Fähigkeiten besaßen, die zur Unterhaltung nöthig waren, besonders den Faden in historischen Erzählungen und in politischen Betrachtungen über den damaligen Zustand fortzuführen, so wurden dazu auch noch andere Gelehrte und geweckte Leute gezogen, wie Gundling, Graben zum Stein, Hackemann, Faßmann, Morgenstern, Ferrand, Bartholdi, Kornemann und Andere, worunter besonders Gundling, als Zeitungsreferent, sich auszeichnete, indem er die Zeitung vorlas und solche erklärte, besonders die historischen und geographischen Artikel, oder die an ihn gethanenen Fragen beantwortete, wobei es denn sehr oft etwas zu lachen gab, oder auch oft Gegenstände

ernstlich discutirt wurden, besonders gelehrte Sachen, weil solches den König belustigte. Da König Friedrich Wilhelm der Erste wie ein Vater unter seinen Kindern leben, und dadurch das Beispiel geben wollte, daß nur in Familien- und andern gesellschaftlichen Kreisen eine wahre Erholung zu suchen sey, so verbannte er alles steife Zeremoniel, jede überflüssige und lästige Pracht, so wie Alles, was das natürliche Vergnügen im gesellschaftlichen Umgange irgend stören oder unterbrechen konnte. In seiner Tabaksgesellschaft oder in seinem Tabakskollegium rauchte der König Tabak, und jeder Anwesende hatte die Freiheit, es zu thun. Deshalb wurde einem Jeden eine thönerne Tabakspfeife vorgelegt, und der Tabak stand in einem kleinen geflochtenen Körbchen auf dem Tische; auch waren einige kupferne Feuerpfännchen mit glimmendem Torfe vorhanden, woran jeder seine Pfeife anzünden konnte. Dann wurde einem jeden Mitgliede ein weißer Krug mit Ducksteiner oder Bornstädter Bier und ein Glas vorgesetzt, damit er sich selbst einschenken könne. Auch kalte Küche stand auf einem Nebentische, weil es nie warme Speisen gab. Zu dieser sogenannten kalten Küche gehörte gutes Brod, frische Horstbutter, und feiner Käse, davon ein Jeder, so wie von einem ebenfalls beständig vorhandenen derben Schinken oder Kalbsbraten, genießen konnte. Alle Königlichen Bedienten mußten hinausgehen; denn Niemand, der nicht zu den Mitgliedern oder eingeladenen Gästen gehörte, durfte im Zimmer bleiben, auch nicht hereinkommen, bis der König rief, oder dazu ein Zeichen gab, da oft wichtige Gegenstände darin abgehandelt wurden. Die damalige Pedanterey der meisten Gelehrten, ihre Aufgeblasenheit, ihre Gewohnheiten ꝛc. waren nicht geeignet, von den Wissenschaften eine vortheilhafte Meinung zu erhalten, besonders von denjenigen, die Gelegenheit zum Streite und zu Spöttereyen gaben, wie die Philosophie, daher kam es denn auch,

daß Männer, besonders vom Militair, die damals den Wissenschaften eben nicht hold waren, über sie herzogen, und die schon vorher gefaßte Meinung noch mehr zu verbreiten suchten, daß die Wissenschaften nur unnütze und thörichte Leute hervorbringe, die durch Narrheiten und Aberwitz mehr Nachtheil, als Vortheil in der menschlichen Gesellschaft stifteten; mithin wurden sie auch in dem Tabakskollegium ein Gegenstand des Spottes, und um diesem auszuweichen, erhoben sich Streite, wurden Witze gegenseitig losgelassen, die dann immer zum Nachtheil der Gelehrsamkeit ausfielen, indem die eingeladenen Gelehrten, um sich ein Ansehen in der Satyre zu geben, selbst über ihre gelehrten Brüder herzogen und solche lächerlich zu machen suchten, wie z. B. Faßmann in seinem 1729 erschienenen gelehrten Narren, worin er Gundling zu kränken suchte, und welche Schrift gerade die Grundsätze enthält, die man damals von wissenschaftlichen Männern angenommen hatte, wenigstens ergiebt sich dieses aus einem Theile des Titels *). Uebrigens stand es Jedem frei, seine Meinungen ohne Rückhalt zu äußern, nur mußte es in einem anständigen Tone geschehen, so daß kein Aergerniß daran genommen werden konnte. Nach dem Muster des Königlichen Tabakskollegiums wurden nun auch zu Berlin von Männern aus dem Mittelstande und angesehenen Bürgern dergleichen Gesellschaften errichtet,

*) Dieser lautet: Ganz natürliche Abbildung solcher Gelehrten, die da vermeynen, alle Gelehrsamkeit und Wissenschaften verschluckt zu haben, auch in dem Wahne stehen, daß ihres Gleichen nicht auf Erden zu finden, wannenhero sie alle andere Menschen gegen sich verachten, einen unerträglichen Stolz und Hochmuth von sich spüren lassen, in der That aber doch selber so, wie sie in ihrer Haut stekken, Ignoraten, Pedanten, ja Ertz-Fantasten und tumme Gympel sind, die von der wahren Gelehrsamkeit, womit die Weisheit verknüpft seyn muß, weit entfernt. Dergleichen Gelehrten zur guten Lehre und verhoffentlich daraus fließenden Besserung; andern aber, so sich denen Studiis widmen, und noch Anfänger sind, zur getreuen Warnung, auch sonst Jedermann zum Vergnügen geschrieben. —

in welchen man sich bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier mit politischen und andern unterhaltenden Gesprächen die Zeit auf eine angenehme Art zu vertreiben suchte, wobei man das nachher so sehr eingerissene Spiel und andere, die Gesellschaft verderbende Dinge verwies. Auch in andern Städten der Preußischen Monarchie und in fremden Ländern fand man ähnliche Tabaksgesellschaften zu gleichen Zwecken. — Auch in Wien hatte sich im Jahre 1777 in einem gewissen Gasthofe einer der Vorstädte eine Tabaksgesellschaft gebildet, die eine Tabakspfeife machen ließ, vielleicht die Einzige in ihrer Art. Sie war 13 Fuß lang, wog 183 Pfund dortigen Gewichts, und der von Gyps zierlich gearbeitete Kopf hielt 10 Pfund Tabak. Aus dem Saftknopfe gingen fünf und zwanzig Türkische Röhre heraus, deren sich die Gesellschaft bediente, wenn sie vollzählig war. Die Pfeife hing mit sechs fingerdicken Schnüren in einem großen Zimmer, und derjenige, welcher das 25pfündige Mundstück im Munde führte, welches proportionirt zugespitzt war, war der Director der Gesellschaft, und commandirte zum Anziehen, Auswerfen oder Trinken aus einem großen Glase, welches vier Wiener Maaß Bier hielt. Der Tabaksbeutel hatte die Größe eines Hafersackes, und war von Leder. Dieser Spaß hatte die Gesellschaft schon an 200 Gulden gekostet, und die in Kupfer gestochene Pfeife fand einen so schnellen Abgang, daß sie bald vergriffen war. — In neuester Zeit hat man in andern Städten, auch in Berlin, auf Kaffeehäusern dergleichen Gesellschaftspfeifen machen lassen, nur in einem kleinern Maaßstabe, mit sechs bis acht Röhren, wobei der Kopf, zu dem die Röhre gehen, in der Mitte des Tisches angebracht worden. Aus diesen Röhren wurde gleichfalls nach einem Aufrufe zugleich angezogen.

Tabakshandel, Fr. Trafic, Negoce de Tabac, ist in neuester Zeit sehr wichtig geworden, und wird größ-

tentheils von den Fabriken aus betrieben, sowohl im Einzeln, wie im Ganzen, und wo dieses nicht von den Fabriken selbst geschieht, da halten diese sich große Kommissions-Lager; auch geben die meisten Fabriken ihre Rauch- und Schnupftabake in Kommission, so wie sie auch mit den Kaufleuten der Material- und Spezerey-Handlungen Rechnung halten, indem die Detaillisten dieses Handelszweiges in den Städten einen bedeutenden Absatz mit Rauch- und Schnupftabak machen. Von fremden Tabaken kommen in den Handel: die Maryländischen, Virginischen und Karolina-Tabake aus Nordamerika, und aus dem übrigen Amerika der Brasilien- und Havannatabak. Der Maryländische unterscheidet sich in gelbe, goldgelbe, braune und farbige Blätter, von denen die Ersteren besser und gewöhnlich um ein Drittel theurer sind. Der braune und magere ist der geringste und wohlfeilste; von den farbigen Sorten hat man violetten, grünlichen, weiß- oder bleichbraunen. Die gelben Blätter dienen zur Fabrizirung des Marokkoschnupftabaks, die braunen zu verschiedenen mittelfeinen Rauchsorten. Diese Tabakssorte ist überhaupt stärker und pikanter, als der Virginische. Er wird im Norden und Osten von Europa seiner Güte wegen geschätzt. Er kommt in großen Gebinden von 1000 bis 2000 Pfund in den Handel. Der Virginische Tabak in schwarzbraunen Blättern wird besonders in den Gegenden um die Flüsse New-York und James am besten gewonnen. Der Letztere wird wieder in beste und Inferiorsorte unterschieden. In Europa unterscheidet man ihn in feinste Sorte oder Karottenwaare, in minderfetten und in Virginischen Rauchtabak, die geringste Sorte. Je dunkler die Farbe der Blätter ist, und je fetter sie sind, um so mehr schätzt man sie; denn man gebraucht diese Blätter zu St. Omer, Rappé und zu Dünkirchner und Straßburger Karotten; die magern und leichten

werden zu Suizent, Virginia und mehreren Rauchtabaksſorten verſponnen. Wenn der Maryländiſche und Virginiſche Tabak hoch im Preiſe ſtehen, ſo nimmt man dafür oft Deutſche Tabaksſorten, beſonders von demjenigen, der um Nürnberg herum wächſt, und dem Maryländiſchen am nächſten kommt; dann thut es auch der beſte Slawoniſche und Ungariſche, wenn von Rappé und Karotten in unſern Tabaksfabriken die Rede iſt. Der Virginiſche Tabak kommt in Fäſſern von 1000 Pfund und darüber zum Handel. Noch jetzt ſollen jährlich aus Virginien und Maryland über 100,000 Fäſſer Tabak ausgehen, obgleich in vielen Ländern, hauptſächlich in den Deutſchen Staaten, in neueſter Zeit der Tabaksbau ſtark betrieben wird, und man ſich alle Mühe giebt, durch Beitzen oder Saucen auch die inländiſchen Tabake ſchmackhaft und preiswürdig zu machen, ſo daß ſie einigermaaßen mit den Amerikaniſchen concurriren können, und dieſes gelingt auch immer mehr, beſonders da man die fremden Tabake hier durch ihren Anbau heimiſch zu machen ſucht. Der feinſte Tabak kommt aus der Süd-Amerikaniſchen Stadt Varinas, weshalb man auch dieſe Tabaksſorte Varinas nennt. Der wahre Varinas wird nicht roh, ſondern ſchon völlig zubereitet und geſponnen in Körben von geſpaltenem Rohre nach Europa gebracht, und von dem Spaniſchen Worte Canasta, ein Korb, hat er auch den Namen Kanaſter erhalten. In jedem Korbe befinden ſich fünf bis ſieben Rollen Tabak von verſchiedener Güte. Der Braſilien-Tabak kommt in Rollen von hundert und mehreren Pfunden am Gewichte enthaltend, entweder in ledernen Säcken von 500 Pfund, oder auch in Fäſſern in den Handel, und zwar die beſte Sorte (Legitima) über Portugal, und die Curaſſaoſorte, welche die Holländer liefern; in dieſe beiden Sorten unterſchieden, kommt er in Hamburg vor. Der gute muß einen angenehmen Geruch und

eine gelbbraune Farbe haben. Diese Sorte geht stark nach manchen Gegenden von Oberdeutschland, nach Italien, nach der Afrikanischen Küste 2c. Die Zubereitung des Brasilientabakes wird, vor dem Verspinnen, mit einer Brühe aus Seewasser, den Blättern und Früchten des weißen Brasilienholzes, Zimmet und Syrub, vorgenommen. — Die Havannablätter, welche auf der Insel Cuba erzeugt werden, zeichnen sich vorzüglich durch Feinheit aus; sie sind gelb, und kommen in Ochsenhäuten oder in ledernen Säcken von 400 bis 500 Pfund über Cadix nach Europa. Man bereitet daraus den Cusko-, Sevilla- und Havannatabak; auch in Kanaster oder Varinas-Rauchtabak werden sie zugerichtet und gesponnen uns überbracht. — Den Portorikotabak erhält man von der Insel Portoriko in Rollen von 10, 15 und mehreren Pfunden über Kopenhagen, Hamburg und Bremen. Es giebt davon vier Sorten (prima, secunda, tertia und quarta). Auch der Karolinatabak ist eine gute Sorte, wie der Martiniktabak, welcher schon eine Beitze erhalten hat, und in langen schmalen, mit Leinwand umwundenen Rollen zu uns gebracht wird. Der Louisianatabak ist dem Martiniktabak ähnlich. — Der Levantische Blatttabak, hochgelb von Farbe, der aus Salonichi kommt, geht stark nach Italien, hauptsächlich nach Venedig und Genua, und wird in kleinen Ballen von 150 Pfunden mit einer ansehnlichen Thara verkauft. Außer diesem Tabake hat man noch die berühmten Türkischen Tabakssorten, welche die Namen Petrich und Jenidgen führen; man hat sie von braungelben und lichtgelben Blättern; sie berauschen leicht, und haben einen angenehmen Geruch. Dann komen hier noch vor: die Sorten von Kirmalu, Kirdschali, Kitzil-Deli, Moria-Bache, Duzun-Tabak, Rumeli-Tutun, Dizi-Tutun, Aba-Tutun und Boktscha-Tutun. — Unter den Europäischen Tabakssorten kom-

men im Handel besonders die Holländischen als vorzüglich empfohlen vor, und von diesen der Amersfoorter, der Nykerker und der Gelderusche. Der letzte Tabak theilt sich in Bestgut, Sandgut und Erdgut. Da man in Holland bloß großblättrige Tabake bauet, die Felder dazu düngt, und mit aller Sorgfalt behandelt, und mit dieser Behandlung auch nach der Erndte fortfährt, so sind diese Tabaksblätter auch fett, und werden vorzüglich zu Schnupftabaken verarbeitet. Die Holländischen Tabake gehen nach Frankreich, Deutschland, nach dem Norden von Europa ꝛc. Die große Tabaksconcurrenz, die in neuern Zeiten eingetreten ist, hat auch dem Holländischen Tabakshandel geschadet; denn die sonst starke Tabakspflanzungen in den Provinzen Utrecht und Geldern haben abgenommen. Nach den Holländischen Tabaken kommen die in den Oesterreichischen Staaten, in Ungarn, Slavonien, Croatien und Gallicien gebaueten Tabake in dem Handel vor. Noch vor dem Wiener Frieden, 1809, schätzte man die gesammte Tabakserzeugung in der ganzen Monarchie auf 6—700,000 Centner; Slavonien und Croatien sandten allein jährlich über 50,000 Centner außer Landes, und Ungarn führte von diesem Artikel jährlich für mehr als eine Million Gulden aus, und versorgt damit nicht nur die übrigen Oesterreichischen Staaten, die keinen, oder doch nur sehr wenig Tabaksbau haben, sondern auch zum Theil Deutschland, Holland und Italien. Den stärksten Tabaksbau hat Ungarn bei Gyarmath und Palanka in der Großhonter Gespannschaft, bei St. Gotthard und Janoschaza im Eisenburger Komitat, in welcher Gegend der beste von dem, der im ganzen Kreise jenseits der Donau gebauet wird; ferner bei Debree in der Heweschcr Gespannschaft, im ehemaligen Temeswarer Bannat; bei Diossegg in der Biharer Gespannschaft, sowohl der hier gewonnene Tabak, als auch derjenige bei Debree, werden hauptsächlich zu Schnupf-

tabaken verarbeitet; dann kommen auch die Tabake von Hapar und Jant im Tollner Komitat, wie auch um Klein-Manock und Izmeny vor. Der Fünfkirchner ist eine gute Sorte, die dem Debrecziner nichts nachgiebt; noch besser ist der langblättrige von der Insel Czakatura. Der Palanker Tabak steht dem Debrecziner nach, und dieser wieder dem Debreer. Der Ungarische Tabak ist bräunlich oder schwarz von Farbe, schön fett, und hat einen guten Geruch. Der in Slavonien in der Poseganer Gespannschaft gewonnene Tabak gleicht so ziemlich dem Türkischen, und soll auch aus Samen gezogen werden, den man aus der Türkey zum Anbaue dieses Tabaks hat kommen lassen; er wird in großer Menge gebauet, geht in Güte dem Ungarischen und Kroatischen weit vor, und giebt gute Rauch- und Schnupftabaksorten. Er geht in großer Menge nach Italien, man rechnet jährlich auf 50—60,000 Centner. Die Preise dieses Tabaks variiren sehr. Der Mittelpreis im Lande ist bei guter Erndte aus der ersten Hand 6 bis 8 Fl., in Fiume und Triest 12 Fl., in Wien 10 bis 11 Fl., das heißt, der Krämer Centner überall im Lande. Die Hauptmärkte, sowohl für die Ungarischen, als auch für die Slavonischen Blätter fallen im December, zu welcher Zeit die Preise dieser Waare fürs ganze Jahr sich bestimmen. — In Rußland kommt der Podolische und Ukrainische Tabak vor. Der Erstere ist nicht so dunkelbraun von Farbe, als die Ungarischen und Slavonischen Sorten, und auch nicht so fett; auch hat er einen schlechten Geruch. Der Ukrainische giebt in der Beschaffenheit, wenn er ordentlich und mit Fleiß gebrackt worden ist, dem Ungarischen nicht viel nach. Man hat davon zwei Hauptsorten, den Titun, welcher zum Rauchtabake taugt, und den Bakun, welcher guten Schnupftabak giebt. Man unterscheidet ferner diese Landesart in Saratowschen, Virginischen und Amersfoorter. Die beiden Letzteren sind aus Nordamerikani-

schem und Holländischem Samen aufgebracht. Der Ukrainische Tabak kommt aus Petersburg und Riga. Der Polnische Tabak ist nur von geringer Güte. — Von Französischen Tabaken kommt der in Flandern und Elsaß gebauete und zu Karotten verarbeitete, theils gemahlen und zu Rappé gestampft, vor. — Von Deutschen Tabaksarten kommen vor: der Nürnberger, Erlanger, Bremer und Westphälische Tabak, als die besten Sorten; dann der Hanauer, oder vielmehr Hessische, und der Pfälzer Tabak, als etwas weniger gut, wie die vorhergehenden Sorten; ferner der Märkische, Pommersche, Schlesische, Sächsische (Leipziger), Anhalter, Mecklenburgische ꝛc. Tabak. In der Gegend von Nürnberg wird seit einigen Jahren sogenannter Deutscher Virginischer Tabak gebauet, der Absatz findet; er führt auch den Namen Asiatischer Tabak, und man bauet ihn in Menge an der Weser. Deutschland liefert daher eine Menge Tabaksblätter in den Handel und von verschiedener Güte. Die meisten Blätter gehen nach Bremen, Hamburg, Holland ꝛc. Von den in den Preussischen Staaten gewonnenen Tabaksblättern, besonders in der Mark, Pommern und in Schlesien, gehen viele nach dem Norden. — Die Holländer und Hamburger wurden immer als die geschicktesten Tabaksfabrikanten und Tabakshändler angesehen; indessen finden sie jetzt auch in andern, namentlich Deutschen, Staaten ihre Concurrenten, denen es auch nicht an Geschicklichkeit fehlt, sowohl den Tabak zu saciren, als ihm eine gefällige und anpreisende Vignette zu geben, und dieses sowohl dem Rauch- als auch dem Schnupftabake. — Außer den Tabaksblättern, die in den Handel im Großen geliefert und von den Tabaksfabrikanten gekauft werden, kommen aus den Tabaksfabriken wieder die eingeschlagenen Tabake, sowohl Rauch- als Schnupftabake, die Stangen- und Rollentabake oder Kanaster, die Schnupftabake in Fässern in den Detailhandel, sowohl

in die eigends dazu eingerichteten Tabakshandlungen, als auch in die Material- und Specerey-Handlungen; s. oben, und unter Tabaksfabrik. — Die Kennzeichen von der Güte des Rauchtabaks im Handel sind sowohl dem Verkäufer, als Käufer wichtig, weil es so vielen schlechten, ungesunden, mit schädlichen Stoffen gebeitzten und gefärbten Tabak giebt. Es sind folgende: Bei gutem Tabake muß die Farbe durchaus gleichförmig, entweder gleichförmig braun, oder gleichförmig gelb seyn, je nach der Sorte des Tabaks. Portoriko und die Kanastersorten haben eine braune Farbe. Maryland ist von Natur gelb oder hellbraun. Die schwefelgelbe Farbe taugt in der Regel nichts, eben so die röthliche und die schwarze Farbe. Die zu auffallend gelbe Farbe zeigt meistens von angewandtem Schwefel, wo nicht gar von Operment, einer Verbindung des Arseniks mit Schwefel; die röthliche entweder von Spießglanzschwefel, oder von Ocher, oder von rother Mennige; die schwarze von Eisenvitriol. Die künstliche Farbe kann schon dadurch erkannt werden, wenn der Tabak mit einem weißen Tuche gerieben wird, weil sich dann die Farbe daran hängt. Auch in den Paqueten zeigen sich meistens Spuren solcher Farbe. Beim Anzünden und Brennen darf der Tabak nicht knistern, oder wohl gar, wie Schießpulver, Funken von sich geben; er muß vielmehr gleichförmig fortbrennen. Das Knistern zeigt von zu viel angewandtem Salpeter oder von zu viel Kochsalz, zu viel Potasche ꝛc. Besonders schädlich ist das flüchtige Laugensalz (Ammoniak), dessen sich manche Fabrikanten statt anderer Salze bedienen, um dem Tabake die Eigenschaft eines stärkern Reizes zu geben. Guter Tabak darf keinen Ekel, keine Uebelkeit und keine Angst erregen, und muß einen reinen Tabaksgeruch haben, besonders auch beim Rauchen angenehm und etwas scharf riechen. Weder beim Rauchen, noch beim Kauen darf er auf die Zunge fallen; er darf keine Bitterkeit hinterlassen, und

die Kehle nicht gleichsam zusammen schnüren; aber auch keine unangenehme Schärfe haben, welche Zunge, Brust und Lunge angreift; um so besser ist der Tabak, je feiner, weißer und leichter die Asche ist, welche er beim Verbrennen zurückläßt. Dieses beweiset auch hauptsächlich, daß die Blätter reif gewesen sind. Der Rauch des Tabaks darf nicht kreideweiß, nicht schwarz und nicht rußig seyn, sondern stark bläulichweiß; auch darf er nicht zu Thränen reizen. Der Schnitt des Tabaks, ob fein, oder grob, ändert nichts an der Qualität desselben; nur brennt zart geschnittener Tabak schneller weg, als grob geschnittener, wenn man gleich glauben sollte, daß dafür das Volumen des Erstern um so größer sey, und also auch fester in die Pfeife sich stopfen lasse; allein die dünnen Fäden zünden leichter und brennen schneller ab, als der grob geschnittene Tabak, der länger dem Abbrennen widersteht. Der sogenannte Blaatjes (Blättchen) ist quadratförmig geschnitten und brennt langsam. Man kann zwar dem Tabake durch Anfeuchtung mit Rosenwasser, Honigwasser ꝛc. das schnelle Brennen benehmen; allein man thut es nicht gern, weil er dadurch seinen eigenthümlichen Geruch und Geschmack verliert. Ausgerippter Tabak ist leichter im Rauchen, als derjenige mit Rippen, und fällt weniger auf die Zunge. Raucher, die etwas Piquantes auf der Zunge wollen, ziehen den Tabak mit Rippen vor.—Der Varinaskanaster wird für den besten Tabak ausgegeben, und dieses wegen seines angenehmen Geschmacks und feinen Geruchs; er ist aber hitzig und greift die Nerven an, auch steht er am Höchsten im Preise. Starke Raucher sollen ihn nur mäßig genießen, das heißt, von Zeit zu Zeit eine Pfeife davon rauchen, und dazwischen leichtere Sorten. Der von den Gebrüdern Wechsler in Ulm erfundene sogenannte Haytikanaster wird als ein vorzüglicher Tabak empfohlen, der mit einem feinen Geschmack einen feinen Geruch verbindet, und den Rauchern sehr wohl bekommen soll.

Der Portoriko wird in Deutschland unter allen Tabaksorten am meisten geraucht, doch da, wo man ihn geschnitten in Paqueten verkauft, möchte er wohl nicht immer ächt seyn, und oft mit gut saucirtem Landtabak vermischt werden. Der Virginische Tabak ist gut, aber sehr stark und betäubend; Oronoko und Logayra sind sehr schwer, eben so der Brasilien-Tabak. Der Türkische Tabak hat einen angenehmen Geruch, fällt auch nicht sehr auf die Zunge, berauscht aber sehr, wie auch schon oben angeführt worden. Sowohl der Ungarische Tabak, als auch der Siebenbürger, der Polnische, der Ukrainer ꝛc. ꝛc. sind herbe Tabake, die nur in wenigen Gegenden Deutschlands so geraucht werden, als sie dahin gelangen; da man sie mit andern Sorten vermischt, oder auch wohl noch mit einer Sauce versieht, um ihnen das Herbe zu benehmen. Von den Deutschen Tabaken wird der Nürnberger wegen seiner anerkannten Güte stark verbraucht; auf ihn folgt der Hessische, der Duderstädter und der Wasunger Tabak; dann kommt der Märkische und Schlesische Tabak, die als Landtabake gut saucirt auch ihre Abnehmer finden. Der Pfälzer und Elsaßer Tabak ist rauh, und schnürt gleichsam die Kehle zu. — Ueber den Schnupftabakshandel und über die Güte des Schnupftabaks findet man das Nöthige unter Schnupftabak, Th. 147.

Tabakshändler, derjenige, welcher mit Rauch- und Schnupftabak handelt, entweder diese Waare auf eigene Rechnung nimmt, oder sie in Kommission für Rechnung der Fabrik debitirt. In beiden Fällen erhält er einen Rabatt. Beim ersten Geschäfte geht der Tabak auf das Risiko des Verkäufers, bei dem zweiten riskirt der Verkäufer nichts, da das Ganze für Rechnung der Fabrik geht, und er bloß monatlich oder vierteljährlich den Verkauf berechnet, und seinen Rabatt von dem Erlöse, den die Fabrik erhält, abzieht. Jährlich wird eine Inventur

angestellt oder abgehalten, wo nach dem Bestande des Tabaks sich die Einnahme ergiebt, also die richtige Ballance des geführten Geschäfts für fremde Rechnung. Ehemals wurde der Tabakshandel in mehreren Staaten auf eine Concession betrieben, besonders da, wo der Tabak ein Regal der Krone war, so daß ihn auch Andere, außer den Kaufleuten, betreiben konnten, vermöge der Landesherrlichen Erlaubniß, jetzt ist er aber in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit herrscht, und er kein Regal der Krone ist, ganz frei, so daß ihn ein Jeder betreiben kann, der dazu die Mittel besitzt, ohne daß dadurch in Hinsicht der Handelsverhältnisse: für eigene Rechnung und in Kommission, etwas geändert ist, weil diese Zweige aus der Fabrikation und dem Handel selbst fließen. Da die Tabaksfabriken sowohl den Handel im Großen, wie im Kleinen treiben, so gehören die Tabaksfabrikanten auch zu den Tabakshändlern. S. auch den Art. Tabakshandel.

Tabakshandlungs-Compagnie, Tabakshandlungsgesellschaft, mehrere Personen, welche sich zusammen durch eine Uebereinkunft verbunden haben, einen Tabakshandel zu treiben. S. Tabaksgesellschaft.

Tabakshandschneidemaschine, s. unter Tabaksschneidemaschine.

Tabakshandstampfe, in den Tabaksfabriken, eine starke Prellstange, an der Decke des Zimmers befestiget, mit welcher Stange eine zweite Stange vermittelst eines Gewindes senkrecht verknüpft ist. An der letzten Stange sind unten vier gut verstählte Klingen rechtwinklicht zusammengesetzt. Unter dieser Stange steht ein Faß, worein der Ueberbleibsel des schon rapirten und gesiebten Tabaks geschüttet und dann klein gemacht wird. Ein Arbeiter setzt die senkrechte Stange in Bewegung, dergestalt, daß die Klingen bald auf die eine, bald auf die andere Stelle des Tabaks in dem Fasse fallen, und den

Tabak zermalmen. Der zermalmte oder zerkleinerte Tabak wird dann durchgesiebt, und was übrig bleibt, durch wiederholtes Stampfen klein gemacht.

Tabakshängen, werden in den Tabakstrockenhäusern die Latten und Stricke genannt, worauf die Tabaksblätter aufgehängt werden; s. oben, unter Tabak und Tabaksbau.

Tabakshaus, Tabakstrockenhaus, ein Haus oder eine Scheune, worin der Tabak, wie er vom Felde oder aus den Tabakspflanzungen kommt, getrocknet wird; s. oben, unter Tabak und Tabaksbau, S. 91.

Tabakskästchen, ein vom Tischler verfertigtes Kästchen von Mahagony-, Nußbaum-, Birken-, Zuckerkisten- 2c. Holz, welches theils natürlich gelassen, nur gebeitzt und polirt, theils mit andern Hölzern, wie Buchsbaum-, Schwarzeben-, Fernambuk-, Cedern- 2c. Holz ausgelegt und dann polirt worden ist. Das Kästchen ist im Innern mit Tabaksbley oder mit Zink ausgelegt, und mit einem Schlosse zum verschließen versehen; es dient den geschnittenen Rauchtabak aufzubewahren. Das Kästchen ist viereckig, ungefähr 5 bis 6 Zoll hoch, 6 bis 7 Zoll lang, und 4 Zoll tief. Man hat auch Kästchen von Pappe zu eben diesem Behufe von gleicher Größe, die mit einem farbigen Maroquinpapiere überzogen sind; auch diese sind mit einem Schlosse versehen. Eine andere Art Tabakskästchen von Pappe bilden mehr ein Quadrat von 4 Zoll Höhe, 4 Zoll Länge und 4 Zoll Tiefe. Der Deckel darauf bildet eine Art Schornstein mit einer weiten, nach oben zu spitzen Röhre, der vermittelst eines Falzes auf den Kasten paßt, so, daß hier das Tabakskästchen nicht verschlossen werden kann, sondern einen fest eingehenden Deckel hat, und eine Art von Monument, oder besser, einen Meilenzeiger bildet. Der Schornstein dient zu den Fidibussen, die hineingesteckt werden. Auch diese Kästchen werden mit farbigem Papiere beklebt, und mit verschiedenen Verzierungen de-

korirt, die sich auf das Tabaksrauchen schicken, oder zu demselben passen. Macht man diese Verzierungen nach Art der Basreliefs rund herum an dem Kasten, so können sie mit Goldleisten eingefaßt werden, besonders mit Perlleisten, welches einen guten Effekt macht. Die Kästchen, sowohl von Holz als von Pappe, noch näher beschreiben zu wollen, würde hier zu weit führen, da sie allgemein bekannt sind, und es auch hier auf den Liebhaber ankommt, welche Art Kästchen er sich wählen will, ob von Holz, oder Pappe, oder von Eisenblech; denn auch von diesem Erze hat man Tabakskästchen, nach Art der Zuckerdosen, die im Innern lackirt sind, auch dieses Lackes nicht bedürfen, da der trockene Tabak keinen Einfluß auf das Eisenblech äußert, also keine Oxidation zu befürchten ist, die bei dem Eisen auch nichts zu sagen haben würde. — Tabakskästchen nennt man auch die aus leichtem Holze gemachten Kästchen, worin die Cigarren in den Handel kommen.

Tabakskette, s. Tabakspfeifenkette.

Tabaksklystier, sowohl ein Klystier von einer Tabaksabkochung, als auch von Tabaksrauch, s. unter Klystier, Th. 41, S. 88 u. f.

Tabakskollegium, s. Tabaksgesellschaft.

Tabakskommissions-Geschäft, ein von einer Tabaksfabrik einem Kaufmanne übergebenes Lager von Tabaken, um solche für deren Rechnung gegen einen bedungenen Rabatt zu verkaufen. Gewöhnlich geben Tabaksfabrikanten aus kleinen Städten, oder Tabaksfabriken, die in kleinen Städten wegen der wohlfeileren Fabrikationsmittel errichtet worden, ein Lager ihres Fabrikats an einen Kaufmann in einer großen Stadt in Kommission, um dadurch den Absatz ihrer Tabake um so leichter zu befördern, da der Uebernehmer des Geschäfts dabei weiter kein Risiko hat, sondern auch alle Auslagen, Verpackungskosten, Zeitungsinsertionsgebühren ꝛc.

auf Kosten des Fabrikanten gehen. S. auch Tabakskompagnie.

Tabakskutsche, s. oben, unter Tabak und Tabaksbau, S. 50.

Tabaksladen, ein Laden, in welchem sowohl Rauch-, als Schnupftabake verkauft werden. Ein solcher Laden ist mit Repositorien und Spinden versehen, in welchen die Tabakspaquete aufgestellt sind. In die Spinden legt man den Schnupftabak, und in die Fächer der Tabaksgestelle den Rauchtabak nach den verschiedenen Sorten, so, daß jede Sorte ihr eigenes Fach erhält. Die Repositorien gehen von der Erde aus bis beinahe zur Decke oder dem Gesimse, so daß man sich zu den höchsten Fächern einer Leiter bedienen muß. Die untersten Fächer gehen in einer Höhe von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß erst an, in welchen abgetheilten größeren Räumen der Stangenkanaster und Stangentabak aufgestellt wird, so auch die größeren Fässer mit Schnupftabak; dann kommen die verschiedenen Sorten Rauchtabak in Paqueten, deren jedes Fach eine Ueberschrift der Sorte führt, die es enthält. Die Paquete werden so aufgestellt, daß sie ins Auge fallen. Das Repositorium bildet, so weit als es die Fenster und Thüren, und die angebrachten Spinden zulassen, alle vier Seiten des Ladens, wenigstens wird der Raum überall benutzt. Der Ladentisch geht entweder an zwei Seiten herum, und bildet einen langen Ladentisch mit einem Schenkel, oder bloß einen Ladentisch der Eingangsthür von der Straße aus gegenüber, und ist so eingerichtet, wie bei den Kaufleuten der Materialhandlung, mit einem Gitter, hinter welchem die Wageschale angebracht ist, und die Fayancetöpfe mit dem Schnupftabake zum Einzelnverkauf stehen, auch die zum Verkaufe nöthigen Löffel und Kellen liegen. Auch unter dem Ladentische stehen noch Fässer mit Schnupftabak, auch liegen daselbst die Duten oder Tüten zum Einmachen des losen Tabaks. Der Tisch ist mit einem oder zweien

Geldkasten versehen, hat also zwei mit Messing eingefaßte Geldlöcher; in das eine wird das Courant, und in das andere die Münze geworfen. Man bringt auch wohl noch ein Schaufenster an, das man mit Fixfeuerzeugen, Cigarrenbüchsen und feinen Tabaken, und andern auf Tabak sich beziehenden Gegenständen dekorirt, weil die Tabakshändler auch mit Eau de Cologne und andern wohlriechenden Wassern und Oelen, mit Fixfeuerzeugen, Cigarrenbüchsen ꝛc. ꝛc. handeln.

Tabakslied, ein auf den Tabak sich beziehendes Lied, welches die Lobsprüche des Rauchtabaks enthält, wie z. B. die Tabakslieder: Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht ꝛc. ꝛc. Dem edlen Schmaucherorden, in Ost, Süd, West und Norden ꝛc. Ueber die Beschwerden dieses Lebens ꝛc., die man in vielen Sammlungen, besonders Commersbüchern, findet.

Tabaksmanufaktur, hierunter versteht man uneigentlich die Tabaksspinnerey, zum Unterschiede der Tabaksfabrik, worin die Rauch- und Schnupftabake saucirt oder gebeitzt, geschnitten, gequetscht oder gerieben ꝛc. werden. Eigentlich, und im Sinne der Tabaksbereitung, ist Manufaktur und Fabrik gleichbedeutend, da man sowohl bei der Spinnerey, als bei den andern Fabrikationszweigen Maschienen gebraucht. S. den Art. Tabaksfabrik, S. 115 u. f.

Tabaksmonopol, Tabaksregal, das ausschließliche Recht des Landesherren, den Tabak fabriziren zu lassen und an seine Unterthanen und an Fremde zu verkaufen, oder das Landesherrliche Recht, den Alleinhandel mit Tabak zu betreiben, wie es noch im Oesterreichischen und in einigen andern Staaten der Fall ist, und es auch im Preußischen und in mehreren andern Staaten der Fall war. Nach diesem Landesherrlichen Rechte darf Niemand, was für einen Stand und für eine Würde er auch hat, Tabak, von welcher Beschaffenheit er auch

immer seyn mag, fabriziren oder fabriziren lassen, noch auch Tabaksblätter, so wenig ausländische, als inländische, kaufen, bei Strafe der Confiskation des Tabaks und einer Geldbuße von mehreren Thalern für jedes Pfund. Auch darf bei Strafe sich Niemand unterstehen, sowohl einheimische, als ausländische Tabaksblätter an Jemand anders, als an die, von Seiten des Staates niedergesetzte Administration, oder an solche, welche durch Pässe derselben zum Einkaufe berechtiget sind, verkaufen, und da die Landblätter dem Pflanzer oder Landmanne doch nicht abgedrungen werden können, so werden die Preise von Seiten der Tabaksbehörde so gestellt, daß der Landmann dabei bestehen kann. Die von Seiten der Regierung errichtete General-Tabaks-Administration sorgt dafür, daß sowohl in den Städten, als auf dem Lande eine hinlängliche Anzahl Tabaksverkäufer angesetzt werden, welche mit Concessionen zu diesem Verkaufe versehen sind, und nicht über den vorgeschriebenen Preis bei ansehnlicher Strafe verkaufen dürfen, dagegen ist es allen andern nicht concessionirten Händlern verboten, fabrizirten Rauch- oder Schnupftabak, selbst nicht denjenigen, so die General-Tabaksadministration hat stempeln lassen, zu verkaufen; auch wird der Käufer, der nicht von concessionirten Verkäufern fabrizirten Rauch- oder Schnupftabak gekauft hat, mit der Confiskation des Tabaks und einer Geldbuße bestraft, und wenn der Verkäufer ein Soldat ist, so muß der Käufer eine noch ansehnlichere Geldbuße für jedes Pfund erlegen. Nach dem Königlich Preußischen Tabaksmonopole im vorigen Jahrhunderte ward allen Soldaten, ohne Ausnahme des Ranges, verboten, irgend Jemanden Tabak zu verkaufen, bei kriegsrechtlicher Strafe. Die General-Tabaksadministration in diesem Lande ließ alle Rollentabake, ingleichen die Schnupftabake, die in bleyernen oder blechernen, mit Papier umschlagenen und zugebundenen Büchsen ver-

kauft wurden, mit Siegellack besiegeln, welches Siegel den Preußischen Adler und die Umschrift: Königl. Preußische General-Tabaksadministration führte; die Paquete und Briefe aber, in welchen die geschnittenen Rauchtabake verkauft wurden, waren mit dem Stempel der General-Tabaksadministration versehen. Auch mußten die Stücke vom Rollentabake, sobald sie über ein Viertelpfund wogen, mit dem Stämpel des Distributeurs versehen seyn. Derjenige, bei dem Tabake ohne diese Siegelung oder Stämpelung angetroffen wurde, ward mit der Strafe der Confiskation und 10 Thaler für jedes Pfund belegt. Reisende, es seyen Ausländer oder Einländer, wenn Letztere sich über acht Tage außerhalb Landes aufhielten, sollten nicht mehr, als ein Viertelpfund fremden Tabaks einzubringen erlaubt seyn, bei Strafe von 10 Thalern für jedes Pfund. Wenn nun der Ausländer auf der Grenze oder in der nächsten Stadt, wo er examinirt ward, solchen nicht verschwieg, sondern deklarirte, so fiel die Strafe weg, der Ueberschuß des Tabaks, den er bei sich führte, mußte außerhalb des Landes geschickt, oder gegen Erlegung von 1 Thaler pro Pfund gestämpelt werden. Diejenigen Einwohner, welche sich an Tabak von auswärtigen Fabriken gewöhnt hatten, konnten sich diesen kommen lassen; sie mußten aber vorher, und ehe der Tabak über die Grenze ging, dazu einen Paß bei der General-Tabaksadministration nachsuchen, und nachdem der Tabak in einem Königl. Magazine gewogen worden, solchen stämpeln lassen, und pro Pfund dafür einen Thaler erlegen. Alle diejenigen, welche zu ihrer eigenen Consumtion Tabak vorräthig hatten, waren gehalten, solchen in Zeit von acht Tagen, nach Publikation des Patentes, zu deklariren, und ihn, gegen Erlegung von einem Thaler für jedes Pfund, siegeln oder stämpeln zu lassen. Hierzu ward ihnen der Magistrat angewiesen, bei welchem sie sich dieserhalb weiter zu melden hatten. Im

Fall aber Jemand den angeordneten Thaler Stämpelgeld für das Pfund nicht erlegen wollte, so mußte er sich wegen Ueberlassung des Tabaks mit der General-Tabaksadministration vergleichen, oder solchen außer Landes schicken. Wer dieses unterließ, oder auch in seiner Wohnung nicht ordentlich nachsehen ließ, ob irgendwo alter, vielleicht schon verdorbener Tabak, der in Vergessenheit gekommen, stehen geblieben, hatte sich die Schuld selbst beizumessen, wenn man bei ihm über kurz oder lang ungestämpelten und ungesiegelten Tabak vorfand, und er deshalb in die schon oben angeführte Strafe verfiel, oder doch deswegen angeklagt ward. Alle diejenigen, welche vor der Erscheinung des Edikts Tabak fabrizirt oder fabrizirte Tabake, ingleichen Blätter zum Verkaufe gehabt, waren angewiesen, ihre Vorräthe sogleich den Tabaksofficianten, welche dieserhalb Nachfrage hielten, oder in Ermangelung dieser Nachfrage, dem Magistrate des Orts anzugeben, und wenn solche wegen Ueberlassung des Tabaks für Rechnung der General-Tabaksadministration sich nicht vergleichen konnten, so stand denselben frei, sie außerhalb Landes zu schicken, bis wohin sie aber unter dem Siegel der Tabaksadministration verblieben, und mit einem Ausgangspasse, welcher gratis ertheilt ward, begleitet werden mußten. Zum Vortheile der Tabaksadministration sollte aller Tabak, von welcher Gattung und Güte er auch sey, so auch alle Materialien, als Bley, Papier, Utensilien, die für Rechnung derselben ein oder außer Landes gehen würden, oder innerhalb des Landes von einem Orte zum andern, von allen Abgaben zu Wasser und zu Lande frei seyn, und ohne die geringste Schwierigkeit passirt werden, und in Ansehung des Transito des fremden Tabaks sollte es bei den frühern Verordnungen verbleiben. — Das Tabaksmonopol oder Tabaksregal hat sowohl seine Gegner, die es verwerfen, wie seine Freunde, die es vertheidigen.

Es gab eine Zeit, wo die Monopolien zu einer guten Finanzverwaltung gehörten, und die Staaten, in denen sie eingeführt waren, bedeutende Einkünfte daraus zogen. So waren die Monopolien in Frankreich auf den höchsten Gipfel gestiegen, und in Spanien waren sie nicht viel geringer, ja man hatte daselbst den Tabak zu einer ordentlichen Goldgrube gemacht; denn die einzige Tabaksfabrik im Königreiche Spanien, nämlich zu Sevilla, soll dem Könige 5 Millionen Piaster oder 6,423611 Thaler eingetragen haben, und ihre Verwaltung, wie ihre Arbeiten, beschäftigten 34,000 Personen, deren Unterhaltung jährlich 317,402 Pfund Sterling, oder 1,957,312 Thaler kosteten. Man macht den Waaren, die aus den Landesherrlichen Monopolien hervorgehen, den Vorwurf der Schlechtheit; so sey der Tabak, der in solchen Staaten zu einem unglaublichen Preise verkauft werde, so schlecht, daß man ihn in andern Ländern, wo der Handel frei sey, nicht von der Straße aufheben würde; und wenn der Tabak auch nicht unter die Bedürfnisse des Lebens gehörte, und es gleichgültig scheine, den Gebrauch desselben durch einen sehr hohen Preis schwer zu machen; so könne ihn aber eine allgemeine Gewohnheit nothwendig machen, und man ihn dann ebenfalls als ein nothwendiges Bedürfniß betrachten. Bei einem solchen Monopol könne weder die Erzeugung des Tabaks im Lande, noch der Handel damit gestattet werden, welches ein zehnmal größerer Schaden für das Land sey, als die Summe, die durch das Monopol in die Landesherrlichen Kassen komme. Man dürfe nur einen Ueberschlag machen, welch ein wichtiger Artikel der Handel und die Erzeugung des Tabaks in dem Lande sey, wo dergleichen Monopolien nicht Statt fänden, die Einkünfte von Zöllen und Accise von diesem Artikel würden eben so viel betragen, als die Einkünfte vom Tabaksmonopole. Durch dieses Monopol würden alle Unterthanen einem unleidlichen

Zwange ausgesetzt, und alle Erzeugung und aller Handel mit Tabak verhindert; denn da, wo der Unterthan frei seinen Tabak bauen und verkaufen könne, werde er sich auch bemühen, ihn sorgfältiger zu kultiviren, um gute Sorten für den Verkauf zu erzielen; auch seinen Tabaksbau, da er ihm etwas einbringe, erweitern, welches aber bei einem Monopole, wo der Unterthan den Tabak zu einem gewissen Preise abliefern müsse, nicht geschehe, weil hier der Preis gebunden und seine Einkünfte also nur geringe seyen. Eben so werde der Haupthandel des fabrizirten Tabaks beschränkt, da die Kaufleute und Tabakshändler den Tabak nur aus den Staatsfabriken nehmen könnten, und bei einer freien Fabrikation sich jeder anstrenge, seinem Tabake die beste Qualität zu geben, verschiedene Sorten durch die Saucirung zu erzeugen, und dafür anziehende Namen zu erfinden, und so den Handel und dadurch die Tabaksproduktion und die Fabrikation zu vermehren, welches aber bei einem Staatsmonopole mit diesem Artikel unterbliebe. Dann erfordere es eine große Aufsicht, damit kein fremder Tabak eingeführt werde, es seyen strenge Visitationen nöthig, es müsse ein eigenes Personal, Landreiter, Grenzbeamte ꝛc., dazu gehalten werden, welches bedeutende Kosten erfordere, und dann fielen bei den Schmuggeleyen zwischen den Tabaksreitern und den Unterthanen öfters blutige Händel vor, die auch als ein großer Nachtheil in Anschlag gebracht werden müßten. — In einigen Ländern schlugen sich deshalb die Stände ins Mittel, übernahmen die Tabakspacht, und legten dafür auf jede Person im Lande eine Tabakssteuer. — Auch Herr von Montesquieu ist gegen die Monopolien, und so findet man eine große Anzahl von Schriftstellern, welche über die Staatswirthschaft geschrieben haben, unter den Neuern auch Lüder, die gegen die Monopolien sind, weil sie nicht die Kasse des Fürsten füllen, sondern seine Einkünfte schmälern, die

er haben würde, wenn die Tabaksfabrikation und der Tabakshandel frei wäre. Ein Schriftsteller sagt: „Es ist unerklärlich, warum man die Menschen dergleichen oft blutige Köpfe nach sich ziehendem Zwange unterwirft, oder sich mit einer solchen Steuer ein unnöthiges Geschäft macht; denn wenn man dabei die Vermehrung der Einkünfte zur Absicht hat, wie es doch nicht anders ist, so ist es besser, die bereits gegründeten Auflagen zu erhöhen, als ein dergleichen höchst unangenehmen Zwang zu ersinnen." — Ueber die Vertheidiger dieser Art von Monopolien, die jetzt sehr selten auftreten, sagt ein Schriftsteller: „Daß bei allen Arten von Auflagen, z. B. der Kopf- und Vermögenssteuer, der Einkommensteuer ꝛc., der Steuererheber Mühe habe einen Thaler vom Landmanne, vom Handwerker ꝛc. einzutreiben, welches aber bei den Landesherrlichen Monopolien nicht der Fall sey, sie bezahlten die genannte Klasse der Abgaben mit Freuden, indem die Steuer, die auf die unter dem Monopole stehende Waare gelegt wird, ihm nur höherer Preis zu seyn scheine, welche Alle gleich träfe; bei der persönlichen Abschätzung glaube man aber stets unbillig geschätzt zu werden." — Bei dem ehemaligen Tabaksmonopole in den Preußischen Staaten, hat ein ungenannter Schriftsteller*) die Tabaksferme seines Monarchen auf folgende Weise zu vertheidigen gesucht. Er sagt:

„Ich wende mich zu einem andern allerhöchsten Gebote und Anordnung, welches eine allgemeine Erschütterung in den Gemüthern aller Stände hervorbrachte, und es verdient eine genaue Untersuchung, ob es wirklich so nachtheilig für sie ist, als es für das allgemeine Beste nützlich und nothwendig ist. Es ist die Einführung der Königlichen Tabaksferme. Das Publikum

*) Einleitung in die Staatscommercienwissenschaft zur Belehrung angehender Kaufleute über neue Handlungsgesetze als vernünftige Patrioten zu urtheilen. Berlin und Leipzig.

zog vorher allen Tabak von auswärtigen Orten, und die außerordentlich starke Einfuhr ausländischer Tabake hatte verschiedenen Handelshäusern ansehnliche Reichthümer verschafft, und eine große Anzahl von Kaufleuten fanden dabei eine gute Rechnung. Da dieses nun seine Richtigkeit hat, so kann man auch nicht leugnen, daß die Einführung der Tabaksferme, den vielseitigen Klagen Stoff genug darbot. Waren nun diese Klagen durchgängig gerecht, und haben sie durch diese Einführung des Tabaksmonopols wirklich soviel verloren, oder ist nur der Privatnutzen einzelner Glieder dahin geleitet worden, daß daraus jetzt ein allgemeiner Vortheil für den ganzen Staat entspringt? Ohne erst weitläuftig zu erwähnen, daß in Spanien, Oesterreich ꝛc. diese Einrichtung schon längst eingeführt und der Tabakshandel als ein Regal betrachtet worden, mithin dieses Recht auch unserm Monarchen mit Recht gehöre, und kein Eingriff in die Handelsfreiheit sey, wollen wir näher untersuchen, wie weit diese Verfassung dem Gesammtstaate nützlich, und wie wenig schädlich es den damit handelnden Kaufleuten sey. Es ist schon erwähnt worden, daß vor Einrichtung der Tabaksferme man alle Tabake aus dem Auslande, aus Hamburg, Holland u. England, zog. Es ging daher eine Menge des Geldes aus dem Staate, welches zum inländischen Tabaksbaue hätte angewendet werden können, der nur sehr lau oder unbedeutend betrieben wurde. Der mittelmäßige Preis der ausländischen Sorten lockte einen Jeden an, nach seinem Vermögen von den besten Sorten zu gebrauchen, wodurch der Ausfluß vielen Geldes, und zugleich dessen gänzlicher Verlust für eine Sache, welche zur Erhaltung und Gesundheit der Einwohner eigentlich nichts beiträgt, möglichst befördert wurde. Es ist nicht zu leugnen, daß verschiedene Kaufleute auch im Lande dadurch in der Geschwindigkeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelangten, wenn aber gleich der Staat einige wohlhabende Bürger mehr aufzuweisen hatte, so war dennoch für das allgemeine Beste dieser Handel höchst schädlich; ihn auf einmal zu verbieten, wäre ein zu harter Schritt von einer weisen und gütigen Regierung gewesen, indem dadurch nicht allein ein großer Theil der Handelnden ihren ganzen Vortheil, die gesammten Unterthanen aber

zugleich eine Sache verloren hätten, welche die Gewohnheit sowohl dem Reichen, als dem Armen unentbehrlich gemacht hat. Die Errichtung dieser Ferme war also der weise und gelindeste Schritt, welcher nur möglich war, und Niemand verliert eigentlich viel dabei. Der Liebhaber des Tabaks kann, um dem unsterblichen Nicot sein tägliches Rauchopfer zu bringen, alle möglichen Sorten haben, und ist es wohl unrecht, wenn der darauf gesetzte Preis einen Jeden erinnert, mit einem so kostbaren Kraute auch wirthschaftlicher umzugehen, und durch seinen zu starken Gebrauch nicht seiner Gesundheit selbst Schaden zuzufügen? Und da zugleich der Anbau im Lande nicht allein dadurch stärker befördert wird, sondern auch in seiner innern Güte und Zubereitung immer mehr und mehr Fortgang und Verbesserung erhält, so wird dadurch eine ansehnliche Summe Geldes dem Lande erhalten, welches sonst für eine so vorzügliche Sache auf immer aus dem Staate und verloren ging. Und verliert dann endlich der Kaufmann seinen ganzen Vortheil und Verdienst? Keinesweges, ungeachtet er sich nunmehr mit einem gewissen festgesetzten, und sowohl seiner Arbeit, als angelegtem Kapitale nach, reichlich gemäßen Verdienst begnügen muß, so hat er doch dabei den ansehnlichen Vortheil, daß er um in diesem Fache sein Waarenlager gehörig zu bestellen, weder ein großes Kapital darauf anlegen, noch weniger sich einiger Gefahr böser Schulden oder anderer Mühe unterziehen darf, wie nicht weniger auf eine Weise in Sorgen stehen, daß die listigen Abredungen von andern gewinnsüchtigen Kaufleuten ihm seinen Absatz schmälern werden. Er verdient bei dieser Einrichtung ohne Mühe und große Kosten Geld, und dabei wird doch von Seiten höchster Regierung eine der weisesten und nothwendigsten Grundregel, nämlich so viel als möglich den Ausfluß des Geldes für entbehrliche Waaren zu hemmen, zum allgemeinen Besten in Ausübung gebracht. Zieht man nun dieses noch in Betrachtung, daß durch diese Veranstaltung eine größere Menge Unterthanen in Beschäftigung gesetzt werden, so ist es unmöglich, daß ein billig denkender Mensch nur eine Klage hervorbringen kann. Und gesetzt, alle aufgestellten Sätze können noch nicht den Nebel seiner tiefsinnigen Gedan-

ken zerstreuen; was kann er dann wohl noch einwenden, wenn er erfährt, daß der Monarch diese ganze Einrichtung nicht gemacht hat, um seine Schatzkammer dadurch zu bereichern, sondern um dem gesammten Besten des Staats nachtheilige Gegenstände aus dem Wege zu räumen, und einen mehr reellen Reichthum dadurch zu verschaffen. Ein solcher unüberlegt Klagender muß zuletzt völlig verstummen, wenn er sieht, daß alle davon erübrigten Gelder, welche vorher die Ausländer von uns gewannen, jetzt zu so vielen nützlichen Gebäuden und Anstalten verwendet werden, welche nicht nur zu seiner und der allgemeinen Sicherheit nothwendig sind, sondern auch auf vielerley Art zu seinem Vergnügen dienen, ja er muß vielmehr, wenn er das Vergnügen eines menschenfreundlichen Herzens zu empfinden noch fähig ist, sich freuen, daß durch alle diese Anstalten einer Menge dürftiger Bürger Gelegenheit verschafft wird, ihr Brod ehrlich und reichlich zu verdienen. Man wende hiergegen ein, was man immer wolle, so wird doch jeder redlich denkender und vernünftiger Unterthan nichts weiter als eine Landesväterliche und weise Anstalt hierin erblicken ꝛc.

Auch der Kammerrath Philipp Engel Klippstein zu Darmstadt billiget das Landesherrliche Tabaksmonopol in seiner Preisschrift: Vom Nutzen und Schaden der Monopolien (Kassel). Er sagt: „Niemand wird wohl behaupten wollen, daß die freie Concurrenz nach solchen Waaren, wofür viel Geld aus dem Lande, und wenig dagegen herein geht, nützlich sey. Eben diese freie Concurrenz ist vielleicht oft der Hauptgrund, daß die Billanz umschlägt, und ganze Staaten unvermerkt entnervt werden. Wäre in den ersten Zeiten des Kaffees, Tabaks, Thees ꝛc. irgendwo eingesehen worden, welche Folgen ein zu allgemeiner Verbrauch dieser Artikel nach sich ziehen könnte; der Regent hätte Einem oder wenigstens in Städten die Erlaubniß gegeben, mit Ausschließung aller Andern damit zu handeln, hätte einen solchen Preis gesetzt, daß der mittelmäßige

Privatmann diese ausländischen Produkte nur zur Arzney brauchen könne (und doch wären magenstärkende Arzneyen oder Tropfen wohlfeiler als Kaffee). Das Uebel würde nie so unheilbar geworden seyn, und sollte auch ein verderblicher Krieg den Monopolisten auf einige Jahre außer Aktivität gesetzt haben, so würde er sich doch bald hernach wieder wirksam bezeugt haben." An einem andern Orte, wo dieser Schriftsteller von Arten der nützlichen oder doch unschädlichen Monopolien handelt, sagt er: „Wenn der innere Absatz einer Waare dem ganzen Handel, und folglich selbst dem Staate nachtheilig ist, wenn es deshalb rathsam wird, die Aufnahme dieser Art des Handels zu unterdrücken, so liegt ein unvergleichliches Niederschlagungsmittel im Monopol. Was oben vom Kaffee und Tabak gesagt worden ist, gehört auch hierher; denn jeder Krämer darf diese Waare führen, jeder findet seinen Gewinnst dabei, bemühet sich seinen Absatz, folglich die verderbliche Verzehrung zu erweitern. Wäre diesem bei Zeiten ein Monopol entgegen gesetzt worden, so würden viele Menschen nie Kaffee getrunken, nie Tabak geraucht haben, es wäre ihnen zu beschwerlich gewesen, die Hindernisse, die zwischen ihnen und diesen Waaren gelegt worden, zu übersteigen, und die meisten würden vielleicht eben so wenig davon erfahren haben, als jetzt noch von dem Daseyn der Vanille, des Cacaos ꝛc.; sie würden nicht wissen, wie man die Kaffeebohnen braun und zum Genusse zubereiten muß. Bei Monopolien der Art, wo der Zweck die Beschränkung des Absatzes ist, bei solchen Monopolien kann auch der Preis höher gesetzt werden, als er bei den Nachbaren steht, und so hoch, als nöthig ist, um die Klasse von Unterthanen, die sich und dem Staate durch den übermäßigen Verbrauch des Artikels am meisten schaden, davon abzuhalten. Kein Monopol sollte ohne Preisfestsetzung gegeben werden, und der Grund dieser Festsetzung sollte seyn, die Unterthanen vor Bedrückung zu sichern. Die Preiser-

höhung einer durch häufige Consumtion schädlichen Waare hat zwar den Schein, als ob wenigstens die einzelnen Käufer gedrückt würden; allein dieser scheinbare Druck arbeitet gegen die zu häufige Verzehrung, wendet also ein größeres Uebel ab, ein Uebel, welches, wenn ihm nicht gesteuert würde, eigentlich den ganzen Staat, und also wieder jedes einzelne Glied desselben drückte. Auf diese Weise wird zwar Niemanden der Verbrauch dieser Waare untersagt, jedoch nur unter der Bedingung erlaubt, daß er den Staat durch eine verhältnißmäßige Vergütung, oder gleichsam durch eine Strafe, die eigentlich in der Bezahlung dessen steckt, um welches dem eigentlichen Werthe zugesetzt worden ist, gewissermaßen entschädige, das Staatsvermögen dadurch in den Stand setze, gewisse Staatsbedürfnisse zu bestreiten, wozu doch sonst auch der Unterthan hätte beitragen müssen. Um aber diese Wirkung von dem Monopole zu erhalten, so darf der eigene Gewinnst des Monopolisten nicht zu groß seyn, er muß etwas Verhältnißmäßiges an die Staatskasse abgeben. Wenn solche Monopolien auf Rechnung des Regenten oder des Staats, die hier für eins gelten, verwaltet werden können, so ists am besten; denn bei Verwaltung derselben kann immer nach Umständen und Zeiten ungehinderter ab- und zugethan werden. Dieses sind die Gründe, welche man sowohl gegen, als für das Landesherrliche Tabaksmonopol anführt. Nun giebt es aber auch Schriftsteller, welche hier den Mittelweg einschlagen, das heißt, das Landesherrliche Tabaksmonopol weder ganz verwerfen, noch ganz billigen. Es kommt hierbei viel, wo nicht Alles auf die besondern Umstände und Verfassung eines Staates, als auch auf die Einrichtung dieses Monopols selbst an. Die bloße Nachahmung anderer Staaten kann hier keinen Beweggrund abgeben; denn andere Staaten können hierbei Fehler begangen haben, soll man diese auch begehen? Der Zweck bei der Einführung dieses Mo-

nopols, sagt ein Schriftsteller, konnte wohl nicht darin bestehen, daß man dadurch ein Polizeyübel aus dem Wege räumen wollte, da der mäßige Gebrauch des Tabaks gerade nicht schädlich ist. Wollte man aber den schädlichen Mißbrauch der Lebensmittel aus einem Lande verbannen, so müßte man auch aus dem Wein, Branntwein, Biere (den berauschenden), dem Kaffee, Thee ꝛc. ein Monopol machen. Man kann zugeben, daß gleich anfangs, als der Tabak in einem Lande bekannt wurde, derselbe und dessen Gebrauch durch ein Landesherrliches Monopol hätte können anders geleitet, oder noch besser, gänzlich verboten werden. Da aber der Tabak und dessen Gebrauch durch die Gewohnheit einmal allgemein und so zu sagen unentbehrlich geworden ist, da kann auch ein Monopol nicht mehr als ein Polizeymittel gebraucht werden, und ein Monopol würde auch nicht einmal vermögend sein, den Mißbrauch des Tabaks zu verhindern; auch kann die Hemmung des Geldausflusses nicht der Zweck des Tabaksmonopols seyn; da man nicht die feinen Tabake in Deutschland erzeugen wird, die in Amerika erzeugt werden, wo das Klima ganz anders ist; auch bei der besten Beitze oder Sauce wird man hier nur Mittelsorten erzeugen, die an und für sich sehr gut sind, aber nicht den Tabaksraucher des gebildeten Standes, den Feinschmecker, befriedigen, der seinen Kanaster zu rauchen wünscht. Man wird also immer noch genöthiget seyn, sowohl Rauch- als Schnupftabak aus dem Auslande kommen zu lassen, und dafür werden auch noch große Summen aus dem Lande gehen. Es sind die mittleren und schlechten Sorten Tabak, die man im Lande aubauen kann, und in Ansehung dieser Tabake wird man den Ausfluß des Geldes um ein Bedeutendes vermindern Hierzu hat man aber kein Monopol des Landesherren nöthig; denn man kann diesen Zweck auch bei dem freien Tabakshandel erreichen. Man darf nur alle fremde Mittel- und schlechte Sorten bei schwerer

Strafe verbieten, auf die Amerikanischen feinen Tabake dagegen einen hohen Eingangszoll legen, da sie solchen, als eine Waare, die zum Luxus gehört, wohl ertragen können, und die Personen, die solchen Tabak rauchen und schnupfen, werden, da dieser Verbrauch mit ihrem Vermögen in Verhältniß stehen muß, durch diese Steuer so wenig beschwert, als durch diejenige, welche sie für ausländischen Wein, Austern ꝛc. entrichten müssen. Bei dieser Einrichtung werden auch die Landesherrlichen Kassen beinahe eben so viel gewinnen, als bei dem Monopole, wenn man nebst gedachtem Eingangsimpost, auch die Besoldung der Beamten, den Arbeitslohn, die Ausgaben für die Tabaksblätter, für die Fabrikhäuser und Magazine, deren Reparatur- und Unterhaltungskosten ꝛc. mit in Anschlag bringt, welche sämmtliche Ausgabeartikel dann gänzlich wegfallen. Bei dem Landesherrlichen Tabaksmonopol besteht demnach die einzige und wahre Absicht in der Vermehrung der Einkünfte, die man durch dasselbe zu erlangen sucht, um die Mehrausgaben des Staates zu bestreiten, so daß man die Auflagen in den Verkaufspreisen des Rauch- und Schnupftabaks steckt, damit die Unterthanen auf eine nicht merkliche Weise beitragen. Die Regenten veröffentlichen dieses auch in den gedruckten Patenten. Als Auflage betrachtet, ist es nöthig, ehe man dieselbe unter dem Tabaksmonopole einführt, zu untersuchen, wie hoch die Unterthanen schon in den Steuern stehen, und ob diese schon den vierten Theil ihrer Einnahme überschreiten, welches immer als das Maximum angenommen wird. Das Resultat dieser Untersuchung würde dann selbst die Frage beantworten: ob das Monopol dem Staate nützlich, oder schädlich sey? Die Unterthanen oder Staatsbürger müssen zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse beitragen, es geschehe auf welche Art es wolle, obgleich eine Art immer besser ist, als die andere; indessen ist es auch gewiß, daß es sowohl zum Besten des

Landes ist, als im Interesse des Regenten liegt, daß man den Unterthanen nicht mehr an öffentlichen Lasten aufbürden muß, als sie tragen können. Bei der Einführung eines Landesherrlichen Tabaksmonopols muß auch dahin gesehen werden, daß die schlechtesten Tabakssorten, deren sich der Soldat, Bauer und Tagelöhner bedient, von der Besteuerung ausgeschlossen werden, oder doch, um alle Unterschleife zu verhindern, um den ehemaligen geringen Preis verkauft werden müssen. Leute von den genannten Klassen consumiren zwar den meisten Tabak, aber auch den schlechtesten, der keine Beitze bekommt, sondern nur, wie er von Natur ist, gesponnen wird. Die geringste Erhöhung dieses Tabaks würde dem armen Manne beschwerlich fallen; und auch hierbei, wenn nämlich dieser Tabak in dem alten Preise von der Tabaksadministration gekauft werden müßte, würde wohl zu überlegen seyn, ob dieses nicht der Tabakskultur im Lande hinderlich seyn dürfte. Der Landmann behält gewöhnlich von allen seinen Produkten, die er erzeugt und verkauft, so viel zurück, als er zu seiner eigenen Consumtion bedarf. Wenn er nun von dem Tabake, den er baut, die schlechten Erd- oder Sandblätter, die für ihn gut sind, nicht behalten darf, sondern alle seine Blätter ohne Unterschied an die Tabaksadministration abliefern, und dagegen seinen benöthigten Tabake von derselben kaufen muß, so bekommt er, da ihm vorher sein Tabak nichts gekostet hat, eine neue Ausgabe, die ihn unwillig und verdrießlich macht; kommt nun noch hinzu, daß ihm die Administration weniger für die Blätter bezahlt, als er sonst von den Tabakshändlern bekommen hat, so sinkt sein Muth noch mehr; er berechnet seinen Nutzen von seiner Tabakskultur, und wenn er findet, daß er solchen für sein Tabaksbedürfniß wieder hingeben muß, so wird er mißmüthig, läßt seinen Tabaksbau fahren, und bestellt seinen Acker mit andern Früchten. Der Schaden davon würde dann nur die

Landesherrliche Tabaksadministration treffen. Man gewahrt ja in den Ländern, wo das Tabaksmonopol eingeführt ist, noch immer, daß man den Landmann zur Tabakskultur aufmuntern muß, wogegen da, wo der Tabakshandel frei ist, sich der Landmann von selbst aufmuntert; er braucht dann nichts weiter, als eine gute Anweisung. Man sollte bei einer Landesherrlichen Tabaksadministration darauf bedacht seyn, daß gute und brauchbare Tabake, sowohl Rauch- als Schnupftabake, verfertiget werden, damit Niemand zu klagen nöthig hätte; denn da das Tabaksmonopol eine neue Art der Besteuerung ist, so muß dieses Monopol, bei schlecht geliefertem Tabake, den Unterthanen verhaßt werden; denn wenn sie schlechten Tabak um einen weit höhern Preis kaufen müssen, so wird ihnen die Last des Monopols um so fühlbarer, und ihre Klage ist dann gegründet; bekommen aber die Unterthanen gute Waare für ihr Geld, so werden sie sich noch eher in die Zeit schicken, wenn sie gleich den Tabak theurer bezahlen müssen, als zuvor; sie trösten sich dann damit, daß sie auch bei dem freien Tabakshandel von gewinnsüchtigen Tabakshändlern übertheuert, und mit schlechter, verfälschter und betrüglicher Waare versehen werden können; denn der Tabak ist einer von denjenigen Artikeln im Handel, wobei der größte Betrug und die stärkste Geldschneiderey ausgeführt werden kann. Die bei dem Tabaksmonopole so leicht vorgehenden Unterschleifen, machen eine genaue und sorgfältige Aufsicht und zu Zeiten anzustellende Visitationen unumgänglich nothwendig, wobei aber zu wünschen ist, daß man solche Einrichtung treffen möge, daß Plackereyen, Chicane und andere Bedrückungen, so viel nur immer möglich ist, davon abgehalten werden. Derjenige Contributionsweg ist der beste, bei welchem der Beitragende mit dem wenigsten Widerwillen, und ohne den willkührlichen, lieblosen und oft selbst zügellosen Behandlungen der Visitatoren und Landreiter ausgesetzt zu

seyn, seine Abgaben entrichtet. Und bei denuncirten Unterschleifen muß der Richter die Denunciation der Unterbedienten bei der Administration, nicht bloß aus dem Grunde für richtig und erwiesen halten, weil solche verpflichtete Diener sind, und sich auf ihre geleistete Pflicht berufen. Ein jeder Denunciant, er sey verpflichtet oder nicht, ist schuldig, seine Denunciation zu erweisen, und wenn er solches nicht zu thun im Stande ist, so verdient er Strafe. Wo man nach diesem Grundsatze nicht verfährt, da wird der Unschuldige der Bosheit böser Menschen Preis gegeben.

Tabaksmühle, zum Mahlen des feinsten und beinahe staubartigen Tabaks, besteht in einem steinernen Lager, auf welchem ein mit einer vorspringenden steinernen Umfassung oder mit einer Leiste umgebener Mühlstein horizontal liegt. In der Mitte dieses Steines befindet sich eine messingene Pfanne, in welcher eine Welle mit ihrem Zapfen ganz vertikal steht. Durch diese Welle geht ein Loch, und durch dieses eine eiserne Achse, an welcher auf beiden Seiten ein Mühlstein, welche Läufer genannt werden, angeschoben ist, so daß beide Läufer bloß durch die zwischen ihnen stehende Welle unterschieden sind, und senkrecht auf der hohen Kante, auf dem oben angeführten liegenden Mühlsteine, dem Lieger, stehen. Oben an der zwischen den Läufern stehenden Welle ist ein Stirnrad angebracht, welches mit seinen Zähnen in ein Getriebe, das an einer vertikalstehenden und beweglichen Welle angebracht ist, greift. Jetzt kommt es darauf an, ob diese Maschine durch Thiere, oder durch Wasser und Wind in Thätigkeit gesetzt werden soll. Im ersten Falle ist weiter nichts nöthig, als daß die Welle, an deren Ende das Getriebe befestiget ist, mit einem horizontalen Arme und dieser mit Ortscheiten oder Wagen, um die Pferde daran zu spannen, versehen werde. Im zweiten Falle aber wird an gedachter Welle unten noch ein Getriebe angebracht, welches von den Zähnen eines Stirnrades,

das an der Welle eines Wasserrades befestiget ist, die horizontale Welle aber durch das am äußersten Ende derselben befestigte Wasserrad durch die Kraft des Wassers in Bewegung, und so das ganze Werk durch den Zusammenhang des Mechanismus in Thätigkeit gesetzt wird. Man hat nun noch eine Tabaksstampfmühle, die eine ähnliche Einrichtung, wie die meisten Packwerke der Oel- und Papiermühlen hat. Die Stampfer, deren Schuh oder unterer Theil mit zwei oder drei schneidenden Stampfeisen versehen ist, werden von den Daumen der Welle in die Höhe gestoßen, um durch ihr eignes Gewicht niederzufallen, und den in den Stampfmühlen befindlichen Tabak zu zermalmen oder klein zu stoßen; besonders den Abfall von den Tabaksblättern, so wie die Rippen und Stengel der Tabaksblätter. Dieser zerstampfte Tabak wird dann zu Schnupftabak gesiebt, damit das Zurückbleibende im Siebe, welches noch gröblich ist, mit der Handstampfe oder auf die oben beschriebene Tabaksmühle weiter zerkleinert oder zermalmt (gemahlen) werden kann, um einen reinen und feinen Tabak zu erhalten. Man findet auch noch einige andere Construktionen der Tabaksmühlen und Tabaksstampfmühlen, doch kommen sie im Ganzen überein. Die Tabaksspinnmühle, s. weiter unten.

Tabaksöl, das Oel, welches aus dem Tabakssamen gepreßt wird; s. unter Oel, Th. 104, S. 542 u. f. Daß man aus dem Tabakssamen Oel bereiten kann, ist schon seit dem Jahre 1781 bekannt, und durch Borowsky's Versuche wiederholt bestätiget; auch hat Breitenbach in seiner „Oel-Oekonomie" gezeigt, wie man sowohl den Tabak bauen muß, um guten Samen zu gewinnen, als auch das Oel aus dem Samen zu pressen. Die Ursache, warum die Tabakspflanze bisher weder in Deutschland, noch auch in dem Oesterreichischen Kaiserstaate, so wie auch in dem Preußischen

Staate als Oelmaterial benutzt worden ist, werden auf folgende bezogen: 1) Wird der Tabaksbau in Deutschland nicht sehr im Großen betrieben; auch hängt die Samenreife, vorzüglich in den nördlichen Gegenden, von der zufälligen Beschaffenheit der Witterung ab, und ist nicht jedes Jahr gewiß. Es kann folglich daselbst nicht leicht Jemand die Erzeugung dieses Oels im Großen unternehmen, da er auf das hierzu erforderliche Material keine sichere Rechnung machen darf. — 2) In Preußen wird der Tabaksbau zwar sehr ansehnlich in den Provinzen Brandenburg, Pommern und Schlesien betrieben; allein auf die Oelerzeugung aus dem Samen wird wenig gesehen. — 3) In den Deutsch-erbländischen Provinzen des Oesterreichischen Kaiserstaats, Gallizien allein ausgenommen, konnte sich um so weniger Jemand mit der Erzeugung des Tabaksöls beschäftigen, da in demselben, der bestehenden Verfassung gemäß, gar kein Tabak gebauet werden darf, und auch aus Ungarn, welches in gewisser Hinsicht, in Beziehung auf Oesterreich, als Ausland betrachtet wird, der erforderliche Tabaksamen nicht bezogen werden kann. — 4) In Ungarn steht der Erzeugung dieses Oels, die beinahe allgemeine bestehende Gewohnheit im Wege, die Blüte und Samenreife der Tabakspflanze durch das sogenannte Wipfeln und Ausgeizen zum Behufe der Vergrößerung der Blätter zu verhindern. Da diese Gewohnheit, wenn gleich nothwendig, um große Blätter zu erzielen, wenn man bloß die Pflanze zur Tabaksbereitung berücksichtiget, bei der Erziehung zur Oelbereitung nicht so nothwendig zu seyn scheint, indem auch von diesen Tabakspflanzen, die man des erforderlichen Samens zur Fortpflanzung wegen verblühen läßt, die Blätter ebenfalls eingesammelt und gleichmäßig verwenwendet werden können, so dürfte es sich, bei dem in Ungarn so ausgebreiteten Tabaksbaue gewiß der Mühe lohnen: a) genau und wiederholt zu beobachten und zu

versuchen, ob durch das sogenannte Abwipfeln die Tabaksblätter wirklich beträchtlich größer werden, und in Ansehung ihrer Qualität einigen Vorzug vor jenen verdienen, die von Pflanzen, die ihrer vollständigen Vegetation überlassen wurden, gewonnen werden. — b) Die Erfahrung beweiset zwar, daß die Pflanzen, von denen man die Blätter unten an der Staude herum abnimmt, stärker werden, und auch deren Blätter zunehmen, weil der Saft dann nicht so zersplittert wird, und sich in diejenigen Theile zieht, die zum Fortwachsen erhalten werden, ob aber das Wipfeln und Köpfen der Pflanzen eine gleiche Wirkung hervorbringt, muß bezweifelt werden, obgleich es auf eine genaue und wiederholte Beobachtung noch ankommt. — c) Muß man den eigentlichen Gehalt des Tabaksöls prüfen. — Sollte man nun durch diese Versuche zur Ueberzeugung gelangen, daß die bisher beobachtete Gewohnheit weder auf die Vergrößerung der Blätter, noch auch auf ihre innere Güte einen wesentlichen Einfluß haben, und im Gegentheile das aus dem Tabakssamen erzeugte Oel, wenn gleich aus Sanitäts-Rücksichten nicht zu Speisen, doch zur Beleuchtung und zum technischen Gebrauche anwendbar befunden worden, so würde dennoch diese neue Benutzungsart der Tabakspflanze, als Oelmaterial, nicht nur dem Tabakspflanzer und Oelerzeuger, sondern selbst dem Staate, und insbesondere dem Königreiche Ungarn wesentliche Vortheile verschaffen. So wäre der Tabakspflanzer in der Folge nicht mehr genöthiget, das ganze Ertragniß seines zum Tabaksbaue verwendeten Grund und Bodens einzig und allein aus den Blättern zu ziehen; er würde sich durch den Verkauf des Tabakssamens einen neuen, nicht unbedeutenden Gewinn verschaffen, und durch diese doppelte Erzeugungsquelle aufgemuntert werden, seine bisher wieder einträglichen Naturprodukten gewidmeten Grundstücke ebenfalls dem Tabaksbaue zu widmen. Auch könnte der Oelerzeuger

nicht leicht in Ansehung des erforderlichen Materials in einige Verlegenheit kommen, da der Tabaksbau in Ungarn schon gegenwärtig sehr im Großen betrieben wird, und er würde, da er den sehr ölreichen Tabakssamen (Borowsky erhielt aus einem kleinen Scheffel, Sächsischen Maaßes, 10 bis 12 Pfund Oel) nicht so, wie andern Oelsamen, entweder gegen Geld aus dem Auslande, oder doch wenigstens aus weit entlegenen Provinzen beziehen, auch denselben, den bisherigen Erfahrungen zu Folge, zu seinem besondern Vortheile nicht warm, sondern nur kalt pressen dürfte, ein ungleich wohlfeileres Oel erzeugen, dessen gewisser Absatz, bei der mannigfaltigen Anwendung dieses Artikels, auf jeden Fall gesichert wäre. Dieses könnte auch überall befolgt werden, wo man den Tabaksbau eingeführt hat, und der Ertrag ergiebig ist; man könnte dann auf die Tabakspflanzung zum Rauch- und Schnupftabake, und auf die Tabakspflanzung zur Oelerzeugung durch den Samen, Rücksicht nehmen, und so einen doppelten Gewinn ziehen, da die Blätter der Pflanzen, außer der Oelerzeugung des Samens, auch noch zur Tabaksfabrikation benutzt werden können.

Tabakspfeife, s. unter Pfeife, Th. 109, S. 584, und den Art. Pfeifenbrennerey, daselbst, S. 589 u. f. Man hat verschiedene Tabakspfeifen, wenn man nämlich den Begriff Pfeife festgesetzt hat, das heißt, was man unter Tabakspfeife versteht; denn gewöhnlich versteht man darunter das Rohr mit dem Mundstücke und dem Pfeifenkopfe nebst Abgusse; auch bloß den mit einer Röhre versehenen Kopf, wie bei den irdenen Pfeifen, wo Kopf und Röhre ein Ganzes bilden, weil der Kopf, woraus man raucht, das Hauptstück bei der Pfeife ist, und ohne denselben nicht geraucht werden kann. Man hat thönerne, hölzerne und Hornpfeifen, in Beziehung auf das Rohr und den Kopf oder die ganze Pfeife; denn man hat nun noch Porzellan- und

Meerschaumköpfe. Die Tabakspfeife, wie sie hier betrachtet werden soll, besteht aus dem Mundstücke, dem Rohre und dem Kopfe, nebst Deckel und Kette zur Befestigung, dem Abgusse und der Pfeifenschnur mit den Quasten. Das Pfeifenrohr besteht gewöhnlich aus einem Stücke, dann auch aus zwei und drei Stücken, außer der Spitze, oder es bildet einen gewundenen Schlauch, der aus gewundenem Drahte und einer überzogenen Blase oder einem überzogenen Leder besteht. Man hat kleine, mittel und große Tabakspfeifen. Von den kleinen Tabakspfeifen ist das Rohr 6, 8 bis 10 Zoll, außer der Spitze, von den mittlern, 18 bis 20 Zoll, und von den großen 24, 30 bis 32 Zoll; die Spitzen sind von 3 Zoll bis 9 Zoll und darüber, wie die sogenannten Göttinger Spizzen, der Abguß, in den der Kopf gesteckt wird, 3 bis 4 Zoll. Die Spitzen bestehen aus Horn, die größeren haben ein elastisches Mittelstück, von Posamentierarbeit. Man hat auch Spitzen von Bernstein, von Cocosnuß, von Elfenbein, Glas, Porzellan ꝛc. Die Pfeiffenabgüsse sind von Horn, Holz, Porzellan, Zinn, Neusilber und Silber. Die zinnernen Abgüsse sind lackirt und unten mit verschiedenen Verzierungen, als Köpfen von Thieren, Eicheln ꝛc., versehen. Die Porzellanabgüsse haben gleichfalls Verzierungen, als Köpfe berühmter Männer ꝛc. Die Röhre bestehen aus Holz, Horn, auch Hirschhorn, Glas, Porzellan ꝛc., mit Verzierungen, sowohl ausgelegter Arbeit, als von farbigem Holze, Perlmutter, Elfenbein, Silber ꝛc.; oft hat das Rohr auch oben eine Krone von Hirschhorn gedrechselt. Die Köpfe bestehen aus Porzellan von bekannter Form, dann mit Verzierungen, auch aus verschiedenen Figuren bestehend, als aus Vögeln, deren Kopf zugleich einen Pfeifendeckel bildet, der aufgeklappt werden kann, so auch aus Katzen, Hunden, auch aus menschlichen Figuren, Früchten ꝛc. Ferner aus Köpfen von Elfenbein,

von Hirschhorn, mit eingeschnittenen Jagdstücken, dann aus Holzköpfen (Maser), im Innern mit Blech ausgefüttert), mit eingeschnittenen Stücken; aus Meerschaum (s. Th. 87, S. 160 u. f.), und aus andern Thonarten, mit gepreßten Figuren ꝛc. Alle diese Köpfe werden mit Messing, Neusilber, Silber ꝛc. beschlagen. Mancher Kopf hat an dem Beschlage auch noch ein Kettchen, welches den Kopf und Abguß zusammenhält. Die theils zum Nutzen, theils zur Verzierung dienenden Schnüre und Quasten in verschiedenen Formen und Farben, größtentheils aus Seide, sind Posamentierarbeit, und die Zusammensetzungen der Farben in den Schnüren und Quasten richten sich theils nach der Mode, theils sind es die Farben des Landes oder Nationalfarben. Auch hat man an den Schnüren statt der Quasten kleine Knöpfe, Eicheln von Cocosnuß, Elfenbein, Schwarzebenholz ꝛc. So hat man auch dergleichen Schnüre und Quasten mit Schmelz- oder Glasperlen überzogen, wie man sie zu den Perlarbeiten der Damen gebraucht. Die Pfeifenarbeiten, außer der Pfeifenbrennerey, macht der Horndrechsler. — Was den Handel mit den Tabakspfeifen, das heißt, mit den Tabakspfeifenröhren und Köpfen mit ihrem Zubehör betrifft, so ist derselbe sehr ansehnlich, nur sind die Preise der Pfeifen seit der Gewerbefreiheit gegen die frühern sehr gesunken; denn eine gewöhnliche kurze, Mittel- oder lange Tabakspfeife, aus einem polirten schwarzen oder braunen hölzernen Rohre mit Hornspitze, nebst seidenem Schlauche und porzellanenem Kopfe und Abgusse bestehend, wird für 5 Sgr. und im Dutzend noch geringer verkauft. Ehemals kostete eine solche Pfeife 20 Sgr. bis 1 Rthlr., da jeder Kopf, nebst Abgusse, 12 Gr. Cour. kam, und jetzt 2 Gr. Cour., und das Rohr 1 Gr., welches sonst 6 bis 8 Gr., außer der Spitze, kam. Nach diesem Verhältnisse der weißen Porzellan-Pfeifenköpfe werden auch die mit gewöhnlicher und feiner Malerey

jetzt weit billiger eingehandelt. Man bezieht sie größtententheils aus den Staats-Porzellan-Fabriken; auch aus Privatfabriken in den Ländern, wo die Regierung die Freiheit der Porzellanfabrikation gestattet hat, da es sonst ein Monopol der Krone ist. Porzellanköpfe, sowohl weiße, als mit Malerey, liefern in den Handel Deutschlands, auch nach dem Auslande, die Porzellanfabriken von Berlin, Wien, Meißen, München (aus der Fabrik in der Nähe von Nymphenburg), und aus diesen Fürstlichen 2c. Fabriken kommen auch die Pfeifenköpfe von Sanitätsgut; auch aus Braunschweig, Kassel, Hanau, Bayreuth, Durlach, aus mehreren Städten von Hessen und bei Rhein 2c. Diese Köpfe werden besonders auf die Messen gebracht, und von dort aus gehen sie in das Ausland, außer den Bestellungen, welche direkt in den Fabriken gemacht werden. Auch die Köpfe von Halbporzellan oder Fayance werden mit verschiedenen Gegenständen bemalt. Von Frankreich kommen dergleichen Pfeifenköpfe aus Paris, Straßburg und andern Orten. — Die hölzernen Pfeifenköpfe, die man von vielen verschiedenen Formen und Ansehen, in Hinsicht der Schnitzwerke, hat, und die sowohl von natürlichem, schon gemaserten, als auch von gebeitztem, lackirtem 2c. Holze gemacht werden, kommen in Menge von Lemgo, in der Grafschaft Lippe, Zelle, Eisenach, Gotha, Merseburg, Berchtesgaden, Nürnberg, Fürth 2c.; sie kommen sowohl in den Kleinwaarenhandlungen, als auch auf den Messen Deutschlands vor. — Preifenköpfe aus Hirschhorn 2c. liefern die Drechsler in den Handel. — Mit Meerschaumpfeifenköpfen treiben die Türken, Griechen, Wallachen, Polnischen Juden einen starken Handel nach Breslau, Wien, Leipzig, Frankfurt an der Oder, Nürnberg 2c. Man bringt diese Waaren bei Hunderten und Tausenden in großen Kisten und Fässern, die mit Baumwolle ausgefüttert sind. Ein Theil von diesen Pfeifenköpfen wird

nur polirt und wieder roh verhandelt, ein anderer in Wachs gesotten, mit Steinen und Schmelzkorallen geziert ꝛc. Es giebt glatte, gemusterte, solche, worauf mancherlei Zierrathe mehr künstlich erhoben, als tief eingeschnitten sind, mit Silber, Neusilber ꝛc. beschlagen. Bei uns in Deutschland werden zu Lemgo, Zelle, Rühl und Nürnberg dergleichen Pfeifenköpfe häufig verfertiget und in den Handel gebracht. S. auch den Artikel Meerschaum, Th. 87. — Die Tabakspfeifen von gebrannter Thonerde, welche ehemals in übergroßer Menge zum Tabaksrauchen gebraucht wurden, jetzt aber durch die vielen künstlichern Tabakspfeifen, die von den Drechslern gearbeitet werden, sehr abgenommen haben, kommen zwar noch immer in Menge vor, werden aber wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht mehr auf den Kaffeehäusern und in den Tabagien so gesucht, als ehemals. Man hat davon verschiedene Arten, nämlich kurze und lange, gerade und gekrümmte, groß- und kleinköpfige, mit aufstehendem und herabhängendem Kopfe, glatte oder gemusterte, unglasirte, weißglasirte, mit verschiedenen Farben glasirte ꝛc. Einen großen, und vielleicht den größten Theil der thönernen Pfeifen liefert Holland, indessen ist nicht Alles, was unter Holländischem Namen und Zeichen zu Markte kommt, Holländisches Fabrikat; denn viele dieser Pfeifen sind in Deutschland gefertiget worden, und kommen nur durch die Holländer in den Handel. Der Preis der zu Gouda verfertigten Waare ist so geringe, daß von der kleinsten und schlechtesten Sorte das Dutzend nur 8 Stüver kostet, welcher Preis nach der Feine des Thons und der Größe der Pfeifen auf 36 bis 40 Stüver steigt. Die Pfeifen gehen in großer Menge nach allen Gegenden der Welt, besonders in die Seestädte der verschiedenen Länder. Sie kommen in großen und kleinen Kisten zum Handel. Von den Letztern, welche man lieber hat, weil immer weniger Bruch darin ist, hält die Kiste langer Waare 6 Groß, die Kiste

kurzer dagegen, noch einmal so viel, das Groß zu 12 Dutzend oder 144 Stück. Bei uns in Deutschland werden diese Pfeifen sehr häufig zu Grimma in Sachsen, wie auch zu Muska, Görlitz und Königsbrück in eben diesem Lande; dann zu Kölln, Großalmerode, Grenzhausen, Halle ꝛc. fabrizirt S. auch den Art. Tabakspfeifenbrennerey, Th. 109. Die ersten Thonpfeifen oder thönernen Pfeifen in Europa sollen die Engländer verfertiget haben; die erste Fabrik von Thonpfeifen wurde in der Holländischen Stadt Gouda oder Ter-Gouw angelegt. Mit Tabakspfeifenköpfen und ganzen Tabakspfeifen wird auch auf den Jahrmärkten Handel getrieben. Man hat auch Cigarrenpfeifen, kleine Pfeifen von Horn, die mit dem Rohre und der Spitze die Größe von 3 bis 6 Zoll haben. In die Oeffnung des Köpfchens dieser Pfeifen steckt man die angezündete Cigarre, um sie so zu rauchen, statt sie in den Mund zu nehmen. Auch hat man Cigarrenspitzen von Bernstein, Horn, Porzellan ꝛc., die gleichfalls dazu dienen, die Cigarren in die untere Oeffnung aufzunehmen, um sie so rauchen zu können. Die Cigarrenpfeifen und Spitzen erhält man bei den Drechslern und Galanterie- und Quincailleriehändlern.

Tabakspfeifenabguß, s. unter Tabakspfeife.

Tabakspfeifenbrennerey, s. Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 589 u. f.

Tabakspfeifendeckel, ein kleiner Deckel von Eisen- oder Messingblech, Neusilber oder Silber, welcher mit einer gleichen Fassung so an einem Pfeifenkopfe befestiget ist, daß er denselben schließt, damit kein Feuer heraus fallen kann. Die Form ist verschieden: flach, erhaben, mit Verzierungen, auch mit dem eingravirten Namen des Besitzers der Pfeife ꝛc. Bei den Thonpfeifen hat man ähnliche erhabene Deckel von gleichem Materiale, auch von Messingdrahte, an einem messingenen Kettchen, auch Drahtkettchen mit einem Ringe, den man an der

Pfeifenröhre herunterlaufen läßt; auch hat man Deckel unten mit Zacken, die man ohne Kette aufsteckt. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenfabrik, s. Tabakspfeifenbrennerey, unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 589 u. f. — Dann kann man hierher auch die Werkstätten der Horndrechsler rechnen, die sich mit Verfertigung der Pfeifenröhre, Pfeifenspitzen, Pfeifenabgüsse aus Horn und Holz, auch der Köpfe aus Hirschhorn, Holz ꝛc. beschäftigen, und mit diesen Artikeln auch Handel treiben, sowohl mit ganzen Pfeifen, die sie zusammensetzen, als auch mit den einzelnen genannten Stücken.

Tabakspfeifenfisch, Tabakspfeife, Pfeifenfisch, Fistularia tabacaria, eine Fischgattung, welche in dem Atlantischen Oceane lebt, und zu den Pfeifenfischen, (s. Th. 109, S. 603) gehört. Er hat einen cylindrischen, mehrere Fuß langen Leib, ist silberglänzend, oben braun und blau gefleckt, hat rothe Flossen, nur eine Rückenflosse; zwischen der gabeligen Schwanzflosse verlängert sich ein fischbeinartiger Faden, der die Länge des Leibes hat.

Tabakspfeifenform, die Formen oder Gestalten der verschiedenen Tabakspfeifen, sowohl der irdenen oder thönernen, als auch der hölzernen, hörnernen ꝛc., in Beziehung auf die ganze Pfeife, sowohl der aus einem Guß hervorgegangenen, als auch der künstlich zusammengesetzten in Hinsicht des Geschmacks, der Mode ꝛc. — Dann auch die messingene Pfeifenform in den Tabakspfeifenbrennereyen oder Fabriken; s. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 594.

Tabakspfeifenhandel, s. den Art. Tabakspfeife, oben, S. 239 u. f. Der Handel mit thönernen Tabakspfeifen wird immer noch ansehnlich in Holland und Deutschland betrieben, und der Preis derselben richtet sich nach der Länge der Pfeifen. So kostete in Großalmerode das Hundert Pfeifen zu 40 Zoll Länge

1⅔ Rthlr. Cour., zu 10 Zoll 1 Rthlr., zu einer Brabanter Elle 24 Sgr., etwas kürzer 18 Sgr., zu einer gewöhnlichen Elle Länge 16 Sgr., etwas kürzer 10 Sgr. In den Pfeifenfabriken in der Provinz Brandenburg kostete 1 Groß oder 12 Dutzend

	Zoll Länge.	in Kisten.
Wappenpfeifen	—	2 Rthlr. 16 Gr.
Pabstpfeifen	—	2 „ 16 „
Kaiserpfeifen	27	2 „ 6 „
Königspfeifen	24	1 „ 16 „
Comptoirpfeifen	—	1 „ 16 „
Davidspfeifen	—	1 „ 6 „
Mittelpfeifen	21	1 „ 8 „
Desgleichen	13	- „ 22 „
Bruchpfeifen	—	- „ 22 „
Bauerpfeifen	—	- „ 10 „

Tabakspfeifenkasten, ein Kasten von Thon, worin die Tabakspfeifen in den Brennofen eingesetzt werden; s. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 599.

Tabakspfeifenkopf, Tabakspfeifenköpfe, hierunter versteht man die aus Porzellan, Holz, Horn, Elfenbein, Meerschaum ꝛc. verfertigten Köpfe, welche von dem Rohre getrennt sind, nicht wie bei den thönernen Pfeifen mit dem Rohre ein Stück bilden, und die man von den verschiedensten Formen mit Malerey, Schnitzwerken ꝛc. hat. S. den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenmesser, ein Messer, womit der Tremmer die fertig geformten Pfeifen säubert, glättet und stämpelt. Dieses Messer besteht aus einer Klinge, woran die eine Schneide stumpf ist, die andere aber Zähne, wie eine kleine Säge, hat; s. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 596 u. f.

Tabakspfeifenofen, in den Tabakspfeifenbrennereyen, der Ofen, worin die thönernen Tabakspfeifen gebrennt werden; s. unter Pfeifenbrennerey, T. 109, S. 598 u. f. Die Holländischen Oefen sind back-

ofenförmig, mit einem runden Gewölbe, welches in der Mitte ein Zugloch hat, dergleichen Löcher auch unten am Gewölbe angebracht sind. Das Feuer läuft in verschiedenen Zügen unter dem Boden umher. Man feuert mit Torf. Andere Arten sind viereckig, haben einen durchbrochenen Boden, und gleichen den Fayanceöfen; noch andere, welche kleinere Arbeiter haben, gleichen einem abgekürzten Kegel, sind oben offen, haben eine doppelte Wand, zwischen welcher die Hitze um den ganzen Ofen aus dem unten angebrachten Feuerherde herumzieht. In der Mitte des Ofens ist ein kleiner Kegel angebracht, um welchen die ersten Pfeifen angelehnt werden, oder die Pfeifen werden nur kreuzweise in verschiedenen Schichten übereinander gelegt. Bei jedem Brande wird der gefüllte Ofen mit Backsteinen zugelegt, und um diese Decke völlig zu schließen, wird über die Mitte ein mit Thon überschmiertes Papier gedeckt, welches vom Feuer verzehrt wird, und ein dünnes, thönernes Dach zurückläßt. In den Oefen dieser Art sind keine Kapseln nöthig.

Tabakspfeifenpuschel, s. den folgenden Artikel.

Tabakspfeifenquaste, Tabakspfeifenpuschel, die von den Posamentieren verfertigten farbigen Pfeifenquasten, an den Pfeifenschnüren.

Tabakspfeifenrauchklystiermaschine, Machina clysmatica pro fumo tabaci, bei den Wundärzten, eine Maschine, wodurch der Tabaksrauch in die Gedärme, um einen größern Reiz zu erwecken, getrieben wird. S. unter Klystier, Th. 41, S. 88 u. f.

Tabakspfeifenräumer, ein ungefähr 4 bis 5 Zoll langer starker Draht, der oben einen aus Draht gewundenen Griff hat, gleich einem Degengefäße, womit man die Pfeifenköpfe reiniget; dann auch lange, oben mit einer Aehre versehene Halme; auch Binsen, womit man die Pfeifenspitzen und Pfeifenröhre reiniget, indem man den Halm durch die Röhre zieht, und so die Unreinig-

keit mit fortnimmt. S. auch den Art. Pfeifenräumer, Th. 109, S. 605, und den Art. Tabakspfeifenreinigungsmaschine, weiter unten.

Tabakspfeifenregal, s. Tabakspfeifenträger.

Tabakspfeifenreinigungsmaschine, eine in neuester Zeit erfundene, durch den Klempnermeister Großmann in Berlin zuerst angefertigte kleine Maschine, die Pfeifenröhre vermittelst des erwärmten Spiritus zu reinigen. Diese Maschine, welche Fig. 9070 zeigt, besteht aus einem Untergestelle von Eisenblech a. Dieses Gestell hat unten eine runde Scheibe b, worauf ein breiter blecherner Ring c, von drei gebogenen Blechfüßen getragen, ungefähr 2 Zoll hoch, ruht. In diesen Ring, der unten innerhalb einen kleinen Rand hat, wird eine blecherne geschlossene kleine Büchse d, von 2 Zoll Höhe, eingesetzt, aus der in der Mitte eine messingene gekrümmte Röhre e geht, die vorn spitz zuläuft, so daß sie in das Rohr gesteckt werden kann. Diese Röhre beträgt ungefähr 6 Zoll. Dann befindet sich in der Büchse, neben der Röhre, noch eine kleine ungefähr 1 Zoll lange Röhre f, die gleichfalls in die geschlossene Büchse geht, wodurch der Spiritus eingegossen wird, welche man dann mit einem Pfropfen fest verschließt. Eine kleine Lampe wird unten in das Gestell unter die Büchse gesetzt, und angezündet, so daß der erhitzte Spiritus durch die messingene Röhre in die Pfeifenröhre getrieben wird, und so durchläuft und unten in ein darunter gesetztes Gefäß wieder abfließt. Hierdurch wird nun der sich in der Röhre gesammelte Tabakssaft herausgespült. Diese Maschine fand anfangs Beifall, und wurde von vielen Tabaksrauchern gekauft, besonders da der Preis derselben nur sehr mäßig war; allein die Versuche, die mit dieser Maschine angestellt worden sind, haben zwar gezeigt, daß die Reinigung der Röhre dadurch vollkommen bewirkt worden ist, es hat sich aber dabei der Nachtheil herausgestellt, daß die gebeitzten und polirten hölzernen Röhre

nicht nur die Politur und Beitze verloren haben, sondern das Holz hat sich auch durch die Hitze ausgedehnt, ist dann zusammengetrocknet, und hat Risse erhalten, so daß man diese Reinigungsmethode eingestellt, und zu den frühern Reinigungsmitteln wieder seine Zuflucht genommen hat.

Tabakspfeifenrohr, von Horn, beim Horn- oder Kunstdrechsler, ein Pfeifenrohr, welches entweder aus einem oder mehreren Stücken besteht, und in dem letzteren Falle zusammen geschraubt wird. Wenn ein solches Rohr lang seyn soll, so ist es nicht anders möglich, als es aus verschiedenen Stücken zu verfertigen, weil das Horn nicht lang genug ist, um das Rohr aus einem Stücke zu machen. Ein solches zusammengesetztes Rohr ist auch weit leichter rein zu machen, und bequemer bei sich zu tragen. Man setzt ein solches Pfeifenrohr aus fünf Stücken zusammen, oder vielmehr schraubt die Stücke zusammen, als: aus dem Fuße, der unten etwas spitz zuläuft, gleich einem abgekürzten Kegel, damit man ihn bequem in den Pfeifenkopf stecken kann; dem Abgusse, auch Schwammdose genannt, um das Tabakswasser darin zu sammeln, der inwendig nach einer Kugelfläche ausgehöhlt wird; dem Mittelstücke, deren das Rohr manchmal zwei, auch drei, hat; es ist gemeiniglich bei guten Röhren von Ebenholz, dann auch von einem schwarz gebeitzten Holze, oder auch von Buchsbaum, Taxusbaum, oder einem andern gelben Holze, auch wohl von Knochen, wenn es lang und stark ist, gemacht. Kurze und dünne Röhre sind von Horn. Das Mundstück besteht wieder aus zwei Theilen, aus dem Oberstücke, und dem eigentlichen Mundstücke. Die Theile des Pfeifenrohrs, die aus Horn verfertiget werden, macht man aus der Spitze des Horns. Das Horn wird erst in Wasser gekocht, bis es sich erweicht hat, und dann wird jede Hornspitze nach der Länge in zwei bis vier gleich dicke Stücke, nachdem die Hornspitze

stark ist, zerschnitten. Jedes Stück wird rund geschnitten, und wenn das Horn bei dieser Arbeit wieder erkaltet ist, so wird es nochmals gekocht, dann über ein Kohlenfeuer gehalten und gebrannt, und zuletzt gerade gebogen. Ein jedes zu einem Pfeifenrohre taugliches Stück Horn wird, nachdem es aus dem Groben zu einem Cylinder geschnitten worden, auf der Drehbank rund abgedrehet; ist das Horn spröde, so wird es mit dem Spitzstahle abgedrehet, weil dieser nur nach und nach mäßig abdrehet, ist es aber weich, so geschieht dieses Abdrehen mit dem Rundstahle, und dann wird es mit dem Breitstahle völlig geebnet, und die Stäbe und Gesimse werden aus den dazu stehen gebliebenen starken Stücken gleichfalls ausgedrehet. Nach dem Runddrehen wird das Stück ausgehöhlt. Es wird horizontal in ein Futter der Docke der Drehbank befestiget, auf die Lehre und die Banklehne der Drehbank ein Stab gelegt, und auf diesen der Pfeifenbohrer, welcher völlig horizontal nach und nach gegen die Achse des Hornes bewegt wird, und eine zweite Person tritt und bewegt die Drehbank, bis das Horn völlig durchbohrt ist. Wenn alle Stücke eines Pfeifenrohrs dergestalt durch- oder ausgebohrt sind, so werden die Zapfen an den Enden zu den Vaterschrauben gedrehet, in die Oeffnung des nächst angrenzenden Stückes eingepaßt, und die Schraubengänge mit dem Schraubeneisen eingeschnitten, welches ganz langsam auf der Drehbank geschieht; dann werden die Stäbe und Gesimse mit der Kante des Spitzstahls völlig ausgebildet, und alle Flächen nachher mit einem scharfen Schlichtstahle geschlichtet; hierauf mit Schachtelhalm, fein gepulvertem Tripel, mit Baumöl vermischt, polirt und glatt gerieben. Die Kugel des Abgusses wird mit dem Bauchhaken ausgehöhlt. Gemeiniglich steht in dem Abgusse oder der Schwammbüchse (Wassersacke), eine Röhre von Eisenblech, die der Drechsler in dem untern Theile, der bloß ausgebohrt ist, fest ein-

preßt. Dergleichen Abgüsse kommen jedoch jetzt selten noch vor, da man sie einfacher und dabei zierlicher hat, auch die porzellanenen Abgüsse vorzieht, die sich besser reinigen lassen. Zu dieser Röhre, so auch zu dem Futter des Mundstückes, wird ein dünnes Eisenblech um einen Draht, welcher der Röhre statt eines Dorns dient, gebogen. Dieses mit Blech umgebene Drahtstück wird durch das Zugeisen mit einer Zange durchgezogen. Hierdurch wird das Blech in eine glatte Röhre verwandelt, und der Draht wieder herausgezogen. Das blecherne Futter wird nun in das ausgebohrte Loch des Mundstücks gepreßt, und solches auf der Drehbank völlig abgedrehet, polirt, und an der Flamme des Lichtes vorne krumm gebogen. Die Röhre in der Schwammbüchse wird gleichfalls eingesetzt. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenschlauch, wird das Mittelstück an der Pfeife genannt, welches elastisch durch eine Drahtfeder und mit Seide in Posamentierarbeit überzogen ist. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenschmirgel, die dicke schmierige Substanz, welche bei dem Tabaksrauchen sich in dem Pfeifenrohre und im Kopfe festsetzt, auch zum Theil in den Abguß übergeht, und hier ausgeleert wird.

Tabakspfeifenschnur, eine vom Posamentier gearbeitete seidene Schnur, von schwarzer, grüner, brauner 2c. Farbe, womit man das Pfeifenrohr mit dem Abgusse, welcher den Kopf trägt, verbindet. Sie wird oben an der Pfeifenspitze befestiget, und unten am Abgusse durch einen Ring oder eine Oehse, wodurch man die Schnur zieht. Diese Schnur ist stark gedrehet und besitzt oben an den Enden Puscheln oder Quasten von gleicher Farbe, auch von einer oder mehreren andern brillanteren vermischt. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenspitze, die angeschraubte Spitze an einer Tabakspfeife, welche das Mundstück enthält. Man hat

sie von Horn, hartem Holze, Bernstein, Glas, Elfenbein, Porzellan ꝛc. ꝛc., und verkauft sie in dem Handel Dutzend- und Stückweise. S. auch den Art. Tabakspfeife.

Tabakspfeifenstiel, die zerbrochenen thönernen Pfeifenstiele, welche die Knaben gewöhnlich zu den Armbrusten und zu den Blaseröhren gebrauchen, um damit zu schießen.

Tabakspfeifenstopfer, s. Pfeifenstopfer, Th. 109, S. 606. — Man hat die Tabakspfeifenstopfer von Holz, Horn und Porzellan in verschiedenen Formen; der untere Theil, womit der Tabak in den Pfeifenkopf gestopft wird, ist von der Breite oder Rundung eines Silbergroschens und darüber. Die gewöhnlichen Formen sind die kegelförmigen ganz einfachen, welche die Gestalt eines gläsernen Farbenreibers haben; dann hat man sie in Porzellan in der Gestalt eines Frauenschenkels, nebst Bein und Fuß, mit einem goldenen Strumpf- oder Kniebande; der mit einem Schuh oder Schnürstiefel angethanene Fuß bildet den Griff des Pfeifenstopfers; so hat man auch Spargelstangen ꝛc. Fig. 9071 zeigt diese Pfeifenstopfer.

Tabakspfeifenstummel, die abgebrochenen Thonpfeifen, woraus gewöhnlich die Matrosen auf den Schiffen rauchen, und auch ehemals die alten Soldaten in den Feldlagern. Auch zu den Seifenblasen bedienen sich Knaben dieser abgebrochenen Pfeifen, die mit dem Kopfe ungefähr 4 bis 6 Zoll in der Länge betragen.

Tabakspfeifenthon, s. unter Pfeifenbrennerey, Th. 109, S. 590.

Tabakspfeifenträger, Tabakspfeifenhalter, Tabakspfeifenregal, s. Pfeifenhalter, Th. 109, S. 603. Man hat auch Pfeifenträger oder Halter auf den Kaffeehäusern und in den Tabagien, die eine Art Riegel von Holz bilden, worauf eine breite Leiste befestiget ist, die eine Reihe von Einschnitten oder Kerben

dicht nebeneinander hat, worein man den Stiel der thönernen Pfeifen, dicht am Kopfe, steckt, so daß der Kopf auf der Leiste liegt, und so neben einander eine ganze Reihe von Pfeifen auf diese Weise ihren bequemen Platz findet. Ein jeder Gast oder vielmehr Stammgast (weil diese nur ihre Pfeifen aufheben), der seine Pfeife auf diese Weise verwahren will, schreibt mit Bleystift seinen Namen darauf, und steckt sie dann auf den Riegel oder die Leiste, um sich der Pfeife nach seiner Bequemlichkeit zu jeder Zeit bedienen zu können.

Tabakspflanze, s. oben, unter Tabak.

Tabakspflanzer, Tabakskultivateur, ein Anbauer des Tabaks; ein Gutsbesitzer, der sich nur mit dem Anbaue des Tabaks beschäftiget, seine Aecker oder Felder nur zum Tabaksbaue bestimmt hat, nur hieraus einen Gewinn zu ziehen sucht. Wie der Anbau der verschiedenen Tabaksarten geschieht, sehe man oben unter Tabak und Tabaksbau nach.

Tabakspflanzung, Tabaksplantage, s. oben, unter Tabak und Tabaksbau. Man spricht nur von Tabakspflanzungen, Tabaksplantagen, wo man ganze Felder oder Aecker mit Tabak besetzt, wo eine ganze Gegend sich mit dem Tabaksbaue beschäftiget.

Tabaksplantage, s. Tabakspflanzung.

Tabakspreise, die Preise, sowohl der rohen Tabaksblätter, als auch des fabrizirten Tabaks in Fässern und in Paqueten. Die Preise der rohen oder unsaucirten und unverarbeiteten Tabaksblätter bestimmen theils die Tabaksbauer, theils die Fabrikanten, welche diese Blätter einkaufen; denn da der Einkauf im Ganzen geschieht, so richtet sich darnach auch der Preis. Es kommt hier freilich viel auf die Concurrenz und auf die Güte des einheimischen Tabaks an, um den Preis von dem Tabaksbauer, oder von dem Fabrikanten ausgehen zu lassen. Ein anerkannt guter Tabak wird immer

seinen Preis durch den Kultivateur machen lassen, dagegen wird ein minder guter Tabak eher den Fabrikanten zum Stellen des Preises bestimmen; auch hat die gute oder schlechte Tabakserndte darauf Einfluß. Der fabrizirte Tabak erhält seinen Preis von dem Fabrikanten. Anerkannte Sorten, besonders ausländische Tabaksarten, haben ihre bestimmten Preise, die fast alle Fabriken halten; neu erfundene Sorten, das heißt, in der Saucirung, besonders bei inländischen Tabaken, werden so lange einen besondern Preis haben, oder der Fabrikant kann dafür einen eigenen Preis bestimmen, als diese Sorte von andern Fabriken nicht nachgemacht wird, geschieht dieses, wie es in der Regel der Fall ist, so hört auch das Preismachen auf. Die Kaufleute und Tabakshändler, welche ihre Tabake aus der einen oder der andern Fabrik nehmen, verkaufen solche nach dem Preis-Courante der Fabrik, und genießen einen Rabatt, der um so ansehnlicher ist, je größer der Absatz des Tabaks ist; denn je mehr sich der Kaufmann oder Tabakshändler bemühet, für den Absatz einer Fabrik zu wirken, um so mehr giebt ihm auch die Fabrik eine Anerkennung dieses Wirkens durch einen ansehnlicheren Rabatt; denn beide, der Kaufmann und der Händler, haben gewöhnlich Tabake von mehreren Fabriken. Mit einem Kommissionslager ist dieses anders; denn der Kommissionair und Verkäufer wirkt nur für die alleinige Fabrik, deren Fabrikate er in Kommission hat, genießt aber auch ansehnlichere Vortheile, als der Tabakshändler, und hat nicht das Risiko, daß ihm Tabake auf dem Lager für seine Rechnung liegen bleiben, wie Jenem. Die Detailpreise des Tabaks lassen sich hier nicht anführen, man ersieht sie aus den Preis-Couranten der Fabriken, sie steigen beim Rauchtabake von 4 Groschen das Pfund an, bis zu 2 Thalern und darüber. Die letzteren Tabake sind feine Ka-

naster in Rollen 2c. 2c. Dasselbe findet auch bei dem Schnupftabake Statt. S. auch Tabakshändler.

Tabakspresse, eine, gleich einer Buchbinderpresse gestaltete, Maschine, die Tabaksblätter, wenn sie mit Salzwasser eingesprengt worden, hinein zu legen und zusammen zu pressen, damit die Beitze 2c. gehörig durchziehe, und eine vollkommene Fermentation bewirkt werde oder erfolge, wie beim Einpacken in Fässer; s. oben, S. 90.

Tabaksprise, eine kleine Quantität Tabak, die man mit zwei Fingern, dem Daumen und dem Zeigefinger, fassen kann. Gewöhnlich wird derjenige Schnupftabak, den man aus einer Dose mit zwei Fingern greift, eine Prise genannt. Siehe auch den Art. Prise, Th. 117, S. 409. Die Benennung Prise kommt auch bei den Samenhändlern vor, um damit so viel vom Blumensamen zu bezeichnen, als man mit den beiden angeführten Fingern fassen kann; eine solche Prise kostet dann ½, 1 Groschen, 2 Groschen 2c. Von dem Worte Tabaksprise hat man auch im gewöhnlichen Leben einige sprichwörtliche Redensarten abgeleitet, wie z. B. eine eigene Prise, womit man einen Pedanten bezeichnet, der Alles, was er macht, mit einer gewissen Pünktlichkeit oder Genauigkeit und Verständlichkeit verrichtet; dann: eine ekelhafte Prise, eine Person, mit der man schwer umgehen kann, die sich über Alles, was vorgeht oder begangen wird, aufhält, über Alles ihre Glossen macht, oder Alles bespöttelt, bekrittelt, was nicht von ihr selbst ausgeht. Eine beißende Prise, Einen mit spitzfindigen Redensarten abfertigen. — Prise, in der Schiffahrt, s. den angeführten Theil, S. 410 u. f.

Tabakspritsche, eine eichene, auf einem Gestelle ruhende, und mit einem emporstehenden Rande von Tannenholze versehene Tafel, welche 6 Fuß lang und 2¼ Fuß breit ist. Der Rand der Hinterseite ist 1½ Fuß hoch, die Seitenränder aber laufen von hinten nach vorn schief

zu. Der Vorderrand ist 3½ Zoll hoch, und das Fußgestelle hat die gewöhnliche Höhe eines Tisches. Hierzu gehört noch das Mischbrett, das 1 Fuß lang, ½ Fuß breit, ½ Zoll dick, und auf seiner Oberfläche mit einem Griffel versehen ist, den durchgesiebten Tabak, wenn er etwa zu trocken, und mit Fluß- und Salzwasser besprengt worden, drückt und mischt, bis Alles gleichförmig angenetzt worden.

Tabaksrauch, der beim Rauchen des angezündeten Tabaks aus dem Pfeifenkopfe und dem Mundstücke ziehende Rauch, welcher durch das Aufziehen oder Anziehen mit dem Munde sich entwickelt, indem dadurch der Tabak in Brand gebracht wird. Die Eigenschaften dieses Tabaksrauches in Beziehung auf die Gesundheit des Rauchenden, werden von mehreren Aerzten, als dem Körper nicht nachtheilig, empfohlen, von andern aber als schädlich bezeichnet; zu diesen Letzteren gehört auch Hufeland, der in seiner Makrobiotik, Th. 2, 4te Auflage, S. 208 und 209, Folgendes darüber sagt: „Der Rauchgenuß ist einer der unbegreiflichsten; etwas unkörperliches, schmutziges, beißendes, übelriechendes, kann ein solcher Lebensgenuß, ja ein solches Lebensbedürfniß werden, daß es Menschen giebt, die nicht eher munter, vergnügt und lebensfroh werden, ja die nicht eher denken und arbeiten können, als bis sie Rauch durch Mund und Nase ziehen. Ich will hier nichts von den Vorzügen weiter sagen, denn die würden sie doch nicht begreifen, die keine Tabaksraucher sind, und unentbehrlich zum Wohlseyn und zur Glückseligkeit sind sie nicht; denn wir sehen die, welche nicht rauchen, eben so heiter, eben so glücklich, eben so gesund, ja noch gesunder. Ich muß hier aber etwas von den Nachtheilen sagen, die diese Gewohnheit hat, besonders um der jungen Leute willen, die dieses Buch lesen, und die noch die freie Wahl haben, sie anzunehmen, oder nicht. Das Tabaksrauchen verdirbt die Zähne, trocknet den Körper

aus, macht mager und blaß, schwächt Augen und Gedächtniß, zieht das Blut nach Kopf und Lunge, disponirt daher zu Kopfbeschwerden und Brustkrankheiten, und kann denen, die hektische Anlagen haben, Bluthusten und Lungensucht zuziehen. Ueberdies giebt es ein Bedürfniß mehr, und je mehr ein Mensch Bedürfnisse hat, desto mehr wird seine Freiheit und Glückseligkeit eingeschränkt. Ich warne daher Jedermann dafür, und werde mich sehr freuen, wenn ich hierdurch etwas zur Verminderung dieser üblen Sitte beitragen kann.“ Andere Aerzte wollen darin nichts Nachtheiliges sehen oder finden, und wenn auch der Tabak etwas Narkotisches an sich habe, welches man auch bei dem ersten Rauchen durch Uebelkeiten und Erbrechen empfinde, welches auch manchen Jüngling, der dieses nicht zu überwinden vermöge, vom Tabaksrauchen abhalte, so schade er doch weiter nicht, wenn man es überwunden habe; man empfinde dann eine gewisse Behaglichkeit darin, den Rauch um sich her zu blasen, könne sich allein um so ungestörter seinen Meditationen hingeben, sich auch dabei die Zeit vertreiben, welches ohne dieses Genußmittel nicht so gut möglich sey, und dann befördere es den Stuhlgang, mache einen offenen Leib, hindere also jede Verstopfung, die bei Hypochondristen um so nachtheiliger wirke, da sie an Verdauungsbeschwerden litten, wodurch ihnen der Kopf eingenommen sey, und sie sich nach dem Essen, überhaupt nach dem Genusse von Speisen, zu allen Geistesarbeiten untauglich fühlten. Diese erhielten nun gleichsam eine Erleichterung durch das Tabaksrauchen, indem die Verstopfungen gehoben würden, und daß dieses der Fall sey, zeige die Wirkung des Tabaksrauches bei Verstopfungen, indem man denselben zu Klystieren benutze, und ihn bei der fürchterlichsten aller Verstopfungen, dem Miserere, anwende, und durch ihn allein dieses Uebel oft gehoben sehe. — Bei Gehörübeln soll auch der Tabaksrauch, zum öftern mit einer Feder oder

einem Pfeifenstiele in die Ohren geblasen, das wegen unterlassener fleißiger Reinigung der Ohren erhärtete Schmalz auflösen und die davon entstehende Harthörigkeit oder Taubheit entfernen; s. unter Gehör, Th. 16, S. 655. — Das Tabaksrauchen vermehrt auch die Ausdünstung. Ein Physiker, welcher Versuche mit seinem Körper wegen der Ausdünstung anstellte, und ihn deshalb alle Monate des Jahres in jeder Nacht eine Stunde, und täglich eine Stunde für die gehabte Ausdünstung wog, hat gefunden, daß das Tabaksrauchen die Ausdünstung vermehrt. Er rauchte nämlich des Vormittags im März acht Pfeifen. Nach der ersten Pfeife ward er, den Speichel abgerechnet, um $1\frac{3}{4}$ Unzen, nach der andern 2, und nach allen acht Pfeifen $12\frac{3}{4}$ Unzen leichter, außer acht Unzen Speichel. Nachmittags um fünf Uhr desselben Tages verlor er durch zwei Pfeifen fünf Unzen. Vom Speichel verlor er in einem Sommertage acht Unzen, im Wintertage über sechzehn, und daher raucht man im Sommer weniger, als im Winter, da der Rauch erwärmt, wenn man vor Frost zittert. Im August machte die erste Pfeife den Körper um $2\frac{1}{2}$ Unzen leichter, und Nachmittags zwei Pfeifen hintereinander geraucht, um 7 Unzen leichter und zugleich träge. — In der Oekonomie dient der Tabaksrauch in den Glas- und Treibhäusern zur Tödtung der Insekten, die sich an den Myrthen-, Rosen- ꝛc. Bäumchen und Sträuchern aufhalten; dann kann man damit auch die Kornwürmer von den Kornböden vertreiben; s. Th. 44, S. 809 u. f. — In Hinsicht der Staatspolizey ist das Tabaksrauchen sowohl in den Städten auf den Straßen, als auch in den Dörfern, und in der Nähe von Scheunen, und dann auch in den Wäldern verboten. Man will zwar die hinlängliche Erfahrung gemacht haben, daß der Tabak, wenn er brennend aus der Pfeife fällt, nicht zündet, sondern nur schwelet, welches Schwelen jedoch sogleich aufhört, sobald die Tabakskohle, wel-

ches sehr bald geschieht, verlöscht, und dann geschieht dieses nur bei Tabaksstengeln oder zusammengerollten Blätterstücken, nicht aber bei offen zerschnittenen Tabaksblättern, die niemals zünden, und noch weniger eine Flamme verursachen. Hieraus könne man also mit Gewißheit annehmen, daß durch das Tabaksrauchen in den Kiefern- und Tannenwäldern die gewöhnlichen Brandschäden nicht entständen, sondern diese geschähen mehr aus Bosheit oder aus Nachlässigkeit von unausgelöscht gebliebenen Feuern, die oft in den Wäldern, verschiedener Ursachen wegen, angemacht würden. Wenn aus dem Tabaksrauche ein Unglück entstehe, so wäre daran mehr der Schwamm Schuld, womit die gemeinen Leute ihre Pfeifen anzuzünden pflegten, aber nicht der Tabak. Daher sollte man auch mehr das Schwammanzünden in den Wäldern, aber nicht das Tabaksrauchen verbieten, um so weniger, da auch die Tabakspfeife des geringsten Tagelöhners mit einem Deckel versehen zu seyn pflege; es sey daher nicht wahrscheinlich, daß durch das Tabaksrauchen ein Brandschaden in den Wäldern entstehe, wohl aber durch die angeführten Ursachen. Indessen ist es doch gut, daß geschärfte Gebote wider das Tabaksrauchen gegeben werden, wenn sie auch in dem angeführten Falle überflüssig zu seyn scheinen; denn es kann dennoch durch den Schwamm und sonstige Mittel der Anzündung in den Dörfern, so wie überhaupt auf dem Lande viel Unglück angerichtet werden. Auch das Besteigen der Stroh- und Heuböden mit brennenden Tabakspfeifen, das Eintreten in die Scheunen damit, muß strenge untersagt, ja unter keinem Vorwande von den Gutsbesitzern und Landleuten ihren Knechten und Arbeitern gestattet werden. Eben so wenig ist das Tabaksrauchen in den großen und andern Städten auf der Straße, hauptsächlich am Tage, zu gestatten, nicht bloß wegen der Gefahr, sondern auch wegen des Unanständigen, welches oft damit getrieben wird, indem man den Rauch

den Frauensleuten ins Gesicht bläset, und dann auch des Geruchs wegen, der aus den mannigfaltigen Tabaken, womit die Pfeifen gefüllt oder gestopft sind, emporsteigt. Das Tabaksrauchen an den genannten Orten wird gewöhnlich mit der Wegnahme der brennenden Pfeife und mit einer Geldbuße bestraft, die im Wiederholungsfalle geschärft wird.

Tabaksrauchen, s. den vorhergehenden Artikel, und oben, unter Tabak, S. 109 u. f. Der Tabak wird nicht bloß von den Männern geraucht, auch gekäuet, sondern auch an mehreren Orten von Frauen, wie z. B. in Holland, bei uns in Deutschland im Hannöverschen, Hessischen 2c. In Holland rauchen ihn angesehene Frauen, im Hannöverschen bloß die Frauen der Landleute und Tagelöhner an einigen Orten.

Tabaksraucher, derjenige, welcher den Rauchtabak sowohl geschnitten aus einem Pfeifenkopfe raucht, als auch den aufgerollten Tabak, unter dem Namen Cigarre oder Glimmstengel, aus einer Pfeifenspitze oder aus dem bloßen Munde. S. auch oben, S. 185 u. f.

Tabaksrauchgebläse, eine Rauchklystierblase, wie sie unter Klystier, Th. 41, S. 88 u. f., vorgekommen.

Tabaks (Rauch-) und Schnupftabakspaquete, Tabakspackete, der in Paquete eingeschlagene Rauch- und Schnupftabak, sowohl in $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Pfund-, als auch in Pfundpaquete. Der Tabak in diesen Paqueten hat eine Bleyumhüllung innerhalb des Papiers beim Rauchtabake, und beim Schnupftabake ist er gänzlich in Bley eingeschlagen. Hierüber wird dann das Papier mit der Vignette und der Etiquette geschlagen, und festgesiegelt, das heißt, das Papier, worauf die Vignette 2c. sich befindet, hat die jedesmalige Größe der oben angeführten Paquete, so, daß das Einschlagen genau darein trifft, nämlich zu einem $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{1}$ Pfunde, wenn das Einschlagen mit der Form geschieht; s. oben, S. 201. — Zu den Tabakspaqueten

gehört noch der Brieftabak, oder das Einschlagen in Briefe; s. oben, S. 128.

Tabaksregal, s. Tabaksmonopol.

Tabaksregie oder Tabaksverwaltung, s. das letztere Wort.

Tabaksreibe, Rappe, in den Tabaksfabriken, s. oben, S. 151, und Th. 120, S. 639.

Tabaksrippe, Tabaksrippen, die Rippen der Tabaksblätter, die man herauszieht, um die reinen Blätter zu erhalten; s. oben, unter Tabaksfabrikation, S. 122.

Tabakssamen, s. oben, unter Tabak und Tabaksbau, S. 82 u. f.

Tabakssauce, Tabaksbrühe, Tabaksbeitze, s. oben, unter Tabaksfabrik.

Tabaksschild, das an dem Tabaksladen angebrachte Schild, worauf verschiedene, auf den Tabak Bezug habende Gegenstände gemalt worden sind, z. B. Paquete Tabak, Rollen- oder Stangenkanaster, eine Tonne mit Tabak, Tabaksbüchsen, Cigarrenkisten, thönerne Pfeifen, Schwefelhölzer ꝛc. Auf dem andern Ladenschilde, da an beiden Ladenthüren Schilder angebracht werden, stehen die Namen der vorzüglichsten Tabakssorten; auch bringt man wohl noch darauf ein Schiff an, welches mit Tabak beladen ankommt, oder im Hafen liegt, und seiner Last entladen wird. Ein drittes Schild wird über der Thür angebracht, und enthält die Firma der Handlung, entweder auf schwarzem, oder auf blauem, grünem, weißem und gelbem Grunde, und dazu passenden Buchstaben, entweder in Gold, oder auf weiß, grün und gelb in schwarzen Buchstaben, auf schwarz und blau mit weißen Buchstaben. Dieses Alles hängt von dem Geschmacke des Handlungsbesitzers ab.

Tabaksschmaucher, eine Person, welche den Tag über die Pfeife nicht ausgehen läßt, beständig raucht.

Tabaksschneidelade, s. den folgenden Artikel.

Tabaksschneidemaschine, Tabaksschneidelade, eine Maschine, worauf der Tabak zum Rauchen geschnitten wird, bei der man das Vorwärtsschieben des Bodens mit dem Tabake auf folgende Art ins Werk setzt. In die, an den beweglichen Boden a b, Fig. 9072, der länglicht viereckigen Lade befestigte, gezahnte eiserne Stange, greifen die Schraubengänge d der mit a b parallelen Spindel c d. Man gewahrt hier leicht, daß der bewegliche Boden a b vorwärts oder rückwärts bewegt wird, je nachdem man die Spindel c d rechts oder links um ihre Achse dreht. Diese Spindel hat an einer gewissen Stelle unter der Lade ein Paar Schraubenzüge, welche in die gezahnte Stange auf ähnliche Art, wie bei der Schraube ohne Ende in das Stirnrad, eingreifen. Wird nun das außerhalb der Lade mit seiner Mitte an die Spindel befestigte Sperrad e langsam umgedrehet, so bewegt sich auch die Spindel c d langsam um ihre Achse, folglich wird dann auch der Boden a b mit dem darauf liegenden Tabake langsam vor- oder rückwärts geschoben, also vorwärts unter das Messer gebracht, und auch wieder zurückgeführt. Es kommt also nur darauf an, daß durch das Auf- und Niedergehen des Messers, auch das an dem Ende der Schraubenspindel befestigte Sperrad allmählig von Zahn zu Zahn herumbewegt wird. Das Schneidemesser f g wird außerhalb der Lade, über dem Boden a b an dem Griffe g auf- und niedergehoben. Von ihm geht in einiger Entfernung von seinem Umdrehungspunkte f eine Stange h i herunterwärts nach dem Arm i einer, runden oder viereckigen eisernen Welle r o hin, welche stets hin und her gewiegt wird, wenn das Messer f g, folglich auch die Stange h i, auf- und niedersteigt. Bei o hat die Welle r o gleichfalls einen Arm; in diesem ist der Sperrhaken k befestiget, welcher mit seiner vordern Klaue in die schrägen Zähne des Sperrrades o eingreift. Die Sperrklaue wiegt daher auch hin und her, wenn o r durch obige Be-

wegung des Messers zum Hin- und Herwiegen gebracht wird. Das Hin- und Herwiegen des Sperrhakens ist, in Beziehung auf das Sperrrad, zugleich eine stoßende Bewegung. Die Klaue des Sperrhakens stößt nämlich beständig das Sperrrad um einen, um zwei, oder um mehrere Zähne, zwischen welchen sie liegt, herum. Dadurch wird nun auch die Spindel c d allmählig herumgedrehet, und so wird auf die beschriebene Art der Boden a b fortgeschoben. Damit das Sperrrad e beim Herumdrehen nicht willkührlich zurückbleiben kann, so liegt noch ein besonderer Sperrkegel l zwischen seinen Zähnen. Macht man mit dem Messer f g einen größeren Hub, so wiegt sich auch die Welle r o um einen größeren Weg hin und her, und dann fährt auch der Sperrhaken k über mehrere Zähne hinweg, und stößt das Sperrad jedesmal mehr herum. So wird der Boden a b bei jedem Messerhube eine größere Strecke vorgeschoben, und der Tabak gröber zerschnitten, welches aber auch auf folgende Weise geschehen kann. Der Arm o, woran der Sperrhaken durch ein Querholz befestiget ist, hat mehrere Löcher, eben so das untere Ende des Sperrhakens selbst. Durch das Stellen und Befestigen in einem andern Loche kann man die Weite des Fortstoßens jenes Hakens verändern. Aus demselben Grunde hat auch der Arm f, worin der Messerstiel befestiget ist, mehrere Löcher. Die zusammengenommenen Tabaksblätter müssen so gleichförmig als möglich in die Lade gelegt, und an den beweglichen Boden so angelegt werden, daß sie mit diesem sich gleichförmig unter das Messer schieben. Dieserhalb gehört auch ein Deckel m n dazu, welcher auf den Tabak zu liegen kommt, und durch ein Paar Schrauben p q gerade so fest an den Tabak gepreßt wird, daß jene Wirkung Statt findet. Quer über der Lade, und zwar von Rand zu Rand derselben, sind nämlich zwei eiserne Stangen befestiget, welche für die Schrauben p und q die Mütter enthalten. — Ist der Boden a b mit

dem Tabake weit genug herausgeschoben, und Letzterer, bis auf ein geringes Ueberbleibsel, den man noch zu zerstampften Schnupftabak verarbeitet, zerschnitten, so hebt man k und l aus den Zähnen des Sperrads e, und dreht dieses an einer Kurbel oder an einem Griffe rückwärts; dann schiebt sich der Boden wieder hinein. Man belegt ihn mit neuem Tabake, und setzt das Schneiden auf die beschriebene Art fort. Läßt man von dem Ende des Messergriffs g eine Stange bis an den Griff einer Kurbel herabhängen, welche in der Achse einer umlaufenden Welle sich befindet, so braucht man zum Auf- und Niederbewegen des Messers keinen Menschen anzustellen. Die bewegende Kraft kann dann ein Wasserrad seyn, welches noch andere Theile der Tabaksmanufaktur, z. B. ein Stampfwerk, die Spinnmaschine, die Maschine zum Zerreiben der Schnupftabakskarotten, eine Walzenplättmaschine ꝛc., auch mehrere Maschinen von jeder einzelnen Art zugleich, in Thätigkeit setzen kann.

Eine Tabaksschneidemaschine hat der Professor Martinowiz in Lemberg erfunden, und solches für die Winiker Fabrik, eine der größten Tabaksfabriken in Gallizien. Sie soll sich von den andern ähnlichen Maschinen sehr vortheilhaft durch ihre Wirkung unterscheiden, indem sie binnen drei Monaten 30,000 Centner Tabak schneiden kann, soviel nämlich in ganz Gallizien jährlich consumirt wird, wozu sonst dreiundsechzig Menschen auf einundzwanzig Schneidemaschinen nöthig waren, und wovon 10,000 Centner, zu $16\frac{1}{2}$ Kreuzer auf 1 Centner, 2750 Rheinländische Gulden Arbeitslohn betrugen, da jetzt nur dreißig Menschen zum Rammeln und Einpacken des Tabaks nöthig sind. Rechnet man nun, daß jetzt von diesen Menschen jeder mit 20 Kreuzern täglich bezahlt wird, so kosten 30,000 Centner zu schneiden 900 Gulden, und Schlosserreparaturen 1000 Fl.; daher belaufen sich alle Unkosten nicht höher als

1900 Fl. zusammen. Diese Maschine besteht nur in einem senkrechten Wellbaume, mit zwei großen und einem kleinen Stirnrade, welche in Trillinge greifen, wodurch die Räder in Bewegung gesetzt werden. Das kleine Stirnrad am Wellbaume hat an acht Orten nur fünf Zähne, und auch eben so viele Zwischenräume; der Wellbaum dagegen in der erforderlichen Distanz acht Arme, an welchen die Schneidemesser angebracht sind, unter welche die mit Tabaksblättern eingepreßten Kästchen geschoben werden. Jeder Kasten hat inwendig wieder einen kleinen Trilling, welcher die Schraube, die den Boden des Kastens ausmacht, mit dem Tabake zugleich aufhebt. Sobald also das große Stirnrad vermittelst des Hebels in Bewegung gesetzt wird, so greifen die fünf Zähne des kleinen Stirnrades oben in dem Wellbaum in die Trillinge der Kästen, und der Tabak hebt sich heraus, welcher sogleich durch die acht Messer auf einmal abgeschnitten wird, so daß in zehn Minuten 8 Centner Tabak geschnitten sind. Man kann darauf den Tabak so fein als Saffran schneiden. Zur Bewegung der Maschine sind acht Leute hinlänglich, die Arbeit ist aber ungleich leichter zu verrichten, als bei der bisher gewöhnlichen Maschine, bei der es auch die stärksten Leute nicht lange aushalten können. — Man hat auch eine Tabaksschneidemaschine zum Feinschneiden des Tabaksabfalles, der Tabaksrippen und der Stengel, die sonst gewöhnlich durch Zerstampfen zerkleinert werden. Diese Maschine besteht aus einem langen cylindrisch ausgehöhlten Trog, worin, in geringer Entfernung vom Boden und parallel mit der Länge des Troges, eine Welle, woran unten, nicht völlig nach ihrem halben Umfange, nämlich nach der Quere derselben, und ziemlich nahe an einander, viele halbmond- oder sichelförmige Messer befestiget sind, deren Schneiden nach unten hin gekehrt sind. Wird nun der Tabak in dem Troge gehörig vertheilt, und die Welle um ihre Achse stets hin und her

gewiegt, so schneidet sie den Tabak, der sich in dem Troge leicht von selbst umwendet, nach und nach ganz fein. Das Hin- und Herwiegen der Welle kann man durch eine Kurbel in der Achse einer umlaufenden, durch das Mühlwerk getriebenen, Welle verrichten lassen. Man braucht nur wieder auf die bekannte Art mit dem Kurbelgriffe eine Leitstange, und diese wieder mit einem auf der Messerwelle festsitzenden Arme zu verbinden. Durch Umdrehen der Kurbel wird dann die Leitstange hin und her geschoben, folglich auch die Messerwelle hin und her gewiegt. Dieses Verfeinern des Tabaks mit Messern hat vor dem Zerstampfen den Vorzug, daß es den Tabak nicht so erhitzt, und daß deswegen die Beitze nicht so, wie bei dem Zerstampfen, verpflüchtiget werden kann. S. auch oben, unter Tabaksfabrikation. — Eine Tabakshandschneidemaschine besteht aus einem langen Messer, welches einen langen Heft hat, und an der Spitze zwischen einer Rolle eingesenkt und fest ist. Man schneidet nun damit auf dem Schneidetische beim Tabaksspinner die zu Wickeln zusammengedreheten Blätter klein, indem man die Klinge hebt und niederdrückt; der eingerollte Tabak, den man in die linke Hand nimmt, liegt auf dem Brette. So hat man auch kleine Tabakshandschneideladen, deren sich Tabaksraucher bedienen, um ihren Vorrath an Kanaster selbst zu schneiden, und auch Tabakshändler, um ihren Kunden den Rollenkanaster zu schneiden. Figur 9073 zeigt eine solche Maschine. Es ist ein 1 Fuß auch darüber langes, und 8 bis 10 Zoll breites Brett, oft mit einer Leiste eingefaßt, worauf sich ein $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll dickes, länglich viereckiges, 8 bis 9 Zoll langes, und 4 bis 6 Zoll breites Brett befindet, welches aufgeleimt ist. Auf diesem Brette ist vorn eine kleine eiserne, oben geöffnete Stange, durch welche Oeffnung das Schneidemesser vorn mit einem Stifte befestiget ist, so, daß es auf- und niedergeführt werden kann. Beim He-

ben des Messers schiebt man die Tabaksrolle hinunter, und schneidet so den Tabak, wie bei einer Hechselschneidemaschine.

Tabaksschneidezeug, hierunter versteht man die Tabaksschneidemaschinen; s. den vorhergehenden Artikel.

Tabaksschnupfen, das Einziehen des Schnupftabaks in die Nase, vermittelst der Finger, indem man eine Prise aus einer Dose mit dem Zeigefinger und Daumen nimmt, und sie vermittelst des Letzteren in die Nase schiebt, wozu das Aufziehen der Luft durch die Nase hilft. Ueber die Benutzung des Schnupftabaks und dessen Gebrauch sehe man unter Schnupftabak, Th. 147, S. 552 u. f., das Nöthige nach.

Tabaksschnupfer, derjenige, welcher Tabak schnupft, dem das Tabaksschnupfen zur Gewohnheit geworden ist; s. Th. 147, unter Schnupftabak.

Tabakssorten, Tabaksarten, die verschiedenen Arten des Rauch- und Schnupftabaks; s. unter Tabaksfabrikation und Tabakshandel.

Tabaksspinde, ein Spinde von Kienenholz, gebeitzt und polirt, auch wohl vorher mit einer Fournirung ausgestattet, und innerhalb mit Fächern versehen, um den feinen Rauch- und Schnupftabak darin aufzustellen; auch andere auf den Rauch- und Schnupftabak sich beziehende Gegenstände, wie chemische Feuerzeuge, Pfeifenköpfe, Dosen 2c. 2c. Man kann diese Spinden auch von Eichen- und anderm Holze machen, und sie mit einer weißen, braunen oder mahagonyartigen Oelfarbe anstreichen lassen. Die Fächer im Innern richtet man nach dem Gebrauche ein, daher läßt sich hier darüber nichts weiter sagen, nur muß jedes Fach so groß seyn, daß es mehrere Paquete fassen kann. Das Spinde muß daher eine gehörige Tiefe haben, um, außer den Schaupaqueten, noch mehrere dahinter aufstellen zu können, auch mit Glas- oder Scheibenthüren versehen seyn, und

so vorn im Laden stehen, daß es in die Augen fällt, besonders im Sommer bei geöffneten Ladenthüren. Man hat auch Schaufenster, in die man die angeführten Gegenstände stellt.

Tabaksspinnen und Tabaksspinnerey, das Spinnen der Tabaksblätter in Rollen, und der Ort, wo solches geschieht, und überhaupt der Tabak zugerichtet, das heißt, gebeitzt und saucirt wird. Man spinnt nur den inländischen Tabak. S. oben, unter Tabaksfabrikation, S. 128 u. f.

Tabaksspinner, ein Professionist, der den Blättertabak in Stangen spinnt, wie oben, S. 128 u. f., beschrieben worden. Er erlernt dieses Gewerbe in drei Jahren, und verfertiget zum Meisterstücke eine fein gesponnene Rolle Tabak. Einige Tabaksspinner verstehen auch die Kunst, den Tabak mit allerley Saucen oder Beitzen zuzurichten, und auf diese Weise verschiedene Sorten Rauchtabak darzustellen, und eben so auch Schnupftabak zu fabriziren, und treten dann in die Reihe der Tabaksfabrikanten; s. oben, unter Tabaksfabrik und Tabaksfabrikation, S. 115, und S. 119 u. f. In einigen Ländern macht man auch gepreßten Rollentabak, der gleichfalls mit einer Sauce zugerichtet, und dann gepreßt wird, wie z. B. der schwarze Brasilientabak.

Tabaksspinnerey, s. Tabaksspinnen.

Tabaksspinnmühle, s. oben, unter Tabaksfabrikation, S. 129.

Tabaksstampfe, siehe Tabakshandstampfe, oben, S. 215.

Tabaksstampfmühle, s. oben, unter Tabaksmühle, S. 236.

Tabaksstange, Glimmstengel, Cigarre, s. oben, unter Tabaksfabrikation, S. 185 u. f.

Tabaksstaub, eine Benennung des ganz feinen in Staub verwandelten Schnupftabaks, z. B. des Spanio!s, so

wie auch aller ganz trocken gewordener Schnupftabake, so daß sie wie Staub beim Anrühren oder Bewegen in die Höhe auffahren; dann auch der Staub, der beim Rauchtabake durch das Zerdrücken desselben in den Paqueten entsteht. Mit dem in den Werkstätten zusammengefegten Staube oder Pulver bestreut man Bäume, Saaten und Pflanzen, um sie vor Ungeziefer zu bewahren. Mengt man diesen Staub unter den zu säenden Samen, oder streuet man ihn auf die besäeten Beete, so soll er ein sehr wirksames Mittel gegen Erdflöhe, Ameisen und Schnecken seyn. Begießt man mit dem im Wasser erweichten Pulver die Pflanzen von Zeit zu Zeit, so schützt man sie gegen Raupen und Läuse.

Tabaksstengel, die Stengel und Rippen der Tabaksblätter, welche gleichfalls zu Tabak verarbeitet werden; s. oben, unter Tabak und Tabaksbau, und unter Tabaksfabrikation.

Tabaksstopfer, Tabakspfeifenstopfer, s. das letztere Wort, oben, S. 251.

Tabakstasche, eine Tasche zur Aufbewahrung des Rauchtabaks. Diese Tasche ist von Leder, hat eine Höhe von 7 bis 8 Zoll, und eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Fuß und darüber. Die äußere Seite ist gewöhnlich mit Seehundsfell überzogen, und die innere gleicht einer Brieftasche. Die Tasche von Leder ist nämlich so eingenähet oder gesteppt, daß sie bequem $\frac{1}{4}$ Pfund und darüber Rauchtabak fassen kann; dann ist noch ein Täschchen daran, worein man Stahl, Stein und Schwamm legen kann. Das Ganze wird nun zusammengerollt, mit einem daran genäheten Bande befestiget, und so beim Spazierengehen in die Tasche gesteckt. Man überziehet die Tasche auch mit anderm Leder, z. B. mit Corduan, Marroquin ꝛc., je nachdem man sie zierlich haben will.

Tabakstrockenhaus, s. oben, unter Tabak und Tabaksbau, S. 91 u. f.

Tabakstrocknen, Tabakstrocknung, s. oben, unter Tabak und Tabaksbau.

Tabaksverbot, das von der Polizey ausgehende Verbot, Tabak zu rauchen, sowohl auf den Straßen in den Städten, als auch in den Dörfern, in den Wäldern, und bei der Arbeit der Arbeitsleute, besonders wo feuerfangende Gegenstände sich befinden; s. auch den Art. Tabaksrauch.

Tabaksverordnung, Verordnungen, Rescripte und Publicanda, wegen der Abgaben vom Tabake, sowohl von den eingehenden rohen Tabaksblättern, als auch von den im Inlande erzeugten Schnupf- und Rauchtabaken, dann auch von andern Gegenständen, die sich auf den Tabak beziehen. Dergleichen Verordnungen ꝛc. kommen besonders in den Ländern vor, wo der Tabak ein Monopol oder ein Regal der Krone ist, aber auch in andern Ländern, wo dieses nicht der Fall ist, man aber von der starken Tabaksconsumtion zum Nutzen des Staats Vortheil ziehen will. Bei uns in Preußen sind zur Zeit der Tabaksverwaltung von Seiten des Staats in dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts mehrere Verordnungen deshalb erschienen, z. B. Verordnung, wie es mit dem Transito der fremden Tabake durch die Königl. Preußischen Lande diesseits der Weser gehalten werden soll. — Publikandum gegen den Ver- und Aufkauf der Tabaksblätter auf dem platten Lande. — Publikandum, wodurch die Tabaksfabrikation allgemein wieder frei gegeben wird. — Publikandum, daß nicht Jeder ohne Unterschied soll Tabak fabriziren können. — Erneuertes Verbot wegen alleiniger Fabrizirung der Tabake in den Städten. — Publikandum, daß die Tabaksfabrikanten und Kaufleute zu Rolltabaken sich zunftmäßiger Meister und deren Gesellen bedienen sollen. — Publikandum, die Tabake nicht in den gedruckten Umschlägen anderer Fabrikanten zu verpacken

und zu verkaufen. — Rescript, den Aufkauf der Tabaksblätter betreffend. — Rescript wegen der Urtels-Gebühren in Appellations-Sachen unvermögender Tabaksdefraudanten. — Rescript wegen Beschleunigung der aus der bisherigen Tabakseinrichtung entstehenden Prozesse. Alle diese Verordnungen erschienen in den 1780zer und 1790ger Jahren. — Eine Verordnung wegen der Abgaben vom Tabake in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, erschien 1786, und in demselben Jahre erschien auch eine Verordnung wegen Abgabe auf eingehende rohe Tabaksblätter in den Braunschweigischen Landen; auch im Hessen-Casselschen erschien eine dergleichen Verordnung. Im zweiten Decennium des jetzigen Jahrhunderts erschienen auch einige Verordnungen wegen des Tabaks im Bayerschen und Würtembergischen. In einer der von dem Könige Max Joseph in Bayern erlassenen Verordnung, soll der Staats-Schulden-Tilgungskasse durch den Tabaksabsatz eine Rente gesichert werden, dabei aber auch von der Consumtion alles Drückende und Lästige des Tabaksaufschlages entfernt werden. Nach dieser Verordnung soll der an der Grenze des Königreichs von jedem Centner aller eingehenden ausländischen Tabaksorten und Karotten erhobene Zoll und Consumtionsaufschlag, von 2 Fl. Maut und 24 Fl. Aufschlag nicht noch ferner bestehen, sondern alle vom Auslande eingehenden Tabaksblätter sollen von der Bekanntmachung der Verordnung an, nicht allein 1 Fl. Maut, sondern auch noch besonders 6 Fl. Consumtions-Aufschlag für jeden Centner zahlen. Schnupftabak einzuführen soll in Zukunft ganz verboten seyn. Der Aufschlag auf den im Innlande erzeugten Schnupf- und Rauchtabak soll mittelst Composition erhoben werden. Compositionspflichtig sind die sämmtlichen Tabaksspinner und Tabakshändler im Königreiche, welche bei der General-Zoll- und Mautdirektion in Tabaksregie-Ge-

genständen eigene Patente, worin ihr jährlicher Compositions-Betrag ausgedrückt ist, lösen müssen, wenn nicht ihr Geschäft als aufgehoben betrachtet werden soll. Der Maaßstab zur Compositions-Erhebung giebt, im Falle eines Widerspruchs, die Bevölkerung der Städte, Märkte und Dörfer, nach den bestehenden Polizey-Abtheilungen. Bei Städten und Märkten wird der Tabaks-Compositionsaufschlag jährlich zu 3 Gulden, in Dörfern zu 2 Gulden auf die sechste Seele der Bevölkerung gerechnet. Die Zeit der Dauer der Composition wird einstweilen auf drei Jahre festgesetzt. Dieses Geschäft leitet die General-Zoll- und Mautdirektion als Tabaksregie mit Zuziehung der Staatsschulden-Tilgungskommission, und sie sollte sich deswegen mit den General-Kreis- und Stadt-Kommissariaten in Verbindung setzen, und diese sollen wieder durch die Polizey-Behörden die Tabaksregie in allen Gegenständen, welche sowohl auf die allgemeine und spezielle Berichtigung dieses Geschäfts, als überhaupt auf den Tabaksbau und die Fabrikation Beziehung haben, mit Nachdruck und Thätigkeit unterstützen. Den Polizey-Behörden soll zur Vollziehung der obliegenden Verrichtungen kein längerer Termin, als von 14 Tagen nach erhaltener General-Kommissariatsweisung zugestanden werden; nach Verlauf dieses Termins soll man sie vermittelst Execution dazu anhalten. Wenn in den Städten oder Märkten, wo mehrere Tabakshändler sich befinden, wegen Vertheilung der jährlich zu bezahlenden Tabakscompositionen sich Anstände ergeben, so sollen dieselben durch ein Compromiß von Handelsleuten unter Leitung der oben gedachten Behörden gehoben werden. — Niemand soll zum Tabakshandel berechtiget seyn, als wer es schon ist, und wer sogleich das Patent dazu von der General-Zolldirektion löset. Selbst die ausländischen Tabaksfabrikanten sollen ihre Fabrikate nur an solche patentisirte Tabakshändler verkaufen. Das schon verbotene Hausiren soll in Bezug

auf den Tabak unbedingt verboten seyn; auch soll auf öffentlichen Jahrmärkten kein Tabak verkauft werden, als von den Tabakshändlern des Orts aus ihrem gewöhnlichen Magazine. Sämmtliche Tabaks-Fabrikanten, Tabaksspinner und Tabakshändler werden aufgefordert, dieser Verordnung ganz zu entsprechen; denn im entgegengesetzte Falle sollen in Ansehung des Tabakshandels und der Tabaksfabrikationen andere Verfügungen eintreten, wodurch man die Betreiber mehr in die Abhängigkeit der Tabaksregie setzen will.

Die im Königreiche Würtemberg zu gleicher Zeit erschienenen Verordnungen wegen des Tabaksbaues, der mit Tabak handelnden Kaufleute, und der Tabaksfabrikanten, enthalten folgende Vorschriften:

Um die Nachtheile abzuwenden, welche bei dem zunehmenden Tabaksbaue aus einer willkührlichen Benutzung der eingeerndteten Tabaksblätter für das Interesse der Königlichen Tabaksregie entstehen könnten, werden, unter Hinweisung auf die diesfalls bereits bestehenden Verordnungen, folgende nähere Bestimmungen gegeben: 1) Es darf nur in solchen Garten- und Ackerbeeten Tabak gepflanzt werden, die wenigstens $\frac{1}{4}$ Morgen im Maaß halten. Kleinere Gutstheile dürfen mit dieser Pflanze nicht angebauet werden. 2) Vor dem wirklichen Anbaue muß der Gutsbesitzer dem Königlichen Accisebeamten seines Wohnorts Anzeige von seinem Vorhaben machen, und ihm das zum Tabaksbaue bestimmte Feld, nebst dessen Maaßgehalt, genau benennen. Wenn kein gesetzliches Hinderniß im Wege steht, so hat der Acciser dem Pflanzer einen Concessionsschein zu ertheilen, der, neben des Letztern Namen und dem Jahrgange, zugleich die Benennung und den Flächeninhalt des anzubauenden Feldes enthält, und wofür er ein Honorar von 12 Kr. vom Morgen zu erheben berechtiget ist. — 3) Müssen die Ortsacciser über die einzelnen Tabaksanpflanzungen, wofür sie Concessionsscheine ausgestellt, Verzeichnisse

führen, und solche mit dem ersten July jeden Jahres an den Ober-Acciser einsenden, der aus denselben ein General-Verzeichniß fertigen, und hiervon sogleich ein Exemplar an die General-Direktion der Tabaksregie, ein zweites aber an die Kameralverwaltung seines Bezirks einsenden muß, damit Letztere das Zehend-Interesse zu besorgen im Stande ist. — 4) Jedem Tabakspflanzer, der, ohne einen Concessionsschein erhalten zu haben, und demjenigen, der eine größere Fläche oder ein anderes Feld, als er dem Acciser angegeben hat, bebauet, wird der Ertrag confiscirt, und er daneben mit einer Geldstrafe von 10 Thalern belegt. — 5) Die Tabaksblätter dürfen bei gleicher Strafe nicht anders, als in Gegenwart des Accisebeamten eingeerndtet werden, welcher bei dieser Gelegenheit die ausgestellten Concessionsscheine wieder an sich zu ziehen, den Betrag der rohen Erndte zu schätzen, und hierüber eine Liste zu führen hat. — 6) Die eingeerndteten Blätter dürfen nur an eine inländische privilegirte Fabrik, oder in das Ausland verkauft werden. Wer einen andern Gebrauch davon macht, wird mit 20 Thalern auf den Centner, oder, wo das Quantum nicht auszumitteln ist, mit einer Geldstrafe belegt, deren Minimum 15 Thaler ist. — 7) Bei der wirklichen Versendung der Blätter, oder bei der Uebergabe derselben an den Käufer im Wohnorte des Pflanzers, muß der Acciser gleichfalls zugezogen werden, und wo kein öffentlicher aufgestellter Wagemeister sich befindet, die Waare von ihm genau abgewogen, der Wageschein und Frachtbrief von ihm ausgestellt, und an den der Fabrik vorgesetzten Controleur, oder wenn die Waare in das Ausland geht, an den Grenzzoller addressirt, und plombirt abgesendet werden. Wo ein Wagemeister angestellt ist, hat der Acciser dem Abwägen beizuwohnen und den Wage- und Frachtschein zu visiren. In beiden Fällen soll aber der Acciser den Namen des Verkäufers, die Quantität, den Verkaufspreis ꝛc. aufnehmen, und in die von ihm zu führende Liste genau eintragen. — 8) Auf Lichtmeß jeden Jahres sammelt der Ober-Acciser die Ortslisten, und verfertiget daraus den vorgeschriebenen tabellarischen Bericht, den er acht Tage nach jenem Termine an die General-Direktion der

Königlichen Tabaksregie einsenden muß. Diejenigen Ober-Accifer, in deren Bezirk kein Tabak gebauet worden ist, müssen hiervon auf gleichen Termin Anzeige an die General-Direktion machen. Zugleich sollen die Polizey-Behörden, Zoll- und Accise-Visitatoren angehalten werden, über Vergehen gegen diese Verordnung strenge zu wachen.

Eine zweite Verordnung geht die mit Tabak handelnden Kaufleute und Tabaksfabrikanten an. Sie bestimmt:

1) Daß die Königlichen Oberämter jeden in ihrem Bezirke befindlichen Handelsmann zu Protokoll nehmen sollen, ob er mit Tabak zu handeln gesonnen sey, und dann soll eine Liste über diejenigen angefertiget werden, die den Tabakshandel treiben wollen, und diese Liste soll innerhalb vier Wochen an die General-Direktion der Königlichen Tabaksregie eingesendet werden; auch soll die Vorkehrung getroffen werden, daß der Zuwachs und Abgang jeden Jahres auf den 1. May durch die Accise-Klassifikations-Kommission an eben diese Behörde auf's Genaueste einberichtet werde. — 2) Jedem mit Tabak handelnden Kaufmanne soll aufgegeben werden, über seinen Verkehr mit Tabak, abgesondert von den übrigen Gegenständen seines Handels, ein eigenes Buch und eine eigene Rechnung zu führen, und die darauf Bezug habende Correspondenz, Facturen und andere Schriften besonders aufzubewahren. In diese Rechnung ist nicht nur jeder Einkauf an Tabak mit sorgfältiger Bemerkung: wann, woher, welche Qualität, in welchen Preisen, wie viel, und durch welchen Fuhrmann, sondern auch unter Anführung eben dieser Umstände jeder Einkauf an andere Kaufleute und Krämer, so wie alle Versendungen in das Ausland, und von Monat zu Monat den eigenen Detail-Verschluß einzutragen. — 3) Diejenigen Kaufleute, welche in größeren oder kleineren Quantitäten Tabak an andere inländische Kaufleute und Krämer verkaufen, müssen an jedem Quartale über alle Verkäufe dieser Art einen zuverläßigen Auszug an die Regie-Direktion einsenden. Die-

ser Auszug soll den Namen und den Wohnort des Abnehmers, auch die Gattung und Qualität des Tabaks, so wie die Zeit und Art der Versendung enthalten. — 4) Wer sich in diesen Auszügen oder in der ad Nr. 2 anbefohlenen Buchführung eine Nachläßigkeit zu Schulden kommen läßt, wird mit 10 Rthlrn., bei einer absichtlichen Unrichtigkeit aber mit 30 Rthlrn. bestraft. Auf die Wiederholung ist die doppelte Strafe gesetzt, und auf den dritten Fall des Vergehens tritt die Confiskation des Vorrathes an Tabak und eine Strafe von wenigstens drei Monaten Festungsarrest ein. — 5) Auch die Tabaksfabrikanten des Königreichs haben eine dem Zwecke entsprechende Buchführung in ihrem Gewerbe einzuführen, und zu dem Ende a) ein Fabrikations-Scontro über Empfang und Verarbeitung der rohen Blätter, und b) ein Waaren-Scontro über die fabrizirte Waare und deren Verkauf zu halten, und damit auf den 1. November jeden Jahres, wo zugleich in jeder Fabrik mit größter Pünktlichkeit ein Sturz vorzunehmen ist, den Anfang zu machen. — 6) Die in jedem Fabrikorte von der General-Direktion der Königl. Tabaks-Regie aufgestellten Controleurs, sollen nicht nur über die Buchführung wachen, sondern auch die Fabrik fleißig visitiren, alle Ein- und Ausfuhren controliren, dem Sturze, der wenigstens alle zwei Jahre zu wiederholen ist, beiwohnen, und überhaupt das Interesse der Regie gegen alle unerlaubte Handlungen der Fabrikanten bewahren. Besonders haben diese Controleurs, wenn der Fabrikant Blätter vom Auslande erwartet, das betreffende Grenzzollamt davon zu benachrichtigen, welches sogleich die ankommenden Wagen zu plombiren, und mit den versiegelten Frachtbriefen an den Controleur zu addressiren hat, von welchem wiederum dem Grenzzoller von der wirklich erfolgten Ankunft der Waare unverweilt Nachricht zu geben ist. Wenn diese mit dem nächsten Posttage nicht einlaufen sollte, so hat das Grenzzollamt unvorzüglich eine nähere Untersuchung einzuleiten. Auch die im Inlande erkauften Blätter sind von dem Acciser in dem Wohnorte des Verkäufers an den Fabrikcontroleur zu addressiren. Die angekommenen Wagen dürfen nur in Gegenwart des Controleurs abgeladen und nachgewogen

werden, so wie auch die geringste Tabaksversendung nicht anders, als nach einer in Gegenwart des Controleurs vorgenommenen Abwägung und Plombirung und mit einem von ihm visirten Frachtbriefe geschehen kann. Ueber dieses Alles führt der Controleur ein Controlbuch nach der ihm besonders ertheilten Instruktion. — 7) Unrichtigkeiten in der Buchführung der Fabrikanten werden eben so bestraft, wie es oben in §. 4. bei den Kaufleuten bestimmt worden. Wenn Blätter auf die Magazine gebracht werden, oder Tabak versendet wird, ohne Beisehn des Controleurs, das heißt, ohne daß seine Ankunft abgewartet worden, so wird der Fabrikant mit dem Verluste der Waare, der Fuhrmann aber mit 20 Rthlrn. bestraft. — 8) Die dem Controleur übertragene Aufsicht bezieht sich auf die Tabaksmühlen; daher ist alle eingehende rohe und alle ausgebende gemahlene Waare bei Confiskationsstrafe dem Controleur an Ort und Stelle vorzuzeigen und von ihm aufzunehmen, so wie er auch in der Zwischenzeit die Mühlen fleißig zu visitiren hat. So weit die Verordnungen über den Tabak.

Tabaksverwaltung, Tabaksregie, die Verwaltung des Tabaks von Seiten der Regierung, als ein Regal der Krone. Es wird hierbei eine General-Direktion angeordnet und eine Buchhalterey, in welcher das Tabaksgeschäft gebucht wird. Hiermit ist zugleich das Tabakskomptoir und die Niederlage verbunden, woraus der Verkauf und die Versendungen geschehen.

Tabaksvignette, s. Tabaksetiquette.

Tabakswolke, elektrische, nach Wilsons Beobachtung bei den Blitzableitern. Wenn der Wind eine Wolke vor sich hertreibt, die mit elektrischer Materie geladen ist, und solches gegen eine andere Wolke, die nicht elektrisch ist, so bildet sich ein Blitzfunken auf eben die Art, wie man schon öfters zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, daß nämlich der Tabaksrauch einer Person, welche zu der Zeit rauchte, als man sie elektrisirte, einer andern Tabakswolke von einer Person begegnete, welche nicht

elektrisirt wurde, und im Kleinen eine Art von Blitz mitten in der Luft hervorbrachte. Bei diesem Phänomen beobachtete man eine heftige Erschütterung an den beiden Tabakswolken, die sich untereinander mischten. Diese beiden Wirbelwinde der Pfeife bildeten einige solche Zirkel oder krause Wellen, welche man wahrnimmt, wenn sich der Rauch verdichtet und zu Boden wölbt. Durch einen glücklichen Zufall sah man hier, wie sich die Kreise einander wechselsweise stießen.

Tabanica, die Lateinische Benennung der **Bremsen**, s. Th. 6, S. 586 u. f. Nach dem neuesten Systeme der Insekten gehören die Bremsen zur **vierten Familie der Zweiflügler** (Diptera), und ihre Gattungskennzeichen sind: dreigliedrige Fühler, mit mehr ringeligem Endgliede, vorstehender Rüssel, der dick ist, und breite Sauglappen am Ende hat. Es sind Plageinsekten des Menschen und des Viehes, indem sie stechen, und das Blut aussaugen. Man theilt sie in **drei Gattungen**. Die erste Gattung sind die **Viehbremsen**, Tabani, deren drittes Fühlerglied gebogen, und am Rande mit einem Seitendorn versehen ist; die Flügel sind etwas abstehend. Zu dieser Gattung gehört 1) die **Hautbremse**, Tabanus bovinus, von schwarzbrauner Farbe; der Hinterleib ist mit Querbinden, und auf dem Rücken mit weißlichen, dreieckigen Flecken versehen. Die Länge beträgt 1 Zoll. Man findet sie in Wäldern, wo sie den Pferden und dem Rindviehe lästig wird. — 2) Die **Herbstbremse**, Tabanus autumnalis, mit schwärzlichem Rückenschilde und grauweißlichem Hinterleibe; jeder Ring hat vier schwarze Flecken. Die Länge beträgt 8 Linien. Ihr Aufenthalt sind gleichfalls die Wälder. Beide Arten sind sehr gemein an den genannten Orten. — Zur zweiten Gattung gehören die **Blindbremsen**, Chrysopes, mit langen Fühlern, das Endglied am längsten, fünfringelig, und drei Nebenaugen. Die Flügel sind abstehend und braun gezeichnet;

sie quälen durch empfindliches Stechen. Bekannt davon sind: 1) die Blindbremse, Chrysops coecutiens, mit grünen Augen. Das Männchen ist schwarz, und die Flügel sind fast ganz braun. Das Weibchen ist heller, und hat einen gelbgefleckten Hinterleib. Die Länge beträgt 4 Linien. Sie ist sehr gemein. — 2) Die einsame Bremse, Chrysops relictus, mit rothem Hinterleibe und zwei schwarzen Flecken auf dem zweiten Ringe; weniger größer, als die Erstere. — Zur dritten Gattung gehören die Regenbremsen, Haematopotae, welche keine Nebenaugen haben. Die Flügel liegen fast dachförmig an, und stehen nur an der Spitze ab; sie sind braun marmorirt. — Die Regenbremse, Haematopota pluvialis, schwärzlich, mit grauen Streifen und Flecken; 4 bis 5 Linien groß, gemein, und Menschen und Thieren sehr lästig.

Tabanus, der Lateinische Name der Viehbremse, s. oben, S. 278.

Tabarzetzucker, wurde ehemals in den Apotheken der weiße Zucker genannt, der auch den Namen Raffinade führt, wegen seiner Reinheit und weißen glänzenden Farbe. Dieser Zucker kam ehemals von der Insel Madeira über Portugal zum Handel, und soll noch den schönsten Kanarienzucker übertroffen haben. Man hatte von diesem Zucker drei Sorten, deren eine immer die andere an Feinheit übertraf, nämlich: schlechtfein, feinfein, und superfein. Jetzt kommt dieser Unterschied zwar noch vor, allein der Zucker wird in Deutschland eben so gut raffinirt, als in den überseeischen Ländern, und der Kanarienzucker hat jetzt den Vorzug; der Raffinade steht demselben an Feinheit und Weiße nach.

Tabasheer, Tabasheer, Tabagir, eine meistentheils milchblaue an den Kanten durchscheinende, harte, spröde Substanz, die sich zuweilen in der innern Fläche der Höhlung, welche die Absätze des Bambusrohrs bilden, befindet. Macie, auch James Smitson genannt,

ein Englischer Chemiker, hat diese Substanz zuerst zergliedert, und gefunden, daß sie hauptsächlich aus Kieselerde besteht. Dieselbe wurde gleichfalls in einem unweit London in einem Treibhause gezogenen Bambusrohre gefunden; sie war so hart, daß sie Glas ritzte. Humboldt hat von seiner Reise Tabasheer mitgebracht, welches von einer Bambusa, die auf der Abendseite von Pichincha wächst, kommt. Die Farbe desselben ist milchweiß; Geruch und Geschmack sind daran nicht zu bemerken. Ein Theil desselben ist körnig und glänzend, wie krystallisirt, ein anderer bildet kleine unregelmäßige Massen, welche den Bruch und die Halbdurchsichtigkeit getrockneter Alaunerde haben. Es enthält einige Reste von dem Gewächse, woraus es genommen wurde. Auf glühenden Kohlen wird es schwarz, und verbreitet einen stechenden Rauch, der die Gegenwart eines Pflanzenstoffes anzeigt. Wasser löset nur sehr wenig davon auf; durchs Kochen damit wird diese Substanz etwas gelblich, und läßt nach dem Abdampfen eine kaum merkliche Spur von Natron zurück. Klaproth fand bei einer Analyse, die übrigens nur mit einer sehr geringen Quantität dieser Substanz angestellt wurde: 70 Kieselerde, 30 Kali und Kalkerde. Hiermit stimmt die Analyse von Fourcroy und Vauquelin, im Mem. de l'Inst. vol. T. VI., übersetzt im Journal für Chemie und Physik, Bd. 2, S. 112, vollkommen überein.

Tabatière, die Französische Benennung der Tabaksdose.

Tabel, eine Benennung des Kobers, s. Th. 42, S. 189.

Tabellarisch, Bei- und Nebenwort, in Gestalt einer Tabelle eingekleidet, wie eine Tabelle eingerichtet.

Tabelle, Tabella, ein Verzeichniß, worein Individuen in verschiedenen Verhältnissen des Wirkens, so auch Staatsformen, Staatseinrichtungen, geschichtliche Gegenstände, naturhistorische Formen, als Klassen, Gattungen, Arten, Abarten oder Unterarten zur schnellern Ueber-

sicht gebracht werden können; überhaupt worein Alles, was zählbar ist, und sich zu einem geordneten Ueberblicke eignet, gebracht werden kann. Daher hat man ökonomische, technologische, genealogische, chronologische, statistische, astronomische, mineralogische, meteorologische oder Witterungs-, anatomische, mathematische, Seelen- oder Bevölkerungs-, naturhistorische, Forst- oder Wald-, Rechen-, Wirthschafts-, militairische ꝛc. ꝛc. Tabellen. Man setzt die Gegenstände, welche tabellarisch geordnet werden sollen, entweder übereinander, oder untereinander, und erhält durch diese Tabellen dann eine kurze, geregelte und schnelle Uebersicht derjenigen Gegenstände, welche die Form der Tabelle angenommen haben. Um dieses deutlicher zu machen, mögen hier nur die Ueberschriften oder Rubriken einiger Tabellen stehen. Es versteht sich, daß diese Rubriken mit Linien durchzogen werden, sowohl mit senkrechten Linien, als auch mit Querlinien, je nach dem Inhalte der Tabelle. In der Oekonomie oder Landwirthschaft beziehen sich die Tabellen auf den Ackerbau und den Viehstand, berühren also alle Arbeiten der Landwirthschaft und der Viehzucht, wie sich hier zeigt:

Getreide-Aussaats-Tabelle.

Namen der Ackerstücke	Flächen-Inhalt.		Getreide-Sorte.	Datum der Aussaat.	Einfall.		
	Morg.	□ Rt.			Wsp.	Schf.	Mtz.

Aussaats-Tabelle von Futterkräutern und Gewächsen.

Namen der Ackerstücke.	Flächen-Inhalt. Morg.	□ Rt.	Welche Sorte von Gewächsen.	Datum der Aussaat.	Nach Scheffeln oder Pfunden.	Ob allein, od. unter welcher Frucht.	In welchem Zustande der Acker.	Ob zur Weide, Abfüttern od. Heuen.

Getreide-Erndte-Tabelle.

Ackerstücke.	Flächen-Inhalt. Morg.	□ Rt.	Getreide-Arten.	Zahl der Gebünde.

Heu-Gewinn-Tabelle.

Namen der Wiesen und Aecker.	Flächen-Inhalt. Morg.	□ R.	Ob Klee, Luzerne, Grasheu ꝛc.	Zahl der Fuder oder nach dem Gewicht.

Dresch-Tabelle.

Nummer der Diele.	Datum des Aufmessens.	Getreide-Sorte.	Zahl der Gebünde.	Aufgemessenes Getreide.	Afterkorn.	Dreschlohn.	Auf den Boden gebracht.

Tabelle

Rindvieh-Bestand-Tabelle.

Bestand im	Samen-Rinder.	Milch-Kühe.	Güstes Vieh.	zwei-jähriges	einjähriges.	Kälber.	Zug-Ochsen.	Mast-Ochsen.	Abgang. verk.	Abgang. geschl.	Abgang. gest.	Bemerkungen.

Unter der Rubrik: Bestand im, folgen die Monate: Januar, Februar, März ꝛc. ꝛc., mit Linien durchschossen, so daß der ganze Viehstand des ganzen Jahres in der Tabelle verzeichnet steht, man also auch eine Uebersicht von dem Bestande eines jeden Monats erhält.

Schafvieh-Bestand-Tabelle.

Bestand im	Alte Schafe.	Alte Hammel u. Böcke.	Zeit-Schafe.	Zeit-Hammel.	Zibben. Jährlinge.	Hammel Jährlinge.	Zibben. Lämmer	Hammel. Lämmer	Abgang. verk.	Abgang. geschl.	Abgang. gest.	Bemerkungen.

Schweinevieh-Bestand-Tabelle.

Bestand im	Eber.	Zucht-Sauen.	2jährige Schw.	1jährige Schw.	Läufer.	Ferkel.	Mast-Schw.	Abgang. verk.	Abgang. geschl.	Abgang. gest.	Bemerkungen.

Auf großen Gütern kommen zu diesen Tabellen auch noch die Pferdebestand-Tabellen, die Fischbestand-Tabellen in den Teichen ꝛc. ꝛc. — Die Technologischen Tabellen beziehen sich auf die Fabriken und Handwerke, geben von diesen Zweigen der Industrie in den Städten, Provinzen und Reichen schnell faßliche Uebersichten, sowohl von der Anzahl der Fabriken und Arbeiter, als auch von der Menge der Fabrikationen oder Fabrikate, und deren Absatz im Großen, sowohl auf Messen, als durch den in- und auswärtigen Handel, durch Versendungen von den Fabriken und Manufakturen aus. Bei den Handwerkern die Anzahl der Meister, Gesellen und Lehrlinge in den verschiedenen Handwerken ꝛc. Ueber die Stammtabellen sehe man den Artikel Stammbaum, Th. 169, S. 248 u. f., nach. Hierzu gehören auch die Regierungsfolgetabellen oder Tafeln, die Successionstafeln ꝛc. ꝛc. (T. G. Voigtel genealogische Tabellen zur Erläuterung der Europäischen Staatengeschichte. Fol. Halle, 1811.) Die chronologischen Tabellen oder Tafeln bedient man sich zur Abkürzung der Berechnung der Zeit, z. B. die Tabellen oder Tafeln der Sonntagsbuchstaben, die Ostertabelle ꝛc.; s. unter Jahr, Th. 28. Zu den chronologischen Tafeln oder Tabellen gehören auch die Geschichtstabellen oder Tafeln. Man hat zwei Methoden, die Begebenheiten in der Geschichte zu ordnen, nämlich die ethnographische Methode, in welcher man die Geschichte chronologisch erzählt, weil man hier ein Volk nach dem andern vornimmt, und bei der synchronistischen Methode setzt man Alles, was zu gleicher Zeit in mehreren Ländern und Völkern, Religionen und Wissenschaften vorgefallen ist, beisammen, und entweder so, daß man die Begebenheiten eines jeden Jahres oder Zeitraumes einander unmittelbar nachsetzt, wie in den Annalen, oder daß man sie in besondere Columnen oder Spalten ein-

ander gegenüber setzt. Bei dieser Methode wird die chronologische zugleich mit beobachtet. Bringt man nun die Begebenheiten in kurze Sätze, so entstehen die Tabellen, welche man synchronistische Tabellen oder Tafeln nennt, die man aber auch oft mit dem Namen der chronologischen Tabellen belegt. Man hat einzelne Tabellen im Großen, vornämlich Landchartenformat. Auch hat man ganze Bücher zu diesem Behufe in verschiedenen Formaten: Folio, Quart und Octav; sie dienen hauptsächlich dazu, um die Zeit, wo etwas geschehen ist, geschwinder zu finden, und das, was um dieselbe Zeit anderswo vorgefallen ist, mit einem Blicke zu übersehen, taugen aber nichts zur Erklärung für Anfänger, noch weniger dürfen dergleichen Tabellen auswendig gelernt werden. Man hat mit dergleichen Tabellen schon mehrere Künsteleyen getrieben; man hat sogar eine Maschine erfunden, wo eine chronologische Tafel von ungeheurer Länge auf zwei Cylindern auf- und abgerollt werden kann; besser soll es seyn, wenn man ein Paar chronologische Charten an die Wand hängt, oder ein Buch, wie Bergers synchronistische Tabellen bei der Hand hat. Man kann auch Gatterers Synopsis Historiae Universalis in sex tabulis fol. dazu gebrauchen, und eine jede einzelne Tafel besonders auf Pappe kleben, und aufhängen, oder in ein Buch zusammenbinden lassen. Die zwei letzten Tafeln sind sehr künstlich eingerichtet; man kann aus ihnen die Dauer eines jeden Reichs sogleich auf den ersten Blick übersehen. Man muß übrigens bei allen solchen Tabellen darauf achten, welchem Systeme der Verfasser in der alten Chronologie gefolgt ist, um nicht irre zu werden, wenn man in andern Büchern andre Jahreszahlen findet, und da auch in der Chronologie, besonders in der alten, Vieles ungewiß ist, so kann man diese Tabellen nur als ein ungefähres Hülfsmittel gebrauchen. Die ersten chronologischen Tafeln hat Paul Constan-

tin Phrygio um das Jahr 1530 geliefert, und seitdem wurden sie immer verbessert und brauchbarer gemacht. Unter diesen sind die chronologischen Tabellen von Chr. Schrader, 1658, Ben. Marshall, 1700, Theod. Berger, 1729, John Blair, 1756, die vorzüglichsten. — Fulda gab 1782 eine Charte der Weltgeschichte auf eilf gut illuminirten Tafeln heraus, die einen großen Scharfsinn verrathen soll, aber ihrer künstlichen Zusammensetzung wegen wenig brauchbar ist. Die empfehlungswürdigsten, neuen chronologischen Tabellen sind: D. G. J. Hublers synchronistische Tabellen der Völkergeschichte. 2te Ausgabe. Freiburg, 1799, drei Lieferungen. Folio. Nach Gatterer's System; die Tafeln gehen 1453, und sind mit Sorgfalt und Fleiß bearbeitet; dann dessen synchronistische Tabellen über die neue Geschichte der Europäischen Reiche. Daselbst, 1802. Fol. — G. G. Bredow's Weltgeschichte in Tabellen, nebst einer tabellarischen Uebersicht der Literärgeschichte. 2te Ausgabe. Altona, 1804. Fol. — C. Kruse, Atlas zur Uebersicht der Geschichte aller Europäischen Staaten. Oldenburg und Halle, 1808. Drei Lieferungen. Fol., enthält zugleich Zeittafeln. — Ueber Zeittafeln vergl. J. F. Pries Ankündigung einer Schrift über historische Zeittafeln. Rostock, 1804. Der Verfasser schlägt eine Art der Mappirung, wie bei den Landcharten, auch für die chronologischen Tabellen vor; aber seine Vorschläge sollen zum Theil unausführbar, zum Theil ganz ohne Nutzen seyn. Gute Bemerkungen über Zeittafeln findet man in einem Aufsatze in der neuen Leipziger Literatur-Zeitung, 1804. Junius. St. 81. — G. G. Bredows Weltgeschichte in Tabellen, 3te Auflage. Jena, 1810. — Dr. E. Krüger, Zeittafeln der neuesten Geschichte, 1830 — 1838. 5 Tabellen in Folio. Emden. — Die statistischen Tabellen geben eine Uebersicht von der Be-

völkerung, den Naturprodukten, den Gewerben und dem Handel eines Staates; sie müssen so angelegt werden, daß man eine genaue Uebersicht von dem Ganzen erhält. Es versteht sich, daß hier die Tabellen einzeln angelegt werden müssen. So z. B. von der Bevölkerung, von den hauptsächlichsten oder vorzüglichsten Naturprodukten, die der Staat gewinnt, und die in den Handel übergehen, also Handelsprodukte geworden sind, sowohl des Ackerbaues, als auch der Viehzucht, der Waldungen, der Fischerey, des Bergbaues ꝛc., von den Fabriken des Landes, von den Handwerkern in Hinsicht der Anzahl, von dem Handel, sowohl dem Groß- als Kleinhandel, von dem Wechselhandel, von den Speditions- und Commissionsgeschäften ꝛc. ꝛc. — Die astronomischen Tabellen geben eine Uebersicht von den Himmelskörpern, ihrem Laufe ꝛc. Man sehe die Artikel: Mond, Th. 93, Planet, Th. 113, Sonne, Th. 155, Stern, Th. 173, und Sternatafel, daselbst, S. 465 u. f., nach. — Die mineralogischen Tabellen enthalten eine Uebersicht aller Mineralien, sowohl der Steine und Erze, als auch der Erden nach den Klassen, Ordnungen ꝛc.; s. unter Stein, Th. 171 und 172, und unter Metall, Th. 89. — Die meteorologischen oder Witterungstabellen zeigen den Zustand der Witterung, auch auf die Vegetation, Thiere, besonders Vögel und die Insekten an; s. den Art. Meteorologie, Th. 89. Besonders beziehen sich die Tabellen auf vergleichende Beobachtungen der Thermometer und Barometer von einem Orte mit denen der anderen Oerter, wie man dergleichen Tabellen auch in den politischen Zeitungen findet. — Die anatomischen Tabellen, s. unter Zergliederungskunst in Z. — Die mathematischen Tabellen beziehen sich auf Zahlen und Größen, wozu auch die Logarithmen gehören, auch die Münzen oder Geldverhältnisse, die Maaße, Gewichte ꝛc. ꝛc.

Hierher gehören die Intereſſen- oder Zinstabellen, die Rabatt-Tabellen (ſ. unter Rabatt, Th. 129), Leibrententabellen (ſ. Th. 71, unter Leibrente ꝛc.), Mortalitätstabellen, ſiehe unter Sterbekaſſe, Th. 173, Combinationstabellen ꝛc. ꝛc. — Die Seelen- oder Bevölkerungstabellen, welche den Anwachs der Bevölkerung in den Städten, Provinzen ꝛc. zeigen; ſ. unter Volksvermehrung und Volkszählung. — Die Naturhiſtoriſchen Tabellen beziehen ſich auf das ganze Thierreich, alſo auf alle Thiere, auf die Botanik und auf die Mineralogie, und zeigen ſowohl die Verwandtſchaftsgrade der verſchiedenen Thiere (Vierfüßer, Amphibien, Vögel, Fiſche ꝛc.), nach den Klaſſen, Familien, Gattungen, Arten, Abarten ꝛc., als auch der Pflanzen, Steine und Erze, nach einer ziemlich gleichen Klaſſifikation, mit Berückſichtigung ihrer Unterordnungen. Beiſtehende Tabellen zeigen nach den Rubriken, wie man eine ſchnelle Ueberſicht von den Naturreichen erhält. — Die Forſt- oder Waldtabellen beziehen ſich nicht bloß auf die Holzanſchläge und den Holzanwuchs in den Schonungen, den Holzverkauf, die Forſtreviere ꝛc., ſondern auch auf die in den Forſten befindlichen Berg-, Hammer-, Schmelz- und andere Werke; ſ. die mit Forſt zuſammengeſetzten Artikel, Th. 14, und den Artikel Wald und Waldkultur, unter W. — Die Rechentabellen, ſ. oben, mathematiſche Tabellen. — Die Wirthſchaftstabellen beziehen ſich auf die Hauswirthſchaft, und geben eine Ueberſicht von der Wäſche, dem Küchengeräthe ꝛc. ꝛc. — Die militairiſchen Tabellen beziehen ſich ſowohl auf das Militair ſelbſt, als auf die Militair-Oekonomie in allen ihren Zweigen. Dergleichen Tabellen findet man in den Theilen 49 — 52, wo Alles, was das Militairweſen betrifft, abgehandelt worden iſt. — Die Bergwerkstabellen beziehen ſich auf den

Tab. I.

Elemente.

Feuer.	Luft.	Wasser.	Irden.
1.	1.	1.	1.
Schwere.	Kohlenstoff.	Kohlenstoff.	Kohlenstoff.
2.	2.	2.	2.
Licht.	Sauerstoff.	Sauerstoff.	Sauerstoff.
3.	3.	3.	3.
Feuer.	Stickstoff. (oxidirter Wasserstoff).	Wasserstoff.	Wasserstoff.

Tab. II.

Erden.

Irdirden.	Wasserirden.	Luftirden.	Feuerirden.
Erden.	Salze.	Brenze.	Erze.
1.	1.	1.	1.
Erdarten oder Steine.	Erdsalze. Alaun.	Erdbrenze. Steinkohlen.	Erderze. Ocher.
2.	2.	2.	2.
Salzerden.	Wassersalze.	Wasserbrenze.	Salzerze.
Thone.	Kochsalz.	Bernstein.	Halde.
3.	3.	3.	3.
Brenzerden.	Luftsalze.	Luftbrenze.	Brenzerze.
Talke.	Salpeter.	Erdharz.	Blenden.
4.	4.	4.	4.
Erzerden.	Feuersalze.	Feuerbrenze.	Erzerze.
Kalke.	Natron.	Schwefel.	Metalle.

Tab. III.

Pflanzen.

Eingeweide-Pflanzen.	Leibpflanzen.		
Mark-Pflanzen.	Stock-Pflanzen.	Blüten-Pflanzen.	Frucht-Pflanzen.
1.	4.	7.	10.
Zellenpflanzen.	Wurzelpflanzen.	Samenpflanzen.	Fruchtpflanzen.
Pilze.	Alle zweizähligen Pflanzen, meist Wasserpflanzen, theils Mono-, theils Dicotyledonen.	Nakt-samige.	Vielblättrige Blumen auf dem Stiele.
2.	5.	8.	
Aderpflanzen.	Stengelpflanzen.	Gröpspflanzen.	
Moose.	Alle dreizähligen Monocotyledonen.	Röhrenblumen mit Kapseln.	
3.	6.	9.	
Drosselpflanzen.	Laubpflanzen.	Blumenpflanzen.	
Farren.	Apetalen.	Vielblättrige Blumen auf dem Kelche.	

Tab. IV.

Thiere.

Hautthiere.			Rückgratthiere.	
Samenthiere.	Geschlechtsthiere.	Lungenthiere.	Fleischthiere.	Sinnenthiere.
1.	4.	7.	10.	13.
Samenthiere.	Nierenthiere.	Darmthiere.	Knochenthiere.	Sinnenthiere.
Infusionsthiere.	Quallen.	Würmer.	Fische.	Säugethiere.
2.	5.	8.	11.	
Eierthiere.	Gescheidthiere.	Aderthiere.	Muskelthiere.	
Korallen.	Muscheln.	Krabben.	Amphibien.	
3.	6.	9.	12.	
Hüllenthiere.	Geschröthiere.	Lungenthiere.	Nerventhiere.	
Pflanzenthiere.	Schnecken.	Fliegen.	Vögel.	

Bergwerksbetrieb in seiner ganzen Ausdehnung, sowohl auf den Betrieb der Schachten und der Bergleute, als auch auf die Erzgewinnung und das Hüttenwerk. — Bei der Entwerfung von Tabellen ist es nöthig, daß man mit dem Gegenstande, der tabellarisch entworfen werden soll, ganz vertraut ist, und ihn daher gehörig zu rubriziren weiß, weil hiervon Alles abhängt, um eine genaue Uebersicht vom Ganzen zu erhalten. Man muß daher im Ordnen der Rubriken erfahren seyn, so daß die Gegenstände, welche zusammengehören, auch genau auf einander folgen, wie man es in den oben angeführten Tabellen findet, besonders ist dieses da nothwendig, wo viele Abtheilungen in Klassen, Familien, Gattungen, Arten und Unterarten vorkommen, damit keine Verwechselungen entstehen, welches leicht möglich ist, wodurch dann große Irrthümer erzeugt werden, die Nachtheil auf eine Wissenschaft haben können. Auch muß man, um deutlich zu seyn, nicht zu viele Rubriken machen, weil dieses die Uebersicht ohne Noth erschwert; denn wo nicht viele Unterrubriken zur Erklärung und Ergänzung nöthig sind, und man sie doch macht, da treten auch die Gegenstände in den Tabellen nicht klar hervor, worauf es doch so sehr ankommt, um bei der Kürze der tabellarischen Einkleidung auch deutlich zu seyn.

Tabelle (anatomische), s. oben, S. 287.
— (astronomische), s. daselbst.
— (Bergwerks-), s. das., S. 288.
— (Bevölkerungs-), s. Tabelle (Seelen-).
— (chronologische), s. oben, S. 284.
— (Combinations-), s. das., S. 288.
— (Forst-), Waldtabelle, s. daselbst.
— (genealogische), s. das., S. 284.
— (Geschichts-), s. daselbst.
— (Holz-), s. unter Holz, Th. 24.
— (Jagd-), s. unter Jagd, Th. 28.
— (Interessen-), Zinstabelle, s. oben, S. 288.

Tabelle (Landwirthschafts-), ökonomische Tabelle, s. oben, S. 281.
— (Leibrenten-), s. das., S. 288.
— (mathematische), s. das., S. 287.
— (meteorologische), Witterungstabelle, siehe daselbst.
— (militairische), s. das., S. 288.
— (mineralogische), s. das., S. 287.
— (Mortalitäts-), s. das., S. 288.
— (naturhistorische), s. daselbst.
— (ökonomische), s. Tabelle (Landwirhschafts-).
— (Rabatt-), s. oben, S. 288.
— (Rechen-), s. daselbst.
— (Regierungsfolge-), s. das., S. 284.
— (Renten-), Tabellen, worin die Renten bei einer Renten-Versicherungsanstalt berechnet worden.
— (Seelen-), Bevölkerungstabelle, s. oben, S. 288.
— (Stamm-), s. daselbst, S. 284.
— (statistische), s. das., S. 287.
— (Successions-), s. das., S. 284.
— (synchronistische), s. das., S. 285.
— (technologische), s. das., S. 284.
— (Wald-), s. Tabelle (Forst-).
— (Wirthschafts-), s. oben, S. 288.
— (Witterungs-), s. daselbst, S. 287.
— (Zins-), s. das., S. 288.

Tabellie, beim Sattler, das einfache Leder, welches zwischen dem Kasten und den beiden Vorderrädern einer Kutsche ausgespannt, und an die Hangriemen angeschnallt wird. Dieses Leder hält den Schmutz von dem Kutschenkasten ab, womit er beim Fahren bespritzt werden würde; s. Th. 57, S. 385.

Tabelliones, bei den Römern, Leute, die sowohl in Privat- als öffentlichen Sachen oder Angelegenheiten Alles, was gerichtlich abgefaßt werden mußte, zu Papiere brachten oder abfaßten, das heißt, ein Instrument

darüber aufnahmen, und daher mit unsern Stadtschreibern, Notarien oder Aktuarien übereinkamen. Sie hatten dabei ihre besondern Stationes, welche Gradus oder Scamna hießen, und dienten in den Landstädten oder Municipiis auch für Advokaten, wenn sie gleich solche nicht waren, sondern ihr Ansehen sich bloß auf Gewohnheitsrechte gründete. Sie gingen daher mit ihren Aufsätzen den eigentlichen Sachwaltern vor Gericht zur Hand, und wurden erst späterhin zu ordentlichen öffentlichen Notarien ernannt, und bekamen zum Zeichen ihres Standes eine Feder und Federbüchse. Sie mußten ihr Amt treu und redlich verwalten, weil sie sonst leicht wieder daraus entfernt werden konnten.

Taberna, s. Taberne.

Tabernacula, bei den Römern, Zelte für die Soldaten, die eigentlich, wie die Buden (Tabernae), aus Brettern zusammengesetzt waren, und sich daher von den Zelten (Tentoria) aus Leinwand, Fellen, Matratzen, Schilf und Stroh, die mit Stricken oder Leinen gespannt oder befestiget waren, unterschieden. Man findet sie aber oft gleichbedeutend angeführt, und also auch Tabernacula genannt. Auch bei diesen Letzteren war immer das Hauptzelt des Generals ein Tabernaculum, aus Brettern zusammengesetzt, und an Größe, Höhe und Kostbarkeit auch von den andern unterschieden; es hieß Praetorium, und hatte gemeiniglich vor sich die Elite des Fußvolks und der Reiterey, neben sich, zur rechten Hand, das Quaestorium oder Zelt eines Quästors, zur linken die Zelte zweier Beigeordneten der Statthalter in den Provinzen, und hinter sich die Zelte der Obersten. Da aber zu Rom die Volksversammlungen vor der Stadt auf dem Marsfelde gehalten wurden, und auch der Bürgermeister zugleich mit als General dabei war, wenn das Volk bewaffnet erscheinen mußte, so war auch für ihn ein Zelt (Tabernaculum) aufgeschlagen, wozu der Ort von den Auguren oder Zei-

chendeutern ausgesucht werden mußte, sonst hatte die Versammlung kein Ansehen; und kehrte er während der Versammlung einmal wieder zur Stadt zurück, so mußten die Zeichendeuter von Neuem befragt werden; denn es galt eben so viel, als wären sie früher oder vorher nicht befragt worden. Diejenigen, welche im Kriege für die Zelte zu sorgen hatten, wurden Tabernacularii oder Zeltaufseher genannt.

Tabernacularii, s. den vorhergehenden Artikel.

Tabernaculum, die Stiftshütte, welche nach der heiligen Schrift dem Mose von Gott, wie sie gebauet werden sollte, selbst vorgeschrieben worden. Sie bestand aus der eigentlichen Hütte und den Vorhöfen derselben. Die Hütte war ein längliches Viereck, 30 Ellen lang und 10 Ellen breit, von denen die eine lange Seite gegen Mittag, die andere aber gegen Mitternacht lag, die beiden schmalen Seiten aber gegen Morgen und Abend, von denen die drei Seiten gegen Mittag, Abend und Mitternacht aus acht und vierzig Brettern eines leichten Holzes zusammengefügt waren, welches dem Wurme widerstanden; die Seite gegen Morgen wurde mit Vorhängen zugezogen. Ein jedes Brett war $1\frac{1}{2}$ Elle breit und 10 Ellen lang, und stand auf zwei silbernen Füßen, von denen jeder aus 1 Centner Silber gemacht war; dann waren sie auf allen Seiten mit goldenen Blechen beschlagen, die von Einigen zu der Dicke eines Dukatens erhoben werden, welches Andere aber in Zweifel ziehen, weil sonst das Gold zu einer Seitenwand so viel an Gewicht weggenommen haben würde, als zur ganzen Hütte und ihren Gefäßen genommen worden, um so mehr, da die Bretter außerordentlich dick gewesen seyn, und die Gestalt von Säulen gehabt haben sollen, also wahrscheinlich viereckige Bohlen gewesen sind. Von diesen Bretter standen zwanzig auf jeder langen Seite, und acht auf der schmalen Abendseite, dabei wurden sie oben auf den Kanten mit Klammern von Gold,

sonst aber mit fünf Reihen Stangen durch die goldenen Ringe, so an ihnen befestiget waren, zusammengehalten. Die Hütte war oben, statt des Daches, mit horizontal liegenden Teppichen bedeckt, wovon ein zwanzig Ellen langer Teppich über das Heilige, und ein zehn Ellen langer über das Allerheiligste, und dann noch achtzehn Ellen zur Zierde über die Wände von außen herunter hingen. Das Zeug der Teppiche, war ein köstliches Linnen, Byssus genannt; die Farben Himmelblau, Purpur, Weiß und Scharlach. In diese Decken oder Teppiche waren Cherubinen und verschiedenes Blumenwerk aufs Künstlichste und zugleich auf beiden Seiten recht eingewirkt. Die Gestalt der Cherubinen ist jedoch unbekannt. Ueber die schönen Teppiche oder Decken waren zwei andere von Ziegenhaaren ausgebreitet, eine von fünf, die andere von sechs Stücken, jene zwanzig, diese aber vier und zwanzig Ellen breit, jede aber dreißig Ellen lang, welche auf die Art des jetzigen Merinos gewebt waren. Auf dieser lag noch eine Decke von Widderfellen, mit ihrer von Natur schön gefärbten Wolle, die etwas tiefer hing, als die Haardecke, und diese hing wieder tiefer, als die farbige Decke. Auf der Widderfellsdecke lag noch eine Dachsfelldecke. Die Hütte selbst war in zwei Theile getheilt, wovon der vordere Theil gegen Morgen zwanzig Ellen, der andere und innere aber nur zehn Ellen lang, der eine, wie der andere, aber zehn Ellen breit, und zehn Ellen hoch war. Der größere Theil wurde das Heilige, Sanctum, der kleinere und innere aber das Allerheiligste, Sanctum Sanctorum, genannt. Beide Theile wurden durch einen farbigen Vorhang unterschieden. Vor dem Heiligen hing auch ein dergleichen Vorhang, nur nicht gewirkt, wie der Erstere, sondern gestickt, und auch auf beiden Seiten recht, vermuthlich ohne Cherubinen, jedoch mit Blumenwerk, welcher Vorhang gleichsam die Thür zur ganzen Hütte war, die er ganz verdeckte, damit Niemand hineinsehen konnte. Vor diesem soll noch ein lei-

nener Vorhang gewesen seyn, den man bei regnichtem Wetter vorziehen konnte, damit der prachtvolle Vorhang keinen Schaden nahm. Der Vorhof der Stiftshütte war hundert Ellen lang und funfzig Ellen breit, anstatt der Seitenwände hatte er nur Vorhänge zwischen sechzig Säulen befestiget, davon zwanzig auf der einen langen Seite, und zwanzig auf der andern, und zehn auf der vordern und zehn auf der hintern Seite standen, die nach Einigen von Erz, nach Andern nur von Holz waren, jedoch eherne Füße hatten, die mit Silber überzogen waren. Sie hatten eine Höhe von acht Ellen, man weiß jedoch nicht, ob diese Höhe von der Erde oder von der Spitze des Altars zu rechnen sey. Eine jede Säule stand von der andern fünf Ellen entfernt; nur gegen Morgen standen vier weiter von einander, welche den Eingang bildeten, vor dem ein sehr köstlicher Teppich hing. Man glaubt, daß der innere Theil oder Platz wieder mitten oder quer durch getheilt war, auf dessen innerem Theile die Stiftshütte stand, und da diese dreißig Ellen lang und zehn Ellen breit war, so blieb rings herum ein Platz von zwanzig Ellen frei. Im Vordertheile stand der Altar zu dem Brandopfer, da aber die Leute sich demselben nicht nähern durften, so hält man es für wahrscheinlich, daß auch dieser Vordertheil gleichsam wieder in die Vorhütte der Israeliten und Priester getheilt gewesen. Die Vorhänge waren netzartig gemacht, so daß Jeder sehen konnte, was in den Vorhöfen vorging. Die Stiftshütte wurde in der Gegend des Berges Sinai von Bezaleel und dessen Gehülfen Ahaliab, als Direktoren der Arbeit, gemacht. Die Stiftshütte war neun und dreißig Jahr in der Wüste, vierzehn Jahre zu Gilgal, dreihundert und neun und sechzig Jahre zu Silo, und sieben und funfzig Jahre zu Nob und Gibeon. Hierauf wurde sie nach Jerusalem gebracht, und daselbst in einem großen Saale über dem Tempel im vierhundert und sieben und achtzigsten

Jahre nach ihrer Errichtung aufbewahrt; wo sie aber späterhin geblieben ist, da der erste Tempel von den Babyloniern verbrannt wurde, ist unbekannt. S. auch den folgenden Artikel.

Tabernakel, Tabernaculum, beim Bildhauer und in der Baukunst, eine Bilderblinde, welche mit Säulen und Giebeln geziert ist, und einen kleinen Altar erhält. Man findet dergleichen Bilderblinden in katholischen Kirchen, welche für die Heiligen bestimmt sind, und auch zur Aufstellung der Bilder von Heiligen dienen; auch zur Aufbewahrung der Reliquien und anderer Heiligthümer. Besonders bekommt diesen Namen das kleine Behältniß, Sakramentshäuschen genannt, auf dem Hochaltare, worin die Monstranz mit der geweiheten Hostie oder Oblate aufbewahrt wird. Diese Behältnisse sind gewöhnlich von schöner künstlicher Arbeit, sowohl der Baukunst, als der Bildhauerey, die oft sehr reich mit Gold und Edelsteinen verziert sind. Ursprünglich bedeutet das Wort Tabernakel ein Zelt, in der Lateinischen Bibelübersetzung die Stiftshütte der Israeliten. S. oben Tabernaculum. — Die Methodisten nennen auch ihre Bethäuser so, um dadurch an die Stiftshütte zu erinnern. — Auf einer Galeere ist der Tabernakel eine kleine Erhöhung gegen das Hintertheil, wo der Kapitain, wenn er kommandirt, seinen Stand hat.

Taberne, Taberna, ein noch hin und wieder im nördlichen Deutschland übliches Wort, ein öffentliches Wirthshaus, eine Schenke zu bezeichnen. Im Niedersächsischen Taverne, Engl. Tavern; daher Taverner, ein Gast- oder Schenkwirth. In einigen Oberdeutschen eigenthümlichen Namen ist es in Zabern verwandelt worden: Bergzabern, Tabernae montanae, Elsaßzabern, Taberna Aelsatiae, Rheinzabern, Tabernae Rhenanae.

Bei den Römern hießen Tabernen, Tabernae, eigentlich alle Gebäude, in denen man wohnen konnte, be-

sonders aber nur geringe, von Brettern zusammengeschlagene Hütten; auch Buden, Laden oder Gewölbe, in denen man Gegenstände verkaufte. Hierzu gehörten auch die Läden der Buchhändler in dem Argileto, die Argentariae, Casearіae etc., die geschlossen wurden, wenn eine große offentliche Trauer einfiel. Dann waren die Tabernen auch öffentliche Gasthöfe und Weinhäuser oder Weinschenken, die aber zu Rom vor neun Uhr nicht geöffnet werden durften; und Taberuagium ward die Strafe genannt, die ein Weinschenker geben mußte, wenn er den Wein gegen die Taxe zu theuer verkaufte. Die Taberna bannalis war ein Gasthof, in welchen nur ein Fremder an einem Orte einkehren durfte. Bei den Juden mußten die Tabernen den Abend vor dem Sabbathe geschlossen werden, sobald man mit der Trompete das Zeichen gab. Man fand diese Tabernen auch auf dem sogenannten Monte Templi, wo man Opfervieh verkaufte, und Geld wechselte. Im alten Rom kamen folgende Tabernen vor: Tabernae argentariae, Laden oder Gewölbe, in welchen man Geld wechseln oder umsetzen, auch auf Zinsen geliehen erhalten konnte; auch war darin Silbergeräth zum Verkaufe ausgestellt. Schon Tarquinius Priscus soll diese Tabernen am Markte angelegt haben, die sich auf sieben beschränkten. Da sie aber im Jahre 542 der Stadt mit abbrannten, so wurden nur fünf davon wieder hergestellt, die man Tabernae novae nannte. Als Hannibal im Jahre 541 bis an die Stadt anrückte, und das Feld, worauf er lagerte, zu Rom verkauft wurde, so galt dieses als ein Zeichen, daß man sich vor ihm nicht fürchtete. Er ließ daher, um sich zu rächen, diese Tabernen oder Silberläden feil bieten; allein Niemand fand sich, der etwas darauf bot, worin wiederum der Glauben der Einwohner Roms lag, daß er die Stadt nicht bekommen würde. — Die Tabernae Argiletanae waren Buchläden in dem Argileto zu Rom, wie schon oben be-

merkt worden. Außerhalb waren die Bücher verzeichnet, die man darin kaufen konnte. — Die Tabernae Caediciae will man für Gasthöfe halten, die von einem Cädicio den Namen darum erhalten haben, weil er den ersten angelegt haben soll; in welchem Theile der Stadt sie sich befanden, findet man nicht angeführt.—Die Tabernae diversoriae waren Gasthöfe, wo Fremde einkehrten und wohnen konnten. Sie wurden bloß Tabernen (Tabernae) genannt, wie schon oben angeführt worden, und da man darin auch Wein schenkte und verkaufte, so erhielten späterhin alle Weinhäuser den Namen Tabernen, in denen es nicht zum sittlichsten herging, da man auch der Tafel und der Venus darin opferte. Wenn man daher aus diesen Tabernen Wein holen ließ, und nicht aus den dazu bestimmten Kellern, so wurde man zu den geringen Leuten gezählt, es nicht als eine Handlung feiner Leute betrachtet.—Die Tabernae meritoriae waren gleichfalls Gasthöfe, die dem öffentlichen Genusse für Geld gewidmet waren. Besonders war eine dieser Tabernen im zwölften Stadtviertel Roms daher ausgezeichnet, weil zur Zeit der Geburt Christi daselbst ein Brunnen mit Oel entsprungen seyn soll, das bis in die Tiber geflossen sey. Die Christen baueten deshalb unter dem Kaiser Alexander Severus eine Kirche an diesem Orte; und da die dort herum wohnenden Gastwirthe Klage darüber erhoben, so wurden sie vom Kaiser mit dem Bedeuten abgewiesen: daß es besser sey, daß ein Gott da, auf welche Weise es auch sey, verehrt, als Ausschweifungen im Essen und Trinken verübt würden. Diese Kirche ist noch bis jetzt eine der vornehmsten und ansehnlichsten Kirchen zu Rom, unter dem Titel di S. Maria in Trastevere, auch ist sie die Erste gewesen, welche der Jungfrau Maria in Rom gewidmet worden, deren Oberhaupt immer ein Kardinalpriester ist. Sie wurde dem heiligen Calixtus zugeschrieben, der sie auch erbauet hat, und dem heiligen Julius, von dem

sie renovirt, und die Säulen daran aufgerichtet worden. Späterhin wurde immer mehr dafür gethan, bis sie zu der Bedeutung einer Hauptkirche gelangte, aber immer der Mariae Transtiberinae geheiliget blieb. — Die Tabernae nivariae waren Anstalten zu Rom, wo man den ganzen Sommer hindurch Eis, um das Getränk anzufrischen, erhalten konnte.

Tabernola, eine ehemalige Gasse zu Rom, in dem zweiten Stadttheile, zwischen dem Coliseum und der jetzigen Kirche des heiligen Clemens, welche den Namen von den Tabernen erhalten haben soll, in denen Peitschen für die Knechte verkauft wurden.

Tabia, eine Art Doppeltaffet, und die stärkste Art unter allen Taffeten. Er wird eben so wie die gemeinen Taffete gewebt, nur daß er sowohl in der Kette, als auch im Einschlage stärker von Fäden ist. Man giebt ihm bei der Appretur ein sogenanntes Wasser oder Moiré, wo er unter einer Art von Presse einen Glanz erhält, der wie Wasserwogen aussieht. Dieses geschieht mit einer Rolle und mit eisernen oder metallenen Walzen, worauf Flammen oder Wogen gestochen sind, die ihm gewisse flammige Eindrücke ertheilen, welche wie Wellen aussehen. Von diesem äußern Ansehen pflegt man ihn auch gewässerten Taffet zu nennen, obgleich dazu kein Wasser kommt, sondern nur bei dem Moiré eine gummiartige Substanz, womit dasselbe bei der Appretur bestrichen wird. Er ist wie der andere Taffet $\frac{3}{4}$ oder 1 Elle breit.

Table, nennt man ein Gewicht, welches ehemals in den Provinzen Languedoc und Provence im Gebrauche war.

Tableau, wird jedes Gemälde genannt, welches ein Maler von einer oder mehreren Personen entwirft, also ein Portrait in ganzer Figur, oder mehrere handelnde Personen, ein historisches Gemälde. In einem Tableau ist dreierley zu beobachten: die Komposition oder Zusammenstellung der Figuren mit den andern Umgebun-

gen, worin sie handelnd auftreten, oder worin sie der Künstler handelnd auftreten läßt; das Dessin oder die Zeichnung, sowohl der Figuren, als auch der Umgebung, und das Kolorit oder die Färbung, Farbengebung. Die Zeichnung muß correkt in allen Theilen seyn, und in der Farbengebung muß Licht und Schatten gehörig vertheilt, und die Farben weder zu brillant oder glänzend, noch zu matt aufgetragen werden, und nach dem Verhältniß des Costüms der Aufgestellten, und der Handlung selbst. Auch jedes andere Gemälde wird Tableau genannt, im ausgedehntesten Sinne des Worts. — In neuester Zeit nennt man Tableaux die mimisch-plastischen Darstellungen von lebenden Personen nach Gemälden, welche theils als künstlerische Uebungen, theils als sinnreiche Festspiele, auch Zwischenspiele, auf der Bühne benutzt werden, und beim Publikum Anklang gefunden haben. Man will ihren Ursprung bei den pantomimischen Tänzen der Alten suchen, obgleich diese zu schnell wechselten, um eine Reihenfolge von Stellungen festzuhalten, die wahre Tableaux bildeten, und kaum eine Minute dauerten. In der neuern Zeit war Lady Hamilton, die Gemahlin des Englischen Gesandten in Neapel, die eigentliche Erfinderin jener Darstellungen, von denen uns zwölf der interessantesten der Maler Rehberg aus Hannover gezeichnet hat, und die in Kupfer gestochen worden sind. Man gewahrt darin Lady Hamilton in folgenden Darstellungen: 1) als Sibylle, 2) als Maria Magdalena, 3) als die liebende einsame Träumerin, 4) als Sophonisbe, 5) als die aufgeschreckte Nymphe Amymone, 6) als die Muse der Tanzkunst, 7) als Iphigenia, 8) als die Nymphe mit dem Tambourin, 9) als die betende Priesterin, 10) als die heilige Rosa, 11) als Cleopatra, und 12) als Niobe. Man will diese Vorstellungen nicht als Tableaux gelten lassen, und

auch wohl mit Recht; denn es sind doch nur Attitüden oder Stellungen, da sie nur zu einigen noch ein junges Mädchen zu Hülfe nahm, sonst aber immer allein stehend, mehr einer Statüe, als einem Gemälde glich, wozu ihre schöne Körpergestalt sehr viel beitrug, indem sie groß und schlank von Gestalt war, und dabei ein Gesicht besaß, das mehr an das Ideal der Antike grenzte; auch besaß sie das seltenste Talent der Pantomime. Wenn sie zu ihrem Vergnügen im Zirkel vertrautester Freunde und Freundinnen, oder auch vor gebildeten Bekannten, auftrat, um eine Attitüde zu geben, so bestand ihr Anzug dabei nur aus einem einfachen langen weißen Kleide, das gleich einer Tunika unter der Brust mit einem Bande gegürtet war, und einem weiten, sehr feinen Judischen Schleier. Diese leichte vortheilhafte Kleidung, und ihr langes, kastanienbraunes Haar, richteten sich augenblicklich nach jeder Stellung, und machten bei ihrer Gestalt und ihren angenehmen Zügen ein schönes Bild. Der Lady Hamilton folgten in diesen Darstellungen die Madame Henriette Hendel-Schütz und der Freiherr von Seckendorf, unter dem Namen Patrik Peale, und diese Künstler in mimischen Darstellungen lenkten auch in Deutschland das Publikum darauf hin; allein auch sie gaben nur wenige Tableaux, mehr einzelne Attitüden. Ein Tableau, welches Madame Hendel-Schutz oft gab, war Hagar und Ismael, worin sie besondern Beifall mit ihrer verstorbenen Tochter Thekla, die, noch unter zwölf Jahren, schon Tausende von Zuschauern zum lautesten Ausbruche des Entzückens hinriß, besonders in der schon angeführten Darstellung als Ismael; dann als ein Kind in der Gruppe der Niobe, als die Erscheinung eines Engels in mehreren Madonnen-Darstellungen, als der zwölfjährige Christus im Tempel, als das Johannes-Kind ꝛc. Auf dem Berliner Königlichen Nationaltheater hat man wirkliche Tableaux aufgeführt, oder viel-

mehr dargestellt, wozu man die Gemälde der Italienischen und Niederländischen Schulen, auch anderer Schulen, und selbst aus der neuesten Zeit benutzte. Da sie von den vorzüglichsten Schauspielern und Schauspielerinnen dargestellt wurden, die durch mehrere Proben sich dazu geschickt gemacht hatten, so erhielten sie auch einen ungetheilten Beifall vom Publikum, so daß sie nicht nur als Zwischenspiele benutzt wurden, sondern auch als reine Darstellungen in den Theatersälen. Dieses waren nun wirkliche Tableaux, da die Gemälde ganz dargestellt wurden, und nicht bloß einzelne Erscheinungen, einzelne Gegenstände aus denselben. Indessen scheinen diese mimisch-plastischen Darstellungen wohl momentan anzuziehen, aber keinen vortheilhaft bleibenden Eindruck hervorzubringen; denn man hat sie nicht oft wiederholt. Auch scheint die Darstellung einer Malerey oder eines Gemäldes in lebenden Bildern, das heißt, von Personen dargestellt, aber dennoch plastisch, ohne weitere Belebung durch Pantomimen ꝛc., nur daß sich hier die Frische der Natur, durch das Mienenspiel, die leuchtenden Augen, mehr und deutlicher ausdrückt, als in einem Gemälde, wohl einen Anziehungspunkt durch lebende Personen zu gewinnen, aber nur auf kurze Zeit, und überhaupt nur nach dem Eindrucke, den der Gegenstand macht; größer aber wird die Anziehung seyn bei einem verhältnißmäßigen Wechsel der Tableaux, indem immer neue ausdrucksvollere Gruppen geordnet werden; hierdurch steigt das Interesse, wie bei Gemälden in einer großen Sammlung, da man hier von Einem zum Andern übergeht. Freilich nimmt der Gedanke: lebende Personen vor sich zu sehen, viel von dem Zauber weg, den man bei einem schönen Gemälde empfindet, wo der Künstler seiner Phantasie noch einen Spielraum gelassen hat, hier das Schönste, was die Natur giebt, in Verein mit den einzelnen Körpern und mit der Komposition zu bringen; also zu idealisiren, die Natur in ihren

Schönheiten zu belauschen, und die Resultate dieses Belauschens dann geistig wieder der Leinwand anzuvertrauen; nur dieses bringt Produktionen hervor, die einen fesselnden Zauber an sich tragen, den Naturbilder nur selten geben, auch nicht geben können, weil sich sonst Alles mit ihnen vereinigen müßte, um eine Fülle körperlicher Reize und Schönheiten zu zeigen. Man kann freilich auch bei lebenden Bildern jede Täuschung anbringen, aber nur in der Ferne, im Bühnenverlaufe, als szenische Darstellung durch die Beleuchtung, nicht aber wie bei einem Gemälde, welches auch in geringer Entfernung von dem Beschauer seinen Zauber verbreitet und fesselt. Uebrigens will man die lebenden Bilder sehr zweckmäßig für die bildende Kunst halten, weil man hier gleich Stellung der Figuren und Komposition des Ganzen zusammentrifft, und so viel abändern kann, als man für nöthig hält, um dann nach dem lebenden Bilde eine Skizze zur Malerey zu entwerfen. Dieses möchte indessen doch wohl zu umständlich seyn, eine solche Vereinigung zu diesem Zwecke zusammen zu bringen; auch würde sie immer den Künstler in seinen Idealen beschräuken, und ihm eine Wirklichkeit geben, der der Zauber, die Anziehungskraft, fehlte. Mit Unrecht hat man aber wohl diese Tableaux mit den Wachsfiguren verglichen, und die Ruhe, das Statuarische der lebenden Person mit einem erzwungenen Scheintode; denn Wachsfiguren haben nur ein erstarrtes Scheinleben, und der erzwungene Scheintod fehlt auch bei den lebenden Personen durch die Haltung, Fülle und den Ausdruck. Die Darstellungen eigentlicher Tableaux wurden durch dasjenige, was Göthe in den Wahlverwandtschaften darüber sagt, mehr ins Leben gerufen, und durch glückliche Darstellungen von einzelnen Künstlern, wie die schon oben genannten, befördert, und bei dem gebildeten Publikum auch sehr beliebt. Auch hochgestellte Fürstliche Personen haben sich nicht nur dieser Darstellungen angenom-

men, sondern sie auch selbst in ihren Kreisen zum eigenen Vergnügen geleitet. Die prachtvollsten und vollendetsten Tableaux waren gewiß diejenigen, welche während der Zeit des Congresses in Wien von der höchstseligen Kaiserin Ludovica von Oesterreich selbst geleitet, und von dem Kaiserlichen Hofkammer-Kupferstecher Joseph Fischer geordnet wurden; theils wurden diese Tableaux in den Zimmern der Kaiserin, theils auch in dem großen Redoutensaale gegeben, und Geist, Genie und Pracht sollen bei diesen Darstellungen gewetteifert haben. In der Mitte des Redoutensaals war ein auf acht Säulen ruhendes Zelt aufgeschlagen, unter welches sich die höchsten Herrschaften und ein nicht über zweihundert Personen starker, aus den ersten Fremden und dem hohen Adel bestehender Kreis versammelte. Die Wand der Tableaux war immer zu fünf Gemälden eingerichtet. Vier kleine goldene Bilderrahmen, von 3 bis 4 Fuß Höhe und $2\frac{1}{2}$ Fuß Breite, umgaben den großen Hauptrahmen, von ungefähr 14 bis 15 Fuß Länge und 10 bis 11 Fuß Höhe. Hinter und in diese glänzenden Rahmen stellten sich, nach aufgezogenem Vorhange, folgende von lebenden Personen hohen Ranges in Beleuchtung und Costüm schön nachgebildete Gemälde dar, die noch durch einen zarten darüber gespannten Flor einen magischen Reiz bekamen, indem dadurch die zu grellen Farben mit einem mildernden, die Aehnlichkeit sehr erhebenden Luftton überzogen wurden. Die erste Vorstellung hatte zum Hauptgemälde: das Zelt des Darius, nach Charles Le Brün, aus funfzehn Personen bestehend. Gemälde zur Rechten waren oben das Portrait von van Dyks Frau; unten Ossian, den Tod Fingals besingend; neben ihm die trauernde Malvina, nach Fischers Komposition. Zur Linken oben Circe, nach Guercino, unten die Spinnerin, nach Domenico Feti. Die zweite Vorstellung bestand aus den schönen Nätherinnen, nach

Guido Reni, acht Personen. Zur Rechten oben, Portrait der Johanna Seymour, Gemahlin Heinrichs des Achten, nach Holbein, unten Titian und seine Frau, nach einem Gemälde von Titian. Zur Linken oben das Portrait Heinrrchs des Achten, nach Holbein; unten Gemälde, im Geschmak von Mieris: eine Frau, welche Guitarre spielt, ein Knabe, vor ihr stehend, hält die Noten, eine zweite Frau, hinter der Ersten stehend, singt dazu. Die dritte Vorstellung hat zum Hauptgemälde: die Zusammenkunft Maximilians des Ersten mit Maria von Burgund in Gent, nach einem Gemälde von Better, einem jungen in Wien lebenden talentvollen Historienmaler, zwölf Personen. Zur Rechten oben Rembrandts Frau, nach Rembrandt, unten Rubens Frau mit ihren zwei Kindern, nach Rubens. Zur Linken oben ein alter Jude, der die Mitgift seiner Tochter auszahlt, nach Rembrandt; unten die Muse Clio, nach Mignard. Während dieser Vorstellungen spielte sowohl die Harfnerin Müllner, als auch der Violinist Mayseder, und erhöheten den stummen Genuß durch ihren Vortrag. Diese Darstellungen waren nun, wie schon bemerkt worden, mit aller Pracht ausgeführt; minder prachtvoll, aber doch sehr anziehend sind dergleichen Tableaux auch zu Berlin, Dresden, Prag, Hamburg, Eutin 2c. 2c., ausgeführt worden. In Berlin, wie schon bemerkt worden, auch auf den Bühnen und in Conzertsälen; auch in Wien haben besondere Vorstellungen von Privatpersonen Statt gehabt. Auch in großen geräumigen Zimmern lassen sich dergleichen Tableaux darstellen, nur muß der Hintergrund gehörig dunkel, und die Beleuchtung von einer Seite hoch herab gegeben werden, das heißt, das Licht muß von oben schief auf diese Tableaux fallen, man muß daher den untern Theil der Fenster verhängen. Patrik Peale gab oft Ta-

bleaux nach eigener Erfindung, wie z. B. einen Faun Amoretten verfolgend, einen Tänzer und Beckenschläger, mehrere hetruriſche Figuren, wie man ſie abgebildet findet, und ſo noch mehrere einzelne Figuren, die ſich auch auf dieſe Weiſe beſſer und ohne Zwang geben laſſen, als Darſtellungen nach Bildern, die treu kopirt werden müſſen, und dann oft etwas Steifes zeigen. — Auch die Tanzkunſt giebt in Balletts Tableaux, allein ſie können mit den vorerwähnten nicht verglichen werden, theils weil die Stellungen in Tänzen ganz anders, und oft übertrieben ſind, ſo daß ſie keinen rein künſtleriſchen Effekt machen, und dann fehlt es ihnen auch an eine gehörige Beleuchtung. Sie haben etwas Anziehendes, aber mehr in frivoler Beziehung, als in Beziehung auf Kunſt, und mehr auf Attitüde, als auf Handlung und Kompoſition. Der Dichter Friedrich Kind hat eine neue Erfindung mit Tableaux in Dramen gemacht, das heißt, in Dramen jede Szene ſo anzubringen, daß ſie ein beſtimmtes Gemälde bildet, und dieſen Verſuch in ſeinem Schauſpiele: van Dyks Landleben, zur Ausführung gebracht, ſo daß alle Umgebungen und Nebenfiguren mit hineingezogen werden, alſo jede Szene ein ganzes Gemälde bildet. Dieſes Schauſpiel wurde in Dresden zuerſt 1810 auf die Bühne gebracht, und fand Beifall. — Auch ein Verzeichniß von Gegenſtänden erhält die Benennung eines Tableaus. — Tableau de la Cour, war in Frankreich ein Verzeichniß, worin alle Beamten nach der Zeit ihrer Aufnahme zu finden waren, damit der Premier-Préſident mit der Austheilung ihrer Verrichtungen ſich darnach richten konnte.

Tableau de Camelot, nennt man zu Smirna die Ballen derjenigen Zeuge, die man nach Europa ſendet. Der Name rührt daher, weil die Ballen viereckig und flach ſind, alſo die Form eines Tableaus haben. Man findet in einer mitgetheilten urſprünglichen Rechnung, oder Rechnung aus der erſten Hand: 6 Bal-

len Camelot, welche enthalten 82 Stück, das Stück zu 20 Piasters, 1640 Piasters. Man sagt auch Table de Montrayart, jeder Ballen 122 Stück, das Stück zu $4\frac{1}{2}$ Piaster, 549 Piasters.

Table d'hôte, in einem Gasthofe oder in einer Restauration, der Tisch, an welchem Reisende und einheimische Fremde gemeinschaftlich speisen, sowohl nach einer festgesetzten Einrichtung der Gasttafel, als auch à la Carte. Bei der Ersteren folgen sich die Gerichte in mehreren Gängen nach der Einrichtung des Wirthes, nach der Andern sucht sich jeder Gast auf der ausgelegten Karte oder dem Speisezettel, was er speisen will, selbst aus, und diejenige Speise, die schon vergriffen ist, wird auf dem Zettel gestrichen. Hier speiset also Jeder nach Belieben, dort ist er aber an den Gang gebunden.

Table de marbre war in Frankreich das Gericht über das Wasser und die Gehölze durch das ganze Königreich.

Tablette, ein Bücherrahmen, Repositorium, ein Büchergestell, ein Hangsims oder einfaches Brett, oben und unten mit Stricken befestiget, das an der Wand hängt, um etwas darauf zu stellen oder legen; dann führt diese Benennung eine Schreibtafel, Tabelle, eine Steinplatte ꝛc. ꝛc.

Tablinum, s. Tabulinum, ein Ort, wo man die öffentlichen Akten, auch andere gerichtliche Urkunden, aufbewahrte. Zu Rom hatte man sie neben den Vorhäusern oder Atriis. Auch in den Provinzen sollten sie angelegt werden, wozu der Kaiser Antoninus Philosophus den Befehl gab.

Tablirholz, beim Zuckerbäcker oder Conditor, ein rundes langes Holz, das gegen das eine Ende etwas zugespitzt abfällt, womit bei der Schwengkesselarbeit der siedende Zucker umgerührt wird.

Tabor, heißt 1) ein Berg in Galiläa, auf dem die Jünger Jesum verklärt sahen. 2) In der Slavischen Sprache

ein mit Mauern und Thürmen befestigter Kirchhof auf einem Berge; auch ein verschanztes Berglager, daher Ziska die von ihm als Waffenplatz der Hussiten erbauete Bergfestung im Bechiner Kreise in Böhmen Tabor nannte. Auch die Kosaken nennen eine Wagen- oder Lagerburg, die sie gewöhnlich da, wo sie bei oder auf ihren Zügen lagern, zu machen pflegen, Tabor.

Tabouret, ein kleiner Stuhl ohne Lehne, entweder beflochten oder gepolstert. Er besteht aus einem vierkantigen Rahmen, woraus der Sitz gebildet wird, in dessen Ecken die Füße eingezapft sind. Diese werden nach einer Schablone mehr oder weniger künstlich ausgeschnitten, und das Holz nachher mit einer Holzbeitze gebeitzt, und dann polirt. Man hat dergleichen Tabourets auch mit weißer Farbe angestrichen und dann lackirt. Die Polsterung besteht aus Pferdshaaren, Kälberhaaren, Seegras, Heu ꝛc., und der Ueberzug ist erst Leinwand, und dann Seide, Merino, Kattun, oder sonst ein Zeug.

Das Tabouret d'Equitation ist eine von Herrn Gennette erfundene Maschine, die an der Decke eines Zimmers befestiget wird. Derjenige, der sich derselben zur Erholung bedient, und sich darauf setzt, kann damit alle Bewegungen, die ein Pferd durch den Schritt, Trott oder Trab und Galopp macht, nachmachen. Diese Maschine scheint aber nicht recht in Gebrauch gekommen zu seyn, da man sie jetzt nicht mehr sieht. Nach der Beschreibung scheint es eine Art Schaukel gewesen zu seyn, die mit einem dicken Stricke, einer Art Tau, an der Decke befestiget worden. Dergleichen Schaukeln findet man auch noch jetzt, nur sind sie anderer Art, indem nämlich das Tau unten eine Oese hat, durch welche man ein kleines Brett steckt, worauf man bequem, gleichsam reitend, sitzt, indem man das Tau in die Mitte nimmt, oder in der Mitte hat, und sich dann nach Gefallen, indem man mit den Füßen aufstößt, fortschwingt, und

sich so im Schwingen einige Zeit erhalten kann, bis man die Füße wieder auf die Erde stößt oder stemmt, und sich dann von Neuem fortschwingt. — Tabouret, ein Flor, s. Taburet.

Täbstein, ein besonderer Stein, der in dem Lande ob der Ens gefunden wird, lichtgrau, glatt und dicht, wie Marmor ist, sich aber wie Kreide schaben läßt, und sehr schwer ist. Er soll für alle Schäden gut seyn, wenn er darein gestreuet wird.

Tabula, bei den Römern, eine Schrift, ein Gemälde, eine Schreibtafel, Rechentafel, Auktionstafel, Votivtafel, ein Verzeichniß ꝛc. ꝛc. Man bezeichnete damit Alles, was aus Tafeln oder flachem Holzwerke bestand, worauf man schreiben, zeichnen, malen ꝛc. konnte, ehe man das Pergament, Papier oder auch die Leinwand dazu zu gebrauchen erfunden hatte. Bei den Römern kamen folgende Tafeln vor:

Tabulae accepti et expensi, womit man die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe bezeichnete, dergleichen Tafeln fand man in jeder guten Haushaltung, die der Hausherr führte. Da es aber späterhin oft vorkam, daß Jemand durch eine dergleichen Rechnungsführung bei einem verwaltetem Amte oder bei andern Geschäften überführt wurde, wenn er etwas nicht mit gutem Rechte besaß, so kam mit der Zeit diese Gewohnheit ab. Denn wenn z. B. Jemand einer Unterschleife oder anderer begangenen Betriegereyen halber verklagt wurde, und der Gegner verlangte seine häusliche Rechnungsführung als ein Beleg, so mußte sie der Beklagte produciren. Man ging auch wohl von Seiten des Gerichts hin und versiegelte sie, damit daran nichts abgeändert werden konnte.

Tabulae auctionariae waren Verzeichnisse der Gegenstände, welche öffentlich versteigert werden sollten. Diese Tabulae oder Tafeln fertigten die Wechsler (Argentarii) an, die dabei sehr aufmerksam verfahren

mußten, da sie oftmals zum Beweise der vorhandenen Gegenstände mit dienten.

Tabulae Caeritum, das Verzeichniß der Caeriten, die sich der Vestalischen Jungfrauen mit ihren Heiligthümern annahmen, als die Gallier Rom fortgenommen hatten, wofür sie späterhin aus Dankbarkeit zu Römischen Bürgern aufgenommen wurden, jedoch mit Ausschluß der Wahlstimmen zu einem obrigkeitlichen Amte, also sine suffragio. Wenn nachher ein wirklicher Römischer Bürger durch ein Verbrechen sein Stimmrecht verlor, so wurde er zur Strafe unter die Caeriten gesetzt und in die Matrikel oder Tafeln derselben eingeschrieben. Er blieb dann Römischer Bürger, mußte die Steuern und andere Abgaben erlegen, konnte aber zu den Wahlversammlungen nicht gelangen, und seine Stimme geben. Was daher den Caeriten zur Ehre geschah, das widerfuhr den Römischen Bürgern zur Strafe.

Tabulae Censoriae, waren die Verzeichnisse der Censoren, worein sie die Namen der Censirten schrieben, oder derjenigen, die durch ihre Musterung passirt waren; dabei wurde zugleich das Vermögen, auch andere Umstände, verzeichnet; dann auch auf welche Bedingungen sie die Zölle oder Einkünfte, besonders von den Ländereyen, verpachten wollten, welche Tafeln oder Verzeichnisse dann in dem Vorgebäude des Tempels der Freiheit oder auch in dem Tempel der Nymphen aufgehoben wurden. Auch jede Familie hob diejenigen von ihren Vorfahren als ein Heiligthum besonders auf.

Tabulae ceratae, waren verschiedene dünne Tafeln von Linden-, Buchen-, Tannen- und anderem Holze, welche dünn mit Wachs überzogen wurden, und anstatt des Papiers dienten. Man schrieb mit einem spitzigen Griffel darauf, und sobald man die Schrift nicht mehr nöthig hatte, so strich man sie aus, und gebrauchte die Tafeln wieder zu andern Zwecken. Man brauchte dergleichen Täfelchen nicht nur zu Briefen, sondern auch zu

Testamenten; überhaupt zur Concipirung einer Sache. Schon das Concipirte, es mochte seyn, was es wollte, hieß oft allein Cerae, ohne einer Tabulae oder Tafel dabei zu gedenken.

Tabulae domesticae waren Verzeichnisse von allen Gegenständen des Hauswesens, besonders in Hinsicht der Einnahme und Ausgabe. Sie waren in besondere Kapitel oder Titel unterschieden, welche Nomina hießen, als Artificia, Negotiationes, Foenera, Adventitia, Legata, Hereditates etc., worunter sie dann brachten, was zu jedem gehörte. Sonst waren sie nach ihrer Art einerlei mit den Diariis, Ephemeridibus und Kalendariis.

Tabulae XII. Legum Romanarum, zwölf Tafeln von Erz, worein die Römischen Gesetze gegraben waren. Es kamen davon im Jahre der Stadt 303 erst zehn zum Vorschein, im Jahre 304 aber noch zwei hinzu, und im Jahre 306 wurden sie öffentlich bei den Rostris aufgestellt, so daß sie Jedermann ungehindert lesen konnte, von da man sie zuletzt auf das Kapitol brachte. Sie gingen in den Zuständen Roms bei der Auflösung des Weströmischen Reichs verloren, und wie man vermuthet, durch die Verheerung der Gothen, die alle Seltenheiten der Stadt zerstörten.

Tabulae novae waren zu Rom diejenigen Tafeln, welche an die Stelle der alten zerbrochenen Schuldtafeln gesetzt wurden. Wenn nämlich der gemeine Mann bei seinen Creditoren, den Reichen, so in Schulden gerathen war, daß er sich nicht zu helfen vermochte, so mußte sich die Obrigkeit ins Mittel legen, um einen Aufstand in Rom zu verhindern. Da nun sowohl der Creditor, als auch der Debitor, seine Tafel hielt, auf deren eine Seite das Guthaben, und auf der andern das Schuldigseyn gegen einander geschrieben waren, so kassirte sie solche, und ließ neue dagegen anlegen. Da aber die Creditoren, welche die größten und reichsten

Häuser in Rom waren, oft viel verloren, wenn sie gleich durch ihren Wucher solches nur zu oft verdient hatten, so hielt es mit den Tabulis novis oder neuen Tafeln sehr schwer, ehe sie zu Stande kamen, obgleich von der andern Seite auch oft schlechte Schuldner sie mehr als zur Ungebühr nachsuchten.

Tabulae nuptiales waren Contrakte, welche zwei Eheleute mit einander errichteten, und die man auch dotales nannte, weil darin die Mitgift mit eingeschlossen wurde. Man vollzog und besiegelte einen solchen Contrakt erst nach geschlossener Ehe. Man rief sich dabei ein Feliciter! zu, und hielt ein Gastmahl. Bei der Trennung der Ehe wurden die Tafeln zerbrochen, womit man die Ehe als zerrissen bezeichnen wollte.

Tabulae pactionales waren anfangs nur hölzerne, mit Wachs überzogene Tafeln, späterhin Pergament oder Papier, worauf ein Contrakt zwischen zwei oder mehreren Personen gemacht, und schriftlich abgefaßt worden war. Anfangs hatten sie ihre gewissen Formeln, wonach diese Contrakte gemacht wurden. Am Ende mußte der Ort, die Zeit, und der Bürgermeister mit genannt werden. Sie wurden von Notarien oder Aktuarien im Beiseyn mehrerer Zeugen abgefaßt und besiegelt, und um jedem Betruge vorzubeugen, wurden sie dreimal mit Schnüren durchzogen.

Tabulae pictae waren Gemälde, die man auch schlechthin Tabulae nannte, da sie auf Holz gemalt waren, weil man damals noch keinen andern Stoff, um darauf zu malen, kannte. Nach den Tafeln oder dünnen Brettern, worauf sie gemalt waren, führten sie auch den Namen.

Tabulae Proscriptionum war ein grausames Gesetz des Sylla bei seiner Rückkehr in Rom, nach welchem er jeden seiner gewesenen Gegner auf eine Tafel schreiben, und sie öffentlich aufhängen ließ, wobei er einem Jeden die Befugniß ertheilte, wo er Einen der Angeschrie-

nen anträfe, ihn zu tödten. Dabei wurden ihre Güter confiscirt, und ihre Kinder von allen Ehrenämtern ausgeschlossen. Cäsar hob dieses Letztere wieder auf. Da zugleich eine Belohnung auf den Kopf eines jeden Getödteten gesetzt worden, so fehlte es nicht an Leuten, die, um diese zu verdienen, die Proscribirten auszuspähen suchten, um sie anzugeben, oder wohl gar selbst zu ermorden.

Tabulae Quaestionis waren die Registratur, die bei der Tortur über die Aussage der Gefolterten gehalten, dann versiegelt und aufbewahrt wurden.

Tabulae Syngraphae waren die Handschriften, die ein Schuldner seinem Creditor gab, worin er sich zu dem empfangenen Gelde bekannte, welche dann versiegelt von dem Creditor aufbewahrt wurden, und wenn es, des Geldes wegen, zur Klage kam, von dem Kläger vor Gericht mit vorgezeigt werden mußten.

Tabulae Testamentariae, Testamentstafeln, welche die gewöhnlichsten waren, und anfangs auch aus Holz bestanden, woher sie ihren Namen hatten. Das Holz mochte seyn, von welcher Baumart es wollte, so mußte es doch die Gestalt der Tafeln haben, und viereckig seyn. Diese Tafeln bestanden aus mehr als einer Tafel, wurden gehörig zusammengelegt, mit einer Schnur durchzogen, und von dem Testator selbst versiegelt, auch mehr als ein Exemplar angefertiget, die aber sämmtlich genau mit einander übereinkommen mußten. Von diesen Exemplaren mußte wenigstens eins in einem Tempel niedergelegt werden; zu Rom bei den Vestalischen Jungfrauen. Die Besiegelung geschah auch von den Zeugen, und solches nicht auf die Tafeln selbst, sondern nur auf die Leinwand, worein sie gewickelt waren. Niemand durfte sie aufmachen, wenn er nicht als Betrieger bestraft werden wollte, obgleich solches dem Testator frei stand, wenn er sein Testament ändern wollte. Ein solches Testament konnte auch in einem öffentlichen Archive oder bei einem sichern Freunde niedergelegt werden; wenn

aber der Testator gestorben war, mußte es bei dem Prätor geöffnet werden, wobei die Zeugen ihre Siegel erst anerkennen mußten, worauf es abgelesen, eine Kopie davon in das Archiv niedergelegt, dann aber auch innerhalb drei, längstens fünf, Tagen die Erbschaftssteuer abgetragen werden mußte.

Tabulae Triumphales waren Tafeln, worauf verzeichnet stand, was Einer im Kriege gethan hatte, die im alten Latein ganz kurz abgefaßt waren, und auf dem Kapitol aufgehängt wurden.

Tabulae Vestium waren bald viereckige, bald runde Zeugstücke, die zur Zierde auf die Kleider vornehmer Leute genähet oder gestickt wurden, und von den Griechen ταβλιαι genannt wurden.

Tabulae votivae, Gedächtnißtafeln zu Ehren der Götter, bei Errettung aus einer Gefahr.

Tabularia, bei den Römern, eine Art der Tortur, da man nach Gefallen einen Menschen zwischen zwei Bretter oder Tabulas legen, und so lange zusammendrücken konnte, bis er sein Verbrechen bekannte.

Tabularii waren bei den Römern Beamte, welche die Quittungen aufbewahrten, die diejenigen von den Einwohnern bekamen, die ihre Abgaben abtrugen, um sehen zu können, was davon bezahlt sey, oder nicht. In jeder Provinz befanden sich deren zwei, wovon der Eine Tabularius arcae fiscalis, der Andere aber Tabularius largitionalium titulorum hieß. Im Anfange waren sie nur Knechte, späterhin freie Leute. — Die Tabularii bei Hofe der Kaiser und Kaiserinnen waren Beamte, welche über die Domainen und Patrimonialgüter, den 20sten von den Erbschaften, die Marmorbrüche ꝛc. ꝛc. gesetzt waren. Auch Privatleute hatten dergleichen Beamte, welche über deren Einnahme und Ausgabe Rechnung führten, und Alles aufschreiben mußten; sie waren anfangs auch bloß Knechte.

Tabularium, war ein Ort, wo die öffentlichen Tafeln

(Tabulae) oder schriftlichen Urkunden aufgehoben wurden, welches man jetzt ein Archiv nennt. Zu Rom war ein solches Archiv vor alten Zeiten her auf dem Kapitol, obgleich das Kapitol nicht ein solcher Ort war, wo man dasjenige, was Jedem zur Nachricht dienen sollte, angeheftet und aufgestellt hielt.

Tabular, Tabulatum, ein noch hin und wieder in den Klöstern übliches Wort, einen gedielten Boden oder mit Brettern belegten Gang zu bezeichnen; auch ein Verschlag, Stockwerk in einem akademischen Collegium 2c.

Tabulatur, in der Musik, die Bezeichnung der Töne (Melodieen, Gesangweisen) durch Buchstaben und Ziffern, wonach man, außer dem Generalbasse, auf Instrumenten spielt. Bei der Italienischen Tabulatur geschieht solches durch Noten; in der Deutschen theilt man die Buchstaben in sieben große, als C, D, E, F, G, A, H, in sieben kleine und ungestrichene, als c, d, e, f, g, a, h, in sieben einmal gestrichene, da über diesen Buchstaben ein Strich steht, und in sieben zweimal gestrichene, da sie zwei Striche über sich haben, wozu noch das dreigestrichene C kommt. In Lauten-, Theorben-, Guitarren-2c. Stücken, wird jede Seite, welche bloß das ist, ohne Fingerapplikation der linken Hand gegriffen mit einem T.; der erste Bund mit B, da der Zeigefinger gebraucht wird, der zweite mit E 2c. bemerkt.—Bei den Meistersängern bezeichnet Tabulatur den Inbegriff der Regeln und Gesetze, nach welchen sie ihre Gesänge verfertigen und absingen mußten; daher ist im gewöhnlichen Leben nach der Tabulatur noch so viel, als nach der Ordnung. Daß man unter Tabulatur auch die Wandmalerey verstanden wissen will, ist ungewöhnlich. Es kommt von dem mittlern Lateinischen Tabulatura, und dieses wieder von Tabella, her.

Tabulet, ein aus leichten Brettern zusammengesetzter Kasten oder ein ähnliches Behältniß, worin herumwandernde Krämer, die mit kurzen Waaren, Quincaillerien,

handeln, diese mit einem Riemen am Halse tragen. Ein solcher Kasten oder ein solches Kastengestell, hat mehrere Schubladen mit Fächern, worin die Waaren, die in Scheeren, Messern, Ohrringen, Ringen, Busennadeln, Näh-, Haar- und Stecknadeln, Pfeifenspitzen, Pfeifenköpfen, Brillen, Ferngläsern ꝛc. bestehen, liegen. An dem Kastengestelle ist ein breiter Riemen, wie eine Schleife befestiget, welche man über den Kopf schlägt, und so den Kasten am Halse trägt. Man nennt dergleichen Verkäufer, die ihre Waaren mit sich in solchen Kasten herum tragen, nach ihrem Kasten Tabuletkrämer, im Französischen Col-Porteur, von Col, der Hals. Es sind wandernde Krämer, die sowohl in den Städten ihre Waaren von Haus zu Haus ausbieten, als auch auf dem Lande, in den Dörfern ꝛc. Sie lösen sich einen Hausirschein in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit eingeführt ist, und auch in denen, wo das Zunftwesen noch besteht, müssen sie sich einen Schein zu diesem Gewerbe lösen. Das Wort ist aus dem mittleren Latein Tabuleta, welches einen kleinen Tisch bedeutet, nach Adelungs Vermuthung, weil sie ihre Waaren auf einem solchen kleinen Tische, wie die Kasten aussehen, vor sich hangen haben. Der Colporteur wird auch Reffträger genannt, wenn er seine Waaren auf dem Rücken herumträgt. — Bei dem Leinendamastweber ist das Tabulet der innere Rahmen, der in der Treck- oder Zichleiter des Damaststuhls oben unter den Schwanzgorten liegt, und worin in verschiedenen Reihen zweihundert und dreißig Rollen mehr oder weniger, je nachdem das Muster des Damastes groß oder klein ist, stecken. Die Rollen liegen reihenweise mit einem Drahte in dem Tabulet.

Tabuletkrämer, s. den vorhergehenden Artikel. Ueber den Handel dieser Leute, sehe man den Art. Hausiren, Th. 22, nach.

Tacamahac, ein hartes, durchsichtiges, und wohlriechen-

des Baumharz von bunter oder gesprengter Farbe, theils röthlich, theils gelbbraun, von dem man zwei Sorten hat, die auch von zwei verschiedenen Bäumen kommen. Die erste oder beste Sorte kommt von der filzigen Fagare, Fagara octandra, welche auf Curacao und Madagaskar wächst. Das Harz rinnt entweder von selbst in Tropfen aus, oder wird durch Einschnitte gewonnen, und heißt Tacamahaca sublimis seu in testa, Fr. Tacamahac en coque ou sublimé. Man fängt es in kleinen Kürbisschalen auf, worin es auch verschickt wird, und die man mit Palmenblättern bedeckt. Das Geschäft des Einsammelns geschieht von den Indianern. Diese Sorte muß bei vollkommener Güte wohl trocken, gut durchsichtig, von blasgelber Farbe, ins Röthliche schillernd, und von bitterem gewürzhaftem Geschmacke seyn, dabei einen starken lavendelartigen Geruch haben, und sich in Weingeist gänzlich auflösen. — Die zweite Sorte liefert der Balsambaum, die Balsampappel, Populus Balsamifera, Fr. Tacamahac, Baumier, welche in Nord-Amerika und in Sibirien wächst. S. auch unter Pappel, Th. 107, S. 380 u. f. Das Harz kommt in Sorten, Klumpen oder Massen vor, und heißt daher Tacamahac en Masse, auch nennt man es gemeinen Tacamahac, Tacamahaca communis. Man soll diese Sorte aus den Rinden, Blättern und Zweigen dieser Pappel durch starkes Kochen erhalten. Es kommt in Stücken von verschiedener Größe und Farbenmischung in den Handel, ist abwechselnd an einigen Stellen weißlich gefleckt, an andern gelbroth oder braun. Der Geruch dieses Tacamahacs ist auf glühenden Kohlen sehr angenehm, und er löset sich, wenn er rein ist, gänzlich in Weingeist auf. Die kaustischen und kohlensauren Alkalien lösen es gleichfalls auf. Durch wiederholtes Abziehen von Salpetersäure über dieses Harz konnte es Hatchett in diejenige Art der Ger-

besubstanz verwandeln, welche die metallischen Auflösungen, nicht aber den Leim, niederschlägt. Bei der Behandlung des Tacamahacs mit Schwefelsäure wird viel schweflichte Säure erzeugt, und die dritte Abänderung der Gerbesubstanz gebildet. Hundert Theile Tacamahac geben zwei und sechzig Theile Kohle, dem Gewichte nach. Das specifische Gewicht dieser Substanz beträgt: **1, 046.** Die gelblichen reinen Stücke sind die besten; die braunen, rothen und aschgrauen taugen nicht viel. Auch der Baum, welcher nach Lamark Colophyllum Inophyllum genannt wird, und auf der Insel Bourbon und auf Madagaskar wächst, soll Tacamahac liefern. In Holland unterscheidet man den Tacamahac in Tropfen- und Sorten-Tacamahac, und gebraucht sowohl den einen, wie den andern wegen seiner zertheilenden erwärmenden Kräfte in der Medizin. Bei uns in Deutschland wurde er früher häufig zu reizenden Pflastern benutzt, in welchen er ungefähr den dritten oder vierten Theil ausmachte. Man erhält ihn aus London über Hamburg; dann auch aus Holland und Frankreich.

Tache, der Name einer der vorzüglichsten Sorten unter den Burgunderweinen; sie fällt in der Nachbarschaft von Nuits, und wird stark gesucht.

Tachenianisches Salz, Tachenisches Salz, siehe Salz (Kräuter-), Th. 133, S. 715. Diese Salze sind von Otto Tachenius zuerst in Anwendung gekommen. Nach einer Vorschrift, die von einigen Chemikern gegeben worden, nimmt man keine Potasche dazu, weil die zur Asche verwandelte Kohle schon Potasche enthält. Man wirft die trocknen Pflanzen in einen eisernen Topf, macht darunter Feuer, und wenn die Pflanzen durch und durch zu brennen anfangen, so schließt man den Topf mit einem Deckel, um die Flamme zu ersticken, die Pflanzen langsam zu verbrennen, und einen Theil der Dämpfe zurückzuhalten, welche sich in der Luft zerstreuen würden. Nach dem Verbrennen

bleibt eine kohlenartige Asche zurück, welche noch immer die Form der Pflanzen an sich trägt; man rührt sie unter fortdauerndem Erhitzen um, damit sie ganz zur Asche werde; dann mit Wasser ausgelaugt und die Lauge bis zum Trocknen abdampfen lassen, so erhält man diese Salze; sie haben eine gelbe Farbe, welche immer mehr in das Braune, der Farbe nach, fällt. Man findet darin bei der Zerlegung Potasche, kohlensaure, schwefelsaure und salzsaure Potasche, kohlensauren und phosphorsauren Kalk ꝛc. Das Verhältniß der Materien weicht nach der Beschaffenheit der Pflanzen und der größern oder geringern Verbrennung, welcher sie unterworfen wurden, ab. Man wandte ehemals Wermuthsalz, Ginstersalz und mehrere andere Salze in der Wassersucht, bei Obstructionen ꝛc. an, allein mit zweifelhaftem Erfolge, um so mehr, da die Eigenschaften dieser Salze nicht immer dieselben sind, also auch nicht ihre Wirkungen. Um diese Salze ganz rein zu haben, so muß man sie in acht- bis zehnmal so viel rectificirtem Weingeiste, als ihr Gewicht beträgt, auflösen, und diese Auflösung in verschlossenen Gefäßen bis zum Trocknen abdampfen. Da der Weingeist nur die reine Potasche auflöset, so läßt er die übrigen Theile, die sich noch in dem Pflanzensalze befinden, fahren. Die auf diese Weise erhaltene Potasche sieht weiß oder grau aus, ist nicht krystallisirbar, und sehr scharf und sehr ätzend, man mag sie in eine größere oder geringere Menge Wasser oder Schleim aufgelöset haben; sie ist immer dieselbe, immer bis auf einen bekannten bestimmten Punkte wirksam, wenn man sie mit einer einmal bestimmten Menge Wassers giebt. Die Benennung ätzendes Laugensalz, welche sie in diesem Zustande oft erhält, darf keine Furcht erregen; denn die Aetzbarkeit, die dieses Salz im trocknen oder festen Zustande hat, schmeckt man fast gar nicht, wenn man es in einer großen Menge Wasser giebt. Wenn man eine der Säure

entgegenwirkende, absorbirende, schmelzende, eingreifende schnelle Wirkung zu Stande bringen will, so kann man kaum ein wirksames und sicheres Mittel anwenden. Man giebt es zuweilen in Steinkrankheiten. Es ist in allen Fällen, wo Alkalien indicirt sind, schicklich, und man kann, was wenigstens die Wirkung betrifft, sehr sicher seyn, weil man genau weiß, was man anwendet, und den genauen Zustand des Mittels kennt, welches die Kranken nehmen. Es giebt nur wenige Mittel, die mit diesem auf die Wirkung, die es in einigen Krankheiten leisten soll, verglichen werden kann. Wenn man ein sehr mildes Alkali anwenden will, so nehme man kohlensaures Kali oder kohlensaure Potasche, das heißt, Potasche, die mit Luftsäure stark gesättiget ist. Es gab eine Zeit, wo man den Chemikern und Pharmaceuten anrieth, das kohlensaure Kali stark gesättiget zu präpariren, und solches auf folgende Weise, indem sie eine reine Potaschenlauge mit so viel Luftsäure imprägniren, als sie nur absorbiren können, und dann die Auflösung langsam abdampfen lassen, so werden sie regelmäßige rhomboidalische Krystalle erhalten, die nicht zerfließen, sondern sich an der Luft ein wenig auflösen. Dieses Salz ist weit weniger schmelzend und weit weniger wirksam, als die reine Potasche.

Tachtel, ein niedriger Ausdruck für Ohrfeige. Einem eine Tachtel geben, eine Ohrfeige.

Tachydromia, Rennfliege, eine Gattung Fliegen, welche zu den Raubfliegen, Tanystomata, gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat: die Brust ist wenig gewölbt und länglich; die Fühler zweigliedrig mit langen Endborsten; der Rüssel kurz, senkrecht. Es sind kleine Fliegen, die schnell auf den Blättern hin und her laufen, indem sie die Flügel beständig heben und fallen lassen, ohne sie auszubreiten. Man findet sie besonders in den Hecken.

Tachydromus, die lateinische Benennung einer Gat-

tung Eydechsen, welche sich dadurch auszeichnen, daß sie keinen Halsband haben. Diese Arten haben Schienen auf Bauch und Rücken, und eine lange gespaltene Zunge.

Tachyglossus, Landschnabelthier. Kennzeichen: Der Mund hat die Gestalt eines Entenschnabels. Die Kiefer sind nämlich sehr verlängert und abgeplattet. Von dem Vogelschnabel unterscheidet er sich wesentlich durch die Lage der Nasenlöcher, die nicht, wie bei den Vögeln, an der Wurzel, sondern an der Spitze liegen, ganz besonders aber dadurch, daß er nicht der ganzen Länge nach gespalten, sondern nur wie eine Saugröhre vorne offen ist. Statt der Zähne stehen am Gaumen mehrere Reihen von Hornspitzen; der Rücken ist mit Stacheln besetzt, der Schwanz kurz. Es lebt in selbst gegrabenen Höhlen und nährt sich von Ameisen, welche es mit seiner versteckbaren Zunge fängt. Die breiten Stacheln auf dem Rücken von dem Landschnabelthiere (Tachyglossus Histrix) sind $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, das Haar ist braun, und die Länge beträgt 10 Zoll.

Tachygraphie, Schnellschreibekunst, s. Stenographie, Th. 173, S. 117 u. f.

Tachypetes, der Lateinische Gattungsname des Fregattenvogels. Die Fregattenvögel sind tropische Vögel, mit langem Gabelschwanze, halben Schwimmfüßen, und langen Flügeln; sie fliegen sehr schnell und weit ins Meer hinein, daher ihr Name. Es sind Stoßtaucher; sie fangen besonders Fliegfische, und jagen den Möven ihre Beute ab. Bekannt ist die Fregatte oder der Fregattenvogel, Tachypetes aquilus. Dieser Vogel ist einfarbig schwarz; die Haut des Kopfes blau und roth; Schnabel und Füße roth. Von allen Seevögeln fliegt dieser am besten. Er mißt bis 14 Fuß mit ausgespannten Flügeln, und kreuzt nach allen Richtungen auf dem Meere umher.

Er lebt weniger von eigenem Fischfange, als von Fischen, welche er andern Vögeln abjagt.

Tachypore, Tachyporus, eine Käfergattung, deren Beine meist mit Dornen, die Flügeldecken härtlich, und die Fühler vor den Augen eingesetzt sind. Der Körper ist nach hinten zugespitzt. Der gemeinste von diesen Käfern ist der Tachyporus chrysomelinus, von glänzend schwarzer Farbe. Fühlergrund, die Beine, Vorderbrust und Flügeldecken sind ziegelroth. Die Länge beträgt 2 Linien; er ist sehr gemein.

Tact, s. Takt, und auch die damit zusammengesetzten Wörter.

Tadel, im engeren Verstande, eine Unvollkommenheit, ein Fehler am Körper. Keiner unter seinen Knechten ist ohne Tadel, Hiob, 4, 18. Eine Sache, an der kein Tadel ist. Einen Tadel an etwas finden. Einem Jeden einen Tadel anhängen, im gemeinen Leben, etwas an ihm zu tadeln finden. Die Mehrzahl kommt nur selten vor, ist aber nicht ganz ungewöhnlich, daher kann man auch nicht sagen, wie einige Sprachlehrer vorgeben, daß dieses Wort keinen habe; denn viele Tadel an etwas finden, ist eben so richtig, als viele Makel. Im weitläufigen Verstande, eine Unvollkommenheit, ein Fehler, der von einem andern gerügt wird; denn der Fehler, welcher begangen wird, die Unvollkommenheit, die sich am Körper oder an irgend einem Gegenstande findet, treten erst dadurch hervor, daß man sie rügt, sonst bleiben viele verborgen und treten nicht an das Licht; hierdurch entsteht im Allgemeinen erst die Unvollkommenheit, Tadel genannt; daher sagt man: sein Tadel ist mir unerträglich. Laß Dich meinen Tadel bessern. Das verdient keinen Tadel. Die Niedersachsen kennen dieses Wort nicht, und auch bei den ältesten Oberdeutschen Schriftstellern hat man es nicht finden können, und doch soll es, nach Adelung, ein altes

Wort seyn. Die Endsylbe ist das Suffixum — el, ein Ding, ein Subjekt zu bezeichnen, daher kommt es nur auf die Sylbe Tad an, die ein Subjekt bezeichnet. Es scheint nach dem erwähnten Sprachforscher, daß solches körperliche Verunstaltung, Verstümmelung, oder auch Befleckung bedeutet habe, und dann würde es zu dem Holländischen Todde, Fetzen, Lumpen, Englisch Tatter, Nieders. Talter, oder auch zu dem Isländischen Tad, Koth, auch vielleicht zu unserm Sudel gehören.

Tadeler, s. Tadler.

Tadelhaft, Bei- und Nebenwort, 1) mit einem Tadel oder Fehler behaftet, werth getadelt zu werden. Eine tadelhafte Aufführung. Das gleichbedeutende tadelig ist nur in dem Gegensatze untadelig üblich. — 2) Neigung, Fertigkeit besitzend, Tadel oder Fehler an etwas finden, nur im gemeinen Leben einiger Gegenden. So auch die Tadelhaftigkeit.

Tadeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, Tadel, das ist, Mängel, Fehler, Unvollkommenheiten an einer Person oder Sache bemerken und anzeigen. Eine Waare, Jemandes Arbeit, Betragen, Sitten, Gesichtsbildung tadeln. Etwas an Einem tadeln. Ich finde nichts hieran zu tadeln. Man hat es an ihm getadelt, daß ꝛc. ꝛc. Immer etwas zu tadeln haben. Ich tadle Dich nicht ꝛc. Im Niedersächsischen und bei den älteren Oberdeutschen Schriftstellern, kommt es so wenig vor, als das Hauptwort Tadel. Es zeigt sich aber ein doppelter Weg, die Abstammung dieses Wortes anzugeben. 1. Von einem veralteten Tad, Verstümmelung oder auch Schmutzflecken, so daß das Zeitwort tadeln eigentlich von dem Hauptworte Tadel abstammen würde. — 2. Von dem noch in den gewöhnlichen Sprecharten mancher Gegenden üblichen taddeln, Nieders. tateln, plaudern, schnattern, als eine Onomatopöie, welches in engerer

Bedeutung auch schelten, Mängel und Fehler ungestüm durch Worte entdecken, bedeutet hat. Bei den Krainerischen Wenden ist tadlam noch jetzt ich schelte; da aber das Deutsche tadeln weder den Begriff des Ungestüms, noch der Schwatzhaftigkeit bei sich hat, so scheint die erste Ableitung die wahrscheinlichste zu seyn, und da sollen unser tadeln, und das gemeine taddeln, schwatzen, eben so zufällige Onomatopöien seyn, als das Angels. taellan, Engl. tell, erzählen, und unser theilen, und das Schwedis. taelja, tadeln, und taelja, schneiden, theilen. Die Niedersachsen brauchen für tadeln, mäkeln, laken ꝛc.

Tadelsucht, die Sucht oder die untergeordnete anhaltende heftige Neigung oder Fertigkeit zu tadeln, das ist, Mängel und Fehler an andern Gegenständen zu bemerken und zu entdecken.

Tadelsüchtig, Bei- und Nebenwort, mit der Tadelsucht behaftet, darin gegründet, so auch die Tadelsüchtigkeit, die Tadelsucht, als eine Fertigkeit, einen Zustand betrachtet.

Tadler, Tadeler, Tadlerin, eine Person, welche etwas tadelt, und in engerer Bedeutung, welche Neigung und Fertigkeit besitzt, an andern Dingen Mängel zu bemerken und zu entdecken. Momus war ein großer Tadler. Wer am Wege bauet, hat viele Tadler.

Tael, ein Gewicht auf Batavia, womit das Gold, der Bezoar und Ambra oder Muskus gewogen wird. Es wiegt 2 Lth. $8\frac{1}{2}$ Pf. Köllnischen Gewichts.

Taels, eine Chinesische Rechnungsmünze.

Taenia, Taeniae, Bänder von Wolle, bei den Römern und andern alten Völkern, womit sie ihre Köpfe auszierten; dann auch die Statüen oder Bildsäulen, und die geheiligten Bäume. Auch die Jungfrauen schnürten mit solchen Bändern ihre Brüste ein, damit sie nicht zu groß

aussehen sollten; auch wurden die Begräbnißurnen damit geschmückt.

Taenia, der Lateinische Gattungsname des Bandwurms; s. unter Wurm, in W., wohin von Krünitz verwiesen worden.

Taeniacei, der Lateinische Familienname der bandfischartigen Fische, deren Körper sehr lang, auf der Seite zusammengedrückt (bandförmig) ist. Der Kopf ist rund, und das Maul nach oben gerichtet; die Schuppen sind sehr klein, und die Kiemenhaut hat sechs Strahlen. Der After, der nahe an der Kehle liegt, hat eine bis zum Schwanze gehende Flosse. Die Rückenflosse geht über den ganzen Körper. Von dieser Familie kommen vor: 1) Die Bandfische, Riemenfische, Cepolae, Franz. Cepoles, deren Gattungskennzeichen die kurze Schnautze, die vorstehenden Unterkiefer, das etwas nach oben gerichtete Maul, und die sehr lange Afterflosse sind. Am bekanntesten davon ist der gemeine Bandfisch, rothgefleckte Bandfisch, Cepola rubescens, silberweiß, rothgefleckt, mit rothen Flossen. Die Länge beträgt 2 Fuß 1 Zoll. Man findet ihn im Mittelmeere, im Schlamme, und gebraucht ihn zum Köder.—2) Die Schmalköpfe, Leptocephali, mit bandförmigem, fest zusammengedrücktem Leibe, fast durchsichtig. Bekannt davon ist der Leptocephalus Morrisii, mit langem, schmalen und so zusammengedrückten Körper, daß er fast durchsichtig ist. Er hat weder Brust-, noch Bauchflossen, und die Rücken- und Sterzflosse vereinigen sich mit der Schwanzflosse. Man findet ihn an der Englischen Küste. — 3) Die Spitzschwänze, Trichiuri, ohne Bauch-, After- und Schwanzflosse, das Schwanzende spitzig. Der gemeine Spitzschwanz, Trichiurus Lepturus. Es ist über 3 Fuß lang, mehrere Zoll breit, silberglänzend und eßbar. Im Meere von Amerika. — 4) Die Gattung Trachypterus mit naktem, zusammengedrückten Leib und ohne Afterflosse. Der Trachypterus Tae-

nia, silbern, mit röthlicher Rückenflosse. Die Länge beträgt 2 Fuß. Im Mittelmeere. — 5) Die Gattung Gymnogaster (Bogmarus), schwerdtförmig und ohne alle Spur von Bauch- und Afterflossen. Bekannt davon ist der Gymnogaster Islandicus, der über 4 Fuß lang und $\frac{1}{2}$ Fuß breit ist; er ist silberweiß mit einigen schwarzen Flecken. Man findet ihn an den Küsten von Island. Man hält ihn für giftig, weil ihn die Raben nicht anrühren. — 6) Die Gattung Lophotus, mit sehr zusammengedrücktem Leibe, spitzem Schwanze, und schuppenlos. Man findet davon den Lophotus Cepedii im Mittelmeere. — 7) Die Kahlafter, Gymnetri, mit langem Leibe, und nur einer Rückenflosse; die Steißflosse fehlt. Der Gymnetrus Cepedianus findet sich im Mittelmeere. — 8) Die Gattung Regalecus, schwerdtförmig, mit zwei Rückenflossen, keine After- und Schwanzflosse. Die Brustflosse klein. Die Bauchflossen an der Brust sind nur lange Fäden. Regalecus Glesne (Gymnetrus remipes) silberweiß, 1 Fuß lang und länger; die Bauchflossen enden in einen häutigen Napf. Man findet ihn an den Norwegischen Küsten, unter dem Namen Häringskönig; s. unter Häring, Th. 20, S. 728. Ein Mehreres über diese Fischfamilie kann hier nicht gesagt werden, da ihr Nutzen in der Oekonomie nur gering ist, und ihre Arten auch noch nicht alle entdeckt sind.

Tafel, Tabula, Fr. Table, Engl. Table. Im weitesten Verstande, ein jeder gemeiniglich viereckiger ebener Körper, welcher ungleich länger und breiter, als dick ist; gemeiniglich nur in solchen Fällen, wo ein solcher Körper keine andere eigene Benennung hat; denn Blatt, Platte, Brett und alle dergleichen ebene Flächen, die Körper bilden, wenn sie auch noch so fein und zart sind, kann man nur als Tafeln betrachten. In den Gewerben hat man Spiegelglas und Glas in Tafeln, wozu auch die Fensterscheiben gehören, Messing in Ta-

feln, Eisenblechtafeln, Morsellen in Tafeln oder Täfelchen, Chocolade in Tafeln, Taschenbouillon in Tafeln. Bei den Tischlern sind die Tafeln zwei oder drei aneinander geleimte, und auf der einen Seite glattgehobelte Bretter, womit die Fußböden und Wände der Zimmer getäfelt, das ist, bekleidet werden; auch die bekleideten leeren Felder unter den Fenstern, und unten am Fuße der Zimmer entlang mit Holze, die man Panäle nennt, heißen auch Holztafeln. — In der Baukunst wird der erhöhete Theil, welcher gemeiniglich ein langes Viereck macht, und die leeren Felder unter den Fenstern, oder auch das Leere der Pfeiler einer Wand zwischen den Fenstern, außen an einem Gebäude, Tafel genannt; sie werden auch oft nach allerlei Schweifungen zwischen den geraden Linien gestaltet. — In der Toskanischen Ordnung ist die Tafel, Fr. Plinthe, derjenige Theil an den Kapitälern, welcher in andern Ordnungen der Aback genannt wird; auch das große platte Glied an dem Säulenfuße oder Schaftgesimse. — Beim Steinmetz ist eine Tafel ein langer und breiter, aber dünner Stein, der entweder von der Natur, oder von der Kunst so zugerichtet worden. Wenn er sehr dünn ist, heißt er ein Blatt. Man hat Marmortafeln und Tafeln von anderen Steinen, wie Granit-, Syenit-, Porphir-, Serpentin-, Schiefer- ꝛc. Tafeln. Man sagt daher einen Stein zu Tafeln schneiden. Man gebraucht aber von steinernen und metallenen Tafeln lieber das Wort Platte. — Bei den Kupferschmiden und Kupferstechern werden die kupfernen Platten auch Tafeln genannt, eben so die Stahl- und die Zink- und Zinnplatten, die man zum Kupfer- und Notenstechen gebraucht; auch die Tafeln, worauf gemalt wird. — Bei den Kupferstechern heißt auch das Brett von Nußbaumholze, worauf die erst eingeschwärzte und mit dem Wischlappen abgewischte Kupfertafel auf-

gedruckt und mit dem Ballen der Hand völlig gereiniget wird, damit auf der Oberfläche, außer den Einschnitten, keine Schwärze verbleibe, welche sonst den Abdruck schmierig machen würde, Tafel. — Bei den Malern werden die aus Holz von den Tischlern zusammengesetzten Platten zur Oelmalerey Tafeln genannt. Man hat sie von Eichen-, Nußbaum-, Linden- und andern festen Hölzern, und zu verschiedenen Größen nach den Portraits oder Gemälden, die darauf ausgeführt werden sollen. — Beim Holzschneider führen die aus Buchsbaum und andern harten Hölzern eingerichteten Platten zum Holzschneiden, den Namen der Tafeln. — In einigen Gegenden nennt man auch die Scheiben oder Waben in den Bienenstöcken Tafeln. — Die Wurftafel, eine Benennung des Schachbrettes; eine Wandtafel, eine jede Tafel, worauf etwas verzeichnet ist, besonders in Schulen. Auch die Scheiben der Schützen, wonach geschossen wird, werden Tafeln genannt. — Tafel nennt man auch einen langen vom Tischler verfertigten Tisch, woran viele Personen speisen können. Eine solche Tafel besteht gewöhnlich aus einem langen, verhältnißmäßig breiten Brette, das aus zwei Längen und Breiten zusammengesetzt worden ist. Zwei Bretter von verhältnißmäßiger Länge und Breite werden also zu einem solchen Tische zusammengestoßen, das heißt, an einander geleimt, nachdem sie vorher gehörig behobelt und abgezogen worden sind, so daß sie eine ebene Fläche bilden. Dergleichen Tische oder Tafeln haben ungefähr die Breite von zwei Fuß, auch darüber, und die Länge von fünf bis sechs Fuß. Das Untergestell dieser Tafeln ist nur ganz einfach, und besteht aus vier oder sechs Füßen. Man hat auch Tafeln, die nur zwei Fuß breit, und zwei und einen halben Fuß lang sind. Um nun eine lange Tafel daraus zu machen, werden zwei dergleichen Tafeln mit vier Füßen so an einander gesetzt, daß man noch einen Schieber dazwischen stecken kann, der eine

gleiche Breite mit den Tafeln hat, wodurch dieselbe dann um einen Fuß und darüber noch verlängert wird. Dergleichen Tafeln, Speisetafeln, nebst Untergestelle, werden gewöhnlich mit weißer Oelfarbe angestrichen, weil ein solcher Anstrich, wenn er gut bereitet worden, am dauerhaftesten ist, und ihm das Reinigen mit warmen Seifenwasser wenig schadet. Das Untergestell hat einen Kasten (Tischkasten), worein man Tischtuch, Servietten ꝛc. legen kann. Da dergleichen Tafeln sehr bekannt sind, so bedürfen sie hier weiter keiner nähern Beschreibung. S. auch weiter unten. — Beim Diamantschneider ist die Tafel die oberste flache Facette eines Tafelsteins. S. unter Edelstein, Th. 10, S. 73, und unter Diamant, Th. 9, S. 207. — In den Glashütten nennt man jedes große viereckige Stück Glas, wie es aus dem Kühlofen kommt, eine Tafel. S. unter Glas, Th. 18, S. 619. — Bei dem Holzfloße besteht die Tafel aus dem Haupte und neun bis zehn Beschlahen. — In der Perspektive ist die Tafel eine Fläche, die zwischen dem Auge und dem Gegenstande, den man perspektivisch vorstellen soll, auf der geometrischen Fläche perpendikulair steht, worauf der Gegenstand sich perspektivisch darstellt.

Dann gebraucht man Tafel noch von solchen Gegenständen oder Körpern, die um darauf zu schreiben dienen. Eine Schiefertafel, Rechentafel. Die Schreibtafel, eine oder mehrere Tafeln von Pergament, die man in einer Brieftasche bei sich trägt, um darauf mit Bleystift zu schreiben. Man hat auch zu diesem Zwecke Tafeln von Elfenbein oder Wallroßzähnen, die man in einem Futterale trägt, worin zugleich ein Bley- oder Silberstift steckt, um mit diesem darauf dasjenige flüchtig zu notiren, was Einem im Geschäftsgange außer dem Hause, oder auf Excursionen zum Vergnügen, auf Reisen ꝛc. vorkommt. — In den Kegelbahnen und Billardzimmern die schwarze Ta-

fel von Holz, welche an der Wand hängt, um mit Kreide darauf zu schreiben. — Die Gesetztafeln, steinerne Tafeln, auf welche die zehn Gebote des Sittengesetzes der Juden geschrieben wurden, daher die zwei Hauptarten des göttlichen Sittengesetzes noch jetzt die zwei Tafeln genannt werden. Auch die Griechen schrieben ihre Gesetze auf große eichene viereckige Tafeln, wenn sie Privatgegenstände betrafen, wenn sie dagegen den Gottesdienst und den Staat angingen, so schrieb man sie auf dreieckige eherne Platten, die man auch Tafeln nannte. Die Gesetze der Römer waren auf zwölf Tafeln geschrieben, wenigstens diejenigen Gesetze, welche im Jahre der Stadt Rom 303 die drei Gesandten Sp. Postumius Albus, A. Manlius, und P. Sulpicius Camerinus, welche im Jahre 299 nach Athen, Lacedämon und andern Städten Griechenlands geschickt wurden, um die Gesetze, welche für die Römer zu passen schienen, abzuschreiben, nach Rom brachten. Sie brachten deren zwar nur zehn Tafeln voll zusammen, man ergänzte aber die fehlenden im Jahre 304 noch durch zwei Tafeln, so daß man zwölf aufstellte, die von dem Hermodorus aus Ephesus, der als ein Verwiesener in Italien lebte, aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt worden waren, und dem man auch die übrige Einrichtung solcher Gesetze meist zuschreiben will; denn für seine vielen Bemühungen ward ihm eine Statüe auf dem Markte zu Rom errichtet. Diese Gesetze waren anfangs auf eichenen Tafeln geschrieben, da sie aber von dem Volke hinlänglich geprüft und für gut befunden worden, wurden sie in eherne Tafeln gestochen und im Kapitol aufgestellt. Diese Tafeln, und mit ihnen auch die Gesetze, sind verloren gegangen. — Die Geschlechtstafeln, Ahnentafeln, sind Geschlechtsregister. Man verzeichnete ehemals diese Register auf Tafeln, und hing sie in den Ahnensälen ꝛc. auf. Ehemals nannte man auch die Landcharten Land-

tafeln, und Gemälde gleichfalls Tafeln, Fr. Tableaux, weil sie auf hölzernen Tafeln gemalt waren. Die Liedertafel wird eine Gesellschaft genannt, welche den Zweck hat, an gewissen Tage zusammen zu kommen, und den Genuß der Tafel mit Liedern zu würzen. Eigentlich ein Gesangverein, der auf diese Weise sich eine Erholung bereitet.

2. In engerer Bedeutung ein jeder großer Tisch, er sey viereckig, rund oder lang, wie auch schon oben erwähnt worden, oder von welcher Gestalt er wolle, ohne Diminutivum. Der Schneider schneidet die Kleider auf einer langen Tafel zu; s. Tafelschneider; die Beilkentafel. So schneidet der Schuhmacher auf einem Tische die Schuhe und Stiefeln zu. Man hat noch mehrere Gewerbe, die Tafeln oder Tische zu ihrer Arbeit gebrauchen, wie die Lichtzieher, die Glaser, die Wachsbleicher, die Kattundrucker, die Tapetenfabrikanten ꝛc. ꝛc.; s. auch den Art. Tisch. Ein solcher großer Tisch, daran zu speisen. a) Eigentlich, wo ein jeder großer Tisch, woran viele Personen Platz haben, den Namen einer Tafel führt. Eine Tafel, woran zwanzig Personen speisen können. An einer runden Tafel speisen. Die runde Tafel oder die Tafelrunde, ein bekannter alter Roman. Eine ovale Tafel. Die Tafel decken. Die Speisetafel ist gewöhnlich von Holz, allein in der Form sehr verschieden; denn bald ist sie ein rechtes Viereck, bald hat sie zwei lange und zwei kurze Seiten, bald ist sie rund, bald oval, bald viereckig und gebrochen; ja bei besondern Festlichkeiten pflegt man auch besondere Formen zu den Tafeln zu wählen, und nach der Absicht der Herrschaft und nach der Ursache des angestellten Festes einzurichten. Die meisten stellen ein Hufeisen, einen halben Mond und dergleichen Figuren vor, weil man an eine Tafel, die eine krumme Linie macht, mehr Personen setzen kann, als nach einer geraden Linie.

Oftmals werden auch dergleichen Tafeln durchlöchert, um Springbrunnen und andere zur Ergötzung dienende Maschinen dadurch anzubringen; daher denn solche Tafeln nicht auf gewöhnlichen Gestellen liegen, sondern auf dazu errichteten Bänken. Springbrunnen bringt man an, um der Tischgesellschaft Kühlung zu verschaffen, oder auch wohl um Riechwasser zu spenden, damit der Wohlgeruch den der Speisen übersteigt.. Weil vornehme Personen gewöhnlich zahlreiche Tischgesellschaften haben, so ist es in dieser Bedeutung besonders von ihren Speisetischen üblich. Es wurde an vier Tafeln gespeist. Die Speisen auf die Tafeln setzen. b) Figürlich, eine solche mit Speisen besetzte Tafel, ingleichen eine Mahlzeit, sowohl eine feierliche Mahlzeit mehrerer Personen, als auch die gewöhnliche Mahlzeit vornehmer Personen, wie man von geringen in eben diesem Verstande das Wort Tisch braucht, ohne Mehrzahl. Sich zur Tafel setzen. Zur Tafel gehen. Noch bei Tafel sitzen. Nach der Tafel. Jemanden mit zur Tafel nehmen. Tafel halten, das ist, speisen, ingleichen eine zahlreiche Gesellschaft zu Tische haben. Offene Tafel halten, öffentlich speisen, auch Couverts für mehrere Freunde und Bekannte stets bereit haben, damit sie, wenn sie zu Mittage einsprechen, oder ihren Besuch abstatten, gleich mit speisen können. Freie Tafel halten, wo Jedermann von einem gewissen Stande Zutritt hat. Lange Tafel halten, lange bei Tische sitzen. Sich zur Tafel setzen. Von der Tafel aufstehen. Die Mittagstafel, Abendtafel. Es ist heute große Tafel bei Hofe, es speiset heute eine zahlreiche Gesellschaft bei Hofe. Jemanden zur Tafel ziehen, einladen lassen, oder auch, wenn er vor Tischzeit eintrifft, zu Tische nöthigen. Zur Tafel kommen, bei der Tafel erscheinen. Zur Tafel blasen, wenn die Trompeter mit dem Pauker

das Zeichen geben, daß auf die Fürstliche Tafel die Speisen aufgetragen worden. Die Tafel bei Hofe haben, gewöhnlich bei Hofe speisen. Eine gute Tafel führen, gut speisen. In der dichterischen Schreibart auch wohl die Speisegesellschaft. Eine muntere Tafel, von leichten Scherzen umflattert, schmaußte den langen Nachmittag durch. (Zachar.) (2.) Eine solche Tafel, in sofern die Glieder eines Gerichts oder einer Versammlung an derselben zusammen kommen, daher in einigen Provinzen und Ländern ein Gerichtshof noch die Tafel genannt wird; daher die Landtafel, das Landgericht, die Lehntafel, die Lehnskanzeley 2c. 2c. — Nach Adelungs Ableitung dieses Wortes soll es von dem Lateinischen Tabula herkommen, allein wegen seines hohen Alters scheint es mehr ein Seitenverwandter, als ein Abkömmling desselben zu seyn. Das Sufixum —el, Lat. —ula, bedeutet ein Ding, Subjekt. Das eigentliche Stammwort Taf, scheint entweder den Begriff der Ausdehnung in die Länge und Breite zu haben, und mit Tapete, Teppich, Daube, vielleicht auch mit Stab, verwandt zu seyn, oder auch zu einem veralteten tafen, in Blätter schneiden, zu gehören, welche Bedeutung das Wallisische tafella noch hat.

Tafel (Abend-), s. oben, S. 331.
— (Ahnen-), s. das., S. 329.
—, in der Baukunst, s. das., S. 326.
—, in den Bienenstöcken, s. das., S. 327.
— (Chocoladen-), s. das., S. 326.
—, beim Diamantschneider, s. das., S. 328.
— (Eisenblech-), s. das., S. 326.
—, von Elfenbein und Wallroßzähnen, s. das., S. 328.
— (Geschlechts-), s. das., S. 329, und Tafel (Stamm-).
— (Gesetz-), s. oben, S. 329.

Tafel, in den Gewerben, Handwerkstafel, s. oben, S. 325.
— (Glas-), s. das., S. 328.
—, in den Glashütten, s. daselbst.
— (Handwerks-), s. Tafel, in den Gewerben.
— (Hof-), s. oben, S. 332.
— (Holz-), s. das., S. 326.
—, beim Holzfloße, s. das., S. 328.
—, bei den Holzschneidern, s. das., S. 327.
— (Kloster-), s. Th. 40, S. 805.
— (Knochen-), s. Th. 41, S. 609.
— (Kupfer-), s. oben, S. 326, und Kupferplatte, Th. 56, S. 251.
—, beim Kupferschmid, s. oben, S. 326.
—, beim Kupferstecher, s. daselbst.
— (Land-), s. oben, S. 329, und S. 332, auch Th. 63.
— (Lehen-), s. Lehenbuch, Th. 69, S. 423, und Lehenhof, daselbst, S. 646; auch oben, S. 332.
— (Lieder-), s. oben, S. 330.
—, beim Maler, s. daselbst, und S. 327.
— (Marmor-), s. das., S. 326.
— (Messing-), s. das., S. 325.
— (Mittags-), s. das., S. 331.
— (Morsellen-), s. das., S. 326.
— (Pergament-), s. oben, S. 328, und unter Pergament, Th. 108, S. 463 u. f.
—, in der Perspektive, s. oben, S. 328.
— (Rechen-), s. daselbst.
— (runde), Table ronde, in der Hofsprache, ohne Aufwartung von Lakaien oder Pagen Tafel halten, statt welcher man sich kleiner beweglicher Tische mit verschiedenen Absätzen, die neben jeden Stuhl der an einem großen runden Tische sitzenden Herrschaften gestellt werden, oder der sogenannten stummen Knechte, bedient. S. auch oben, S. 330.
— (Schiefer-), s. oben, S. 328, und Th. 142, S. 494.

Tafel, beim Schneider, s. oben, S. 330.
— (Schreibe-), s. oben, S. 328, und Th. 148, S. 386.
—, beim Schuhmacher, s. oben, S. 330.
— (schwarze), s. oben, S. 328.
— (Speise-), s. daselbst, S. 327, und S. 330, 331.
— (Spiegelglas-), s. das., S. 325.
— (Stahl-), s. das., S. 326.
— (Stamm-), s. oben, unter Tabelle.
— (Stein-), s. das., S. 326.
—, beim Steinmetz, s. daselbst.
— (Taschenbouillon-), s. oben, S. 326, und diesen Art.
—, beim Tischler, s. oben, S. 326.
—, in der Toskanischen Ordnung, s. daselbst.
— (Wand-), s. das., S. 327.
— (Warnungs-), an den Landstraßen, s. Th. 62, S. 707. Man findet auch Warnungstafeln in den Städten, an öffentlichen Plätzen, in Thier- und Lustgärten, an öffentlichen Gebäuden, an Badestellen in Flüssen, kurz, an allen den Orten, wo öffentliche Gegenstände beschädiget, beschmutzt, angezündet, und Individuen in Gefahr gerathen können, verwundet oder getödtet zu werden. Diese Tafeln enthalten die erlassene Verordnung nur kurz, und die Bestrafung des Frevlers, der das gegebene Gesetz überschreitet. Sie sind in den großen Städten von dem Polizey-Präsidium, und auf dem Lande von dem Landrathe, dem Bürgermeister der kleinen Städte 2c. unterschrieben.
— (Wurf-), s. oben, S. 327.
— (Zink-), s. das., S. 326.
— (Zinn-), s. daselbst.

Tafelbesteck, ein Besteck oder Futteral, worin Messer und Gabel und ein silberner Eßlöffel stecken, die man auf oder bei der Tafel gebraucht. Man hat auch große Bestecke, worin ein Dutzend Messer und Gabel, und eben so viele silberne Löffel stecken.

Tafelbier, Speisebier, eine anständige Benennung

des Coventes oder dünnen Biers, welches man ehemals gern über der Tafel oder während der Mahlzeit zu trinken pflegte, welches aber jetzt außer Gebrauch an den Tafeln gekommen ist, und nur noch von armen Leuten getrunken wird, aber nicht mehr von der Qualität, wie ehemals, da man es als Dünnbier trank, weil das eigentliche Ganzbier zu stark war, und den Speisegenuß störte.

Tafelbirne, in der Haushaltung, eine allgemeine Benennung aller schmackhaften Birnen, welche man auf die Tafel zum Nachtische zu setzen pflegt, zum Unterschiede von den gewöhnlichen oder Wirthschaftsbirnen, welche gekocht oder gebacken werden. Eine besondere Art dieser schmackhaften Birnen führt auch diesen Namen; man nennt sie auch zugleich Herrenbirnen, Königsbirnen, und im Oberdeutschen auch Pfaffenbirnen; s. auch unter Birn-Baum, Th. 5.

Tafelbley, eine Sorte Fensterbley. Der Glaser zieht aus einem Pfunde Bley 18 Fuß schmales, 12 Fuß mittleres, und 9 Fuß breites Tafelbley.

Tafelbrett, Bretter, die zu den Tafeln eingerichtet sind, auch diejenigen Bretter, die man zu dem Tafelwerke in den Zimmern bestimmt.

Täfelchen, eine kleine Tafel, die man bei sich führt, um darauf etwas zu schreiben, kleine Notizen zu machen ꝛc.

Tafeldecker, an den Höfen und in vornehmen großen Haushaltungen, ein Bedienter, der das Amt hat, nicht nur die Tafel zu decken, sondern auch das leinene Tischgeräth in seiner Aufsicht zu haben. Ein solches Individuum muß nicht nur sehr gewandt seyn, sondern auch die Tafel bei Festlichkeiten gehörig zu ordnen verstehen; auch muß er die Servietten brechen können, das heißt, er muß sie zu verschiedenen Figuren zu gestalten wissen, so daß die gedeckte Tafel auch dadurch an Zierlichkeit gewinnt. Ein Tafeldecker muß daher Geschmack besitzen, um Alles auf der Tafel so anzuordnen, daß die Gäste beim

Eintritte in den Eßsaal oder das Eßzimmer dadurch überrascht werden. Es giebt Tafeldecker, die nicht in Condition oder im Dienste stehen, sondern für sich leben, und in großen Häusern, in Restaurationen, bei Hochzeiten und andern Festen, die im Hause oder an öffentlichen Orten gefeiert werden, die Tafeln für einen gewissen Lohn decken, das heißt, für den Tag, an welchem sie beschäftiget sind, und dabei in großen Städten und Residenzen ihr gutes Auskommen finden, da sie fast täglich beschäftiget sind.

Tafeldiener, ein Bedienter, der bei der Tafel aufwartet, wozu man in großen Städten auch die Lohnbedienten gebraucht, weil sie sich dazu am besten schicken, da sie erfahren und gewandt in diesem Geschäfte sind; das heißt, Familien, welche ein Diner geben wollen, und keine männliche Bedienung haben, wählen dazu einen Lohnbedienten, den sie auf die Zeit des Diners engagiren, der also die Bedienung bei Tische allein übernimmt, und nur von den die Speisen hinzutragenden Mädchen unterstützt wird; sonst muß derjenige, der sich als Bedienter in einem Hause vermiethet, auch die Aufwartung verstehen, weil dieses von einem solchen Individuum gefordert werden kann.

Tafelessig, werden die aromatischen Essige genannt, indem man guten starken Essig mit allerlei unschädlichen wohlriechenden Kräutern und andern Pflanzenstoffen, z. B. mit Fliederblumen, Rosenblättern, Citronenschalen, Pomeranzenschalen, Estragon, Rosmarin, Lavendel ꝛc. digeriren läßt, und ihn dann abklärt. Man kann diese Essige zu Salat ꝛc. gebrauchen.

Tafelfeuerwerk, ein Feuerwerk, welches in großen Zimmern bei der Tafel abgebrannt wird. Man brennt daher nicht bloß Feuerwerke auf freien Plätzen ab, sondern auch in den Zimmern und Sälen zum Vergnügen der Gäste. Man kann dieses Feuerwerk daher zu Geburts-, Namens-, Hochzeits- und andern Festen ohne be-

deutende Kosten in seinem Zimmer abbrennen, in welchem man es sogar am Tage und bei der Mittagstafel anbringen kann, wenn man die Fensterladen oder Vorhänge verzieht, und Thüren und Fenster öffnet, um den Pulverdampf heraus zu lassen. Den ersten Auftritt macht eine umlaufende Tafelsonne, welche das im Kleinen vorstellt, was das große Sonnenrad in einem Feuerwerke im Großen ist, wenn man es auf einem öffentlichen Platze abbrennt. Man kann dieser Tafelsonne die beliebigsten Gestalten von Rosen, Nelken, Narzissen, Sonnenblumen ꝛc. geben, und diese Blumen im Feuer auftreten lassen. Man bedient sich anfangs eines durchaus runden und völlig geraden Eisendrahts, welcher zwei Linien dick und achtzehn Zoll lang ist, das heißt, den Zoll zu zwölf Linien gerechnet. Dieser Draht giebt den rollenden Stock ab. Um aus diesem Drahte die Kartouschen von Papier zu verfertigen, hat man ein ungeleimtes Druckpapier nöthig, da das Schreibpapier mit seinem Leime im Wege stehen würde. Aus diesem Druckpapiere schneidet man Streifen, welche drei Zoll breit nnd funfzehn Zoll lang sind. Von diesen Papierstreifen werden so viel zugeschnitten, als man auf einmal Kartouschen zu machen willens ist. Man legt diese Streifen dergestalt auf einander, daß jeder Streif zwei Linien von dem andern absteht. Jetzt bestreicht man alle diese hintereinander folgende Linien vermittelst eines Pinsels mit Buchbinderkleister, legt den Rollstock etwa in die Mitte des Papierstreifens, welchen man am ersten zusammenrollen will, schlägt das Papier über den Rollstock, rollt es darauf zusammen, und zwar ohne alle Runzeln und recht glatt. Dieserhalb muß man dieses Rollen auf einem glatten Tische vornehmen, und wenn der erste Streif auf dem gedachten Drahte zu einer Rolle oder Kartousche gewickelt worden, so zieht man diesen Draht weiter aus dem Papiere heraus, um den zweiten, den dritten ꝛc. Streifen nacheinander auf die

beschriebene Art zu rollen, und allen Zeit zum Trocknen zu geben. Diese auf diese Weise getrockneten Kartouschen oder Rollen drückt man an dem einen Ende durch Einbiegung des Papiers zu, wozu man die Spitze einer kleinen Scheere oder ein zugespitztes Hölzchen besser als die Finger gebrauchen kann. Man füllt oder ladet nun diese Kartouschen auf folgende Art mit dem für sie bestimmten Satze. Man steckt nämlich einen kleinen blechernen Trichter, dessen Röhre genau die Weite der Kartouschrolle hat, in die Kartousche; eben so steckt man einen anderen Draht, der gleiche Länge hat, aber etwas dünner, als der erste ist, durch das Rohr des Trichters bis auf den Boden der Kartousche, um dieselbe mit einem der unten folgenden Sätze zu füllen, worüber man die freie Wahl hat. Erster Satz: Pulvermehl, zwölf Theile, Salpeter, vier, Schwefel, ein Theil (es ist hier Alles in Theilen angegeben, und dieses nach dem Gewichte, nicht nach dem Schöpfmaße). Der zweite Satz: Pulvermehl, sechzehn, Salpeter, vier, Schwefel, vier. — Der dritte: Pulvermehl, neun, Salpeter, zwei, Schwefel, eins, Goldsand, eins. — Der vierte: Pulvermehl, zwölf, Salpeter, vier, reingestoßenes Eisen, zwei. — Der fünfte: Pulvermehl, zehn, gröblicher Salpeter, vier, Schwefel, eins. — Der sechste: Pulvermehl, neun, Salpeter, zwei, Schwefel, eins, rein gestoßenes Eisen, eins. — Der siebente: Pulvermehl, achtzehn, Salpeter, vier, Schwefel, zwei, Bleyerz oder zerstoßene Feuersteine, zwei. — Der achte: Pulvermehl, fünf, rein gestoßene Kohlen, eins, welches ein dunkeles Feuer giebt. — Ein wohlriechender Satz: Pulvermehl, achtzehn, Salpeter, vier, Schwefel, zwei, Storax, zwei. Statt des Storax kann man Ambra, Mastix, Caskarillenrinde, Veilchenwurzel oder eine andere Materie des Wohlgeruchs, doch jedesmal nur zwei Theile davon wählen. — Ein Satz von allerlei Farben, aber ohne Wohlgeruch: Pulvermehl: neun, Salpeter, zwei, Schwefel, eins, und vom Metall-

schwefel, der röthlich, oder vom Grünspan, der grün brennt, oder dergleichen eins. Alle diese Materien werden fein zerstoßen, dann jede für sich dreimal fein gesiebt, und so auch aufbewahrt, das heißt, jede allein. Zu der Mischung kann man nach der vorhergehenden Formel, statt eines Theils, ein Loth ꝛc. abwägen. Nachdem man den zuerst erwähnten Trichter in das noch offene Ende der Kartousche gesteckt, und durch das Trichterrohr den dünnen Draht oder den Ladestock hinabgesenkt hat, so schütte man nach Belieben den Satz in den Trichter, entferne den Ladestock zwei Zoll von dem Boden der Kartousche, und stoße denselben so lange und so tief nieder, bis die Kartousche mit dem Satze ganz und gar angefüllt ist, oder völlig geladen worden. Wenn man aus einer einzigen Kartousche verschiedene Arten von Farbenfeuer herausprudeln sehen will, so stoße man unten, zwei Zoll hoch vom Kartouschenboden eine Sorte, zwei Zoll darüber eine andere Sorte des Satzes, wieder zwei Zoll hoch darüber eine dritte Sorte, und so weiter in die Kartousche, bis diese angefüllt ist. An der so geladenen Kartousche bedecke man die offene Mündung mit einem in Salpeter getauchten Papiere von Druckpapier, welches sehr dünn seyn muß, daher wähle man das Seidenpapier der Kupferstecher. Dieses Papier wird, damit es nicht von der Mündung herabfalle, gut angekleistert, und seine Spitze mit den Fingern zusammengedrehet, damit der Satz nicht verschüttet werden möge, wenn die Kunstsonne über der Tafel aufgeht. Das in Salpeter genetzte Papier wird wie ein Dreieck vorher zugeschnitten, um diejenige Spitze zu bilden, welche mit den Fingern zusammengedrehet oder zu einer Grenadiermütze gemacht werden soll. Um nun die geladene Kartousche auf den Umlauf des Tafelsonnensystems anzuwenden, so gebraucht man einen sechs Zoll langen, abgedreheten Cylinder, oder ein rundes Holz, welches an jedem Ende einen Griff hat, welcher bloß halb so dünn ist, als der Cylinder.

An diesem Cylinder erscheinen erhabene Streifen, einer neben dem andern, die in Fig. 9071 an der vorgestellten Kuchenwalzform durch die schwarzen Ribben und Rinnen vorgestellt worden. Die Kartouschen bestreiche man ein wenig mit einem feuchten Schwamm, um sie biegsam zu machen. Hierauf legt man die Holzwalze auf die Kartousche, und walzt solche mit einem Nachdrucke von einem Ende zum andern, damit die Kartousche Vertiefungen annehme; man biegt und krümmt sie dann ein wenig mit den Fingern, damit sie sich besser rollen lasse, ohne zu zerbersten oder Risse zu bekommen. Diejenige Seite, auf welcher sie gewunden wird, muß mit Papier bestrichen werden, damit sie nicht aus ihrer Rundung gebracht werden möge. Um sie schneckenförmig zu winden, wie in Fig. 9072, so krümmt man sie über einer hölzernen, flachen Knopfform, welche in der Mitte ein Loch hat, wie alle dergleichen Knopfformen zu der Figur einer Schneckenlinie. Wenn man nun der Kartousche die Schneckenwindungen, vermittelst des Umrollens, gegeben hat, so flicht man einen Faden um sie, damit sie nicht aufspringen kann, um sie hernach trocknen zu lassen; s. weiter unten. — Das gefärbte Papier zu dem Tafelfeuerwerke, oder vielmehr zu den Blumen desselben, muß auf beiden Seiten gefärbt und Holländisches Postpapier seyn. Man verfertiget es auf folgende Art. Zu der Rosenfarbe bindet man $\frac{1}{4}$ Pfd. Saflor in ein leinenes Tuch, um es vier und zwanzig Stunden in Flußwasser zu hängen; man bewegt das Tuch oft darin, und so lange, bis keine gelbe Farbe mehr herausgezogen wird, und sich das Tuch röthlich färbt. Dann legt man den Saflor in eine reine Schüssel mit zwei Loth Pottasche, und übergießt Alles mit drei Schoppen klaren Flußwassers. So läßt man es zwei Stunden lang stehen, um das Tuch in eine andere Schale völlig auszupressen. Das Wasser besitzt eine bräunliche Farbe. Das Papier, welches man färben will, muß bereits zu Quart-

blättern zerschnitten da liegen; dann gieße man von dem gedachten bräunlichen Wasser einen Schoppen in eine andere Schüssel, und zu diesem aus einer Bouteille, so hoch und so langsam als man kann, einen halben Schoppen starken Weinessig. Der hohe Fall des Weinessigs verursacht einen starken Schaum, welcher die rothe Farbe durch das Aufbrausen erzeugt. In diesen Schaum taucht und wendet man jedes Blatt so geschwind als möglich, jedoch so, daß es nicht runzlich werde, sondern glatt bleibe. Zuletzt verfährt man mit einem halben Schoppen des bräunlichen Wassers eben so, was das Papier und den Essig betrifft. Man zieht das Papier mit Geschicklichkeit aus der Schüssel hervor, legt es kreuzweise über das Papier der ersten Schüssel, und gießt das Wasser aus der zweiten Schüssel in die erste, und läßt es darin so lange, bis kein braunes Wasser mehr vorhanden ist, und alles Farbenpapier, nebst allem Wasser in die erste Schüssel gebracht worden. Um nun das Papier aus dem Wasser zu ziehen, hängt man ein Blatt nach dem andern über einen Bindfaden, und läßt es trocken werden, obgleich ein Blatt besser gefärbt zu seyn scheint, als das andere, weil diejenigen Blätter die lebhafteste Farbe annehmen, welche am längsten in der Dinte gelegen haben. Sie geben daher nach den Regeln der Schattirung verschiedene Schattirungen für die Rosen. Zuletzt kann man noch das Papier durch das Glätten verschönern, wenn man ein Blatt nach dem andern auf einen sehr ebenen Tisch legt, und mit einem Glase oder einem andern Glätter zum Glanze reibt. — Zur rothen Granatfarbe gießt man über vier Loth Zinnober und $\frac{1}{2}$ Loth Alaun einen halben Schoppen Gummiwasser. Wenn dieses eine Nacht über gestanden hat, so taucht man einen reinen Schwamm ein, den man etwas ausdrückt, um mit diesem Schwamme das Papier zuerst auf der einen Seite zu bestreichen, und wenn es recht trocken geworden, auch auf der andern, welches so oft

wiederholt wird, bis es die gewünschte Scharlachfarbe angenommen hat. — Die gelbe Farbe wird aus vier Loth Curcumey und ½ Loth Alaun zusammengesetzt, oder auch aus so vielen gepulverten Franzbeeren (Grains d'Avignon) oder gepulverten Kreuzbeeren, mit dem gleichen Quantum Alaun. Man übergießt eines von diesen Ingredienzien mit dem Alaun mit einem Schoppen Wasser in einer glasurten Schüssel, um es ein wenig sieden und hierauf wieder kalt werden zu lassen. Man drückt die Materie durch ein leinenes Tuch in ein reines Gefäß, und wirft die Wurzel weg. Der Anstrich auf Papier geschieht ebenfalls mit einem Schwamme oder vermittelst eines großen Haarpinsels. — Das Meergrün erhält man aus vier Loth fein zerstoßenem Grünspan, den man in einem glasurten Topfe mit einem Schoppen starken Weinessig vier und zwanzig Stunden lang in warme Asche stellt. Nach dieser Zeit neigt man den grünen Essig von dem Bodensatze ab, um das Papier mit dem gefärbten Essig mittelst des Schwammes anzustreichen. — Das Grasgrün erhält man aus dem eben erwähnten Meergrüne, wenn man Saftgrün von Kreuzbeeren in Wasser einweicht, und das ausgezogene Gelbgrün über ein auf Meergrün gefärbtes und getrocknetes Papier mit dem Schwamme aufträgt. Auf diese Art verwandelt sich das blaugrüne Meergrün in einem Augenblicke in ein gelbgrünes Grasgrün, welches die Farbe der meisten Blätter an den Feuerwerksblumen sehr natürlich angiebt. — Zur blauen Farbe zerreibt man Indigo auf dem Farbesteine recht fein, und verdünnt ihn mit Alaunwasser. Das Anstreichen ist wie bei den vorhergehenden Farbenpapieren. — Die Feuerwerksblumen, welche mit Hülfe der angezündeten und oben erklärten Sonne als ein System von kleinen Sonnen in Blumengestalt zur Belustigung der Tafel umlaufen, kommen nun an die Reihe. Die Dunkelheit des Zimmers verknüpft die beiden größten

Schönheiten der Natur, den Himmel mit der Flora oder den Blumengarten, die höchste Pracht des Tages, die Sonne, mit einem bunten Planetengefolge von Rosen, Narzissen ꝛc. — Die Verfertigung der weißen Narzissen geht Anfängern am leichtesten von Statten. Man lege sich eine natürliche Narzisse zum Originale vor, welche, wenn sie gefällt ist, aus vier- bis fünffach wechselsweise über einander gelegten Blättern besteht. Um diese nachzumachen, schneidet man weißes Holländisches Postpapier zu Streifen, wovon einige drei Zoll breit, andere anderthalb Zoll, noch andere zwei Zoll breit sind. Die ersteren Streifen bilden die äußersten Blattlagen, die andern die mittleren, die übrigen die kleinsten, innersten Blumenblätter. Um den Bruch und Zuschnitt dieser Papiere zu treffen, sind hier in Fig. 9072 die vier Papierecken mit a b c d bemerkt, und man legt das Viereck des Papiers dergestalt zusammen, daß die Ecke c auf die Ecke b gelegt oder gefalzt wird; die Ecke d biegt und bricht man auf f. Die Ecke a wird unterwärts auf g gelegt, so daß das gebrochene Papier im Winkel von f b g und e zu liegen kommt. Nunmehr schneide man das Papier von g an in die Rundung bis etwa einen Viertelzoll gegen e zu, wie es das Muster in der Figur vorzeichnet. Die Spitze des gefalzten Papiers bei e wird ein wenig abgeschnitten, wodurch ein kleines Loch entsteht; dann hat der Papierbruch die Gestalt der Fig. 9073. Die übrigen zwei, drei oder vier Blätter entstehen auf die nämliche Art, nur mit dem Unterschiede, daß das zweite nach dem Ebenmaaße kleiner, als das erste, und so weiter, so wie das vierte kleiner, als das dritte wird, welches so weiter fortgeht. Die Seite eines jeden Blumenblattes wird da, wo es die Schattirung desselben in Fig. 9073 vorschreibt, vermittelst der Scheere und des Daumens einwärts gewölbt. Um nun diese Blumen des Feuerwerks zusammen zu setzen, so steckt man erstlich die Sonne auf

eine Stricknadel durch das Loch der Knopfform, so daß die Nadel etwa einen Zoll lang hervorragt. Diejenige Sonnenseite, wo die Nadel am längsten ist, wird mit Kleister bestrichen. Man steckt die Nadel durch das Loch des ersten und größten Blattes bis an die mit Kleister bestrichene Seite der Sonne, und streicht es mit den Fingern zum Festhalten ein wenig an, so daß die Wölbung des Blattes gegen das Auge hingekehrt bleibt. Dann wird auch die obere Seite der Sonne mit Kleister bestrichen, und auf sie das zweite Blatt dergestalt gelegt, daß jedes Blatt zwischen den Spalten der ersten Lage seine Lage bekommt, und man drückt es ein wenig an den Kleister der Sonne an. Jetzt wird das dritte Blatt dergestalt an das zweite gepappt, daß die Spitzen der Blätter auf die Spitzen des ersten Blattes gerichtet werden. Die Spitzen des vierten Blattes sehen auf die Spitzen des zweiten Blattes. Diese Abwechselung dient nach dem Muster der vier ersten, für so viele, als man anbringen will. Der rothe Kranz in der Mitte der Narzissen wird aus goldgelbem Papiere ebenfalls nach der Natur zugeschnitten, abgerundet, und auf der flachen Hand und durch den Druck des Fingers ein wenig gewölbt. Den Ring selbst malt man mit Karminfarbe aus, und steckt ihn durch die Nadel auf die Mitte des obern Blattes der Blume. Jetzt zieht man die Stricknadel wieder heraus, und läßt die Blume trocknen. Um nun die Blume auf ihren Stengel zu setzen, gebraucht man einen sechs bis sieben Zoll langen Draht, welcher die Dicke einer der stärksten Stricknadeln hat. Das eine Ende dieses Drahtes wird nun einen halben Zoll ein wenig krumm gebogen; daun steckt man durch die Blume eine etwas lange Stecknadel, legt die Spitze derselben auf den gebogenen Theil des Drahtes, und umwindet es mit grüner Flockseide, so lang der Stiel ist, und man bläset mit dem Munde auf die Seite der Blume, um zu versuchen, ob sie jetzt Leichtigkeit habe umzulaufen,

weil die Narzisse zu einem umlaufenden Planeten bestimmt ist. Der Verzierung wegen giebt man auch dem grünen Stengel ein erborgtes Laubwerk; denn Narzissen haben nur grasartige Blätter. Man verfertiget also ein Laubwerk von grün gefärbtem, geglättetem Papiere, welches man nach Belieben auszackt, wie Fig. 9074 und Fig. 9075 andeutet. Die Befestigung solcher Blätter geschieht vermittelst des feinsten Spinndrahts von drei bis vier Zoll Länge. Man steckt denselben durch das Blatt bis zur Hälfte seiner Länge; dann biegt man ihn zusammen, dreht ihn ein wenig, und umwickelt ihn mit grüner Flockseide, und so bindet man die drei Blätter in einer gefälligen Stellung um den Stengel. Zuletzt steckt man die Blume in den Zapfen auf eine Bouteille, zündet die Sonne an dem Salpeterpapiere an, und so thut die umlaufende Narzisse ihre Wirkung. Zu den Rosen des Feuerwerks werden alle Blätter der Rose, wie bei der Narzisse, jedoch rundlicher, zugeschnitten, wie Fig. 9076 zeigt. Die Vertiefung der Mitte wird, wie bei der Narzisse, ausgeschnitten. Die Zusammensetzung oder Legung giebt die sechs Blätter in der Fig. 9077. Um die Blätter biegsamer zu machen, verrichtet man zwischen jedem Blatte einen kleinen Schnitt. Um die Rose auszufüllen, giebt man sieben oder acht Lagen immer kleinerer Blätter. Jedes Rosenblatt wird mit einem Holze von glattem und rundem Ende gewölbt. Zuerst wird das größte Blatt auf die Stricknadel genommen und unten an die Sonne gekleistert, wie bei der Narzisse geschah, welches auch dem zweiten Blatte wiederfährt. Jede Lage der Blätter wechselt zwischen den Spalten der vorigen oder nächsten Lage, wie bei der Narzisse. Das gefärbte Papier bekommt seine Lage der natürlichen Schattirung gemäß, so daß das dunkelrothe allmählig in die Mitte, das blaßrothe aber nach außen zu stehen kommt. Der Rosenstengel wird, wie bei der Narzisse, zubereitet und ange-

bunden. Eben so schneidet man das Laub, der Natur gemäß, zackig aus. Die Anzündung der rothen, weißen oder gelben Rosen geschieht, wie bei der Narzisse. Mit einiger Veränderung lassen sich alle andere Blumen eben so anbringen. — Ein Wasserfeuerwerk in einer etwas tiefen Schüssel oder in einem flachen Zuber führt gemeiniglich Raketten, Enten, Schwäne, Taucher, Wallfische, oder kleine Wassersonnen auf. Hier sind die Sätze etwas stärker, als in den großen Feuerwerken. Alles wird mit Unschlitt überzogen, damit kein Wasser den Satz auslösche, und man zündet es an, ehe man es auf das Wasser setzt. Die Sonnenhülsen werden aus Kartenblättern gerollt, und mit Papier überzogen, an einem Ende zugedrückt, und mit folgendem Satze geladen. Der Satz zu der ersten Hülse besteht nämlich aus sechs Theilen Pulvermehl und einem Theile fein zerstoßener Kohlen. Verlangt man, daß jede Hülse eine andere Farbe sprudele, so lade man die zweite Hülse mit fünf Theilen Pulvermehl und einem Theile Goldsand. Die dritte Hülse macht ein Chinesisches Feuerwerk mit fünf Theilen Pulvermehl und einem Theile fein zerstoßenem Eisen. Wenn diese Hülsen wohl geschlagen und nach der gewöhnlichen Regel zubereitet sind, so binde man sie in proportionirlicher Größe auf eine Pappe, in der Figur eines Dreiecks. Die Kommunikation geht aus dem Ende der ersten Hülse in den Anfang der andern, und aus dem Ende der zweiten in den Anfang der dritten Hülse hinüber. Dasjenige Ende der ersten Hülse, da man das Feuer anlegt, muß ebenfalls seine Kommunikation oder Stopine bekommen. Wenn nun Alles geleimt ist, so überzieht man es mit Unschlitt, läßt es kalt werden, zündet es an, und wirft es in eine Schüssel voll Wasser oder in einen Zuber.

Tafelfisch, Chaetodon Marolepidotus Linn., eine Art Klippfische, die hier weiter nicht berührt werden kann.

Tafelform, bei den Bleyarbeitern, ein langer Kasten

mit hölzernen Füßen, der länger, als breit ist, mit einem aus drei Theilen bestehenden Deckel von Zimmerwerk bedeckt, um ihn gemächlicher abzunehmen und wieder aufzulegen. Das Ganze ist von Eichenholz. Der Kasten dieser Form hat eine Tiefe von drei Zollen, und enthält in seiner ganzen Breite und Länge eine Sandlage von sechs Zollen Dicke. Auf diesen Sand gießen die Bleyarbeiter ihre bleyernen Tafeln, nachdem sie solchen begossen, umgearbeitet, und mit Streichlineale überstrichen haben.

Tafelgedeck wird in großen Haushaltungen das Tischgedeck genannt, welches damastartig gewebt ist; s. Tischzeug. Ein solches Tafelgedeck besteht aus Tischtüchern und Servietten. Auf ein Tischtuch werden zwölf Servietten gerechnet, welches zusammen ein Gedeck ausmacht. Das im Gebrauche befindliche Gedeck wird gemeiniglich in einem Tafelkorbe oder in dem Tischkasten aufbewahrt. Man rollt jede gebrauchte oder im Gebrauche befindliche Serviette zusammen, und umwindet sie mit einem Serviettenbande, der entweder auf Gaze gestickt ist, oder bloß aus einem farbigen seidenen Bande besteht. Nach der Anzahl von Servietten, die täglich im Gebrauche sind, wählt man auch die Farben der Serviettenbänder verschieden, damit jede derselben von demjenigen, der sie gebraucht, wieder erkannt wird. Auf den in Gaze gestickten stehen gewisse, auf den Tischgenuß sich beziehende Sinnsprüche, wie z. B.: Gott erhalte die Eßlust! Gute Verdauung! Wohl bekomme es! Bon Appetit! ꝛc. ꝛc. Der Tafelkorb ist so eingerichtet, daß auf der einen Seite das Tischtuch und die Servietten, nebst den Löffeln, auf der andern die Messer und Gabeln liegen können. Es geht nämlich durch die Länge des Korbes eine geflochtene Wand, welche denselben in zwei Abtheilungen trennt. Werden die Servietten und Löffel, nebst dem Tischtuche,

in dem Tischkasten aufbewahrt, so hat man zu den Messern und Gabeln nur einen kleinen Korb nöthig.

Tafelgelder, Gelder oder Geldsummen, die einem vornehmen Herrn zur Bestreitung seiner Tafel, und in anderer Bedeutung zur Führung seines Hofstaats angewiesen und bestimmt sind. In mehreren Staaten, auch in dem Preußischen, erhielten hohe Staatsbeamte, namentlich Minister und wirkliche Geheime Räthe, noch, außer ihrem Gehalte, Tafelgelder. In dem Preußischen Staate kommen sie vor Friedrich dem Großen unter dem Namen der Neujahrsgelder vor, und nur unter dem genannten Monarchen führen sie den Namen Tafelgelder, wofür diese Beamten auch noch einige Verpflichtungen zu übernehmen hatten, das heißt, bei allen Hoffesten und jährlich zur Zeit des Carnevals mußten sie Assembleen, die von diesen Geldern bestritten wurden, geben. Oft beliefen sich die Neujahrs- oder Tafelgelder so hoch, als das Gehalt selbst. Die Besoldung war nach den damaligen Zeitverhältnissen zum Haushalte ꝛc. zwar hinlänglich, aber nicht so hoch, um auch noch diesen Aufwand oder diese Kosten bestreiten zu können, welche Assembleen erfordern, deshalb ward jährlich dem Gehalte noch diese ansehnliche Zulage, diese Gehaltsvermehrung, unter dem Namen der Tafel- oder Neujahrsgelder; sie betrugen, wenn nicht das Ganze, doch $\frac{2}{3}$ des Gehalts, so daß ein Minister, der 6000 Thaler Gehalt jährlich bezog, noch 4000 Thaler an Neujahrsgeldern oder Tafelgeldern erhielt. In neuester Zeit sind die Besoldungen so regulirt worden, daß diese Gehaltszulagen nicht mehr nöthig sind, wenigstens in unserem, dem Preußischen Staate.

Tafelgemach, ein Zimmer, worin gespeiset wird, welches daher von ansehnlicher Größe seyn und ein gutes Licht haben muß; auch muß es so liegen, daß man so-

wohl aus dem zur Seite gelegenen Wohnzimmer, als aus der Küche, ohne vielen Umschweif zu nehmen, bequem hinein gehen kann. Es liegt am besten zwischen den Vorgemächern, und muß auch von außen seinen Eingang haben. Es ist von dem Speisesaale verschieden, in dem zu Familien- und allen andern Festen die Tafel servirt wird. Das Tafelgemach muß nun die Größe haben, daß an zwanzig Personen bequem darin speisen können, und daß zur Aufstellung der Tafeln nicht der Raum fehlt. Es ist also in vornehmen Häusern, überhaupt in großen und wohlhabenden oder reichen Familien das gewöhnliche Festzimmer, wo die Tafel immer so eingerichtet ist, daß noch einige Fremde, welche sich vor dem Essen zum Besuche einfinden, dazu geladen werden können. S. auch Speisezimmer, Th. 157, S. 169.

Tafelglas, s. unter Glas, Th. 18, S. 619 u. f. Die Glastafeln werden, sobald sie aus dem Ofen kommen und erkaltet sind, eigenen, in der Fabrik angestellten Glasern übergeben, welche sie mit dem Diamante, oder mit einem in einem hölzernen Hefte oder Griffe befindlichen Diamantsplitter an Linealen heraus rechtwinklich viereckig schneiden, auch wohl an aufgelegten runden Scheiben (Modeln) heraus kreisrund, elliptisch, oval ꝛc., wie gerade zu irgend einem Behufe ihre Gestalt seyn soll.

Tafelgrund, die Grundlinie bei einer Zeichnung oder einem Gemälde, welche man unten längs der Linie annimmt.

Tafelgut, Güter, welche dem Landesherrn zur Bestreitung der Tafel und des ganzen Hofstaats von dem Lande ausgesetzt sind, oder auch solche Güter, welche dem Landesherrn eigenthümlich angehören, mit der Krone, wenn es ein Kaiser oder König ist, verbunden sind, und daher auch Kronengüter genannt werden, Franz. Domaines, Kammergüter. Die Domainen liefern dem

Regenten auch die Schatullengelder oder Privatgelder zu seinen besondern Ausgaben.

Tafelkerzen, nennt man in den Wachsfabriken, die Wachslichter, welche auf den Tafeln brennen, oder zu der Erleuchtung der Tafeln bestimmt sind.

Tafelkranz, Schüsselring, ein zierlicher Kranz oder Ring, die Schüsseln auf der Tafel darauf zu stellen. Auch die aus feinem Stroh geflochtenen Scheiben, worauf man die Terrinen oder Schüsseln auf der Tafel stellt, pflegt man wohl Tafelkränze zu nennen.

Tafellack, Schellack, Lacca in tabulis, s. unter Lack, Th. 58, S. 355.

Tafellehen, ein Lehnsgut, wovon die Einkünfte zum Haushalt der Gutsherrschaft bestimmt sind; s. Th. 69, S. 358.

Tafellicht, große und bessere Lichte, welche nicht bloß auf den Tafeln, wenn des Abends gespeiset wird, sondern auch in den Zimmern gebrannt werden, zum Unterschiede von den Nacht- und Küchenlichten.

Tafelmanna, eine Benennung der Schwaden oder Schwadengrütze, weil sie auf die Tafel gebracht wird; s. Th. 149, S. 724 u. f.

Tafelmessing, auf den Messinghütten, eine Art Messing in stärkeren Platten oder Tafeln zum Unterschiede von dem Rollmessinge, Stückmessinge, und der Mengepresse; s. unter Messing, Th. 89.

Tafelmusik, die bei der Tafel von einem Chore Musici ausgeführte Musik. Bei Hoffesten, an der Tafel von Fürstlichen Personen, werden die Musikstücke von der Fürstlichen Kapelle vorgetragen, auch wohl von dem Musik-Chore der Garde, und dabei Tusch geblasen. Einige vornehme und reiche Personen haben sich eine kleine Kapelle aus ihren Bedienten gebildet, indem sie entweder solche Individuen in ihre Dienste nehmen, die schon ein Instrument spielen können, und wozu es dann nur der Nachhülfe bedarf, um es darauf zu einiger

Fertigkeit zu bringen, oder sie nehmen junge Leute in ihre Dienste, und lassen sie auf verschiedenen Instrumenten, sowohl Blase-, als Streichinstrumenten, unterrichten, und so kann ihre Dienerschaft bei Tische musiciren, oder bei der Tafel ein Conzert aufführen, indem die Direktion von ihrem Herrn selbst ausgeht.

Tafeln, ein regelmäßiges Zeitwort, welches sowohl als ein thätiges, als auch als ein Zeitwort der Mittelgattung gebraucht wird, als Letzteres mit haben. Tafel halten, das ist, speisen, doch nur im gemeinen Leben und im Scherze. Lange tafeln, nach Art der großen Herren lange an der Tafel sitzen. Als ein thätiges Zeitwort bei den Färbern, die übrige Brühe von dem gefärbten Zeuge ablaufen lassen, vermuthlich weil solches auf einer Tafel geschieht.

Täfeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit Tafeln, das heißt, aus mehreren zusammengesetzten glatten Brettern, eine Wand zierlich bekleiden. Einen Fußboden täfeln, welches, wenn es ganz einfach mit aneinander gefügten Brettern geschieht, im gemeinen Leben dielen und ausdielen genannt wird; daher die Wand und den Fußboden täfeln; die Wand eines Zimmers täfeln, wo man dieses Wort auch braucht, wenn gleich die Bekleidung aus einfachen aneinander gefügten Brettern besteht. Und täfelten den Boden des Hauses mit Tannenbrettern, 1. König 6, 15. Ein Haus mit Cedern täfeln, Jer. 22, 14. So auch das Täfeln und die Täfelung. Die hölzerne Bekleidung selbst das Täfelwerk.

Tafeloblaten, beim Oblatenbäcker, länglich-viereckige Oblaten, wie sie in der Form gebacken werden; man sticht daraus diejenigen Oblaten aus, die zu dem verschiedenen Zuckergebäckniß der Konditor oder Zuckerbäcker zur Unterlage gebraucht werden; s. auch den Art. Oblate, Th. 103, S. 161 u. f.

Tafelring, s. Tafelkranz.

Tafelriß, beim Koch und Zuckerbäcker, ein Entwurf, wie eine Tafel, woran gespeiset wird, nach einer gewissen Figur mit Speisen und Aufsätzen von Konfekt besetzt werden soll. Zuerst kommt hierbei die Tafel oder der Tisch in Betrachtung, obgleich dieses bei der Einrichtung oder Garnirung, Ausschmückung desselben, nicht so wesentlich ist, als die Garnirung selbst; denn der Tisch richtet sich oft nach dem Zimmer, worin gespeiset wird, oder muß sich vielmehr darnach richten, wo man keine besondern Tafel- oder Speisezimmer eingerichtet hat, die zur Setzung der Tafeln einen gehörigen Raum lassen, also nicht mit andern Gegenständen angefüllt sind; auch die gehörige Größe besitzen, wenn man keinen Speisesaal oder überhaupt einen Saal bei der Wohnung haben sollte. Man hat ovale und runde, am meisten aber lange und eckige Tafeln. Von den ovalen Tafeln hat man auch verschiedene Arten, als auf acht, zehn, zwölf, vierzehn, achtzehn, ja bis zwanzig Personen, nach welcher man seine Ordnung einrichtet, höher hinauf darf man aber nicht gehen, weil sie sonst ganz unbequem und nicht zu füllen sind. Man theilt sie in drei Arten, in acht, zwölf und zwanzig Personen, worauf man den Tisch garnirt. Bei einer größeren Anzahl von Personen muß man eckige Tafeln gebrauchen, bei welchen jedoch die Breite drei bis vier Fuß betragen muß. Der Tisch muß immer nach der Zahl der Gäste eingerichtet werden, damit ein jeder Gast Raum zum Sitzen habe, also seinen Nachbar zur rechten und linken Seite nicht behindere, und selbst frei in seinen nöthigen Bewegungen beim Essen seyn kann, aber nicht, wie es zuweilen geschieht, daß die Gäste so enge bei einander sitzen, daß es ihnen an Raum fehlt, um sich mit den Armen zu bewegen. Dann muß die Tafel so stehen, daß die Diener oder Aufwärter rund herum gehen, und ein jeder Gast, ohne den andern zu

beschweren, aufstehen kann. Das Tischtuch und die Servietten müssen die gehörige Länge und Breite haben, und das Erstere muß wenigstens eine halbe Elle lang überhangen. Wenn man einen Tafeldecker, bei dem Diner oder Souper hat, der die Servietten brechen kann, so ist es besser, weil dieses die Tafel ziert und füllt, ist dieses nicht der Fall, so läßt man sie viereckig. Es war eine Zeitlang ganz außer Mode gekommen, die Servietten zu brechen, theils wegen der Mühe, die es kostet, sie geschickt zu brechen, theils auch weil man glaubt, daß sie dadurch leiden. Die gebrochenen Servietten werden in die tiefe Teller gelegt, und die ungebrochenen eckigen legt man über jeden tiefen Teller. Jeder Gast erhält bei dem ersten Gange zwei Teller, einen flachen, und einen tiefen, so daß der Letztere auf dem Ersteren steht. Die tiefen Teller, welche zur Suppe oder Potage dienen, müssen vorher erwärmt worden seyn, damit die Suppe nicht zu schnell darauf erkaltet, der darunter stehende flache Teller erhält seine Wärme von dem Ersteren; dann müssen auch so viele reine und gut geformte Teller vorhanden seyn, daß man mehrere Male mit reinen wechseln kann, da sonst die Abspüler der Teller nicht schnell genug mit dem Abspülen fertig werden würden, und nichts unangenehmer ist, als wenn man schmutzige, nasse und krumme oder schiefe Teller zur Tafel bringt. Ein großes Milchbrod oder zwei kleine dergleichen Brödе, die unten auf einem Reibeisen abgerieben werden, müssen unter die Servietten gelegt werden, das übrige geschnittene Brod wird in roth oder grün lackirte Körbchen von Eisenblech gelegt, und so herum präsentirt, auch kann dieses auf Tellern von Porzellan geschehen. Vor jedem Teller nach der Mitte des Tisches zu, muß ein Eßlöffel liegen, und zur rechten Seite des Tellers Messer und Gabel auf einem Halter von lackirtem Eisenbleche, damit beim Gebrauche dieser Instrumente nicht das Tischtuch beschmutzt

werde. In die Mitte des Tisches kommt das zum Transchiren des Bratens nöthige Paar Messer und Gabel zu liegen, und auch der Potagenlöffel zur Seite der Terrine; dann werden noch ein Paar silberne Löffel zur Sauce zur Seite der Saucière gelegt. — Die Teller müssen in solcher Symmetrie gesetzt werden, daß immer ein Gast dem andern gegenüber sitzt, sowohl bei runden, ovalrunden, als auch bei eckigen Tischen, welches dem Anordner der Tafel überlassen bleibt, weil überhaupt in der Stellung der Teller, Schüsseln ꝛc. Alles auf die Anordnung der Tafel ankommt. In der Mitte der Tafel werden in gewissen Distanzen nach der Länge derselben, oder überhaupt nach dem mittlern Raume, Tafel- oder Schüsselkränze oder Ringe gelegt, worauf die Schüsseln zu stehen kommen. Zwischen den Schüsseln bringt man Assietten mit Salat, Compot, Porzellankörbchen mit Confekt ꝛc. ꝛc. an; auch müssen die Salznäpfchen oder Fässer, die Mostrichbüchsen von Porzellan ꝛc. so gestellt werden, daß man sie bequem langen kann, ohne Andere zu stören. Man muß sie daher so stellen, daß immer zwischen vier Gästen, bei einer eckigen Tafel, das heißt, zweien von jeder Seite, ein Salzfaß und eine Mostrichbüchse stehe. Bei ovalrunden und runden Tischen ändert sich dieses in etwas ab. Die Wahl der Salznäpfchen und Mostrichbüchsen richtet sich nach dem Geschmacke des Gastmahlgebers, ob von Porzellan, oder von geschliffenem Glase, auch mit, und ohne Verzierungen. Auch hier kommt es auf das Service an, welches bei Tische gebraucht wird, ob solches nur einfach, oder verziert ist. Wenn man bei Lichtern oder Erleuchtung speiset, so gebraucht man dazu in jetziger Zeit auch große Astral- oder sine Umbra-Lampen, mit Schirmen von weißer Seide oder vom Milchglase. Man hat auf einer Tafel von acht bis zwölf Personen, zwei dergleichen Lampen nöthig, gebraucht man Wachslichte, so sind vier Leuchter nöthig, von denen immer zwei einan-

der gegenüber stehen. Die beiden Lampen stehen nun in der Mitte des Tisches, zwischen den Schüsseln, in einer Reihe. Wenn man keine silbernen Leuchter hat, so bedient man sich der lackirten Leuchter von Englischem Zinne, von gelber, rother, grüner, oder gesprengter Farbe, die oben Manschetten haben, das heißt, ausgezackte Blätter von Blech, und grün gestrichen und lackirt. Die Lichtputzen liegen auf Schiffen von lackirtem Eisenbleche. Auf zwanzig Personen und darüber gebraucht man sechs Leuchter. Das Aufsetzen der Speisen geschieht auf mancherlei Art. Wenn man die Schüsseln auf einmal aufsetzen will, so stellt man die große Terrine in die Mitte, und auf beiden Seiten zwei kleinere. Die Terrine enthält die Suppe oder Potage, und die beiden andern Schüsseln das Fleisch und die Fische. Alles kommt hier wieder auf die Anzahl der Personen an; denn bei funfzehn bis zwanzig Personen und darüber, werden zwei Terrinen mit Suppe auf die Tafel gestellt, und dazwischen drei Schüsseln mit Fleisch, Ragout und Fischen, statt des Ragouts auch Fricassee. Der zweite Gang besteht dann aus Braten, Zugemüse und Salat. Hat man zweierlei Braten, z. B. Kalbsbraten und Geflügel (entweder Hühner, Enten oder Tauben), so setzt man zwischen die beiden Bratenschüsseln den Salat auf einer großen Schüssel, zu beiden Seiten der Bratenschüsseln die Saucièren mit der Bratensauce oder Brühe; dann vertheilt man noch einige Schüsseln mit Geräuchertem, Zugemüse und Gebackenem. Zu dem Zugemüse, besonders zu geschmorten Teltower Rüben, setzt man auch noch eine Schüssel mit Saucischen oder Bratwürsten auf die Tafel, und ordnet die Schüsseln so, daß immer eine gewisse Symmetrie herauskommt. Man überladet jetzt nicht mehr die Tafeln so mit Speisen, als ehemals, man setzt, nach Beschaffenheit der Größe derselben, zwei oder drei Aufsätze mit Confekt, und um dieselben Gelee, Salate ꝛc., zwischen diese Aufsätze werden die warmen

Speisen auf die Tafelkränze gesetzt, und wenn davon gegessen worden, mit den folgenden Gerichten verwechselt. Wenn man einen Baumkuchen aufstellt, so muß solches in der Mitte der Tafel geschehen, und rings herum setzt man dann Confekt und Gelee auf Assietten. Dasjenige, was man aufsetzt, und was zur Zierlichkeit und Ausschmückung des Tisches bestimmt ist, muß immer mit Geschmack zwischen den großen Schüsseln geordnet stehen, oder doch so, daß es Effekt auf die Gäste macht. Wie man die Tafeln ordnet, und einen Tafelriß anfertiget, zeigt Fig. 9078 und Fig. 9079. — Was nun die Trinkgeschirre betrifft, so kommt vor jedes Tellerpaar ein zierliches Wasser- oder Bierglas und ein Weinglas zu stehen. Die Wasser- und auch Weingläser müssen in Hinsicht der Form und der Verzierungen mit einander übereinkommen, also jede Gattung von einer Form seyn, weil es sonst keinen guten Effekt hervorbringen würde, wenn sie ungleich, ein Glas groß, ein anderes klein, wären. Dann müssen ein Paar mit Wasser angefüllte Karasinen auf der Tafel stehen. Die Weinflaschen werden in Untersätze von lackirtem Eisenbleche gestellt, und damit der Wein kühl bleibt, so setzt man ihn vorher in ein Gefäß mit Wasser. — Was die Aufwartung anbetrifft, so müssen die Diener oder Bediente geschickt, versichtig und geschwind seyn, den Gästen die Speisen nicht über den Leib gießen, oder sonst Schaden anrichten, sich auch wohl betrinken. Ein jeder der Aufwartenden muß eine Serviette auf dem Arme haben, damit, wenn etwas abzuwischen vorfällt, sie sich deren bedienen können, welches besonders beim Herumreichen frischer Teller der Fall ist, indem sie solche mit der Serviette schnell abwischen, auch beim Wechseln der Weinflaschen, indem sie die leeren fortnehmen, und sie wieder mit gefüllten, die ihnen angewiesen werden, vertauschen, auch diese Flaschen mit der Serviette überfahren. Wenn der schon oben angeführte Potagenlöffel und das Transchir-

messer noch nicht auf dem Tische liegen sollten, so muß sie Einer der Diener auf einem Teller dem Vorschneider überreichen. Die lackirten Präsentirteller müssen sie zum Ueberreichen und Wiederabnehmen der Gläser behalten. Ihr Augenmerk muß immer auf die Tafel gerichtet seyn, damit es nie an reinen Tellern oder sonst etwas Nöthigem auf derselben fehlt, welches sie in ihrem Bereiche zu besorgen haben. Dabei muß die Aufwartung auch mit Ruhe ohne Lärm geschehen.

In dem funfzehnten Jahrhunderte wurde die Tafel eines Fürsten oder einer Fürstin, besonders am Französischen Hofe, nur einfach gedeckt. Es waren dazu zwei Tischtücher nöthig, von welchen das eine auf beiden Seiten so breit, als es ist, herabhangen mußte; dann war ein verdecktes Salzfaß nöthig, in welches man das Salz schüttete; dasselbe ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und das Brod daneben, in eine Serviette eingeschlagen, eben so die silbernen Assietten. Von den Letzteren setzte man ungefähr vier, aber nicht mehr, um das Salzfaß; zwei kleine silbernen Schüsseln wurden neben das Salzfaß unter die Serviette gesetzt, worein man die Proben legte, um jedes Gericht, wenn es auf die Tafel gesetzt ward, zu kosten. Ueber das Salzfaß ward eine handbreit zusammengelegte Serviette gelegt, die man zu beiden Seiten über die ganze Breite des Tisches legte. Das Salzfaß mußte mitten auf dem Tische stehen. In der Serviette, in welche das Brod eingewickelt wurde, mußte, nebst dem Brode, noch eine andere Serviette liegen, mit welcher der Fürst oder die Fürstin beim Essen ihre Hände abtrockneten. Auch mußte ein bedeckter Becher oder ein Kelch auf der Tafel stehen, daneben eine Schale, um aus dem Becher zu kosten, welcher an dem vornehmsten Orte stehen mußte. (Das Ritterwesen des Mittelalters, nach seiner politischen und militärischen Verfassung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen ꝛc. versehen, von Joh. Lud. Klüber. 3r Bd. S. 487.)

Tafelrunde, eine ehemals in Britannien herrschende Sitte der Ritter, sich um eine runde Tafel zu versammeln und hier ein frohes Gelag zu feiern. Das Ganze soll eine Fabel oder Mythe seyn, wenigstens hält man die Begebenheit, da sie in ein romantisches Gewand gehüllt ist, für eine solche. Zu Ende des fünften Jahrhunderts herrschte nämlich in Britannien ein christlicher König, Uterpendragon genannt, der einen mächtigen Zauberer, Namens Merlin, zum Freunde und Rathgeber hatte. Dieser rieth ihm nun an einer runden Tafel zu frohen Gelagen alle seine Ritter zu versammeln, die sich durch Frömmigkeit, wie durch Tapferkeit und innige Freundschaft unter sich selbst und Treue gegen den König auszeichneten. Diese Tafel sollte funfzig der Auserwählten fassen können, jedoch nur von neun und vierzig besetzt werden; denn der funfzigste Platz sollte nach Merlins Rathe leer und dem aufbewahrt bleiben, dessen Geburt man erst erwartete. Der Versuch, den ein nicht dazu berufener Ritter machte, in Merlins Abwesenheit diesen Platz einzunehmen, endigte damit, daß der Usurpator des Platzes im Nu verschwand, in eine Tiefe hinabsank, und nicht wieder zum Vorschein kam. Dieser Versuch, den leeren Platz einzunehmen, schreckte Jeden ab. Diese leere Stelle war nun dem Sohne des Königs Uterpendragon, dem ihm folgenden berühmten Könige Arthur oder Artus beschieden, den der vorhererwähnte König mit der weisen und verständigen Inguerne, Gemahlin eines widerspenstigen Vasallen, erzeugt hatte, in die Uterpendragon sterblich verliebt war, und die ihn als ihren Gemahl umarmte, weil ihm Merlin dessen Gestalt gegeben hatte, und die der gedachte König, als ihr Gemahl bei einem Ausfalle geblieben war, auch ehelichte. Merlin erbat sich für diesen Liebesdienst, den er dem Könige geleistet hatte, als Belohnung den Knaben aus, den Inguerne nach neun Monaten gebären würde, und

dieses war Arthur. Er ließ ihn in Allem, was dem tapfersten, wie dem tugendhaftesten Helden geziemt, unterrichten, und so füllte nun dieser König die Stelle am runden Tische aus, welche bis zu seiner Einnahme leer geblieben war. — Nach einer anderen Erzählung war der König Arthur, als der edelste Ritter, der Großmeister des Ordens der berühmten Tafelrunde, welcher seinen Sitz in Schottland hatte, und den Merlin, der Sohn einer weisen Jungfrau, und ein Zauberer, wie oben angeführt worden, gestiftet hatte, welches zu Carduel geschah. Arthur hielt seinen Hof zu Camelot; er war der Vater der schönen Genievra oder Ginevra, von der der siebente Gesang Arioſt's handelt. Unter den Stühlen waren dreizehn zu Ehren der dreizehn Apostel, welche mit den tapfersten und erprobtesten Rittern besetzt waren, nur der dreizehnte Stuhl stellte den Verräther Judas vor, und blieb immer leer, und seitdem ein verwegener Saracenischer Ritter sich darauf gesetzt hatte, aber von der Erde, die sich unter seinem Stuhle aufthat, verschlungen worden war, nannte man ihn den gefährlichen Sitz. Die Ritter der Tafelrunde trugen kein äußerliches Kennzeichen ihres Ordens; denn der Ruhm ihrer Thaten war hinlänglich genug, um als Auszeichnung zu gelten; und die runde Tafel war der Sammelplatz aller tapfern, edlen, und frommen Ritter; denn nur edle Thaten machten zu einem Platze an diesem Tische würdig, und diese mußten durch Proben der Anstrengungen, Verdienste und Tugenden errungen werden; dann war Jeder an seinem Denkspruche kenntlich. Merlin selbst soll die Gesetze des Ordens verfaßt haben, welche die Gesetze fast aller andern Rittergesellschaften geworden seyn sollen. Noch bis auf den heutigen Tag weiset man Reisenden die Höhle Merlins, in der noch lange nach seinem Tode seine Stimme soll geweissagt haben. (Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit, vorzüglich

in Rücksicht auf Deutschland. Gotha, 1786. S. 40.) — Nach Andern soll Arthur der Stifter des Ordens der Tafelrunde gewesen seyn, und die von den Dichtern gefeierte Ginevra nicht seine Tochter, sondern seine Gemahlin, welche aus dem Herzoglichen Hause Cornwalis stammte; sie und sein Neffe sollen aber, während er auf seinen Heldenzügen Norwegen, Dänemark und Frankreich eroberte, gegen ihn Treulosigkeit ausgeübt haben, so daß er zurückkehren mußte. Im Kampfe gegen die Rebellen, die er überwand, fand er im Jahre 542 seinen Tod. Ob Arthur wirklich existirt hat, oder ob es nur eine Mythe mit ihm, mit Merlin und der ganzen Tafelrunde ist, läßt sich schwer ermitteln. Der Geschichtsschreiber Hume hält ihn für eine historische Person, deren Haupttheldenthaten gegen die Einfälle der Sachsen, Picten und Scoten gerichtet waren, die er als Anführer seines Volks, der Siluren, eines alten Brittischen Stammes, bekämpfte.

Tafelschiefer, Tischschiefer, Schreibschiefer, eine Art festen Schiefers, woraus Tischblätter und Schreibtafeln gemacht werden; s. unter Schiefer, Th. 142, S. 305. Eine zweite Art Tafelschiefer wird zur Bedeckung der Dächer gebraucht, und heißt daher auch Dachschiefer. Er sieht grünlich, bläulich und schwarz aus, läßt sich in dünne Blätter spalten, wird von den Säuren nicht angegriffen, bleibt in mittelmäßigem Feuer unverändert, schmilzt aber in starkem zu einer Schlacke. S. unter Schiefer, Th. 142, S. 305.

Tafelschneider, bei den Schneidern oder Kleidermachern, derjenige Gesell, der bei einer Wittwe die Meisterstelle versieht, vor der Tafel steht und zuschneidet. — In der Steinschneidekunst ist der Tafelschneider ein Steinschneider in Halbedelsteinen, besonders die in großen Stücken von der Natur hervorgebracht werden. Er schneidet daraus Dosen, Stock-

knöpfe ꝛc. ꝛc. Er gehört mit zu den vorzüglichsten Künstlern in diesem Fache.

Tafelschüssel, die Schüsseln, sowohl Braten-, als Suppenschüsseln, die mit Speisen auf die Tafel gestellt werden. Hierher gehören auch die Terrinen, Assietten ꝛc.

Tafelschwamm, eine Benennung des Waschschwammes oder Badeschwammes, weil damit die Schiefertafeln, die zum Schreiben und Rechnen dienen, vermittelst des Wassers gereiniget werden; s. auch den Art. Schwamm, Th. 150, S. 171.

Tafelservice, in den Haushaltungen und in den Porzellanfabriken, das Geräth, welches man zu einer gedeckten Tafel gebraucht, das heißt, zu einer großen mit Gästen besetzten Tafel, und das aus Porzellan, Fayance, Gold, Silber, Zinn ꝛc. besteht. In der Berliner Porzellanfabrik besteht ein Service aus folgenden Stücken: Terrinen, zwei große ovale, nebst Unterschalen, zwei mittlere runde, und zwei kleine ovale; Bratenschüsseln, zwei große ovale, zwei mittlere ovale, und zwei kleinere ovale; Schüsseln, vier große runde Nr. 4, vier dergleichen Nr. 3, vier mittlere Nr. 2, und vier kleinere Nr. 1; Suppenteller, vierundzwanzig Stück; Gemüseteller, zweiundsiebzig Stück; Salatièren, vier mittlere, vier kleinere; Saucièren, nebst Löffel und Unterschalen, zwei mittlere; Butterbüchsen, zwei Stück, nebst Unterschalen und Stecher; Salzfässer, vier Stück. Man hat dieses Tafelservice sowohl weiß, als auch gemalt und vergoldet. Das gemalte Service in verschiedenen Dessins, mit Blumen, Früchten, Landschaften, Figuren ꝛc., auch mit vergoldetem Rande. In antiker Form, mit erhabener Arbeit, auch mit gemalten Basreliefs ꝛc. ꝛc. Die Preise sind nach dem Verhältnisse der Malerei und der Vergoldung sehr verschieden; nur bei dem Weißen ändern sich die Preise, nachdem es Mittelgut, Neuglatt, Königsglatt oder Ausschuß ist, nur wenig ab, nur weiß mit erhabe-

nen Zierrathen, macht einen Unterschied. Dann hat man auch Tafelservice von Sanitätsgut, und auch dieses mit Malerey, welches weit geringer im Preise ist, als das Porzellan. S. auch den Art. Porzellan, Th. 115.

Tafelstein, Fr. Diamant plat, beim Edelsteinschneider, ein Diamant oder anderer Edelstein, der nicht dick, und unten und oben platt geschnitten ist. — Tafelstein, auch eine Benennung des Schiefersteins, Schieferstifts, s. unter Schiefer, Th. 142. Er hat die Benennung Tafelstein davon, daß er zu Griffeln geschnitten, und zum Schreiben und Rechnen auf der Schiefertafel gebraucht wird.

Tafelstuhl, beim Stuhlmacher; er hat deshalb diese Benennung erhalten, weil er an den Tafeln gebraucht wird. Wie dergleichen Stühle verfertiget werden, ist schon unter Stuhl, Th. 177, angeführt worden, indessen läßt sich hier noch eine genauere Verfertigungsart dieser Stühle, als älteste Beschäftigung der Stuhlmacher, geben, ehe die Mode erst andere Sitze erfunden hat. Man lernt daraus genau die Theile eines solchen Stuhles in früherer Zeit, ihre Benennung, Bearbeitung ꝛc. kennen. Ein Tafelstuhl besteht nach alter Art aus den Hinterstapfen (Hinterfüßen), so durch das Kopfstück, den Unterkrumpf und den Hinterriegel vereiniget sind. In das Kopfstück und den Unterkrumpf wird das Stahnstück eingezapft. Der Unterstuhl besteht aus drei Riegeln, nämlich dem Vorderriegel und den beiden Tiftriegeln. Diese Riegel sind vorn in die Vorderfüße oder Vorderstapfen eingezapft. Der eigentliche Sitz erhält dann gleichfalls vier Riegel, nämlich den Vorderriegel, Hinterriegel und Tiftriegel. Alle diese verschiedenen Stücke werden, da sie geschweift sind, nach einer Schablone, deren der Stuhlmacher von allen Arten hat, verfertiget. Den Anfang macht der Stuhlmacher allemal mit den Hin-

terstapfen, zeichnet die Schweifung der Lehnstühle nach der Schablone ab, und polirt und arbeitet sie aus. Dann werden die Zapfenlöcher für den Hinterriegel, Unterkrumpf der beiden Tiftriegel des Unterstuhls zugeschrieben, um alle diese Stücke in den Hinterstapfen einzapfen zu können. So wird auch oberwärts an den Hinterstapfen für die beiden Zapfen, worauf das Kopfstück geschoben, zugeschrieben. Die Zapfenlöcher werden hernach alle mit dem Stemmeisen ausgestemmt, und mit dem Stechbeutel geebnet. Die Zapfen aller oben genannten Stücke werden nach Maaßgabe der Löcher mit der Pinnsäge am Ende abgeschnitten, und nachher mit eben dieser Säge verdünnt, oder das Holz nach dem Anschnitte weggesägt. Dann wird auch das Stahnstück in das Kopfstück und den Unterkrumpf eingezapft, wozu beide Zapfenlöcher, das Stahnstück aber die Zapfen erhält. Hierauf wird Alles zusammengeleimt, und so das Hintertheil des Stuhls zusammengesetzt. Jetzt macht der Stuhlmacher den Unterstuhl. Zuerst macht er Vorderstapfen, dann den Vorderriegel und die beiden Tiftriegel. Alles wird, wenn es eine Schweifung erhält, nach der Schablone ausgezeichnet, mit der Rundsäge geschweift, mit dem Schneidemesser oder Hobel ins Feine gearbeitet, und mit dem Raspel, der Schabeklinge und der Fischhaut geglättet. Jetzt erhalten die Vorderstapfen die Zapfenlöcher zu dem Vorderriegel und den Tiftriegeln. Diese beiden erhalten auf beiden Enden Zapfen, und der Vorderriegel wird in die beiden Vorderstapfen, und die beiden Tiftriegel in die Vorder- und Hinterstapfen eingezapft und verleimt. Der Sitz, welcher auf dem Unterstuhle befestiget wird, besteht aus den oben angeführten vier Riegeln, welche, so wie alle andern Stücke, ausgearbeitet worden, zusammengesetzt. Die beiden Tiftriegel des Sitzes werden in den Vorderriegel desselben eingezapft, und der Hinterrigel in die beiden Tiftriegel des Sitzes, und wenn sie ihre Schwei-

fung, Bildung und Glätte erhalten haben, wird der Sitz in die Hinterstapfen eingelassen. Der Sitz wird zuletzt zusammengeleimt, und ehe man ihn auf den Unterstuhl aufleimt, muß er erst, wenn er mit Rohr beflochten werden soll, geflochten werden. Zu dieser Arbeit werden die Löcher mit einem Draufbohrer in allen vier Riegeln des Sitzes an der innern Kante gebohrt. Die Löcher stehen etwa einen halben Zoll oder weniger auseinander. Er behobelt dann den obern Theil des Sitzes mit einem Schlichthobel, um die Löcher, welche vom Bohren rauhe Ränder bekommen haben, dadurch zu glätten; auf der untern Seite desselben rauhet er den Sitz mit einem Zahnhobel, damit der Leim in der Folge besser darauf hafte, wenn der Sitz auf den Unterstuhl geleimt wird. Hierauf wird der Sitz mit Spanischem Rohre beflochten, vermittelst der Leimzwingen auf den Unterstuhl aufgeleimt, und wenn dieses geschehen ist, das Gesimse um die äußere Schweifung ausgearbeitet. Dieses besteht aus einem starken runden Stabe und einer schmalen Platte. Bei geradelinigen Gesimsen bildet der Stuhlmacher die Glieder mit dem Hohleisen und den übrigen Eisen aus, die zum Kehlzeuge gehören. In den abgebrochenen Schweifungen, wo er diese Eisen nicht anbringen kann, schneidet er die obere Platte mit einem Schnitzer vor, rundet den Stab mit dem Schneidemesser, und schneidet solche mit einem Balleisen oder Ballmesser völlig auf; auch stößt er zuweilen unter dem Stabe mit dem Hohleisen noch eine Hohlkehle aus. Zuletzt wird Alles mit der Schabklinge, Raspel oder dem Stückglase und der Fischhaut geebnet. Der Stuhl wird dann gebeitzt, oder mit Oelfarbe angestrichen, oder auch polirt. Wenn er gebeitzt worden und gut ausgetrocknet ist, kann man ihn auch mit Wachs bohnen. Auch streicht man ihn mit weißer Oelfarbe an, und vergoldet ihn. Zuweilen wird der Sitz auch gepolstert, auch wird die Lehne wohl mit Rohr geflech-

ten, wie der Sitz. Das Uebrige in der Verfertigung des Tafelstuhls nach jetziger Art, sehe man in dem oben Eingangs angeführten Artikel Stuhl nach.

Tafelteller, sowohl die Suppen-, als Gemüseteller, welche auf die Tafel kommen; s. unter Teller.

Tafelthierchen, Gonium, eine Thiergattung, welche zu den darmlosen Magenthieren (Anentera) gehören; sie haben eine flach zusammengedrückte, viereckige Hülle, und bilden mit der Polypen vergleichbare Thierfamilien, indem viele Thierchen in einer gemeinsamen Gallerthülle vereiniget sind. Manche dieser Thiere haben ein Auge, Viele einen fadenförmigen Rüssel, dessen peitschenartige Bewegung einen Strudel im Wasser, und die Fortbewegung der gemeinsamen Körper bewirkt.

Tafeltrauben, werden diejenigen Weintrauben genannt, welche auf die Tafel zum Dessert gesetzt werden. Unter den Tafeltrauben zeichnen sich vor allen die Muskatellersorten, Muscat frontignac, aus, welche warme Mauern erfordern, als die weiße Muskateller, mit gelbbraunen, gewürzhaften, im September reifenden Beeren, und sehr gezähnten, unten blaß grünen Blättern. Die grüne Ungarische Muskateller, mit großen runden, gefleckten, grünen, gewürzten Beeren, die in der Mitte des Septembers reifen. Der schwarze Weihrauch, von mittelmäßiger schwarzer, aromatischer Beere; der blaue Weihrauch, die Mutter des Muskatellerweins, von schwarzblauer, gewürzhafter Beere, und großer Traube; der rothe Weihrauch, mit großer rothschwarzer Beere; die Malvasirmuskateller, von großer weißgelber, süßer Beere, die von der Nässe zerplatzt; die aschgraue Muskateller, von großer runder, aschgrauer, wohlschmeckender Beere; die Spanische Muskateller, deren kolossale Traube gegen acht Pfund schwer ist; die Zibeben-Muskateller von Alexandrien, mit großen gelben, eyförmigen Beeren, von süßem ächtem Mus-

katellergeschmacke, welche im Oktober reift und sich sehr lange aufbewahren läßt. — Den zweiten Rang unter den Tafeltrauben nach den Muskatellern, nimmt die Art der Gutedeln (Chasselas Muscadin) ein. Der schwarze Gutedel, der rothe Gutedel, mit dunkelrother gewürzhafter Beere; der weiße oder gelbe Gutedel an den Häusern, mit einer großen zottigen hellglänzenden Traube, und süßen gewürzhaften Beeren, mit einer dicken fleischigen Haut. Der grüne Gutedel. Die Krachmost von sehr großer Traube und weißgelber Beere, von vortrefflichem Geschmacke. — Von den Burgunderarten empfehlen sich zur Tafel: der rothe Chiavenner, mit länglichen großen schwarzen und süßen Beeren; der schwarze Burgunder, dessen schwarze zarte Beere schon in der Mitte des Augusts reift. Die Müllertraube, deren Blätter im Aufschießen wie gepudert erscheinen, von großer Traube und süßlichem Geschmacke. — Dann sind noch gute Sorten zur Tafel die Zibebentraube mit länglichen eichelförmigen Beeren, die blau, oder weiß sind, und Blume, oder weiße Zibeben heißen. Von Oesterreicher oder Silvanertrauben hat man weiße, grüne, rothe und schwarze, darunter die schwarzen oder blauen den besten Gewürzgeschmack haben. Der rothe Traminer von kleinen engberigen, hellrothen Trauben und süßem Geschmacke. Der Ruländer, mit kleinen leberfarbenen süßen Beeren. Die Jakobstraube hat eine kleine zottige oder weitbeerige Traube, mit runden schwarzen Beeren, die süß sind; die Thräne Christi (Lacryma Christi) aus Neapel, mit sehr wohlschmeckenden Trauben. Von der Spanischen Muskateller gehen die Trauben, in Sägespäne gepackt, überall hin, selbst nach dem Norden. Sie kommen nach Berlin in großen weißen Holzkisten, und werden von den Italiänerwaarenhändlern verkauft. Es sind die schönsten Tafeltrauben; sie werden zum Dessert auf die Tafel

gesetzt. — Bei den Römern soll, nach dem Plinius, der duracina, welche der Kaiser Augustus bloß mit Brod gern allein aß, der erste Rang gebühren; nach dem Virgil sollen aber die Rhodischen noch den Vorzug haben, indem sich die Götter bei ihren Gastmählern daran erquickten.

Tafeltuch, wird das Tischtuch genannt; s. diesen Artikel.

Tafeluhr, Stutzuhr, eine Uhr in einem Gehäuse, die man auf die Tafel stellen kann, da sie nur klein ist, mit dem Gehäuse nicht über 10 bis 12 Zoll Höhe und 7 Zoll Breite enthält. Sie hat den Namen Tafeluhr daher erhalten, weil man sie gewöhnlich auf einem Wandtische zu stehen hat; auch stellt man sie auf Consolen, die an der Wand angebracht worden; s. unter Uhr, in U.

Täfelwerk, nennt man die zusammengeleimten, in Form von Tafeln geschnittenen Bretter, um damit den Fußboden zu bekleiden, auch die Wände, um solchen ein zierliches Ansehen zu geben. Die Fußbodentäfelung ist gewöhnlich farbig carrirt, wie ein Damenbrett, braun und gelb ꝛc. Die Täfelung am Fuße im Zimmer herum nennt man Panele. Das Täfelwerk hat den Zweck, nicht nur die Malerey und die Tapeten zu ersparen, sondern auch die Feuchtigkeit der Wände von den Möbeln, Büchern ꝛc. abzuhalten. Man täfelt daher auf zweierley Art, entweder geht das Tafelwerk nur mit der Brustlehne der Fenster in gleicher Höhe, oder es geht durch die ganze Wand des Zimmers. Der ersteren Art bedient man sich nur bei hohen Zimmern und Sälen. Diese werden daher von der Fensterbrüstung an entweder in Leimfarben gemalt, oder mit Tapeten überkleidet, und nur vom Fußboden bis zur Fensterbrüstung wird ein Panel gezogen, damit die Wände nicht von Tischen und Stühlen verletzt werden können, die man oft zu nahe hinanschiebt. In kleinen niederen

Zimmern werden die Wände von dem Boden bis unter den Kranz ganz ausgetäfelt. Das Täfelwerk bekommt nun, um ein gutes Ansehen zu erhalten, verschiedenes Rahmwerk und Füllungen oder vertiefte Felder, die mit verschiedenen Gliedern der Baukunst verziert werden. Man bringt allerlei Abtheilungen in diesen Rahmen und Füllungen an, welche nach der Symmetrie ihre Verhältnisse erhalten, damit die einander entgegenstehenden Theile sich überall entsprechen. Man macht dieses Täfelwerk entweder von Kienenholz und streicht es an, oder lackirt es, oder man läßt die Fullungen auch wohl ausmalen, oft werden sie auch von schönem Holze verfertiget. Wird das Täfelwerk mit weißer Oelfarbe angestrichen und lackirt, so setzt man goldene Leisten herum, und läßt das Täfelwerk so hervortreten, daß es wie erhabene Arbeit aussieht. Ueberhaupt verziert man es so, daß die Wand dadurch etwas Gefälliges erhält.

Tafelzeug, das leinene Geräth, welches zur Bestellung oder Deckung einer Tafel oder eines Speisetisches nöthig ist, und wozu das Tafeltuch mit den Servietten gehört. Das Tischzeug bezieht sich auf kleinere gewöhnliche Speisetische; s. auch den Artikel Tischzeug.

Tafelzimmer, s. Tafelgemach.

Taffet, Taffent, Tafft, Fr. Taffetas, in der Seidenmanufaktur, ein glatter, dünner, leichter seidener Zeug, und unter den seidenen Zeugarten der leichteste; es giebt aber auch andere Taffetarten, z. B. schwere, als Gegensatz der leichten (einfache und doppelte), gestreifte, gegitterte, pickirte, gemuschelte, gerippte, flammige, broschirte, fassionirte, glasirte oder Spiegeltaffete, changirte oder schillernde, reiche Kleider- und Enveloppentaffete, Futter- und Zindeltaffete, Rolltaffete, Brillianttaffete, gemalte Taffete, Wachstaffete ꝛc. ꝛc. Der leichte und

schwere Taffent unterscheiden sich dadurch, daß bei einerlei Breite der leichte wenigere und dünnere Kettenfäden hat, als der schwere. Man nimmt zur Kette des Taffets Organsinseide von 20 bis 40 Denes, nachdem er stark oder schwer werden soll. Der leichte Taffet führt den Namen Avignon, Florence, Futter- oder Zindeltaffet. Man webt den Taffet überhaupt mit acht oder vier Schäften, und zwei auch vier Fußtritten. Die einfarbigen, glatten und schweren Zeuge werden auf gewöhnliche Art, und auf einem gewöhnlichen einfachen Weberstuhle gewebt (s. diesen, unter W), nur müssen die verschiedenen Theile des Weberstuhls genau und sorgfältig eingerichtet und zusammengesetzt seyn; vorzüglich müssen die Riedte in den Blättern eine hübsche Glätte besitzen, man mag sie nun von Rohr oder von Stahl verfertiget haben; sind die glatten Zeuge nicht einfarbig, so setzt das Aufziehen der Kette in dem Stuhle schon viele Geschicklichkeit voraus, weil die Kettenfäden nicht bloß nach den verschiedenen Farben, sondern auch nach den verschiedenen Mustern geordnet werden müssen. Da der Taffet überhaupt einen glatten oder leinwandartigen Grund erhält, so müssen mit jedem Tritte ebenso viele Schäfte hinauf-, als hinabgehen, damit die Kette iedesmal in zwei gleiche Hälften oder Fächer abgetheilt werde, der Zeug mag nun mit vier oder acht Schäften gewebt werden. Wenn er mit acht Schäften oder Kämmen und zwei Fußtritten gewebt wird, so werden Schäfte und Tritte nach einer Vorschrift, die man den Zettel nennt, vereiniget, so daß wechselsweise vier Schäfte mit einem Fußtritte, und die vier andern mit dem zweiten Tritte verbunden werden, daß, wenn der eine Fußtritt getreten wird, der erste, dritte, fünfte und siebente Schaft hinauf-, und der zweite, vierte, sechste und achte heruntergeht, und so umgekehrt bei dem zweiten Fußtritte. Sind vier Fußtritte und acht Schäfte vorhanden, so hangen mit jedem Fußtritte zwei

Schäfte zusammen, und es werden jedesmal zwei Fußtritte zugleich getreten, wodurch die Kämme, wie vorher, zur Hälfte hinauf- und herabgehen. Man webt diesen Zeug gemeiniglich mit zwei Schützen. Mit der einen schließt man einen groben Faden, mit der andern einen etwas feinen Faden ein, und zwar jedesmal wechselsweise. Wenn also der grobe Faden etwa eine rauhe Stelle hat, so wird der Fehler wieder durch den feinen verbessert, und der Taffet wird dadurch glatt. Dieses ist jedoch nur von dem schweren Taffet zu verstehen; denn der leichte wird nur mit einer Schütze gewebt. Der schwere oder doppelte, auch Englische Taffet genannt, ist stets $1\frac{1}{16}$ Elle breit, und jedes Stück 60 Ellen lang. Er steht 1600 im Riedt des Blattes hoch, und zwischen zwei Riedten oder Röhren werden vier einzelne Fäden einpassirt; folglich hat er überhaupt 6400 Kettenfäden, die mit 80 Gängen, jeden Gang zu 80 einzelnen Fäden gerechnet, geschoren werden. Die farbigen und schillernden Taffete, wo nämlich die Kette eine andere und der Einschlag wieder eine andere Farbe hat, so auch die gestreiften, geblümten ꝛc., werden wieder anders in dem Stuhle behandelt. Man hat zwei Arten des gezogenen Taffets. Die erste Art enthält einen einfarbigen, oder doch einen schillernden oder changirenden Grund. In diesem letztern Falle können entweder Kette und Einschlag verschiedene Farben haben, oder auch jedes Fach der Kette ist von einer verschiedenen Farbe, und dann auch der Einschlag. Bei einer solchen Mischung von drei Farben schillert der Taffet am stärksten. Dieser Taffet weicht von dem glatten in nichts Anderem ab, als daß er durch den Zug Figuren erhält, und die Kettenfäden daher nicht nur durch die Schäfte, sondern auch durch die Maillons der Harnischlitzen passirt werden müssen. Es kommt daher hierbei auf die Einrichtung des Harnisches an, die Blumen bei dem Weben hervorzubringen. Gemeiniglich ist das Muster eines solchen

Taffets von der Beschaffenheit, daß beständig hintereinander zwei Reihen kleiner Figuren folgen, so daß die Figuren beider Reihen eine verschiedene Lage erhalten. Die andere Art von gezogenem Taffete ist weit künstlicher, ungeachtet er in Absicht der Breite, der Anzahl Kettenfäden, des Riedts, der Fäden im Rohr, und der Anzahl der Kämme, mit dem glatten und jedem andern Taffet einerlei Beschaffenheit haben kann. Die Kette dieses Taffets ist jederzeit gestreift, und vermittelst der Streifen werden mit Beihülfe des Harnisches vielfarbige Figuren hervorgebracht. Die Kette macht also auf der rechten Seite die Figur; z. B. eine Figurstelle, welche die Streife hervorbringt, liegt in einem weißen Grunde, worauf eine Kanalestreife von beliebiger Farbe folgt, auf diese eine leere weiße Grundstelle, wie der Kanale von der vorigen Farbe, worauf wieder eine Figurstelle folgt ꝛc. Dieses Muster kommt in der Breite des Zeuges so oft vor, als es die Breite erlaubt, folglich kommen in diesem Mustergrunde Figur und Kanale vermischt vor. Hieraus folgt nun, daß drei Ketten auf drei Kettenbäumen zu diesem Zeuge gebraucht werden müssen; nämlich eine Grundkette, die durch das Ganze durchgeht, und einfache Fäden hat, und eine Figur- und Kanalkette, beide von doppelten Fäden. Die Grund- und Kanalkette wird gewöhnlich ohne viel Nachdenken geschoren, aber bei dem Scheeren der Figurkette, welche diese vielfarbigen Figuren hervorbringt, muß der Seidenwirker seine ganze Geschicklichkeit zeigen. So kann der Stengel einer Blume von einer Farbe, die Blume selbst aber von einer andern Farbe mit ihren Schattenabweichungen seyn. Daher müssen die Kettenfäden dieser Figurkette in jeder Streife nach der Natur und Beschaffenheit der jedesmaligen Blume oder Figur geschoren werden, so, daß eine Streife von einer Farbe nicht mehr Raum in der Breite einnimmt, als die Breite des Theils einer Blume, welche sie hervorbringen soll, es erfor-

dert. Man nehme z. B. an, daß ein rothes Blatt einer Blume mit ihrem Schatten vorhanden ist, so, daß hell- und dunkelroth hervortreten müssen, so muß in diesem Falle der Seidenwirker entweder bei einer Zeugprobe zählen, wie viele hellrothe und dunkelrothe Fäden in diesem Blatte vorhanden seyn, oder er muß Beides nach der ganzen Anzahl Kettenfäden, welche zu einer solchen Streife dieses Blattes gehören, nach seiner ausgemalten Patrone bestimmen und berechnen. Hier sind nun alle Theile der Figur in der Streife auf der einen Seite dunkelroth, und auf der folgenden hellroth. Dadurch wird hier durch ein einziges Beispiel von einer Farbe in Schattirung das Scheeren einer solchen Kette begreiflich gemacht. Es können aber in einer Blume mehrere Schattirungen vorkommen. Die vielfarbigen Theile einer Blume müssen aber jederzeit so angebracht werden, daß z. B. die rothe Blume nicht zum Theil oder ganz über den grünen Stengel zu liegen komme, sondern die vielfarbigen Theile müssen beständig ihre Lage nach Maaßgabe des Laufes der Kettenfäden erhalten. Nach diesen Gesetzen muß sich der Mustermacher richten, der eine ausgemalte Patrone zu dieser Zeugart verfertiget; denn der gewöhnliche Seidenwirker oder Seidenweber ist selten so unterrichtet, um die Mannigfaltigkeit der Muster vollkommen ausführen zu können, daher hat man in den Seidenmanufakturen eigene Musterausführer oder Mustermacher, welche die Breite der Kette messen, die Formen berechnen, und das Muster verkleinert auf ein Theilungspapier bringen. Auf diesem Theilungspapiere müssen alle Fäden verzeichnet seyn, welche genommen, das heißt, zusammen und zur rechten Zeit in die Höhe gezogen werden müssen. Dadurch erhält der Seidenweber eine Vorschrift über Alles, was er beim Weben zu beobachten hat. — Gewöhnlich wird jeder Streife der Figurkette besonders geschoren, und die sämmtlichen Theile der drei Ketten vereinigen sich,

wenn ihre Theile durch den Harnisch oder durch die Schäfte passirt werden; denn bloß die Figurkette geht durch die Maillons des Harnisches, und die beiden übrigen Ketten stehen mit dem Harnische in keinem Zusammenhange. Hierbei muß aber eine vielfache Einrichtung des Harnisches getroffen werden; denn wenn gleich die Figurstellen mit einander übereinstimmen, und eine gemeinschaftliche Einrichtung des Harnisches haben, so weichen sie doch in Ansehung ihrer Gestalt, als auch ihrer Lage von einander ab. Es wird daher zum Muster dieser Gattung eine dreifache Einrichtung des Harnisches erfordert, und da sich dieses Muster mehrere Male nach der Breite des Zeuges darstellt, so hat jede Einrichtung des Harnisches Theile; denn wenn ein solches Muster nach der Breite des Zeuges dreimal vorkommt, so entsteht auch die Figur einer Streife dreimal, und die Einrichtung des Harnisches, welcher zu dieser Figur gehört, hat drei Theil, und daher auch an jeder Rahmchorde drei Arkadenschnüre. Hiernach müssen nun die Arkadenschnüre jeder Einrichtung des Harnisches abgesondert, jede Parthie aber nach den bei dem Droguet gegebenen Gesetzen, durch die Löcher des Harnischbrettes gezogen werden. Nach dieser getroffenen Einrichtung des Harnisches werden die Fäden der drei Ketten folgendermaaßen durch die Maillons und durch die Schäfte einpassirt. Man webt diesen Zeug mit zwei Kanaleschäften, die ganz vorn hangen, ferner mit vier oder acht Grundschäften, die auf die vorhergehenden folgen, und endlich mit vier Figurschäften, die hinten hangen. Die Figurkämme haben, wie alle dieser Art, lange Augen, damit die darin befindlichen Kettenfäden bei dem Zuge nicht gehindert werden, in die Höhe gehen zu können. In diese sämmtlichen Schäfte werden die Fäden der sämmtlichen drei Ketten folgendermaßen einpassirt. Den Anfang macht ein einfacher Grundfaden, der die Maillons des Harnisches vorbeigeht, und durch das äußerste Letzenauge des hintersten Grundschafts passirt wird. Auf dieser folgt ein doppelter

Figurfaden der ersten Figurstelle, dieser wird nicht nur nach den beim Droguet gegebenen Gesetzen durch seinen Maillon des Harnisches, sondern auch durch das äußerste Letzenauge des hintersten Figurschafts passirt. Dann folgt wieder ein einfacher Grundfaden auf gedachte Art in den zweiten Grundschaft von hinten einpassirt, und hierauf wieder ein Figurfaden in das folgende Maillon. Und so wird nun für die Figurstelle wechselsweise ein Grund- und ein Figurfaden einpassirt. Für die beiden Kanalestellen, desgleichen für die glatte Grundstelle darzwischen, ist eine Lücke in dem Harnisch, und es hängen daher an diesem Orte unter dem Harnischbrette keine Harnischletzen, weil hier der Zug der Kegel keine Figur bildet. Die doppelten Kanalefäden werden wiederum, nachdem alle vorhergehenden Figurfäden in den Harnisch einpassirt sind, wechselsweise mit Grundfäden in ihre Schäfte einpassirt, die Grundfäden taffetartig in die Grundkämme, die Kanalefäden aber wechselsweise in ihre Kanaleschäfte einpassirt, nämlich einer um den andern in den ersten und zweiten Schaft. In den zwischenlaufenden Grundstellen sind bloß Grundfäden in ihre Schäfte taffetartig einpassirt. Auf diese Weise werden nun die Kanale- und Grundfäden, und die Grundfäden vermischt mit den Figurfäden in die Figurstellen einpassirt. Die sämmtlichen Kämme werden durch fünf Tritte in Bewegung gesetzt. Vier Tritte gehören gemeinschaftlich zu der Grund- und Kanalekette, und der Letztern wegen sind vier Fußtritte angebracht, ungeachtet der glatte Taffet gewöhnlich nur mit zwei Tritten gewebt wird. Diese vier Tritte sind mit Grund- und Kanaleschäften dergestalt vereiniget, daß wenn ein Fußtritt getreten wird, jederzeit wechselsweise zwei Grundkämme hinauf und herabgehen. Die beiden Kanalekämme bleiben oben bei den drei ersten Tritten mit ihren Fäden beständig erhöhet, und gehen nur herab, wenn der vierte Tritt getreten wird. Der fünfte Fußtritt, der Bindetritt genannt, bringt bloß die vier Figurkämme in die Höhe,

wie weiter unten gezeigt werden soll. Wenn nun die drei Ketten solchergestalt in ihre Schäfte einpassirt sind, so muß die Patrone in die Brauschen eingelesen werden, und man liest alle ausgefüllten Quadrate der Patrone ein, weil die rechte Seite des Zeuges auf dem Stuhle oben ist. Die eingelesenen Brauschen jeder Reihe der Patrone werden zu einem einzigen gemeinschaftlichen Kegel vereiniget, weil die verschiedenen Figurstellen des Musters nebeneinander liegen. Wird nun bei dem Weben ein Kegel gezogen, so hebt er nach Anleitung der Patrone die bildende Stelle mit ihren Fäden. Wenn nun gewebt wird, so zieht der Ziehjunge den ersten Kegel, und erhöhet hierdurch die bildende Figurfäden. Zugleich tritt der Weber auch den ersten Fußtritt, und in der Grundkette entsteht nicht nur ein Fach, sondern beide Kanaleschäfte gehen auch zugleich mit in die Höhe. Der Weber schießt jetzt seinen ersten Einschußfaden ein, der gemeiniglich mit dem Grunde eine gleiche Farbe hat. So werden die drei ersten Fußtritte getreten, und die drei ersten Kegel gezogen, und nach jedem Tritte ein Einschußfaden eingeschossen. Bei diesen drei ersten Tritten bleiben die Kanalkämme beständig erhöhet und ihre Fäden sind im Oberfache. Sobald aber der vierte Kegel gezogen, und der vierte Tritt getreten ist, so zieht dieser die beiden Kanaleschäfte hinab, und der vierte Einschußfaden bindet einen sogenannten Stein des Kanale ab; folglich ist jeder Stein des Kanale in diesem Falle drei Kettenfäden breit. Wird der fünfte Kegel gezogen, und wieder der erste Fußtritt getreten, so gehen durch den Letztern die beiden Kanalekämme wieder wie vorher in die Höhe. Auf diese Art werden nur die vier Tritte hinter einander getreten, und die Kegel nach ihrer Ordnung gezogen. Wenn etwa zwanzig Mal eingeschossen ist, so wird der fünfte oder Bindetritt getreten. Durch diesen Tritt werden die vier Figurkämme und zugleich die Figurkette erhoben, die von den übrigen Kämmen

nicht bewegt wird. Er schießt hierauf einen feinen Einschußfaden ein, und bindet hierdurch die Figurfäden auf der linken Seite des Zeuges; denn auf dieser Seite liegen die Figurfäden an manchen Stellen in sehr langen Theilen auf dem Grunde frei, weil nicht an allen Orten auf der rechten Seite Figur ist, so ist es nöthig, daß sie auf der linken Seite zuweilen verbunden werden. Oefters bringt man auch in diesem Zeuge Atlasstreifen an, und dann müssen noch die nöthigen Schäfte und Tritte angebracht werden. — Zu gestreiften Taffet wird die Kette schon gestreift auf den Stuhl gezogen; die Farbe des Einschlages stimmt gewöhnlich mit der Hauptfarbe der Kette überein. Wenn der Taffet durch den Einschlag mehrfarbige Streifen erhält, so heißt er Quadrilletaffet; der zu Sommerkleidern bestimmte, gleichfalls taffetartige Bast ist einfach und leicht. — Der Gros de Tours unterscheidet sich von dem einfarbigen Taffete dadurch, daß er, wegen der vielfachen Einschlagfäden, schwerer ist. Der Französische Gros de Tours hat in der Kette entweder 3600 doppelte, oder 7200 einfache Fäden; beim Aufziehen werden immer zwei Fäden zugleich eingelesen, und je nachdem er schwerer werden soll, werden vier bis sechs Fäden zugleich eingeschossen. — Zu den fassionnirten Seidenzeugen gehören der Brillanttaffet, der Spiegeltaffet, und das Seidenzeug mit Gerstenkornmuster. Der Brillanttaffet hat seinen Namen von den brillantähnlichen Quadraten, woraus seine Figuren bestehen; der Spiegeltaffet von den spiegelförmigen länglichen Rechtecken. Die übrigen Arten, welche keine Brillanten und keine Spiegel haben, nennt man Gerstenkorntaffete. Die kleinen geradlinigen Figuren werden bloß durch Hülfe von Schäften und Fußtritten gewebt. Ein Mehreres über die verschiedenen Taffete findet man unter Seidenwirkerey, Th. 152, wo man auch über den Muscheltaffet, S. 561 u. f., das Nöthige an-

geführt findet, so wie auch über den Seidenwirkerstuhl.

Was den Handel mit den Taffeten anbetrifft, so war er ehemals sehr bedeutend, das heißt, noch bis zum zweiten Decennium dieses Jahrhunderts, wo die Frauen noch viel Seidenzeug in Kleidern, Enveloppen, Mänteln ꝛc., und die Männer in Westen, Beinkleidern ꝛc. trugen, da aber jetzt der wollene Zeug Mode geworden ist, auch die Frauen viel wollene Zeuge zu Kleidern und Mänteln tragen, so haben die seidenen Zeuge viel an Absatz verloren. Man hat sich zwar Mühe gegeben, durch neue Namen, und neue Muster den Handel in Seidenzeugen wieder in Aufschwung zu bringen, allein ohne großen Erfolg, da die wollenen Zeuge auch noch den Vortheil einer größeren Erwärmung im Winter besitzen, und jetzt auch in verschiedenen Mustern geliefert werden. Frankreich hatte den Ruf, die vorzüglichsten Seidenwaaren zu liefern, sowohl in der Arbeit, als auch in der Wahl der Dessins oder Zeichnungen, Muster, und so lieferte es auch Taffete von vorzüglicher Güte. Lyon, Tours, Nimes und Avignon sind die Plätze in Frankreich, welche von diesem Artikel das Meiste lieferten. In Lyon unterscheidet man die Waare in façonnirte Sorte, sogenannte simpletés, doubletés, tripletés, flammirte oder chinés, starke oder renforcés, pikkirte oder brillantés, und dann in streifige oder glatte Sorten. Die schwarzen Sorten, welche man gewöhnlich Angleterres nennt, kommen besonders stark im Seidenzeughandel vor. Man unterscheidet sie durch ihre Breite, Dicke und Schwere. Man hat in den Französischen Manufakturen Taffetas à un bout, von 54 bis 100 Aufzuglängen und einer halben Aune, $\frac{5}{8}$, $\frac{3}{4}$, bis $\frac{7}{8}$ breit; dann Taffetas à deux bouts, von 60 bis 100 Aufzuglängen und der vorigen Breite; à 3 bouts, von 85 bis 100 Aufzuglängen ꝛc. ꝛc. Man giebt auch den Französischen Taffeten noch andere Beinamen, z. B.:

Taffetas à la bonne femme d'Espagne, Taffetas de Tours, Florence, Demiflorence, Avignonaise, Armoisin etc. Die Taffetas à la bonne femme ſind ohne Glanz und Appretur; ſie übertreffen an innerer Güte alle übrige Sorten. Der breite iſt $\frac{5}{8}$, der ſchmale nur $\frac{7}{12}$, bis einen halben Stab breit. Die Stücke halten 60 Annes und darüber. Der Taffetas d'Espagne iſt ſchwarzer Glanztaffet, der weniger dick, wie der vorhergehende, und zu Lyon fabrizirt wird. Die Breite beträgt $\frac{5}{8}$, und die Länge 60 Stab. Der Taffetas d'Angleterre iſt Glanztaffet mit ſtarker Zurichtung, in Breite und Länge wie der vorige, und wird zu Lyon und Nimes gemacht. Florences liefert vorzüglich Avignon. Die Waare iſt dem Florentiniſchen Ermesini lustrati oder Glanztaffete nachgemacht; ihre Breite beträgt 26 Franzöſiſche Zoll bis $\frac{5}{8}$, die Länge 70 bis 80 Stab. Demi-Florences, ſind dünner und weniger dauerhaft, übrigens von gleicher Länge und Breite, wie die Florences. Beide Sorten werden zu Unterfutter der Kleider, zu Schürzen, Enveloppen, Mantillen ꝛc. ꝛc. verbraucht. Die Avignontaffete ſind eine Nachahmung der leichten Luccheſer Taffete. Die ſchwarzen haben ſtarke Appretur; ihre Breite beträgt $\frac{5}{8}$. Man macht ſie ſowohl zu Lyon, als zu Avignon. Rolltaffete ſind theils Oſtindiſche, theils dieſen in Europa nachgemachte Gewebe, welche zwar ſtark von Faden, aber weniger fein von Seide ausfallen. Sie haben breite Leiſtenbänder, und ſind ſtark gummirt. Man heißt ſie Rolltaffete, weil ſie nicht glatt, ſondern walzenförmig auf Stäbe gerollt ſind. Die meiſten halten $\frac{5}{4}$ bis $\frac{6}{4}$ Leipziger Ellen in der Breite, und ſind verſchieden in der Länge. Außer Frankreich liefern die Schweiz und Italien die meiſten Taffete in den Handel. Die Schweizeriſche Waare iſt auf Franzöſiſchen Fuß. Unter den Italieniſchen werden die Florentiner und Neapolitaniſchen, ihrer Güte wegen, vorgezogen. Die Erſte-

ren sind beide zusammengesetzt, die andern doppelt überlegt, aber im Uebrigen auf Französischen Fuß. Mantino oder Mänteltaffet ist eine Art dünner Ermesini, 4, 5, 6 bis 7 Viertel breit, die dem Luccheſertaffet in der Güte gleicht, und nur darin von ihm abweicht, daß er auf Französische Art zusammengelegt ist. Dieser Zeug hat so wenig Steife, daß zwei dünne mit Papier umschlagene Brettchen in die Stücke eingelegt sind, um das Ganze zusammen zu halten. — Der Italienische Mantino wird in Mantino di Scomiglia, di Cappicciuola, mezzo Velo, Velo Sengro, Filo ad un Dente etc. unterschieden. Luccheſer Tafete oder Ermesini nennt man eine andere Gattung leichter Italienischer Futtertaffete, die $\frac{5}{4}$ breit, und wie Florentinische zusammengelegt sind. Man hat einfarbige, zweifarbige, gestreifte, gegitterte, getäfelte ꝛc. Diese Gattung geht sehr häufig nach der Moldau, Wallachey und Beſſarabien, den Häfen und Plätzen am schwarzen Meere und der Levante überhaupt. Auch in Deutschland, namentlich in Preußen, Oesterreich, Sachsen, Heſſen ꝛc., macht man nicht nur glatte einfarbige Taffete, sondern auch changirte, mehrfarbige, gemusterte oder gezogene, gerippte und dergleichen Taffete, sowohl nach Französischen Desseins, als auch nach Mustern eigener Erfindung. Die Deutschen Taffete sind Kopien der Französischen, so wie überhaupt die Deutsche Seidenfabrikation nur eine Kopie der Französischen war, bis sie eine selbstständige Bildung annahm. Man will aber, daß dieses noch dadurch befördert werde, daß man Lehrlinge, besonders in den Seidenfabriken, anlerne, Taffet in vorzüglicher Güte zu weben, und sie nicht eher zu einem andern Seidengewebe übergehen zu lassen, als bis sie im Weben des Taffetes einen erweislichen Grad der Fertigkeit erlangt haben. Diese Fertigkeit äußert sich durch die Vielheit des Ellenmaaßes und durch die Schönheit des Gewebes. Dieses Erforderniß ist eine bedingte Noth-

wendigkeit, wenn der Zweck erreicht werden soll, die Seidenzeugfabrikation zu verbessern. Die Geschicklichkeit der Französischen Seidenfabrikanten entstand aus dem Gesetze, den Lehrling bloß einer Fabrikationsart zu widmen. Die Verfassung der Deutschen Seidenfabriken erlaubt diese Anordnung zwar nicht, allein sie kann doch dadurch erreicht werden, wenn der Arbeiter nicht eher zu einer andern Fabrikationsart übergeht, als bis er in der einen eine ausgezeichnete Fertigkeit erlangt hat. Auch bei der Engländischen Seidenzeugfabrikation geht man von diesem Gesichtspunkte aus, daß die Waare schön gewebt seyn müsse, und daher ist auch der Englische Taffet eben und schön, so wie überhaupt alle Englischen Seidenwaaren. Gute Taffete, von schönem Gewebe, liefert in Deutschland Berlin, Wien, Leipzig, Hamburg, Frankfurt a. M., Hanau ꝛc. Diese Taffete kommen, außer den Seidenwaarenhandlungen in den großen Städten, auf den Messen von Leipzig, Frankfurt an der Oder, Braunschweig, Frankfurt am Main, Botzen ꝛc. ꝛc. vor. Auf diesen Messen kommen auch die Französischen, Englischen und Italiänischen Taffete vor. Die Letzteren kommen hauptsächlich auf den Messen zu Botzen vor, wo die im großen damit handelnden Seidenhändler ihre Einkäufe machen, wenn sie solche nicht direkt aus Florenz, Genua, Bologna und Lucca verschreiben; die kleineren Seidenhändler kaufen ihren Bedarf auf den Leipziger Messen von den Augsburgischen und Nürnbergischen Kaufleuten, deren Einige auch in Italien, und vornehmlich zu Venedig, ihre Häuser und Komptoire haben. Den Englischen Taffet bringen die Engländer selbst stark nach Hamburg, von wo aus er dann weiter geht. Die Französischen Taffete verschreibt man direkt aus Frankreich, aus Tours, Lyon, Avignon ꝛc.; er geht theils über die Schweiz, wenn man ihn verschreibt, oder man kauft ihn auf der Messe zu Frankfurt am Main ein. Man muß ein sehr

genauer Kenner und von dem Käufer überzeugt seyn, daß er ein aufrichtiger Mann ist, beim Einkaufe der ausländischen Taffete, weil man sonst oftmals in Deutschland nachgemachte Taffete für ächte Waare erhält. Wenn die Waare denselben Werth hat, als die ausländische, so ist dabei nichts verloren, und es ist selbst oft nöthig, der Deutschen Waare durch einen solchen Tausch ein Anerkenntniß zu geben, da man sie sonst zurücksetzt, ob dieses gleich in neuester Zeit nicht mehr so geschieht, als noch vor mehr denn dreißig Jahren, wo man ihren Werth nicht anerkennen wollte. Indessen ist ihr Werth entschieden, wenn man sie mit den fremden Taffeten vergleicht, indem man wenig oder gar keinen Unterschied findet; denn auf eine genaue Vergleichung der Waare, der einheimischen und fremden, kommt es an. Ein vollkommen guter Taffet muß durchgängig gleich gewebt seyn, keine Knötchen, Nester oder Löcher haben, keine Runzeln werfen, und weder zu viel, noch zu wenig gummirt seyn.—Von Taffeten kommen, außer den oben, S. 368 schon angeführten, überhaupt noch vor: der Tabin oder Doppeltaffet, der Muscheltaffet, die gemusterten, farbigen und schillernden Taffete, der Quadrillen-, und Gerstenkorntaffet, der Florence (Zindel- oder Futtertaffet), der Englische Taffet, der Französische (von Tours, Avignon, Lyon ꝛc.), der Spanische und Italiänische Taffet, der Ostindische und Chinesische Taffet, von festem bastartigeu Gewebe, auch feiner und rauschend, der Schürzentaffet, gemischte Taffet, der Bast- oder halbseidene Taffet ꝛc. ꝛc., von denen auch schon oben die Rede gewesen ist. — Um den Taffet mit Firniß zu überziehen, spannt man ihn über einen Rahmen, und überzieht ihn mit starkem Leim; dann überstreicht man ihn auf jeder Seite einmal mit folgendem Firniß: Man läßt zwei Unzen Venetianischen Terpentin in einem Topfe zergehen, und gießt, während er noch warm ist, drei Un-

zen Terpentinöl und ½ Loth Mastix dazu, mischt es untereinander, und thut es in eine Phiole, die man in warme Asche setzt, und oft umschüttelt, bis der Mastix zergangen ist oder sich aufgelöset hat. Das Auftragen geschieht mit einem Pinsel; man läßt ihn einige Tage trocknen. — Wählt man den feinsten weißen Taffet, so spannt man ihn gleichfalls über einen Rahmen und überzieht ihn mit einem mittelmäßigen starken Gummiwasser, welches man darauf trocknen läßt. Will man eine Zeichnung darauf bringen, so punktirt man sie darauf, fährt mit dem Pinsel nach, und malt sie darauf mit feinen Wasserfarben aus. Dann überzieht man diesen Taffet mit folgendem Firniß. Man nimmt die hellsten und schönsten Mastixkörner, und löset sie in Terpentinspiritus in einer Flasche auf, wobei man die Flasche oft umschüttelt, damit die Auflösung leichter vor sich gehe. Wenn man den Mastix recht flüssig aufgelöset hat, so überzieht man den Taffet vier- bis fünfmal damit, und läßt jeden Anstrich im Schatten trocknen, ehe man den folgenden aufträgt. — Ueber die Vergoldung des Taffets, s. Th. 19, S. 445. — Das Taffetleder, s. Th. 68, S. 651 und 653. — In Hinsicht der Sprache soll nach Adelung das Wort Taffet aus dem Morgenlande herstammen und wahrscheinlich aus dem Persischen, in dem es Tafteh lautet. Die Namen Tobin und Tabinet, bezeichnen Arten gewässerten Taffets, und sollen einen gleichen Ursprung haben. Im Deutschen Taffet, Taffent und Tafft, im Französischen Taffetas, im Italienischen Taseta.

Taffet (Avignons-), s. oben, S. 369, 378.

— **(Bast-)**, halbseidener Taffet, der aus Seide und Wolle, oder Baumwolle, oder Leinen, mit gemengter Kette, oder ganz seidener Kette, aber mit einem Einschlage aus jenen genannten Stoffen.

— **(Brillant-)**, s. oben, S. 368, 376.

— **(Chinesischer)**, s. daselbst, S. 381.

Taffet (Deutscher), s. oben, S. 379.
— (Doppel-), s. das., S. 368, 381.
— (Englischer), s. das., S. 380.
— (Florentiner), s. das., S. 378.
— (Französischer), s. das., S. 377 u. f.
— (Frauen-) Taffetas à la bonne femme, s. das., S. 378.
— (Futter-), Zindeltaffet, s. das., S. 368, 369.
— (geblümter), gezogener Taffet, s. das., S. 370.
— (Gerstenkorn-), s. das., S. 376.
— (gestreifter), s. das., S. 368, 376.
— (gezogener), s. Taffet (geblümter).
— (glacirter), Taffetas glacé, ein zweifarbiger, sehr glänzender Taffet, Glanztaffet, s. oben, S. 378.
— (halbseidener), s. Taffet (Bast-).
— (Italienischer), s. oben, S. 378 u. f.
— (Mäntel-), s. das., S. 379.
— (Muschel-), s. oben, S. 376, und Th. 98, S. 416 u. f.
— (Ostindischer), s. das., S. 381. Man hat Ostindischen Taffet, dessen Schattirung der eingelegten oder mosaischen Arbeit gleicht. Man gebraucht ihn zu Frauenkleidern und zu Schnupftüchern.
— (Quadrille-), s. oben, S. 376.
— (Roll-), s. das., S. 378.
— (Schürzen-), s. das., S. 381.
— (Spiegel-), s. das., S. 376.
— von Tours, s. das., S. 376.
— (Wachs-), s. diesen Artikel.
— (Zindel-), s. Taffet (Futter-) und Zindeltaffet.

Taffetband, eine Art seidener, von Taffet gewebter Band.

Tafeten, tafften, Bei- und Nebenwort, von Taffet. Ein taffetnes Kleid oder tafftenes Kleid.

Taffetfirniß, s. oben, unter Taffet, S. 381.

Taffethandel, s. oben, unter Taffet, S. 377 u. f.

Taffetpapier, in der Buntpapiermanufaktur, ein schönes reines, einfarbiges Papier, auf welchem kein Pinselstrich zu bemerken, und welches auf beiden Seiten

gleich schön ist. Man hat es seit verschiedenen Jahren auf Färberart zu bereiten angefangen. Bei diesem Papiere kommt es hauptsächlich auf die Behandlung der Farben und des Papiers an, welches man zur Annehmung der Farben geschickt machen muß. Um z. B. ein schönes rosenrothes Papier zu färben, nimmt man das feinste Papier, und macht die Farbe aus Saflor und Natron. Das Papier wird nach Verfließung von einer Viertelstunde sehr vorsichtig herausgenommen und über Löschpapier ausgebreitet; hernach aber mit einem Wasser befeuchtet, das aus $5\frac{3}{4}$ Loth gemeinem Wasser, $\frac{1}{8}$ Loth Cremor Tartari, und $\frac{1}{4}$ Loth Alaun besteht, und auf ausgespannten Fäden getrocknet. Die Verschiedenheit der Farbe entsteht, wenn das feuchte Papier mit einer Flüssigkeit aus Natron, Citronensaft oder Schwefelsäure, mit Wasser vermischt, oder mit einer schwachen Alaunauflösung befeuchtet wird. Wenn man von den sauren Theilen zu viel nimmt, so verschwindet die rothe Farbe wieder.

Taffetpflaster, s. Pflaster (Englisches).

Taffetspiegel, in der Gazemanufaktur, in der Gaze, es mögen Tücher, oder Schürzen seyn, diejenigen Streifen, die von schöner gekochter feiner Seide eingewebt werden, und nach Taffetart unter der andern Gaze, die matt von Ansehen ist, hervorstechen und glänzen. Diese Streifen werden bei der Einrichtung eines solchen Stuhls nach Art des Taffets, in besondere Schäfte einpassirt, und auch bei dem Weben besonders getreten. In diesen Taffetstreifen oder Spiegel muß also auch eine besondere Kette von Organsin geschoren werden.

Taffetstein, s. Taftstein.

Taffetstreifen, s. Taffetspiegel.

Taffettritt, Serdintritt, sachter Tritt, in der Gazemanufaktur, derjenige Fußtritt, wodurch die vier Schäfte des Gazestuhls in Bewegung gesetzt werden, welche die Taffetstreifen hervorbringen. Sachter

Tritt heißt er zum Unterschiede des harten Tritts, da dieser alle vier Schäfte und den Badurstock mit ganzer Gewalt herunterzieht, der Taffettritt aber bloß, wie andere Tritte, mit den Schäften abwechselnd spielt.

Taffettücher, in der Seidenmanufaktur, Tücher, von ganz, oder auch nur von Halbseide gewebt. Ihre Größe ist ein rechtes Viereck von 1 bis $\frac{6}{4}$ Ellen. Man macht selten taffetartige Tücher ganz von Seide, die mehrsten werden von Halbseide gemacht, da die Kette feine Seide, der Einschlag aber feine Baumwolle ist. Die Einrichtung des Stuhls mit der Kette dazu, und auch das Weben geschieht eben so, wie bei dem Taffet. Man macht die halbseidenen gemeiniglich streifig, selten sind sie einfarbig.

Taffetweber, ein Seidenwirker, der sich besonders auf das Weben des Taffets gelegt hat; s. den Artikel Seidenwirker, Th. 152.

Taffia, s. Rum, Th. 128, S. 670.

Taftstein, Lasius, Nr. 30, im Bergbaue, ein Gestein, welches unter die Thonschieferarten gehört, weil der Hauptbestandtheil desselben Thonerde ist; auch enthält er etwas Sand, und zeigt zuweilen auf dem Querbruche etwas Sand; sein Gewicht ist 2,687. Der Bruch dieses Steins ist grobschiefrig, auf dem Spiegelbruche etwas rauh, doch sich dem matten ebenen Bruche etwas nähernd, und zu Wetzstein brauchbar; er nimmt aber keine sonderliche gute Politur an. Dieser Schiefer ist hellgrau und dunkelgrünlich, wechselsweise gestreift; seine Streifen gehen aber nicht mit den Blättern des Schiefers parallel, sondern sie durchschneiden solche beinahe in rechten Winkeln. Man findet ihn bei Volksmannskeller im Blankenburgischen.

Tag, Dies, Fr. Jour, Engl. Day, die Gegenwart des Sonnenlichts über der Oberfläche der Erdkugel, oder vielmehr diejenige Zeit, wo die Sonne sich über unserm Horizonte befindet und den Theil desselben erleuchtet.

Dann wird darunter auch der Zeitraum verstanden, der von einer Mitternacht zur andern verfließt. Den Anfang des Tages mit dem Eintritte der Mitternacht zu zählen anfangen, ist bei uns noch von den Römern her im Gebrauche. Die Astronomen oder Sternkundigen fangen dagegen den Tag mit dem Durchgange der Sonne durch den Meridian des Ortes, also um zwölf Uhr Mittags an, und zählen die Stunden nicht wie im gemeinen Leben von 1 bis 12, sondern von 1 bis 24, also von einem Mittage bis zum andern fort, und nennen die gezählten Stunden astronomische Stunden, dagegen werden die andern Europäische Stunden genannt. Einige Italienische Staaten und die Chinesen, ehemals auch die Athenienser, setzten den Anfang des Tages in den Untergang, die Babylonier setzten ihn aber in den Aufgang der Sonne, mit welchen die jetzigen Griechen ꝛc. übereinkommen. Die nach der ersten Art gezählten Stunden werden Italienische, die andern aber Babylonische Stunden genannt. Beide werden 24 in einer Reihe fortgezählt. Die Juden fangen den Tag mit dem Untergange der Sonne an, und daher dauert auch ihr Sabbath vom Freitage Abends bis zum Untergange der Sonne am Sonnabend. Ehemals theilten sie jeden Tag, er mochte lang, oder kurz seyn, und so auch jede Nacht, in 12 Stunden; man nannte daher solche Stunden Jüdische Stunden; auch führen sie den Namen Planetenstunden. — Zuweilen führt auch das Sonnenlicht selbst den Namen des Tages, im Gegensatze der Nacht. In sprachlicher Beziehung sagt man: Der Tag bricht an. Mit anbrechendem Tage. Es wird und es ist Tag. Es ist noch nicht Tag. Es ist schon heller Tag. Vor Tage aufstehen. Noch bei Tage zu Bette gehen. In den Tag hineinschlafen, im gemeinen Leben bis an den hellen Tag schlafen. Adelung will daher auch die im gemeinen Leben üblichen Redensarten: in den

Tag hinein handeln, so viel als unbesonnen, ohne Ueberlegung handeln, und in den Tag hinein leben, ohne zu wissen, wie man lebt, ohne sich Sorge um die Zukunft zu machen, hierher zählen. Die Welt lebt in den Tag, begehret nicht zu wissen, von Zucht und Frömmigkeit (Opitz). Man giebt die Herzen jetzt nicht so in den Tag hinein weg, ohne Bedenken. In den Tag hinein schwatzen, ohne Ueberlegung, ohne den Gegenstand zu überdenken. Etwas bei Tage besehen. Ich habe zu früh Tag gemacht (Less.), bin zu früh aufgestanden. Der Tag scheint durch die Ritze, das Sonnenlicht; so auch der Tag bricht durch die Fenster. Es ist noch nicht aller Tage Abend, es ist noch hin bis zur Entdeckung einer bösen That. In einigen Provinzen braucht man dieses Wort in mehreren Fällen für das Licht des Tages. Einem den Tag berechnen. Einem in dem Tage stehen, im Lichten. Gehe mir aus dem Tage. Welche Redensarten im Hochdeutschen selten vorkommen; jedoch sagt man hier: Es liegt am Tage oder ist am Tage, es ist klar, deutlich. Seine Unschuld liegt am Tage, ist offenbar. Alsdann ist ja unser Betrug am Tage. Etwas an den Tag bringen, eine verborgene Sache klar und deutlich machen; auch etwas entdecken. Himmel bringe es an den Tag, wer ein Betrüger ist (Gell.). An den Tag kommen, bekannt werden, von geheimen, verborgenen Dingen. Dein Betrug wird schon an den Tag kommen. Etwas an den Tag oder zu Tage legen, es äussern. Seine Gesinnung zu Tage legen. Er legte bald sein Mißvergnügen, bald seinen Beifall an den Tag (Gell.). In einigen Oberdeutschen Gegenden wurde es ehemals häufig für die freie Luft, den Luftraum gebraucht. Ein Nüstbaum lag noch in den Tag frey hinaus. Theuerd., Kap. 28. Herr, so

trett auf diesen plock do, und mest (messet) hinaus in freyen Tag anderthalb schuch, in der wag (im Gleichgewicht); eben das. Tewrdank sich bald aus seiner Kraft schwang mit den füßen in den tag, durch dasselb er gewann die Wag, eben das. Kap. 56. — Figürlich brauchen die Bergleute häufig dieses Wort von der Oberfläche der Erde, im Gegensatze der Grube. Erz am Tage antreffen, auf oder nahe unter der Oberfläche. Etwas zu Tage ausfördern, es aus der Grube auf die Oberfläche schaffen. Das Wasser fließt zu Tage aus. Hundert Lachter unter Tage, unter der Oberfläche der Erde. Eine Ortung zu Tage bringen, bei den Markscheidern, einen in der Grube angenommenen Punkt in einer seigern oder senkrechten Linie am Tage, das ist, auf der Oberfläche angeben. Und so in vielen Fällen mehr. — 2. Diejenige Zeit, da die eine Hälfte der Erdkugel von der Sonne erleuchtet wird. Plur. die Tage, im Oberdeutschen die Täge. 1) Eigentlich. (a) Im engsten Verstande, die Zeit vom Morgen bis zum Anbruche der Nacht; die Zeit, wenn die Sonne über unserm Horizonte sichtbar ist, im Gegensatze der Nacht. S. oben, am Anfange. Der kürzeste Tag. Der längste Tag. Ein trüber, heller, warmer, ein nasser, feuchter und kalter Tag. Den Tag mit etwas zubringen. Tag und Nacht arbeiten. Die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich sind, die Tag- und Nachtgleiche. Es ist noch hoch am Tage, der Tag geht so bald noch nicht zu Ende. Es ist schon hoch am Tage, es ist schon lange Tag gewesen. Der Tag geht zu Ende. Der Tag neigt sich, in der höhern Schreibart. Schon neigt sich der kurze Tag. Des Tages nur einmal essen, den Tag vorher oder Tages vorher; den Tag hernach oder Tages hernach. Von Tag zu Tage warten, von einem Tage zum andern. Tag für Tag

(nicht vor), alle Tage, einen Tag wie den andern. Du weißt, daß Tag für Tag dein alter Vater keifft, (Rost.) Tag vor (für) Tag muß ich es sehen (Op.). Guten Tag! der gewöhnliche Gruß, wenn man einander am Tage begegnet. Jemanden einen guten Tag bieten, ihn mit dieser Formel grüßen. Einen Tag zu etwas bestimmen, setzen. Sich einen guten Tag machen, einen Tag zu seinem Vergnügen anwenden. Gute Tage haben. Müßige Tage haben. Morgen des Tages, im gemeinen Leben, für morgen schlechthin, nicht morgendes Tages. Morgen des Tages sage ich ihr den Dienst auf (Weiße). Matt und kraftlos von den Zerstreuungen des Tages. Gott gebe ihm einen guten Tag! Tag und Nacht, wird oft für ununterbrochen, unaufhörlich gebraucht. Tag und Nacht sitzen und studieren. Tag und Nacht ist auch eine im gemeinen Leben übliche Benennung verschiedener Pflanzen. S. Glaskraut und Kuhweitzen. Ein Kleid auf alle Tage, ein Alltagskleid, im Gegensatze eines Sonntags- oder Feiertagskleides. — (b) Da eigentlich der Tag die zu Geschäften bestimmte Zeit ist, so wird er auch sehr häufig von der ganzen Zeit gebraucht, in welcher sich die Erdkugel einmal um ihre Achse drehet, so, daß er dann auch die Nacht mit in sich begreift, und eigentlich für Tag und Nacht oder 24 Stunden steht. In einigen nördlichen Gegenden braucht man das Wort Nacht auf eben dieselbe Art. Wenig Tage hernach. Vor drei Tagen. In ein paar Tagen. Es ist nun der dreizehnte Tag. Acht Tage, eine gewöhnliche Benennung einer Woche, ob sie gleich eigentlich nur aus sieben Tagen besteht, dagegen vierzehn Tage eine Zeit von zwei Wochen bezeichnet. In acht Tagen, vor acht Tagen, nach acht Tagen. Heute vor acht Tagen. Morgen über acht oder vierzehn Tage. Gestern vor vierzehn

Tagen. Nächster Tag, das ist, nächstens. Dieser Tagen, richtiger dieser Tage, das ist neulich, vor wenig Tagen. Er war dieser Tage hier. Gestrigen Tages, wofür im Hochdeutschen gestern oder am gestrigen Tage üblicher ist. Das biblische welches Tages, für wann oder an welchem Tage, ist im Hochdeutschen noch weniger gangbar. — (2.) Figürlich. (a) Ein zu einem gewissen feierlichen Geschäfte bestimmter Tag. Im gemeinen Leben, besonders Oberdeutschlands, wird Jemandes Namens- oder Geburtstag häufig dessen Tag genannt. In den Gerichten bedeutete es ehemals häufig den Tag oder die Zeit, da Jemand vor Gericht beschieden war. Ingleichen eine auf einen gewissen Tag bestimmte feierliche Versammlung. Einen Tag halten, sich feierlich versammeln. In dieser Bedeutung ist es nur noch in den Zusammensetzungen Kreistag, Landtag, Reichstag, Wahltag, Churfürstentag, Städtetag, Grafentag ꝛc. üblich, eine Versammlung der Kreis-, Land-, Reichsstände ꝛc. zu bezeichnen. — (b) Die Lebenszeit eines Menschen, indem der Tag die merklichste Abtheilung der Zeit ist, in welchem Verstande es doch nur in der Mehrzahl allein gebraucht wird. Meine Tage oder häufiger mein Tag, ein im gemeinen Leben sehr üblicher Ausdruck für: in meinem Leben. Das habe ich mein Tage nicht gesehen, in meinem Leben nicht. Da denn mein Tag noch häufig für jemals, und mein Tage nicht für niemals gebraucht wird. Das ist der unverschämteste Mensch, den ich mein Tage gesehen habe. Das habe ich meine Tage nicht gewußt. Es ist mein Tage nicht gut, wenn die Kinder wissen, daß die Eltern Geld haben. Ich kann das Tanzen mein Tage nicht leiden. So weiß man doch mein Tage den Morgen nicht, was den Abend geschehen wird. (Weiße.) In unsern Tagen, zu unserer Zeit. Die

Tage Moses, des Messiä, zu ihrer Lebenszeit. Die Tage Klopstocks, Bürgers, Göthes, Herders, Wielands ꝛc. In seinen besten Tagen seyn, wofür man im Hochdeutschen lieber sagt: in seinen besten Jahren, in seinem besten Lebensalter. In meinen alten Tagen, meinem höhern Lebensalter. Was ihn angetrieben hat, auf seine alte Tage (in seinem hohen Alter) noch zu heirathen? Werden sie mir auf meine alte Tage oder in meinen alten Tagen nicht noch eine Freude machen? Besonders kommt es in der Deutschen Bibel in dieser Bedeutung häufig vor. Deine Tage sind aus, ich will deiner Tage viel machen. Ingl. in der höhern und dichterischen Schreibart der Hochdeutschen. So flossen meine Tage still und ruhig dahin. Zwar will ich mich jugendlich meiner Tage freuen (Weiße). Eine Tugend, die ehedessen meine Tage heiter, wie die Tage des Frühlings machte. — Heil uns, daß unser Morgen in die Tage des einzigen Monarchen fiel! (Raml.) Murre nicht, wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischt. (Geßn.) Im Frühlinge meiner Tage habt ihr Musen nie mich unerhört gelassen. (Geßn.) Ich denk an euch, ihr himmlisch schönen Tage ꝛc. (Mahlm.). Wie deine Tage schön dahin fließen. Der Jugend Tage sind die glücklichsten. Unsere Tage sind gezählt. Seine Tage beschließen, sterben. Der Tag der Geburt. Der Tag der Hochzeit. Das war der schönste Tag meines Lebens. Der Tag der Krönung, der Huldigung, auch der Krönungstag, der Huldigungstag. Der Tag der Gefahr, der Tag des Unglücks, auch der Unglückstag. Der Tag zum Fischzuge, oder der Fischzugstag. — (c) Zuweilen auch für eine unbestimmte Zeit überhaupt, gleichfalls in der Mehrzahl, im

Plural. Heut zu Tage oder heutiges Tages, zu unsern Zeiten. Nächster Tage, nächstens, in einigen Tagen. Besonders in der höhern Schreibkunst oder Schreibart. Die Tage der Zukunft, die künftige Zeit. O, daß es dir gefalle, wenn meine Muse dir singt, wie in der Jugend der Tage (in dem ersten Alter der Welt) ein Hirt die Gartenkunst erfand. (Geßner.) Wer es mit seinen Tagen so hoch gebracht hat, mit seinem Leben ꝛc. Auch unter Jahr, Th. 28, kommt Einiges über Tag vor. — Im Isidor Dagh, bei dem Kero Tac, bei dem Ottfried Dag, im Niedersächsischen Dag, bei den Krimmnischen Tartaren Tag, und mit andern Suffixis bei den Krainerischen Wenden Dan, im Frisischen Dy, im Irländischen Dia, im Englischen Day, im Lateinischen Dies, und in einigen Redensarten Dia. Nach Adelungs Vermuthung soll der Begriff des Lichts in diesem Worte der erste und herrschende seyn, so daß man es zum Geschlechte des Arabischen daa, er hat geleuchtet, rechnen kann.

Tag (Acceptations=), Annahmetag, bei den Kaufleuten und Banquiers, derjenige Tag, an welchem ein präsentirter Wechsel durch die Unterschrift: acceptirt ꝛc. desjenigen, auf den er gezogen ist, oder auch p. pro cura, für gültig anerkannt wird, und er ihn am Verfallstage zu zahlen verspricht.

— (Annahme=), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Arbeits=), Werktag, derjenige Tag, an welchem gearbeitet wird, an dem alle Berufspflichten ausgeübt werden, von den höchsten Beamten im Staate, bis zu dem Tagelöhner herab, zum Unterschiede von dem Ruhetage, dem Sonntage, und den Feiertagen, an welchen alle Arbeit ruhet, oder doch ruhen sollte.

— (Asch=), Dies cinerum, in älteren Zeiten der zweite Tag in der ersten Fastenwoche, weil dieser damals der erste Tag der Fasten war, an welchem die öffentlichen

Büßer durch den Sack und Asche in ihre Klasse eingetheilt wurden. Da aber die Kirche hernach vier Tage zur Fasten vorausgesetzt, damit sie aus vierzig Tagen bestehen sollte, so kam der Name Dies cinerum auf den vorhergehenden Mittwoch, welcher jetzt der Aschermittwoch genannt wird, weil an diesem Tage mit dem Gebrauche der Asche die vierzigtägigen Fasten in der katholischen Kirche ihren Anfang nimmt. Die Asche war stets ein Sinnbild der Buße. So that Job, wie er von sich selbst im 24sten Kapitel bekennt, in Staub und Asche Buße. Judith im 4ten Kap. heißt es: die Priester verrichteten ihr Opfer mit von Asche bedecktem Haupte. Mardochäus (Esther im 4ten Kap.) legte einen Sack an, und bestreuete das Haupt mit Asche. Der König von Ninive (Daniel im 4ten Kap.) that ein Gleiches. (Jonas im 3ten Kap.). Auch Christus selbst zeigt die Asche als ein Bußzeichen an, als er von den Einwohnern zu Tyro und Sidon redet. (Matth. im 11ten Kap.). Die alten Väter und Kirchenversammlungen folgten nach, und vereinigten fast immer die Asche mit der Buße, woraus Reginon den Gebrauch des Aschermittwochs und die Weise die Sünder zu büßen, herausgezogen hat und auf folgende Weise beschreibt: „Die Büßenden stellten sich vor die Kirchthür, mit einem Sacke angethan, mit bloßen Füßen und mit den Zeichen eines zerknirschten und demüthigen Herzens. Der Bischof oder Pönitentiarius legte ihnen nach der Größe ihrer Sünden eine Buße auf. Nachdem sie die sieben Bußpsalmen gebetet hatten, legte man ihnen die Hände auf, besprengte sie mit dem Weihwasser, und streuete ihnen die Asche auf das Haupt.“ — Als späterhin die öffentlichen Bußen aufgehört haben, ist nur noch die Aufstreuung der Asche übrig geblieben. Die Weihformel der Aschenweihe in der katholischen Kirche besteht in Folgendem: 1) bittet die Kirche, daß durch die Auflegung der Asche, dem Menschen, der sie empfängt, zur

wirklichen Demuth des Herzens geholfen werde. 2) Daß der himmlische Segen über diejenigen, welche mit der Asche bestreut werden würden, herunterſteige; daß dieſelben, ernſtlich zerknirſcht, ihre Sünden bereuen und bedenken ſollten, daß durch die Sünde des Menſchen ſogar die Erde ſelbſt verflucht worden ſey, und alle in Staub und Aſche verwandelt werden ſollen. 3) Daß dieſe Aſche, bittet die Kirche weiter, ein heilſames Mittel ſey, Nachlaſſung der Sünden und das ewige Leben zu erhalten. 4) Daß dem Leibe die Geſundheit verliehen werde, um Buße für die Sünden zu thun. 5) Daß die Seele durch den göttlichen Schutz erhalten werde. 6) Daß wir dasjenige von dem Herrn erlangen, was wir nach ſeinem Willen begehren. 7) Daß wir in dem Guten mit beſtändigem Gemüthe verharren. Das Ceremoniel der Biſchöfe verordnet aus Abſicht der Demuth, daß die Aſche aller Weltlichen ohne Rückſicht der Würde, erſt nach den Altarsdienern gereicht werde. Wenn ein hierarchiſcher Vornehmer zugegen iſt, ſo legt dieſer zuerſt ſtehend dem Weihenden, welcher ebenfalls ſteht, die Aſche auf die Stirn, dann empfängt er dieſelbe kniend von dem Weihenden. Sonſt legt der Weihende kniend dieſelbe ſich ſelbſt auf, ohne etwas zu ſprechen. Bei Andern aber, wenn er ihnen die Aſche mittheilt, ſpricht er: Gedenke, o Menſch! daß du Staub biſt, und zu Staub werden wirſt.

Tag (Aſtronomiſcher), ſ. oben, unter Tag.

— (Auferſtehungs-), ſ. Tag (großer).

— (Ausſchuß-), ſ. Landtag, Th. 63.

— (Bet-), Bitttag, Danktag; ſ. Kreuzwoche, Th. 49. S. 290.

— (Bitt-), ſ. Tag (Bet-).

— (Blut-), Dies sanguinis, bei den Römern, der 24ſte März, an welchem Tage die Prieſter der Bellona auf den Straßen zu Rom herum liefen, und ſich zur Verſöhnung ihrer Göttin mit Meſſer ritzten, ſo,

daß das Blut davon floß, daher die Bellona selbst auch Mater sanguinis oder Blutmutter genannt wurde. Nach Andern soll dieser Bluttag ein Fest der Cybele gewesen seyn, an dem sich ihre Priester, Galli, zerfleischten, und gewisser Speisen enthielten, welches hieß: erant in castu.

Tag (Bundes-), der Deutsche. Der Sturz Napoleons von dem Französischen Throne, oder dem Throne Frankreichs nach dem Pariser Frieden, am 30sten May 1814, hat für Deutschland die Auflösung des Rheinbundes und die Constituirung des Deutschen Bundes herbei geführt, nach welchem die Fürsten und die Staaten Deutschlands unabhängig und durch ein Föderativband vereiniget oder verbunden sind, das heißt, sie bilden einen souverainen Staatenbund. Der Bundestag hat seinen Sitz zu Frankfurt am Main, ist beständig, und kann sich höchstens auf vier Monat vertagen, wenn die Geschäfte es erlauben. Zu dem Staatenbunde gehören und haben Sitz und Stimme auf dem Bundestage: der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen nach allen ihren vormaligen und neuen Deutschen Besitzungen, der König von Dänemark wegen der Herzogthümer Holstein und Lauenburg, und der König der Niederlande, jetzt von Holland, wegen des Großherzogthums Luxemburg. Sonst gehören zum Deutschen Bunde die vier Könige von Bayern, Sachsen, Hannover und Würtemberg; der Churfürst von Hessen und Großherzog von Fulda; die Großherzöge von Baden, Hessen und bey Rhein, Sachsen-Weimar, Meckleuburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg, die Herzöge von Nassau, Braunschweig, Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg und Sachsen-Hildburghausen, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Siegmaringen, von Lichtenstein, Waldek, Lippe-Detmold und

Lippe-Schaumburg, das Gesammthaus Reuß und der Landgraf von Hessen-Homburg, so wie die vier freien Städte: Frankfurt am Main, Hamburg, Bremen und Lübeck. Der Zweck des Bundes soll die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, und die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Deutschen Staaten seyn. Auf einer Bundesversammlung, welche am 5. November 1816 zu Frankfurt am Main eröffnet ward, wurden alle Angelegenheiten des Bundes verhandelt, und die Mitglieder desselben führten theils einzelne, theils Gesammtstimmen, wie es bestimmt worden, wobei Oesterreich den Vorsitz in der Bundesversammlung erhielt. Zur letzten Entscheidung aller in dem Bundesvertrage zweifelhaft gebliebenen Gegenstände über die inneren und äußeren Verhältnisse Deutschlands ward zu Wien am 25sten November 1819 ein Ministerialcongreß aller Mitglieder des Deutschen Bundes eröffnet, dem schon vorher die Berathschlagungen der Minister der Deutschen Hauptstaaten im August 1819 zu Karlsbad (wovon die am 20sten September 1819 am Bundestage bekannt gemachten und am 16ten August 1824 erneuerten Beschlüsse die unmittelbare Folge waren) vorangingen. Das Ergebniß dieser Versammlung war die am 15ten May 1820 unterzeichnete Schlußakte in fünfundsechzig Artikeln, welche am 8ten Juny zu Frankfurt als allgemeines Gesetz innerhalb der Deutschen Bundesstaaten angenommen ward. Auf den Bundesvertrag vom 8ten Juny 1815 gestützt, ward in derselben der Deutsche Bund als ein völkerrechtlicher Verein der Deutschen souverainen Fürsten und freien Städte zu der schon oben ausgesprochenen Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten, und zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands ausgesprochen. Die Aufrechthaltung der inneren Ruhe und Ordnung in den einzelnen Staa-

ten soll ihren Regierungen allein zustehen; als Ausnahme gilt der Fall einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs oder gefährlicher Bewegungen in mehreren Bundesstaaten. In Hinsicht der Stellung gegen das Ausland hat der Bund, als Gesammtmacht, das Recht, Krieg, Frieden, Bündnisse und andere Verträge zu schließen, jedoch übt der Bund diese Rechte nur zu seiner Selbstvertheidigung, zur Erhaltung der Selbstständigkeit und äußeren Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesstaaten aus; wenn daher ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebietes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als Europäische Macht einen Krieg führt, so bleibt ein solcher, die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender, Krieg dem Bunde ganz fremd. Uebrigens versprechen alle Bundesglieder mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Und wenn sie sich das Recht der Bündnisse aller Art zu schließen zwar vorbehalten, so verpflichten sie sich doch, kein solches zu schließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelne Bundesglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wollen sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen, welche entweder vermitteln, oder richten soll, und die streitenden Theile gehorchen ihrem Ausspruche. In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung bestehen, und in Beziehung dieses Artikels erklärt die Schlußakte: daß diese Bestimmung in keinem Bundesstaate unerfüllt, den Bundesfürsten aber überlassen bleiben soll, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früherhin bestandenen ständischen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden Ver-

hältnisse zu ordnen. Die Verschiedenheit der christlichen Religionspartheien soll in den Ländern des Deutschen Bundes keinen Unterschied im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen, und wie eine bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens zu bewirken sey, will die Bundesversammlung in Berathung nehmen. — Die Unterthanen der Deutschen Fürsten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzugehen, und dort bürgerliche oder Kriegsdienste anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienste gegen das bisherige Vaterland im Wege steht. Auch hat die Bundesversammlung beschlossen, sich mit Abfassung gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, so wie auch über den Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten zu beschäftigen. Was nun die Stimmen auf dem Bundestage betrifft, so haben die Glieder theils einzelne, theils Gesammtstimmen, nämlich Oesterreich 1 Stimme, Preußen 1, Bayern 1, Sachsen 1, Hannover 1, Würtemberg 1, Baden 1, Churhessen 1, Großherzogthum Hessen und Hessen-Homburg 1, Dänemark, wegen Holstein und Lauenburg, 1, Holland, wegen des Großherzogthums Luxemburg, 1, die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser 1, die Großherzoglich Mecklenburgischen Häuser 1, Braunschweig und Nassau 1, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg 1, Hohenzollern, Lichtenstein, Reuß-Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck 1, die freien Städte Lübeck, Frankfurt am Main, Bremen und Hamburg 1 Stimme, zusammen 17 Stimmen. Oesterreich hat bei der Bundesversammlung den Vorsitz. In der weitern Versammlung, in welcher es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes ankommt, führt jeder Bundesglied eine Stimme für sich, nämlich Oesterreich 4 Stimmen, Preußen 4, Bayern 4, Sachsen 4, Hannover 4, Würtemberg 4, Baden 3, Chur-

hessen 3, Großherzogthum Hessen 3, Holstein und Lauenburg 3, Luxemburg 3, Braunschweig 2, Mecklenburg-Schwerin 2, Nassau 2, Sachsen-Weimar 1, Sachsen-Koburg-Gotha 1, Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 1, Sachsen-Altenburg 1, Mecklenburg-Strelitz 1, Oldenburg 1, Anhalt-Dessau 1, Anhalt-Bernburg 1, Anhalt-Köthen 1, Schwarzburg-Sondershausen 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Hohenzollern-Hechingen 1, Lichtenstein 1, Hohenzollern-Siegmaringen 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe-Detmold 1, Lübeck 1, Frankfurt am Main 1, Bremen 1, Hamburg 1, und Hessen-Homburg 1, zusammen 69 Stimmen. Diese Beschlüsse werden nach der Mehrheit der Stimmen abgefaßt, jedoch entscheidet in der weitern Versammlung nur eine auf $\frac{3}{4}$ der Abstimmung beruhende Mehrheit. — Jeder Staat stellt zu einem Bundeskriege nach seiner Volkszahl ein gewisses Kontingent, welches von 100 der Bevölkerung 1 Mann beträgt; außerdem wird von 200 der Bevölkerung 1 Mann Reserve gestellt. Das Bundesheer ist (ohne Reserve) 301,637 Mann, nämlich 222,119 Mann Linien-Infanterie, 11,694 Jäger, 43,090 Mann Kavallerie, 21,717 Mann Artillerie und Train, 3017 Pioniers und Pontoniers, und 612 Stück Geschütz. Es wird von einem Oberfeldherrn befehliget, der zu Kriegszeiten von dem Bunde in der engern Versammlung erwählt wird, und bildet 10 Armeekorps, nämlich 7 ungemischte (Oestreich 3, Preußen 3 und Bayern 1), und 3 kombinirte oder gemischte aus den Kontingenten der übrigen Bundesstaaten. Nach dem Maaße der Kontingente werden auch die Bundesanlagen bestimmt.

Tag (bürgerlicher), s. Tag (natürlicher), weiter unten.

— (Buß-), Waldbußtag, Forstbußtag, in der Jurisprudenz, ein Tag, an welchem die Forstfrev-

ler gestraft werden; s. Forststrafe, Th. 14, S. 689. — Bei den Juden sind die Bußtage diejenigen Tage, die zu besondern Bußübungen gewidmet sind. Sie fangen damit das Neujahr an. Nach ihrer Meinung hält Gott an diesem Tage ein strenges Gericht über die Sünden der Menschen. Sie fangen daher schon den ganzen Monat Elul an, und erwägen alle Tage ihre begangenen Sünden; sie betrauern sie, wenn sie aufstehen, und wenn sie sich niederlegen, so oft sie sich zu Tische setzen, und von demselben aufstehen; denn sie glauben, wer um diese Zeit seine Sünden, die er das ganze Jahr begangen hat, fleißig erwägt, der werde am Neujahrstage von denselben losgesprochen. Sie haben dazu besondere Gebete, die sie Selichos nennen, worin sie Gott um Barmherzigkeit anflehen. Derjenige, welcher nicht im hohen Grade andächtig ist, verrichtet solches nur vier Tage vor dem neuen Jahre. Den Tag vor dem neuen Jahre stehen sie also früher, als gewöhnlich auf, weil sie viele Gebete um die Vergebung ihrer Sünden zu verrichten haben. Einige nehmen vorher Speisen zu sich, Andere nicht. Die Letztern führen als Ursache an: Gott fordere von einem Jeden eine Genugthuung für seine Sünden; wenn sie nun den Tag vorher fasteten, so erlasse Gott ihnen schon vorher den dritten Theil ihrer Sünden. Diejenigen dagegen, welche vorher etwas zu sich nehmen, führen als Grund an, daß sie es thäten, damit sie sich nicht den Christen gleich stellten, die an ihren Bußtagen fasteten. Die nächsten zehn Tage vom neuen Jahre bis zum Versöhnungstage nennen sie asseres ieme theschubah, die zehn Bußtage; und den Sabbath, der zwischen dem neuen Jahre und dem Versöhnungstage fällt, nennen sie den Bußsabbath. Diese Sabbathe feiern sie, wie die übrigen im ganzen Jahre, außer daß sie zu ihren ordentlichen Gebeten noch einige hinzu fügen, die davon handeln, wie die Buße dem Menschen zur Seligkeit helfe. Auch muß

ihnen der Rabbiner, ehe er die Gesetzrolle aus dem Kasten nimmt, vorsagen, wie sie sich diesen Tag über verhalten sollen. Alle Gebete, welche sie in diesen zehn Tagen verrichten, müssen sie gebückt thun; auch müssen sie diese zehn Tage über vor Tages in die Schule gehen und ihre Sünden bekennen. In den genannten Tagen dürfen sie Niemanden einen Eid auflegen, Niemanden in den Bann thun ꝛc.; auch dürfen sie in denselben kein Brod von den Christen annehmen. Außer diesen Bußtagen feiern sie auch noch den großen Bußtag oder das große Versöhnungsfest. Zu den Bußtagen kann man auch noch die Festtage rechnen, die sowohl alle Juden überhaupt, als auch die Frommen insbesondere begehen. Die fünf großen Festtage sind: 1) Der Versöhnungstag, 2) der zehnte des Monats Thebet, 3) der siebzehnte im Monat Thamuth, 4) der neunte im Abh, und 5) der dritte im Monat Tisri. Die übrigen sind: a) der letzte Tag im Monat Elul, b) der Tag vor Purim, c) der zehnte im Monat Thamuth. Von den übrigen kleinen Festtagen, die nur die Frommen halten, ingleichen von der Art, wie sie solche begehen, s. den Art. Festtag oder Tag (Fest-). — Die Bußtage bei den Katholiken, Griechen und Protestanten oder Evangelischen gehören unter Buße, und müssen daher hier übergangen werden. — Es kommen übrigens in der christlichen Kirche noch Buß- und Bettage vor, welche die Regierungen zu manchen Zeiten angeordnet, auch in ihren Ländern einen oder mehrere öffentliche und allgemeine Bußtage in jedem Jahre befohlen haben. Die erste Veranlassung sind mancherlei Landesplagen und Unglücksfälle gewesen, z. B. Krieg, Aufruhr, Hungersnoth, Pest ꝛc., die man durch Gebete und wahre Bekehrung zu Gott abwenden wollte. Man hat damit auch in einigen Ländern ein allgemeines Fasten verknüpft, in andern es dagegen einem Jeden frei gelassen, daß er darin nach seiner eigenen

Wahl und Beschaffenheit seiner Gesundheit und anderer Umstände handeln könne. In Preußen ist ein allgemeiner Bettag im April eines jeden Jahres eingeführt, der auch zugleich als Bußtag gilt, in einer kirchlichen Feier Vor- und Nachmittags, wie am Sonntage, besteht, und ein Ruhetag ist. Außer solchen feierlichen und beständigen Bußtagen, werden zuweilen, bei außerordentlicher Gelegenheit, noch außerordentliche dergleichen angeordnet, und an vielen Orten sind überdies alle Monate auf einen gewissen Tag, Bet- und Bußtage eingeführt. An solchen Tagen wird die Litaney gesungen und der ganze Gottesdienst zur Erweckung einer wahren Bußandacht eingerichtet. So ist in Preussen auch jährlich ein Bettag im November zum Gedächtniß der Gestorbenen eingeführt. Man hält diese Gewohnheit für sehr löblich, nur müsse die Bekehrung nicht auf die Feier des Bußtages eingeschränkt werden.

Tag (Confirmations-), s. Einsegnungstag oder Tag (Einsegnungs-), welcher in den katholischen und protestantischen Kirchen mit mehr oder weniger Feierlichkeit begangen wird, das heißt, an einem Orte mehr, als an dem andern. Die Confirmation geschieht öffentlich in den Kirchen eines jeden Sprengels, in Gegenwart der Eltern, Taufzeugen und der ganzen Gemeinde. Die Kinder müssen ein solches Alter erreicht haben, daß sie von den Religionswahrheiten eine richtige Erkenntniß und Ueberzeugung haben können, wozu man mehrentheils das Alter von vierzehn Jahren festgesetzt hat, es geschieht aber auch noch später, im 15ten, 16ten und 17ten Jahre, da hierin von den Regierungen in evangelischen Ländern nichts festgesetzt worden ist, und es auf den Willen der Eltern ankommt, zu welcher Zeit sie ihre Kinder für so reif halten, daß sie an dem Religionsunterrichte Theil nehmen können; auch dauert dieser Unterricht bei Einigen nur ein halbes Jahr, bei Andern ein Jahr, auch wohl zwei Jahre ꝛc. Es kommt hierbei Alles

auf die Lebensverhältnisse der Eltern und auf die künftige Bestimmung der Kinder an. Wenn z. B. die Knaben ein Handwerk, eine Kunst ꝛc., erlernen, und die Mädchen in Condition oder in den Dienst treten, so kann der Religionsunterricht bei ihnen nicht so lange fortgesetzt werden, höchstens ein Jahr, da sie größtentheils schon nach einem halben Jahre Unterricht zur Einsegnung gelangen, welche vor dem ersten Genusse des heiligen Abendmahls vorhergeht, und ein Zeichen ist, daß sie jetzt im Stande sind, die nöthige Selbstprüfung vorzunehmen. Der Geistliche legt den Catechumenen die wichtigsten Fragen aus der Religion vor, oder examinirt sie über den Catechismus. Er betet dann über dieselben, legt ihnen die Hände mit einer Einsegnungsformel auf den Kopf, und ermahnt sie zur Treue und Beständigkeit im Glauben und in der Gottseligkeit, die Zuhörer aber zum Gebete. Die Formel, womit sie der Geistliche einsegnet, ist bei den Evangelischen nicht an allen Orten gleich. — Die Englische Bischöfliche Kirche hält die Confirmation für einen apostolischen Gebrauch, und nur ein Bischof kann sie verrichten. Der Bischof bestimmt zum Voraus die Zeit, und die Pfarrer melden ihm die Namen derjenigen Kinder und Personen, welche sie dazu für fähig halten (wozu oft nichts weiter gehören soll, als daß sie den Kirchenkatechismus hersagen können). Am bestimmten Tage erscheinen die Confirmanden, ein Jeder mit einem Pathen und einer Pathin, als Zeugen seiner Confirmation, vor dem Bischofe, welcher ihnen einige Fragen vorlegt und sie das Taufgelübde, welches bei ihrer Taufe an ihrer Statt abgelegt worden, auf sich selbst nehmen, und feierlich vor der Gemeinde wiederholen und bestätigen läßt. Hierauf betet er, daß Gott ihnen die Gabe des heiligen Geistes schenken wolle, und confirmirt sie, indem er sie niederknien läßt, Einem nach dem Andern die Hand aufs Haupt legt, und spricht: Herr, nimm dieses Dein Kind (diesen Deinen

Knecht) in den Schutz Deiner himmlischen Gnade, daß es ewig unter die Zahl der Deinigen gehöre, und täglich mehr und mehr wachse an den Gaben Deines heiligen Geistes, bis es in Dein ewiges Reich komme. Amen. Hierauf folgt das Gebet des Herrn und andere Gebete. Zuletzt segnet er sie mit den Worten: Der Segen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sey mit Euch, und bleibe bei Euch ewiglich. Amen.

Tag (Convokations-), Zusammenberufungstag, Versammlungstag des Parlaments in England, des Ober- und Unterhauses. Man hat dieses auch auf andere Versammlungen übertragen, und nennt jetzt auch die Tage, wo der Provinziallandtag zusammen berufen wird oder zusammentritt, so auch andere Versammlungen zu öffentlichen oder Staatszwecken, Convokationstage.

— (Dank-), s. Tag (Bet-).

— (Demüthigungs-), Demüthigungstage, the Days of humiliation, in England, zwei Bußtage, welche sich auf die Enthauptung König Karls des Ersten am 30sten Januar, und auf den großen Brand in London im Jahre 1660 beziehen.

— (Depositions-), Dies depositionis, der Begräbnißtag, welcher von dem Sterbetage, Dies obitus, verschieden ist, obgleich er oftmals darunter begriffen wird; denn der Sterbetag ist eigentlich derjenige Tag, da Jemand zu leben aufhört, der durch den Geist in Thätigkeit erhaltene Körper, die künstlichste Maschine der Natur, aufhört oder stille steht, der Geist entschwindet, entweder durch die Schwäche der abgenutzten Maschine, die Vertrocknung der Fasern, Abstumpfung der Nerven und Muskeln, gleichsam Verknöcherung im höchsten Alter, oder durch eine tödtliche Krankheit, durch Gifte, kurz durch alle lebenszerstörenden Ursachen. Der Begräb-

nißtag ist der Tag, an welchem der Abgeschiedene begraben, die todte Hülle der Erde übergeben wird. Beide Tage sind demnach verschieden. In der katholischen Kirche werden sie aber in den kirchlichen Dekreten, welche die Seelenmessen betreffen, für einen und denselben gehalten. Deshalb wird auch am Tage des Begräbnisses in der Collect des Meßopfers von dem Priester gebetet: für die Seele, die Gott heute von dieser Welt zu nehmen befohlen hat. Dieses geschieht aber, weil im sittlichen Verstande beide Tage für einen genommen werden, oder weil am Begräbnißtage der Sterbetag vorgestellt wird. Die Congregation der heiligen Gebräuche hat im Jahre 1628 den 12ten July befohlen: „Am Begräbnißtage soll das Meßopfer für den Verstorbenen verrichtet werden, was immer für eine Gewohnheit dagegen sey.“ Und das Römische Ritual sagt: „Dasjenige, was vor uralten Zeiten ist angeordnet worden, soll, so viel als möglich ist, beibehalten werden, daß die Messe in Gegenwart des Leibes des Verstorbenen für ihn gehalten werde, ehe er begraben würde.“ Der Gebrauch, den Abgeschiedenen sogleich durch die geistliche Funktion zu Hülfe zu kommen, wurde so beobachtet, daß der Priester zu einer jeden Stunde den ganzen Tag über das für solche Meßopfer verrichten konnte, und wenn er auch nicht mehr nüchtern war, das heißt, schon Speisen zu sich genommen hatte. Dieser letzte Punkt hat aber der dritten Kirchenversammlung zu Carthago im Jahre 397 nicht gefallen; sie verordnete daher, daß das Meßopfer nur von dem, der noch nüchtern wäre, gehalten werden sollte, und die Empfehlung der Seele sollte nur durch das Gebet geschehen, wenn der Priester schon zu Mittage gespeiset haben würde. Dieses wird in neuerer Zeit nicht mehr so genau beobachtet. Das Römische Ritual wünscht zwar und empfiehlt nachdrücklich, daß die Begräbnisse mit dem heiligen Meßopfer geschehen sollten, jedoch setzt es das Be-

dingniß hinzu: Si hora fuerit competens, wenn es noch die rechte Zeit seyn würde, wodurch die Nachmittagszeit gänzlich ausgeschlossen wird, und vielleicht durch den Umstand, da der Priester nicht mehr nüchtern ist. Man kann aus der eben angezogenen Stelle ersehen, wie sehr die Alten bedacht waren, den Seelen der Verstorbenen die große Hülfe des heiligen Meßopfers und das letzte Liebeszeichen angedeihen zu lassen. Ob diese neu eingeführte, oder die alte Gewohnheit besser sey, muß man denjenigen zu überdenken überlassen, die es besonders angeht. Bei den Protestanten oder Evangelischen kommen dergleichen Meßopfer bei der Beerdigung des Hingeschiedenen nicht vor. Bei dem Begräbnisse selbst wird ein Gebet verrichtet, sobald kein Geistlicher der Leiche folgt, und geschieht dies, so hält der Geistliche eine Rede am Grabe des Verstorbenen, worin er mit wenigen Worten die Verdienste des Verstorbenen hervorhebt, und sie dann mit einem Gebete schließt. Die Banquets an den Begräbnißtagen, welche ehemals den Leidtragenden gegeben wurden, sind in neuester Zeit größtentheils eingestellt. Wenn die Beerdigung am Vormittage geschieht, so giebt man in angesehenen Häusern Wein und Kuchen, auch wohl etwas kalte Küche, ein Frühstück à la fourchette etc., vor der Beerdigung, und geschieht sie am Nachmittage, ein Paar Tassen Chocolade mit Kuchen ꝛc.

Tag (Deputations-), s. Landtag, Th. 63.

— (Einsegnungs-), der Tag, an welchem ein Paar Brautleute kirchlich eingesegnet, das heißt, von dem Geistlichen in der Kirche ehelich verbunden werden. Die Ceremonien, welche dabei beobachtet werden, sehe man im Artikel Ehe, Th. 10, S. 161 u. f., nach. — In der protestantischen oder evangelischen Kirche, nennt man auch den Confirmationstag, an welchem die Catechumenen zu Gemeindegliedern nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse und Bestätigung des

Taufgelübdes gelangen, den Einsegnungstag. Auch die Firmelung bei den Katholiken wird so genannt.

Tag (Erleuchtungs-), Dies luminum, wird das Fest Epiphanias genannt, welches seine Benennung nicht von den Lichtern, welche auch zu andern Zeiten angezündet wurden, sondern von der Erleuchtung, die den Weisen aus Morgenland widerfahren, und von dem Andenken der Taufe Christi, welches an diesem Tage gefeiert worden. Man pflegte die Taufe häufig mit dem Namen Erleuchtung zu benennen. Man hat den Erleuchtungstag auch für die Lichtmesse ausgegeben, allein mit Unrecht, denn diese heißt Festum candelarum.

— (Fast-), s. Th. 12, S. 292.

— (Feier-), s. Th. 13, S. 257. Bei den Römern waren die Feiertage diejenigen Tage, an welchen, wegen irgend eines eingefallenen Festes kein Gericht gehalten wurde. Dies feriati.

— (Fest-), s. Th. 12, S. 634 u. f. Bei den Römern waren die Dies festi, Festtage, welche den Göttern gewidmet waren, und an denen entweder öffentliche Opfer zur Versöhnung der Götter, oder Göttermahle, epulae und lectisternia, oder öffentliche Spiele im Circus, Theater und Amphitheater angestellt wurden.

— (Fischzugs-), ein Volksfest in Berlin, welches am 24sten August gefeiert wird; s. den Art. Volksfest, unter V.

— (fortlaufender), wird ein astronomischer Tag genannt, welcher von einem Mittage bis zu dem andern fortläuft.

— (Frühlings-), nennt man den 21sten März, an welchem Tage des Frühlings Anfang im Kalender bezeichnet ist. Dann nennt man auch einen jeden schönen Tag, außer der Frühlingszeit, besonders im Herbste und Winter, einen Frühlingstag, des schönen heitern Wetters wegen, und wegen der Milde der Luft. Heute ist

ein Tag, wie ein Frühlingstag, wenn uns gleich der Winter noch nicht verlassen hat.

Tag (Geburts-), der Tag, an welchem Jemand geboren worden, an welchem er das Licht der Welt zuerst als Säugling erblickt; ein festlicher Tag. — Bei den Römern wurden die Geburtstage feierlich begangen; denn die Römer feierten nicht nur ihre eigenen Geburtstage, sondern auch die der Götter, der Kaiser, und anderer großer Männer. So z. B. feierten sie den Tag der Geburt der Tellus, der Diana, des Apolls; dann die Geburtstage der Kaiser, die man öffentlich, sowohl einen, auch wohl mehrere Tage nach einander, durch allerley Lustbarkeiten auszeichnete, wozu auch die Tage der Thronbesteigung der Kaiser gehörten. Zuweilen wurden die Bürgermeister, die dergleichen festliche Tage nicht hatten ausrufen lassen, abgesetzt. Aber nicht bloß die Geburtstage der Lebenden, sondern auch diejenigen der Verstorbenen, besonders der großen Männer, die sich Verdienste um das Vaterland erworben hatten, wurden gefeiert. Die eigenen Geburtstage wurden mit Gastmählern gefeiert, wobei man seinem Genius Wein, Weihrauch und Kränze opferte (welches Opfer auch die Frauen der Juno darbrachten), wobei man von seinen Freunden und Clienten Geschenke und gute Wünsche für das fernere Wohlergehen erhielt. Auch selbst der Städte Erbauungstage wurden gefeiert, wie z. B. diejenigen der Städte Rom und Konstantinopel. — Diese Geburtstagsfeier pflanzte sich auch bei den Christen fort, wenn gleich in der ersten Zeit nur im Stillen und ohne Gewohnheitsrecht, welches erst späterhin geltend gemacht wurde. Die Katholiken feiern den Namenstag, und die Protestanten den Geburtstag; indessen gehen die Ersteren darin nicht so strenge zu Werke, und feiern auch den Geburtstag, mithin haben sie eigentlich zwei Feste, den Namens- und den Geburtstag. An katholischen Höfen wurde und wird noch das

Namensfest, also der Namenstag, mit großem Gepränge begangen, weil es zugleich das Fest von dem Heiligen dieses Namens ist, welcher als der besondere Schutzpatron desjenigen angesehen wird, der seinen Namen trägt. An protestantischen oder evangelischen Höfen werden wieder die Geburtstage der Regenten mit großer Gala gefeiert. Auch das Geburtsfest der Gemahlin des Fürsten, der Prinzen und Prinzessinnen des regierenden Fürstlichen Hauses, und anderer naher Anverwandte, werden mit ganzen, auch, nach Gutbefinden des Fürsten, mit halben Galatagen gefeiert. Auch ist das Geburtsfest des Landesvaters zugleich ein Volksfest, das mit Illumination, Feuerwerken, und andern Volksbelustigungen gefeiert wird. Die Beschreibungen solcher Geburtstagsfeierlichkeiten erschienen ehemals im Drucke, jetzt theilen die politischen Zeitungen, Staatszeitungen oder Hofzeitungen, und andere Blätter die Feierlichkeiten mit, die an einem solchen Tage begangen werden; auch geschehen gemeiniglich Beförderungen von Hof- und Staatsbeamten, Ordensverleihungen oder Vertheilungen ꝛc., die der Fürst auf diesen Tag aufspart und bekannt macht, und die auch zugleich Freudentage für diejenigen sind, welche Amtsbeförderungen oder Orden erhalten. Ein Schriftsteller sagt bei der Anführung der Begehung der Geburtsfeste der Regenten: „Heil dem Regenten, dessen Unterthanen, ohne Befehl, mit frohem Jubel den Tag als ihren glücklichsten preisen und feiern, an welchem ihnen Gottes beste Gabe, ein guter Fürst, geschenkt wurde!“ — Die Feier der Geburtstage bei Hofe in neuester Zeit, haben auch im Publikum die Feier dieser Tage wieder mehr als jemals hervorgerufen, so daß sie nicht bloß in den Häusern der Vornehmen und Reichen gefeiert werden, sondern auch in denen des Mittelstandes, selbst der Aermeren, nach dem Verhältnisse ihrer Einnahme, mehr oder minder

glanzvoll, das heißt, mit einem ausgezeichnetem Gerichte, und Kaffee, oder Chocolade mit Kuchen ꝛc.

Tag (Gedächtniß-), Erinnerungstag, werden diejenigen Tage genannt, an welchen wichtige Begebenheiten vorgefallen sind, und die deshalb von einem Volke entweder gefeiert werden, oder sie werden bloß durch öffentliche Denkmale, durch wohlthätige Spenden, durch die Feier von einzelnen Gesellschaften und Korporationen ꝛc. ꝛc. in Erinnerung gehalten. In neuester Zeit gehört z. B. hierher für das Preußische Volk: der Geburtstag Friedrichs des Großen, am 24sten Januar; das Erinnerungsfest an den Aufruf der Freiwilligen für die Freiheitskämpfe der Jahre 1813, 14 und 15, welcher Aufruf, am 3ten Februar des Jahres 1813 von Breslau aus, an das Preußische Volk, von dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten erlassen wurde; der Sieg bei Groß-Beeren, zur Errettung Berlins, am 23sten August 1813; die Völkerschlacht bei Leipzig, vom 16ten bis zum 19ten Oktober 1813; die Schlacht bei Belle-Alliance, 1815 ꝛc., und so hat jeder Staat und jedes Volk seine Gedächtniß- und Erinnerungstage, sowohl öffentliche, wie die angeführten, als auch Erinnerungstage in jeder Familie insbesondere.

— (Geld-), im gewöhnlichen Leben bei den Arbeitern, derjenige Tag, an welchem sie den Lohn für ihre Arbeit erhalten, der Löhnungstag, der letzte Tag in der Woche, der Sonnabend

— (Gerichts-), ein Tag, an welchem Gericht gehalten wird. Bei den Römern waren die Gerichtstage (Dies cognitionales) diejenigen Tage, an welchen der Prätor mit seinen Beisitzern die Rechtspflege verwaltete; sie hießen auch Dies decreti. Die eigentlichen Verrichtungen des Prätors an solchen Tagen waren dreierley: 1) Exercebat judicum, das heißt, er hielt mit den Zehnmännern, welche aus fünf Senatoren und fünf Rittern bestanden, Rathssitzungen, und untersuchte die streitigen

Sachen. 2) Praebebat consilium, das heißt, er gab denen seinen gutachtlichen Rath, welche ohne seinen Beyrath nichts Rechtsgültiges thun konnten. So konnte z. B. kein Unmündiger, ohne das Gutachten des Prätors vorher eingeholt zu haben, einen seiner Sklaven frei lassen. 3) Indicebat conventum, das heißt, er sagte eine Sitzung an, wenn eine Sache, wo es nicht bloß auf das Geschehene ankam, nach vorhergegangenen rechtlichen Erkenntnissen entschieden werden sollte. — Eine andere Art von Gerichtstagen waren die Dies fasti, an denen man Rechtshändel vor Gericht betreiben durfte, und die nach Macrobius ihren Namen von dem Lateinischen Zeitworte fari haben, weil der Prätor an denselben seine ihm eigenen Rechtsworte: do, dico, addico, aussprechen konnte. Schon Numa unterschied die Tage in fastos und nefastos, welchen Unterschied vermuthlich die Decemviri mit in die Gesetztafeln brachten; es soll jedoch wahrscheinlich seyn, daß man sie eine Zeitlang dem Volke nicht hat bekannt werden lassen, um mit demselben, wann und wie man wollte, gerichtliche Unterhandlungen zu pflegen, und es dadurch in einer größern Abhängigkeit von den Patriziern zu erhalten. Der Schreiber des Pontifex Appius Coecus (der vermöge seines Amtes das Verzeichniß dieser Tage in geheimer Verwahrung hielt) Cn. Flavius, soll auf Befehl seines Herrn ungefähr hundertundfunfzig Jahre nach der Ausstellung der Gesetze der zwölf Tafeln, diese Gesetze aus den bisher geheim gehaltenen Tafeln abgeschrieben, und sie im Kalender, damit sie das Volk wissen könne, aufgezeichnet haben. Bis dahin war der gemeine Bürger genöthigt gewesen, diese fastos dies bei seinem Patrone oder sonst einem Patrizier zu erfragen. Die fasti dies sind daher solche Tage im Römischen Kalender, an denen die ganze Zeit des Tages über Gericht gehalten wrrden konnte. Von ihnen waren verschieden die fasti primo oder verkürzt F. P., wo nur

Vormittags oder Morgens Gericht gehalten wurde; die nefasti primo, oder verkürzt N. P., wo nur Nachmittags gerichtliche Geschäfte verhandelt wurden, und zuletzt die endotercisi, oder abgekürzt E. N., Tage, wo nur zwischen dem Morgen und Abende, nicht aber am Morgen und Abend selbst, Gericht gehalten werden konnte. — Die Dies nefasti, oder verkürzt N., werden den Diebus fastis und endotercisis entgegengesetzt. Diese nefasti waren daher solche Tage, an denen kein Gericht gehalten werden konnte, und wo der Prätor die drei Worte: Do, Dico, Addico, nicht sprechen durfte. Wenn er es in dieser Absicht versah, so mußte er ein Sühnenopfer bringen, und was er an einem solchen die nefasto entschieden hatte, das war vitio, das heißt, nicht nach dem Herkommen und den Gesetzen entschieden, ob es doch gleich entschieden blieb, so wie derjenige, welcher vitio ein obrigkeitliches Amt bekam, und solches deswegen nicht verlor. Alle schwarzen Tage, Dies atri, waren auch nefasti, aber nicht umgekehrt; denn es konnten auch die glücklichsten Tage nefasti seyn, wie der Tag der Gedächtnißfeier von Rom und seiner ersten Erbauung. Ovid bestimmt die Dies nefastos in folgendem Distichon:

Ille nefastus erit, in quo tria verba silentur:
Fastus erit, per quem lege licebit agi.

— Der dritte Tag nach der Contestation einer Rechtssache, auf welchen eine Parthey die andere wieder vorladen ließ, hieß Dies comperendinus, und diejenigen Tage, an welchen nichts vor Gericht verhandelt wurde, hießen Dies exemti, oder waren Dies nefasti. — Der Gerichtstage giebt es nach neuerer Einrichtung der Gerichte zwei, drei, auch, nach der Menge der Arbeiten, mehrere Tage, an welchen Gericht gehalten wird, an denen ein jeder sein Anliegen vortragen kann, und welche Tage dann Gerichtstage genannt werden. Außer diesen Tagen wird in der Regel Niemand gehört, jedoch können, je nachdem es durch Observan-

zen hergebracht ist, schriftliche Eingaben auch außer den Gerichtstagen, dem Richter, Gerichtsschreiber oder einer andern Gerichtsperson übergeben werden. Wenn ein Fremder oder sonst Jemand in einer Eile erfordernden Sache, etwas vor Gericht außer einem gewöhnlichen Gerichtstage vorbringen will, so wird ihm auf sein Verlangen ein sogenanntes Gastgericht gehalten, wofür meistens die doppelte Sache, oder mehr Gerichtsgebühren erlegt werden müssen. Diese Rechtspflege ist jedoch in den verschiedenen Staaten Deutschlands sehr verschieden; es kommt daher auf den eingeführten Gebrauch an. S. auch die Art. Gericht, Gerichtsbarkeit ꝛc., Th. 17.

Tag (Grafen-), s. oben, S. 390.

— (Herbst-), der 23ste September, an welchem der Herbst nach dem Kalender anfängt; auch nennt man einen etwas kalten Sommertag, der sonst schön ist, einen Herbsttag.

— (großer), Dies magnus, eine Benennung der Ostertage, hauptsächlich des Ostersonntags in den ersten Zeiten der Kirche, wegen der Auferstehung Christi. Dieser Tag wurde auch der Tag des Lichts, Dies lucis, der geheimnißvolle Tag, Dies mysteriorum, genannt. Dann führt er noch die Namen Brodtag, Dies panis, königlicher Tag, Dies regalis, Auferstehungstag, Dies resurrectionis etc.

— (Herren-), Dies dominicus, bei den Christen der Sonntag, den sie in der ersten Zeit nicht mit dem Heidnischen Namen Sonntag belegt wissen wollten; denn der Sonntag, Dies Solis, erhielt erst späterhin bei ihnen Anerkennung, wo dann der Name Herrentag verschwand.

— (Hochzeits-), s. unter Hochzeit, Th. 24.

— (Hunds-), s. Th. 26, S. 476 u. f.

— (Jahrs-), Neujahrstag, s. Th. 28, S. 673.

— (jüngster), der Auferstehungstag, was darüber von Vielen gesagt worden ist, gehört nicht hierher.

Tag, in juristischer Beziehung, bei den Römern, gemeiniglich der Zeitverlauf von Mitternacht bis zur nächstfolgenden Mitternacht; die Stunden des Tages fingen sie dagegen vom Aufgange der Sonne anzurechnen. Unter dem Ausdrucke **Dies et Consul** versteht man in den Römischen Gesetzen immer das Datum, wenn z. B. in den Rechnungen der Argentarien, in den Kaiserlichen Rescripten **Dies et Consul** erfordert wird. Am häufigsten kommt das Wort **Dies** als die zur Leistung einer Verbindlichkeit bestimmte Zeit vor, wobei die Ausdrücke **ex Die** und **ad Diem** oder **in Diem** wohl zu unterscheiden sind; in jenem Falle wird durch **Dies** die Zeit bestimmt, wo die Erfüllung einer Verbindlichkeit anfangen soll. Wenn man z. B. versprochen hat, nach drei Jahren hundert Thaler zu bezahlen; im zweiten Falle ist **Dies** die Zeit, wo die schuldige Leistung aufhört. Wenn man z. B. versprochen hat, zehn Jahre lang jährlich hundert Thaler an Jemand zu bezahlen. Die Wirkung einer auf diese Weise entstandenen Verbindlichkeit **ex Die** oder **in Diem** hängt davon ab, ob der bestimmte oder unbestimmte Tag, **Dies certus** oder **incertus**, mit derselben verbunden ist. — Der bestimmte Tag, **Dies certus**, wird in Fällen, wo **Dies** oder Tag einen Termin anzeigt, als gewiß angenommen, das heißt, daß er gewiß kommen muß; der unbestimmte Tag, **Dies incertus**, ist ein Tag, von dem es nicht gewiß ist, ob er jemals kommen wird. Dieser Unterschied zwischen dem gewissen und ungewissen Tag ist besonders bei Erbeinsetzungen, bei Vermächtnissen, und bei Verträgen wichtig. In Erbeinsetzungen gilt die Beisetzung eines bestimmten Tages, **Dies certus**, gar nicht, und wird für nicht geschehen betrachtet. Wenn z. B. der Testirer schreibt: In zehn Jahren nach meinem Tode soll **A** mein Erbe seyn, oder **A** soll zehn Jahre lang mein Erbe seyn, so wird in beiden Fällen der **A** ganz Erbe, gleich als ob der zehn Jahre nicht gedacht wäre; weil, wenn man vor oder nach dem **A** dem Inte-

staterben die Erbschaft überließe, der Erblasser zum Theil aus dem Testamente beerbt, zum Theil ohne Testament beerbt, abgehen würde, welches nach den Grundsätzen des Römischen Rechts ein Widerspruch ist. Wenn der Erbeseinsetzung ein unbestimmter Tag, Dies incertus, beigesetzt worden, wenn z. B. der Testirer geschrieben hat, A, wenn er nach meinem Tode Bürgermeister werden wird, soll, oder wenn mein Schiff glücklich aus Ostindien kommen wird, soll A mein Erbe seyn, so gilt der beigesetzte Tag als eine Bedingung. Wenn also dieser Tag erscheint, und z. B. A Bürgermeister wird, wenn zu seinen Lebzeiten das Schiff zurückkommt, so wird A Erbe, und solches auch rückgängig, als ob gleich nach des Testirers Tode jener Tag erschienen wäre; erscheint aber jener Tag zu Lebzeiten des Testirers nicht, so wird, wie bei nicht erfüllter Bedingung, der A nicht Erbe. Bei Vermächtnissen oder Verträgen kann sowohl Dies certus, als incertus beigesetzt werden; in beiden Fällen ist jedoch zu unterscheiden, ob ad Diem oder ex Die etwas vermacht oder versprochen worden? Wenn etwas ad Diem vermacht oder versprochen worden, z. B. dem A vermache oder schenke ich mein Haus auf zehn Jahre, oder jährlich hundert Thaler auf zehn Jahre, so kann es der A gleich nach dem Tode des Erblassers, oder nach der Versprechung fordern, aber nach zehn Jahren hört sein Recht auf; wenn aber ex certo Die etwas geschenkt oder vermacht worden, z. B. zehn Jahre nach meinem Ableben vermache ich dem A mein Haus, nach zehn Jahren schenke ich dem A mein Haus, so fängt zwar die Schuld gleich an (Dies cedit), aber A kann nicht eher, als nach dem Ablaufe der zehn Jahre fordern; wird ihm aber das Vermachte oder Versprochene eher gegeben, so kann es nicht als indebite bezahlt von ihm zurückgefordert werden, und wenn er auch den bestimmten Tag nicht erlebt, so können seine Erben das Vermachte und Versprochene fordern. Ist ex Die in-

certo etwas vermacht oder versprochen worden, z. B. wenn A Bürgermeister wird, wenn mein Schiff zurückkommen wird, verspreche oder vermache ich dem A tausend Thaler, so wird die beigesetzte Zeitbestimmung als eine suspensive Bedingung angesehen; und wenn daher A Bürgermeister wird, oder das Schiff zurückkommt, so kann A die vermachten oder versprochenen tausend Thaler fordern; wenn aber jenes bei des A Lebenszeiten nicht geschieht, so kann das Vermächtniß weder von A, noch von dessen Erben, wenn gleich nach des A Absterben das Schiff zurückkommt, gefordert werden; das Versprochene kann zwar auch weder A, noch seine Erben fordern, wenn das Schiff gar nicht zurückkommt, wenn es aber nach des A Ableben zurückkommt, so können die Erben das Versprochene fordern. Wenn zuletzt ad diem incertum etwas vermacht oder versprochen worden, so wird dieser Beysatz als eine Conditio resolutiva angesehen, und durch die Ankunft jenes ungewissen Tages hört die Verbindlichkeit auf. Wenn z. B. der Testirer schreibt: dem A vermache ich jährlich hundert Thaler, bis auf den Tag, wo er ein Amt bekommen wird, so kann A das Vermächtniß gleich und alle Jahre fordern, an dem Tage aber, an welchem er ein Amt bekommt, hört sein Recht auf. Eben so, wenn der Testirer schreibt: dem A vermache ich mein Haus, so lange er hier in Berlin bleiben wird, so kann es A gleich fordern; aber sobald er Berlin verläßt, muß er es dem Erben wieder abtreten. — Man findet nun noch bei den Römischen Juristen: Dies justi, die rechtskräftige Frist, während welcher wider einen Beklagten oder Verurtheilten nichts weiter vorgenommen werden durfte. So hieß es z. B. nach dem Gellius in den zwölf Tafeln: aeris confessi debitique judicatis triginta dies justi sunto. Dieses waren Privatfristen. Man hatte aber auch öffentliche Fristen, und ebenfalls dreißig Tage, nämlich während

der Zeit, als die Werbung, Delectus, gehalten, die Armee aufgeboten und das Vexillum, die Fahne, auf dem Kapitol aufgesteckt war. — Die Dies stati waren die Gerichtstage, an denen die Fremden vor dem Richter erscheinen mußten, wenn sie eine Rechtssache hatten; sie wurden vom Prätor angesetzt. Wenn aber die streitenden Partheyen selbst unter einander wegen eines Erscheinungstages einig waren, so hieß ein solcher Tag Dies condictus.

Tag (Kampf-), Angriffstag, Angriffstage, Dies praeliares, nannten die Römer diejenigen Tage, an welchen es erlaubt war, den Feinden ein Treffen zu liefern, oder sie anzugreifen; sich zu vertheidigen, waren alle Tage gut. Das Gegentheil von diesen waren die Dies non praeliares; wie sie theils gewisse Festtage nannten, besonders den friedlichen Gottheiten geweihet, oder solche, von welchen sie glaubten, daß an denselben die Pforten der Unterwelt offen ständen; auch nannten sie so diejenigen Tage, an welchen sie einst unglückliche Treffen geliefert hatten. Nach dem Macrobius soll ein Aruspex oder Wahrsager im Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, 363, dem Senate die Bemerkung mitgetheilt haben, daß die Römer ihre beträchtlichsten Niederlagen an solchen Tagen erlitten hätten, welche mit Post in dem Kalender bezeichnet wären, worauf dann die Priester beschlossen, den nächstfolgenden Tag nach allen Calenden, Nonen und Iden eines jeden Monats, welche in dem Römischen Kalender postridie Calendas, Nonas oder Idus hießen, für unglückliche Tage zu erklären. Julius Cäsar ließ das schwarze Postridie in seinem Kalender weg, und zählte dafür einen Tag ante Calendas, Nonas oder Idus weiter.

— (Kreis-), s. Th. 48, S. 515 u. f.

— (Kreuz-), s. Kreuzwoche, Th. 49, S. 290.

— (kritischer), s. unter Krisis, Th. 53, S. 545 u. f.

Tag (Krönungs-), der Tag, an welchem ein Kaiser oder König gekrönt wird, die Krone aufsetzt, um als erwählter oder folgender Herrscher in einem Staate zu herrschen; s. unter Krönen und Krönungs-Ceremonien, Th. 53, S. 748. Da der Krönungstag in vielen Ländern feierlich begangen wird, und an demselben auch zugleich Orden und Ehrenzeichen verliehen werden, so nennt man ihn auch den Ordenstag. In Preußen werden an diesem Tage (18ten Januar) die neu ernannten Ritter und Inhaber von Ehrenzeichen, die in Berlin anwesend sind, und auch die vornehmsten ältesten Ritter auf dem Schlosse in dem weißen Saale und den angrenzenden Zimmern mit einem Gastmahle bewirthet. Die neuen Ritter und Ehrenzeichen-Inhaber empfangen von der General-Ordens-Kommission im Auftrage des Monarchen die für sie bestimmte Dekorationen und werden darauf von derselben in den Rittersaal geführt, wo in Gegenwart des Monarchen und des ganzen Hofes und der dazu eingeladenen Ritter von einem hohen Königlichen Beamten die vollzogene Liste der neuen Verleihungen verlesen wird. Dann begiebt sich der Monarch mit der ganzen Königlichen Familie, dem übrigen Hofstaate, und den älteren und neuen Rittern und Ehrenzeichen-Inhabern nach der Schloßkapelle, wo die religiöse Feier des Tages von dem dazu bestimmten Bischofe abgehalten wird; nach dem Schlusse desselben wird der Segen gesprochen und das Tedeum angestimmt, wo es dann zur Tafel geht. Nach aufgehobener Tafel begeben sich sämmtliche Ritter wieder in den Rittersaal, wo sie von dem Könige entlassen werden.

— (Kurfürsten-), s. Th. 56, S. 658.

— (kürzeste), der 22ste December, mit welchem der Winter anfängt. Es ist der Tag, wenn die Sonne in den Steinbock tritt, welches zwischen dem 19ten und 22sten December geschieht, und von ihrer größesten Abweichung

gegen den Südpol sich uns wieder nähert, oder zu uns zurückkehrt.

Tag (Land-), s. Th. 63.

— (längste), wenn die Sonne in den Krebs tritt, und dem Nordpole am nächsten gekommen ist, und von dort wieder zurückkehrt, am 21sten Junius oder Sommersanfang.

— (Löhnungs-), der Tag, an welchem die Soldaten ihre Löhnung erhalten. Der Gehalt der Officiere wird am 1sten jedes Monats pränumerando aus der Kasse des Bataillons an die Kompagnie auf Quittung des Kompagnie-Chefs gezahlt; den im Orte befindlichen Officieren wird der Gehalt durch den Feldwebel überbracht, der sich darüber quittiren läßt. Den Officieren, welche außerhalb der Garnison kommandirt sind, wird der Gehalt entweder durch Assignation auf eine Kasse, oder baar durch die Post unter portofreier Rubrik zugesandt; beurlaubte Officiere erhalten ihn, wenn sie es wünschen, nachgeschickt, jedoch auf ihre Kosten. Beides geschieht von Seiten des Kompagniechefs.—Die Löhnung der Unterofficiere und Gemeinen wird am 1sten, 11ten und 21sten eines jeden Monats gegen eine zehntägige, vom Hauptmanne unterschriebene und quittirte Löhnungsberechnung, durch den Feldwebel aus der Bataillonskasse empfangen. Der Kompagniechef oder Hauptmann ist dafür verantwortlich, bis sie in die Hände der Empfänger gelegt ist; wenn jedoch die Löhnung früher, als an den genannten Tagen gezahlt wird, so geschieht solches auf Risiko des Kassen-Curatoriums. Sobald der Feldwebel die Gelder zu einer leichtern Vertheilung abgezählt hat, was in der Regel dadurch geschieht, daß er sie in kleine Beutel abzählt, welche die Berechtigung für drei oder vier Mann enthalten, so wird an den angeführten Tagen die Löhnung beim Apell, oder beim Antreten zum Exercieren, oder vor dem Auseinandergehen an die Mannschaften ausgegeben. Der Feldwebel

berechnet dieſerhalb die Kompagnie genau und notirt ſich alle fehlenden Mannſchaften namentlich. Der Offizier, welcher den Apell abhält, überzeugt ſich, daß dieſe Rechnung mit dem Rapport ſtimmt. In der Regel dürfen nur Kranke und Kommandirte bei der Ausgabe der Löhnung fehlen. An demſelben Tage werden die Abrechnungsbücher der Mannſchaft korporalſchaftsweiſe dem Feldwebel überbracht, er trägt die gezahlte Löhnung ein, und giebt ſie am andern Tage beim Appell an die Korporalſchaften zurück. Auf dieſe Weiſe erhält jeder Soldat ſeine Löhnung gewiß. Wenn hierin jedoch ein Verſehen vorgehen ſollte, ſo wird am Iſten jedes Monats die Frage an die verſammelte Kompagnie gerichtet: Ob Jemand noch eine Forderung irgend einer Art an ſeine Vorgeſetzten habe. Die Aufforderung wird gleichzeitig ins Parolebuch eingetragen, und dabei bemerkt, welchen Erfolg ſie gehabt hat, welche Notiz der Officier, welcher zugegen war, unterſchreibt. Der frühere Gehalt und die Löhnung der Soldaten; ſ. unter Kriegs-Etat, Th. 50, S. 235 u. f.

Tag (Luſt-), ſ. Tag (Vergnügungs-).

— (Mäuſe-), Würmertag, Mottentag, Dies Tinearium vel Murium, die Motten-, Würmer- und Mäuſetage, waren bei den neuern Römern die Tage, an welchen gewiſſe Perſonen glaubten, durch eine Feier derſelben, allen Schaden abzuwenden, welchen dieſe Inſekten und Thiere ihnen zufügen könnten. Gegen dieſen Mißbrauch ſetzte ſich der heilige Audoenus, Biſchof zu Rouen, welcher in dem zweiten Buche des heiligen Eligius, im 15ten Kapitel ſchreibt: „Niemand ſoll den Donnerſtag, wenn nicht ein heiliges Feſt darauf einfällt, weder im May, noch zu einer andern Zeit im Müßiggange zubringen, alſo auch nicht die Dies Tinearum vel Murium, die Würmer- oder Mäuſetage ꝛc.

— (Mittel-), Mitteltage, Dies intercisi, und in der älteſten Römiſchen Mundart indotercisi, und abgekürzt

EN., waren Tage, an denen man beides, gottesdienstliche und weltliche Geschäfte, jedoch an bestimmten Zeiten verrichtet durfte. Diese Eintheilung der Tage soll ursprünglich von Numa hergekommen seyn. Der Morgen und Abend eines solchen Tages war nefas, die Mitte des Tages aber inter hostium caesam atque extra exporrecta, nach dem Varro, war fas. Man durfte also an solchen Tagen sowohl kurz vor dem Mittage, als auch kurz nach demselben Gericht halten, wenn nur zwischen beiden Zeiten, das ist, am Mittage, das Opfer geschlachtet und ausgenommen worden war. Während des Opferdienstes mußte Alles feiern, und selbst die Gerichtsbarkeit des Prätors.

Tag (Namens-), s. Th. 101, S. 2. In der katholischen Kirche geschieht die Namensertheilung durch die Firmelung oder Firmung (Confirmation). Diese Handlung ist in dieser Kirche ein Sakrament, wodurch die Kinder nach dem sechsten Jahre ihres Alters von dem Bischofe oder dessen Suffragan, im Beiseyn einiger hierzu erbetenen Pathen, mit dem Chrysam gesalbt, mit dem Kreuze bezeichnet, mit einem neuen Namen belegt, und mit einem gelinden Backenstreiche, die Geduld zu üben, ermahnt werden, wobei der Geistliche die vorgeschriebenen Gebete und Worte verrichtet. Der eigentliche Firmpathe legt die Hand auf die rechte Schulter des dadurch zu Firmenden; er muß nach der Vorschrift des Römischen Pontifikats gefirmt seyn, und tritt in eine geistliche Verwandtschaft mit dem Gefirmten, welches er auch dadurch beweiset, daß er ihm bei seiner Einsegnung mit einem Gebetbuche beschenkt, und sich auch seiner gleich einem Vormunde annimmt. In der Griechischen Kirche kann ein jeder Priester solches Sakrament einem jeden Getauften, jung oder alt, gleich nach der Taufe ertheilen. Der bei der Firmung erhaltene Name wird nun als Namenstag nach dem Kalender gefeiert, das heißt, der Tag, auf welchen der

Name fällt, wie bei den Evangelischen der Geburtstag, der bei den Katholiken aber auch noch gefeiert wird.

Tag (natürlicher), Dies naturalis, ein Zeitraum von vier und zwanzig Stunden, in welcher Zeit sich die Erde um sich selbst drehet oder nach alter Art zu reden, die Zeit des Umlaufes der Sonne um die Erde, also Tag und Nacht zusammen genommen. Der natürliche Tag wird in den astronomischen und bürgerlichen getheilt. Der bürgerliche Tag ist nicht bei allen Völkern gleich; er wird verschieden in Hinsicht der Zeit und Stundenzahl gerechnet; s. über beide Tage, oben, unter Tag, das Nöthige nach. Man scheint in Hinsicht des natürlichen und bürgerlichen Tages nicht recht einig zu seyn, wenigstens nicht in dessen Bestimmung der Zeit; denn nach Einigen wird der ganze Zeitverlauf von einer Mitternacht bis zur andern ein bürgerlicher Tag, Dies civilis, genannt, also ein Zeitverlauf von vier und zwanzig Stunden, welcher also auch die Nacht in sich begreift; dagegen wird der natürliche Tag, Dies naturalis, nur auf so lange gerechnet, als das Tageslicht währt. So z. B. wird in den Gesetzen im Zweifelsfall immer der bürgerliche Tag, Dies civilis, von vier und zwanzig Stunden verstanden; wenn aber von einer Handlung die Rede ist, welche bei Tage vorgenommen werden muß, so ist der natürliche Tag, Dies naturalis, darunter verstanden. Andere dagegen, und wohl mit mehr Recht, halten dafür, daß der bürgerliche Tag so lange währt, als man, ohne Licht anzuzünden, arbeiten kann, also vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange.

— (Neujahrs-), s. Tag (Jahres-).

— (Opfer-), Opfertage, Dies pandiculares, auch communicarii, die Tage der öffentlichen Dankfeste bei den Römern, an welchen die Tempel offen standen, und die Opfer darin gebracht wurden. Sie haben ihren Namen von dem Zeitworte pandere, eröffnen. Fe-

stus sagt deswegen: Pandicularis dicebatur dies, idem et communicarius, in quo omnibus Dies communiter sacrificabatur.

Tag (Ordens-), s. Tag (Krönungs-).

— (Raths-), s. Th. 120, S. 733.

— (Reformations-), der Tag (31sten Oktober 1517), an welchem Dr. Martin Luther, Professor der Universität Wittenberg, durch einen öffentlichen Anschlag sich gegen den Unfug des Ablaßkrames erklärte, welchen vorzüglich der Dominikaner Tezel aus Leipzig in der Nähe von Wittenberg trieb, ein Subcollekteur des Churfürsten Albrecht von Mainz; denn dieser Churfürst hatte gegen die Hälfte des Ertrages den ganzen Ablaßhandel in Deutschland von dem Pabste gepachtet. Dieser Anschlag ward nun die Ursache zur Reformation oder Verbesserung der Kirchenlehre durch den genannten Professor; denn auf dem Reichstage zu Augsburg übergaben die Protestanten (25sten Juny 1530) ein von Melanthon in achtundzwanzig Kapiteln verfertigtes Bekenntniß ihres Glaubens, das man in der Folge die Augsburgische Confession nannte, und welches die Grundlage der protestantischen Kirche ist.

— (Reichs-), s. Th. 121, S. 762 u. f.

— (Reinigungs-). Dies lustricus, bei den Römern, der Tag der Reinigung eines Kindes nach der Geburt, der für die Mädchen der achte, für die Knaben der neunte war, und an welchem die Kinder ihre Namen bekamen. Diesen Gebrauch soll aber der Kaiser M. Antoninus verändert, und den dreißigsten Tag für die Reinigung des Kindes angeordnet haben, obgleich Einige bei dem Capitolin, der dies meldet, statt des dreißigsten den dritten lesen. An diesem Tage wurden die Verwandten und Freunde eingeladen, dem Reinigungsfeste beizuwohnen, welches in dem Opfer und der Beilegung des Namens bestand, und sich mit einem Gastmahle endigte. Diesem Tage war die Göttin Nun-

dina vorgesetzt. Aller Vermuthung nach sind diese Gebräuche des Reinigungstages auf die Römer von den Griechen gekommen; denn die Griechen hatten gewisse Reinigungstage sowohl bei den Kindern, als bei den Sechswöchnerinnen selbst. Erstere waren der fünfte, siebente und zehnte nach der Geburt des Kindes. Am fünften Tage nach der Geburt eines Kindes lief die Hebamme, nachdem sie sich vorher durch das Waschen der Hände gereiniget hatte, mit dem Kinde, das sie auf dem Arme trug, um den Feuerherd, wodurch sie es gleichsam in die Familie einführte, und empfahl es dem Schutze der Hausgötter, deren Altar der Herd war, daher ward dieser Tag bei den Griechen Amphidromia genannt. Man beging ihn als ein Fest unter vielen Freudenbezeugungen; die Freunde gaben an demselben Geschenke. War das Kind ein Knabe, so ward die Thür mit einem Olivenkranze geschmückt, war es aber ein Mädchen, mit Wolle, zum Zeichen derjenigen Arbeit, mit der sich das weibliche Geschlecht bei den Griechen beschäftigte. Das dabei angestellte Gastmahl bestand aus vielerley Speisen, wozu immer Kohl gehörte, den die Athenienfischen Hebammen den Sechswöchnerinnen zu essen gaben, in der Meinung, daß dadurch die Milch eine Vermehrung erhielte. Ephippus hat dieses Fest oder diesen Festtag in folgenden von dem Athenäus angeführten Versen beschrieben, die von eben diesem Schriftsteller an einer andern Stelle, bis auf einige wenige verschiedene Lesearten, als Verse des Eubulos angeführt werden: „Warum, sagt der Dichter, hängt kein Kranz vor der Thür? Warum berührt kein Dampf die äußerste Spitze der Nase, da doch Amphidromia gefeiert werden? Dabei es doch üblich ist, Stücke eines Cherronesischen Käses zu rösten, Kohl in Oel zu kochen, die Bruststücke fetter Lämmer zu braten, Tauben, Krammetsvögel und Häuflinge zu rupfen, verschiedene Fische gemeinschaftlich zu essen, und viele Becher voll eines unver-

mischten Weins zu trinken." — Den siebente Tag, an welchem dem Kinde sein Name gegeben wurde, beging man ebenfalls mit vielen Feierlichkeiten. Die Ursache, warum an diesem Tage dem Kinde sein Name gegeben wurde, war diese, weil man dann gewiß glaubte, daß die Kinder leben bleiben würden, indem, wie Aristoteles bei dem Harpocration sagt, die meisten Kinder vor dem siebenten Tage sterben. Manche feierten auch den achten Tag, der deshalb der Geburtstag genannt wurde, weil man dann wegen der Geburt des Kindes Freudenbezeugungen anstellte, und Terenz gedachte vermuthlich dieses Tages in folgenden Worten:

Porro autem Geta
Feriętur alio munere, ubi hera pepererit:
Porro alio autem, ubi erit puero natalis dies.

Wenigstens bemerkt der alte Scholiast dabei, daß die Alten den achten Tag, als den Geburtstag des Kindes begingen, und an demselben jährlich ein Gastgelage hielten. Terenz schildert in seinen Lustspielen Griechische Sitten. Andere legten ihren Kindern am zehnten Tage den Namen bei. Sie ladeten dann ihre Freunde ein, und opferten den Göttern. Aristophanes gedenkt dieses Gebrauchs in den Vögeln, indem er sagt: „Ich opferte am zehnten Tage, und gab ihr als einem Kinde damals den Namen." Diesen zehnten Tag halten einige mit den Amphidromien für einerlei. Beide Tage wurden aber gemeiniglich besonders gefeiert, obgleich Manche diese Feierlichkeiten beisammen auf einen Tag begangen haben mögen. Wenn das Kind den Namen bekam, es mochte am zehnten oder an einem andern Tage geschehen, so waren die Freunde des Hauses dabei zahlreich versammelt. Man hatte dabei die Absicht, allen Streitigkeiten vorzubeugen, die, wenn das Kind mit der Zeit herangewachsen war, und in verschiedene bürgerliche Verhältnisse trat, würden haben entstehen können, wenn des Kindes Name nicht gewiß bekannt

gewesen wäre. Eigentlich gab der Vater dem Kinde den Namen; ja zu Athen war ein Gesetz, nach dem der Vater nicht allein den Kindern den Namen gab, sondern diesen auch nach Befinden abändern konnte. Es ward aber bei Ertheilung des Namens keine gewisse Regel beobachtet. Gemeiniglich wählte man den Namen eines berühmten Vorfahren, dessen Andenken man auf die Nachwelt fortzupflanzen suchte, sowohl zur Ehre der Familie, als auch zur beständigen Erinnerung und Aufmunterung der Kinder, so großen und ruhmwürdigen Mustern ähnlich zu werden. Eben so sind die Namen Pyrrhus, Philippus, Ptolemäus ꝛc., auf viele ihrer Nachfolger fortgepflanzt worden. So war nach dem Plutarch Thucydides der Sohn des Olorus, der seinen Namen von einem seiner Vorfahren hatte. So hatte Hannibal von Carthago den Namen seines Großvaters, und so findet man eine Menge von Beispielen, daß bei den Alten die Söhne den Namen ihrer Väter fortgepflanzt haben. So wunderten sich die Freunde des Zacharias sehr, wie Lucas in seiner evangelischen Geschichte sagt, als sein Sohn Johannes genannt wurde, da doch keiner von seinen Verwandten diesen Namen gehabt hätte. Nach den Bemerkungen des Eustathius wurden oft die Handlungen und Schicksale der Eltern durch die Namen ihrer Kinder angedeutet. So wurde Cleopatra oder vielmehr Marpissa, Halcyone genannt, weil, als sie vom Apoll entführt worden, ihre Mutter eben so sehr betrübt war, als der Eisvogel (Halcyon), wenn ihm seine Jungen geraubt werden. Homer sagt hierüber: „Die Cleopatra nannten Vater und Mutter damals Halcyone, weil ihre Mutter, die mit der tieftrauernden Halcyone einerley Schicksal hatte, weinte, als der weitschießende Phöbus Apollo sie entführte. Hectors Sohn, Scamandrius, wurde von den Trojanern Astyanax genannt, weil sein Vater der Vertheidiger der

Stadt Troja gewesen war; denn nach der ursprünglichen Bedeutung ist Anax so viel als ein Erretter oder Vertheidiger, daher auch die Götter Anactes genannt zu werden pflegen. Homer sagt von diesem Astyanax: „Andromache kam, von einer Dienerin begleitet, die den einzigen, noch sehr zarten Sohn, ähnlich einem schönen Sterne, auf dem Arme trug. Hector nannte ihn Scamandrius, die Trojaner aber Astyanax; denn Hector allein war noch der Schutz Trojas.“ Ulysses hieß eigentlich Odysseus. Homer sagt: „Euryclea legte das Kind auf des Großvaters Schooß und sagte: Besinne dich Autolycos auf einen Namen, um ihn dem lieben Sohne deiner Tochter beizulegen, denn er ist dir gewiß erwünscht. Autolycos antwortete darauf: „Du mein Eidam, und du meine Tochter, nennt das Kind, wie ich es euch sagen werde. Ich bin hierher gekommen, unzufrieden über viele Männer und Frauen, die in diesem nahrhaften Lande wohnen, daher soll der Name des Kindes Odysseus heißen.“ Oft gaben auch Handlungen, Beschaffenheiten des Körpers, Temperament, Stand ꝛc. zu verschiedenen Namen Veranlassung. So wurde Mancher Proclus genannt, weil er in Abwesenheit seines Vaters geboren wurde, oder Posthumus, da er nach des Vaters Tode auf die Welt kam, oder Vopiscus, da er ein Zwillig war, und am Leben blieb, indem der Andere starb. Von körperlichen Merkmalen und Fehlern bekamen nicht nur die Syllae und Nigri, sondern auch die Cocci und Claudii ihre Beinamen, und die Römer gewöhnten sich dadurch, die Blindheit oder irgend einen andern Fehler des Körpers nicht für schimpflich oder beschimpfend zu halten, weil Familiennamen davon entlehnt worden. — Was nun die Reinigung der Sechswöchnerinnen anbetrifft, so hielt man bei den Griechen die Gebährerinnen für unrein, welches Veranlassung zu dem Athenienſischen Gesetze gab, nach welchem

auf der dem Apollo geheiligten Insel Delos, keine Frau gebären sollte, weil man glaubte, daß die Götter die Befleckung nicht gern sahen. Am vierzigsten Tage nach der Niederkunft, an welchem die Kindbetterinnen der Gefahr entronnen waren, ward eine Feierlichkeit angestellt. Sie wuschen sich, um sich zu reinigen, gingen in einen Tempel, und zwar gemeiniglich in den der Diana, welches sie vor ihrer Entbindung nicht hatten thun dürfen. Hier dankten sie feierlich für ihre Niederkunft und brachten Opfer; auch pflegten sie ihre Kleider der Diana zu widmen. Auch die Frauen, die zum ersten Male entbunden wurden, widmeten dieser Göttin ihren Gürtel.

Tag (Ruhe-), Erholungstag, wird von Einigen der Sonntag genannt, weil an diesem Tage die Geschäfte ruhen.

— (Schalt-), ein Tag, welcher durch die Ueberschußstunden jährlich in vier Jahren als ein voller Tag eingeschaltet wurde. Es waren daher natürliche Schalttage, die, wenn das Jahr zu 365 Tagen gerechnet wurde, von dem jährlichen Ueberschusse von beinahe sechs Stunden entstanden, so daß alle vier Jahre ein Schalttag, der Römer Bissextum daraus entstand, oder es waren bürgerliche Schalttage, die über das eigentliche Maaß des Jahres beigefügt wurden. Die Tage, die nicht bloß eingeschaltet, sondern vielmehr den Jahren, die aus 360 Tagen bestanden, angehängt wurden, damit sie 365 Tage bekämen, und den Sonnenjahren mehr glichen, wurden bei den Griechen Ἐπαγόμεναι ἡμέραι genannt. Es waren daher die fünf letzten Tage solcher Jahre, die auch bei andern Völkeen üblich waren. Die Egyptier nannten sie Neisi, und die Perser und Armenier Musteraka.

— (Schlacht-), s. Tag (Kampf-); bei den Schlächtern, derjenige Tag, an welchem sie in den dazu bestimmten Schlachthäusern das zum Verkaufe bestimmte Vieh schlachten. In mehreren Städten ist es nämlich

gebräuchlich, daß die Schlächter nicht das Vieh in ihrem Hause schlachten dürfen, sondern in den dazu erbaueten Schlachthäusern. Hier sind nun bestimmte Tage dazu festgesetzt, an welchen sie das Rindvieh schlachten können, z. B. Montag und Donnerstag, oder Dienstag und Freitag ꝛc. Diese Tage nennt man Schlachttage. In großen Städten, Residenzstädten, schlachten die Schlächter das Rindvieh in ihrem Hause, beobachten aber auch hierbei gewisse Tage, besonders die Tage vor den Wochenmarkttagen, weil dann die Fleischabsetzung an den eben genannten Tagen größer ist, und das Fleisch dazu schon den gehörigen Grad der Abkühlung erhalten hat, da es einen Tag vorher geschlachtet worden ist. Hammel, Schweine ꝛc. werden fast täglich geschlachtet, daher beziehen sich diese Schlachttage nur auf das Rindvieh.

Tag (Schönheits-), le beau jour, derjenige Tag, an welchem die Frische des Gesichts, der Teint oder die Gesichtsfarbe, mehr als gewöhnlich hervortritt, das Gesicht einen eigenthümlichen Liebreiz erhält, besonders bei Frauenzimmern in der Jugend und in ihren besten Jahren, welches sich nur daraus erklären läßt, daß durch den vorhergehenden Tag und die Nacht eine gewisse Seelenruhe und Ruhe des Körpers dazu beigetragen hat; eine heitere innere Stimmung, welche diesen schönen Gesichtstag hervorbringt. Die Beobachtung ist schon zu häufig gemacht worden, als ihr auf irgend eine Weise nachtheilig mit der Behauptung entgegen treten zu wollen: daß dieses nur in der Einbildung liege. Am besten wird hierüber der aufmerksame Portraitmaler Aufschluß geben können, nicht woher diese Veränderung des Gesichts entsteht, sondern, daß man sie wirklich findet: daß es Tage giebt, wo das Gesicht mehr Liebreiz, mehr Anziehendes hat, als an andern.

— (schwarzer), schwarze Tage, Dies atri, Unglückstage bei den alten Völkern, besonders bei den Römern.

Die schwarze Farbe ist von jeher bei vielen Völkern für eine Unglücksfarbe gehalten worden, und deshalb pflegte man das Glück mit weißer, und das Unglück mit schwarzer Farbe darzustellen; daher kam es auch, daß man glückliche Tage weiße, unglückliche aber schwarze Tage nannte. Die Erstern bezeichneten sie mit Kreide, die Letztern mit Kohlen. Auch schwarze und weiße Steine wurden in dieser Absicht gebraucht, welche Gewohnheit sich von den Thraciern herleitet. Nach dem Plinius (Buch 7, Kap. 40), nimmt der Thracier an Farbe verschiedene Steine, und um jedes Tages Unterschied zu wissen, legt er sie in einen Topf; am letzten Tage des Jahres zählt er jede Art besonders und beurtheilt darnach einen jeden Tag. Auch die Pythagoräer bezeichneten durch das Weiße das Gute, und durch das Schwarze das Böse. Die nämliche Vorstellung hat sich fast durchgehends auch in dem Christenthume erhalten; denn auch den Teufel denkt man sich schwarz, und die guten Geister, die Engel, weiß; so tritt das Edle und Gute im Lichtglanze weiß hervor, das Böse, Verwerfliche im Schatten schwarz; so stellt man die Unschuld weiß, im Lichtglanze, böse Thaten aber schwarz, im Dunkeln dar. Die Römer nannten die schwarzen Tage auch religiöse Tage, dann wieder verwerfliche, Unglückstage. Dergleichen Tage waren sechsunddreißig im Jahre, zu ihnen gehörten alle Tage, welche mit Postridie ausgedruckt wurden, indem die Römer mit dem Worte post eine niedrige Idee zu verbinden pflegten, weshalb sie auch Dies posteri hießen. Man bezeichnete überhaupt bei den Römern mit Atri Dies die unglücklichen oder verhängnißvollen Tage, an welchen man nicht ausgehen soll. Die glücklichen und unglücklichen Einflüsse der Gestirne waren bei allen Völkern, also auch bei den Römern und Griechen, von Gewicht, indem sie einige Tage zu gewissen Geschäften für schicklich, andere nicht

für schicklich hielten. Hesiod, der in seinem bekannten Werkchen jedem Tage und jeder Jahreszeit ihre bestimmten Arbeiten anweiset, bemerkt jedesmal den glücklichen oder nachtheiligen Einfluß der Tage. Augustus beobachtete gewisse Tage sehr genau, so daß er den Tag nach den Nundinis (der neunte Tag) niemals verreisete, und an den Nonis (der siebente Tag in den Monaten: May, März, July und October, in den übrigen Monaten der fünfte), kein ernstliches Geschäft vornahm.

Tag (Sommer-), nicht bloß ein Tag im Sommer oder in den Sommermonaten, sondern auch jeder schöne Tag, welcher sich durch Wärme und eine reine freie Luft auszeichnet, wird Sommertag genannt, wenn er auch in den andern Jahreszeiten fällt. Es ist heute ein wahrer Sommertag, ein Tag, wie im Sommer.

— (Städte-), s. oben, S. 390.

— (Sterbe-), Todestag, der Tag des Hintritts aus dem Leben, die Trennung der Seele von dem Körper oder Leibe, die Scheidung des Geistes aus der sterblichen Hülle, kurz, der Stillestand und die Auflösung des Körpers zu seinem Urstoffe; s. die Artikel Sterben und Tod. — Der Sterbetag, Dies obitus, wird in der Liturgie bei den Katholiken mit dem Begräbnißtage oder Depositionstage gemeiniglich vermischt, indem man beide für einen Tag ansieht, wie dieses auch schon unter Depositionstag angeführt worden ist, wo man auch das Nähere darüber findet. Was aber die Jahrsgedächtnisse oder Jahre der Verstorbenen angeht, so muß hier ein Unterschied gemacht werden, indem diese den wahren Sterbetag, an dem, wo es seyn kann, die Seelenmessen auf die doppelten Feste gehalten werden können, erfordern. Unter Dies quasi obitus wird aber jener Tag verstanden, an welchem man von entlegenen Orten die Nachricht erhält, daß Einer gestorben sey, und dieses ist so viel, als gleichsam der

Sterbetag. Von diesem Tage entstand bei den Ordensgeistlichen die Frage: ob es erlaubt sey, eine feierliche Seelenmesse zu halten, auch auf die doppelten Feste, sobald sie die Nachricht von dem Tode einer ihrer Mitbrüder erhielten. Dieses wurde durch die Congregation der heiligen Gebräuche den 4ten May im Jahre 1686 auf folgende Weise entschieden: Sobald man die Botschaft eines an einem entlegenen Orte Verstorbenen erhielte, so könne eine Seelenmesse gesungen werden, wie auf den Sterbetag für dessen Seele, auch auf ein größeres und kleines doppeltes Fest, welches jedoch nicht geboten sey, damit der Seele des Verstorbenen um so geschwinder Hülfe geleistet werde; indessen soll in diesem Falle die Messe von dem doppelten Feste nicht unterlassen werden, wenn eine Schuldigkeit dazu vorhanden sey. — In diesem Dekrete ist zu beobachten 1) das Wort sobald: welches nach gewöhnlicher Auslegung auf drei Tage ausgedehnt wird, an welchen die feierliche Seelenmesse gehalten werden kann, wo jedoch die Sonntage und andern Tage, an welchen ein Hinderniß Statt hat, nicht mitgerechnet werden. 2) Durch den Umstand des an einem entlegenen Orte Verstorbenen ꝛc., werden von dieser Begünstigung andere Kirchen der nämlichen Stadt, in welchen dergleichen feierliche Messen gehalten werden sollen, nicht ausgeschlossen.

Tag (Tauf-), s. den Artikel Taufe.

— (Todes-), s. Sterbetag, oder Tag (Sterbe-) und den Art. Tod.

— (Trauer-), ein jeder Tag, an welchem Einem etwas Uebles begegnet, oder eine unangenehme Nachricht, ein widriges Ereigniß eintrifft, welches man zu bereuen hat; dann auch die Tage, an welchen man Trauer für einen Verstorbenen anlegt, ihn betrauert, sein Andenken durch die Trauertracht ehrt; s. den Art. Trauer.

— (Unglücks-), Unglückstage, Dies infausti, sie, und die Glückstage, Dies fausti, wurden bei allen

alten Völkern sehr in Betrachtung gezogen, wozu auch die Sterndeutekunst das Ihrige beitrug. Man merkte auf die Tage, an welchen Einem etwas Widriges oder Unangenehmes begegnete, und dann wieder auf diejenigen, welche einen glücklichen Einfluß zeigten, und zeichnete diese Tage aus, wodurch dann die glücklichen und unglücklichen Tage entstanden, welche sich vom Morgen bis Abend, aus Chaldäa und Egypten bis zu den Griechen und Römern verbreiteten. Nach dem Plutarch thaten die alten Könige Egyptens am dritten Tage der Woche nicht die geringsten Staatsgeschäfte, und fasteten bis an den Abend, weil es ein böser Tag war, an dem Typhon auf die Welt gekommen; auch hielten sie den siebzehnten Tag für unglücklich, weil an diesem Tage Osiris gestorben war. Auch die Juden bezeichneten glückliche und unglückliche Tage, und diese Meinung war so stark im Gange, daß Moses die Deutung der Tage ihnen eben so, wie das Wahrsagen verbieten mußte. Daß sie auch die Griechen hatten, ist schon oben, S. 430, angeführt worden. Auch die Römer waren ihnen ergeben, welches man schon aus ihrem Kalender ersieht. Als in dem 363sten Jahre der Stadt den Römern ein Unfall nach dem andern begegnete, so verlangten die Militairtribunen die Ursache dieser Unfälle untersucht zu haben. Der Augur L. Aquinius, den der Senat deshalb befragte, gab zur Antwort: die Römer hätten nach der Niederlage ihrer Armee bei der Allia den Tag nach den Idibus des Julius (Quintilis) sogleich geopfert, und die Fabier wären deshalb zu Cremera umgekommen, weil sie an demselben Tage gefochten hätten. Wegen dieser Antwort des Augurey verordnete der Senat nach eingeholtem Gutachten des Pontifikalkollegiums, daß man künftighin am Isten Tage nach den Calenden, Nonen und Idus dem Feinde keine Schlacht mehr liefern sollte. Daher hießen diese Tage von der Zeit an funesti, atri,

nefandi, inauspicati, inominabiles, aegyptiaci (traurige, schwarze, abscheuliche, unglückliche, unglücksschwangere, Egyptische Tage). Außer diesen Tagen hielten die Römer auch noch mehrere andere Tage für unglücklich, z. B. die Tage, an denen man den Manen der Verstorbenen opferte, die Versöhnungstage der Seelen der Verstorbenen (Lemuria), die Opfertage des Jovis auf dem Monte Albano (Ferias Latinas), die Saturnalien, den Tag von den Vulkanalien, den vierten Tag vor den Nonis des Oktobers, den sechsten vor den Idibus des Novembers, die Nonas im Julius, welche caprotinae hießen, den vierten Tag vor den Nonis des Augusts, wegen der Niederlage bei Cannä, und die Idus des Märzes wegen der Ermordung des Cäsars. Dieses sind die öffentlich bekannten Tage der Römer, es läßt sich wohl denken, daß jeder Römer noch seine besondern Tage gehabt hat, die er für glücklich oder unglücklich hielt, welches auch bei dem Augustus der Fall war, wie oben, S. 431, gezeigt worden, also wahrscheinlich auch die andern Römer, die sich doch immer nach den Ersten Roms richteten. Bei den Römern war der Dies alliensis der unglücklichste Tag unter den sechs und dreißig unglücklichen des Jahres, an dem sie eine doppelte Niederlage, und eine an dem Flusse Allia von den Galliern erlitten hatten. Man unternahm in Angelegenheiten des Staats nichts an diesem Tage, weil man einen unglücklichen Ausgang befürchtete. Der Verfasser des Artikels: Jour heureux, in der Französischen Encyklopädie sagt: daß historische Beobachtungen sehr viel zur Begünstigung der Meinung von glücklichen und unglücklichen Tagen beigetragen hätten. So bemerkte z. B. Josephus, daß die Babylonier den Tempel zu Jerusalem am achten September und Titus nachher an demselben Tage verbrannt hätten. Nach dem Aemilius Probus soll Timoleon von Corinth alle seine Siege an seinem Geburtstage erfochten haben. Mit die-

sen Beispielen aus der alten Geschichte, die sich noch sehr vermehren ließen, verknüpfen Andere zur Bestätigung ihrer Aufstellung einige Fälle aus der neuern Geschichte. So behauptet man, daß Karl der Fünfte stets am Mathiastage am glücklichsten gewesen sey; Heinrich der Dritte von Frankreich war König in Polen und nachher König in Frankreich am Pfingsttage, der auch sein Geburtstag gewesen. Der Papst Sixtus der Fünfte liebte den Mittwoch, weil er an diesem Tage Kardinal geworden, an einem Mittwoche zum Papst erwählt, und dann an demselben gekrönt worden. Ludwig der Dreizehnte behauptete, daß der Freitag für ihn ein glücklicher Tag sey, und Heinrich der Siebente von England glaubte dieses von dem Sonnabend. Nach dem Dio Cassius wurde Pompejus gerade an dem Tage in Egypten ermordet, an dem er vormals über die Seeräuber und den Mithridat triumphirt hatte, welches sein Geburtstag war. Der nämliche Tag, sagt Guicciardini, an dem Leo der Zehnte mit großem Pompe gekrönt wurde, war ein Jahr vorher der unglückliche Tag, an dem man ihn gefangen genommen hatte. Andere umgingen diese Tage und verachteten sie, wie z. B. Alexander beim Granicus. Als ihm seine Feldherren vorstellten, daß die Macedonischen Könige nie im Monat Junius ins Feld gerückt wären, und daß ihm die Vernachläßigung dieses alten Gebrauchs schädlich seyn könnte, so antwortete derselbe: „Man muß also darauf bedacht seyn, einen schicklichen Ausweg zu finden.“ Bei diesem Worte lächelte er und setzte hinzu: „Ich verordne, daß der Monat Junius, für den man sich so sehr fürchtet, künftighin May genannt werden soll.“ — Eben so machte es Lucull, als man ihm abrieth, an den Nonis des Oktobers sich nicht mit dem Tigran zu schlagen, weil einstens an diesem Tage die Armee des Cäpio von den Cimbern auf's Haupt geschlagen

worden wäre. „Ich will aber, spricht er, diesen Tag den Römern zu einem guten Augurium machen" und er überwand den König von Armenien. Dion von Syrakus griff den Dyonis an dem Tage an, an dem eine Mondfinsterniß einfiel, und schlug ihn. Uebrigens sind die guten und bösen, oder die glücklichen und unglücklichen Tage noch nicht aus dem Bereiche menschlicher Handlungen verschwunden, sie kommen immer noch hier und da vor, sowohl bei den Gebildeten und Vornehmen, als auch bei dem Volke, und halten den alten Glauben und die gemachten Erfahrungen im Andenken.

Tag (Verfalls-), bei den Kaufleuten und Banquiers, derjenige Tag, an welchem ein Wechsel verfällt, wenn er nicht bezahlt wird, also der Tag, an welchem derselbe bezahlt werden muß; s. unter Wechsel, in W.

— (Vergnügungs-), ein Tag, an welchem man eine Erholung genießt, oder wo Einem eine Lustbarkeit oder sonst ein Fest bereitet wird, welches zur Erholung dient, wozu auch die Sonn- und Festtage gehören; s. den Art. Vergnügen.

— (Versöhnungs-), s. diesen Artikel.

— (Wahl-), s. diesen Artikel, unter W.

— (weißer), s. Tag (schwarzer).

— (Werk-), s. Tag (Arbeits-).

— (Winter-), s. diesen Artikel.

— (Wochen-), s. diesen Artikel.

— (Würmer-), s. Tag (Mäuse-).

— (Zusammenberufungs-), s. Tag (Convokations-).

— (Zahlungs-), der Tag, an welchem Zahlungen geleistet werden, sowohl bei der Handlung, als auch in den Gewerben; dann sagt man dieses auch von der Besoldung, welche die Staatsbeamten erhalten; auch bei der Löhnung von den Soldaten. — Die andern mit Tag zusammengesetzten Wörter: wie Sonntag, Montag,

Dienstag, Donnerstag, Freitag ꝛc. ꝛc. müssen hier übergangen werden.

Tagearbeit, Fr. travailler à la journée, bei den Professionisten, die Arbeit, welche ein Gesell, der um Tagelohn arbeitet, den Tag über verrichtet, zum Unterschiede von der Nachtarbeit, auch von der Stückarbeit, wo ein Gesell sich mit einem Stücke Arbeit beschäftiget, z. B. beim Tischler, mit der Verfertigung einer Kommode, einem Sekretaire ꝛc., und nach Vollendung der Arbeit erst seinen Lohn oder seine Bezahlung erhält. Dieses ist also nicht Tagearbeit, sondern eine fortlaufende Arbeit bis zur Vollendung; bei der Tagearbeit bekommt der Arbeiter seinen ausgesetzten Lohn, wenn nicht täglich, doch zu Ende jeder Woche. Dasselbe ist auch der Fall mit den niedern Arbeitern, den Tagelöhnern, die sowohl in den Städten, als auf dem Lande Handarbeiten verrichten, und den Tag über bis zu einer festgesetzten Zeit arbeiten.

Tagebergwerk, Tagebergwerke, diejenigen Bergwerke, welche sich in der Oberfläche der Erde befinden. Zu ihnen werden die Wasch- und die Seifenwerke gerechnet; auch zählt man zu ihnen, obgleich im uneigentlichen Verstande, die Edelsteinbrüche, die Marmor-, Kalk-, Stein- und Schieferbrüche.

Tagebuch, Diarium, Fr. Journal, bei den Kaufleuten, s. Journal, Th. 30, S. 690 u. f. Auch jedes andere Buch, worein man die täglichen Geschäfte schreibt oder einträgt, nennt man Tagebuch.

Tagedieb, im gemeinen Leben, ein Müßiggänger, der seine Zeit mit Nichtsthun hinbringt, und wie man zu sagen pflegt, Gott und der Zeit gleichsam die Tage stiehlt.

Tagedienst, in einigen Gegenden, ein Name des Frohn- oder Hofedienstes, weil er nach Tagen geleistet wird; s. Th. 15, S. 162.

Tageerde, nur von mehreren Arten, im Weinbaue, die obere Erde, so weit sie von der Sonne und dem Regen

durchdrungen, und auch die Thauerde, die Dammerde genannt wird.

Tageerz, im Bergbaue, Erze, welche am Tage, das heißt, auf und nahe unter der Oberfläche der Erde brechen.

Tagefahrt, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort. 1. Die Tagereise, s. dieses Wort. 2. Ein in den Gerichten oder zu einer gerichtlichen oder verbindlichen Handlung bestimmter Zeitpunkt, ein Termin (s. diesen Artikel), in welcher Bedeutung es im Oberdeutschen noch am üblichsten ist. Wenn es ein bestimmter Zeitpunkt ist, zu welchem bestimmte Gelder bezahlt werden müssen, so ist dafür auch Tagezeit üblich; s. auch Tagefrist.

Tagefalter, Tageschmetterlinge, Papilionen, Papilionaceae, Schmetterlinge, welche sich nur am Tage zeigen, nur am Tage auf den Blumen ꝛc. umherschwärmen, besonders im Glanze der Sonne, im hellen Sonnenlichte; es sind an Farben, Schiller und Glanz die schönsten unter den Schmetterlingsfamilien. Sie charakterisiren sich durch die meist keulenförmigen Fühler und durch die großen in der Ruhe aufgerichteten Flügel, das heißt, die Flügel erheben sich, einer gegen den andern gekehrt, in einer vertikalen Ebene. Die Raupen haben alle sechzehn Beine oder Füße, und hängen oder biegen sich an feste Körper, wenn sie sich verwandeln wollen; sie spinnen sich aber kein Gehäuse. Die Puppe ist eckig, meist grünlich- oder gelblich-graubraun, öfters mit goldenen Flecken geziert, und hängen, wie schon bei den Raupen bemerkt worden, an Pflanzen oder andern Gegenständen, bald durch einen über die Mitte gehenden Faden, bald senkrecht hängend, den Kopf nach unten (gestürzt), bald aufrecht befestiget. Ueber die Eintheilung dieser Schmetterlinge ist schon unter Schmetterling, Th. 146, S. 726 u. f., das Nöthige gesagt worden. Hier sind also nur noch die bekanntesten

Tagefalter zu beschreiben, weil dieses in dem genannten Artikel hierher verwiesen worden ist, wobei auch zugleich die Th. 146 angeführte Klassifikation der Tagefalter angenommen wird, wobei aber die neue Eintheilungen bemerkt worden. A. Zu den Nymphen gehören: I. Die Familie der Najaden (Eckflügelfalter, Vanessa). Sie zeichnen sich durch unvollkommene, meist stark behaarte Vorderbeine aus. Die Flügel sind eckig, gezähnt, meist bunt gefleckt; die untere Seite ist öfters düster. Die Raupe ist etwas wollig und mit Dornen besetzt; die Puppe mit Gold- und Silberflecken. — 1) Der Admiral, Papilio Atalanta, Vanessa Atalanta, welcher in Thüringen gewöhnlich Mars genannt wird. Einer der schönsten Schmetterlinge, 8 Linien lang und $2\frac{1}{2}$ Zoll breit. Die Flügel sind gezackt, die obern schwarz mit weißen Flecken, die untern dunkelbraun. Mitten auf den zwei Oberflügeln oder durch die zwei Oberflügel lauft ein zinnoberrothes Band, welches die Unterflügel am Rande einfaßt, und vier schwarze Punkte in der Mitte hat. An dem zackigen Rande herum stehen weiße Flecken. Auf der rothbräunlich gemuschelten oder gewölkten Unterseite der Hinterflügel stehen an der Einlenkung die Zahlen 980 oder 780 ziemlich deutlich. Man trifft ihn als überwinterten Spätling in den ersten warmen Frühlingstagen, gewöhnlich aber im Julius und August auf den Nesseln, und besonders an den Bäumen solcher Gegenden, wo viele Nesseln stehen, an; auch auf den Disteln findet man ihn. Die Raupe lebt einsam auf der Nessel und wickelt sich in deren Blätter ein; sie ist schwarz oder gelbgrün, mit gelben Dornen. Die Puppe ist eckig, gespitzt, aschgrau, und hat Gold- und Silberpünktchen. Man soll sie auch mit Ulmenblättern zu ihrer Verwandelung aufziehen können. — 2) Der Trauermantel, Papilio Antiopa, Vanessa Antiopa, ein zehn Linien langer und drei Zoll breiter Schmetterling, der also etwas größer als der Schillerfalter ist; da er überwintert.

so fliegt er zuweilen schon im Februar und März herum. Im August und September sieht man ihn am häufigsten an den Obstbäumen, wo er den Saft der süßen Bäume saugt. Die Flügel sind stark gezackt, dunkelrothbraun, mit breitem gelben Rande, gleich einem Bande, vor demselben kornblumenblau gefleckt. Der untere Theil der Flügel ist dunkel mit grünen und schwarzen Charakteren. Die schwarze und rothgefleckte Dornraupe lebt auf der Weide, Birke, Pappel und Espe, und wird im Sommer und Herbste gefunden. Die Puppe ist aschgrau, eckig, und mit mehreren blauen Spitzen versehen. — 3) Der Pappelfalter, große Eisvogel, Papilio Populi, Morpho Populi, ein großer schöner Tagefalter von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge, und ausgestreckt fast 4 Zoll Breite. Man trifft ihn im Junius und Julius zwischen den Laubwäldern auf den Wiesen, mehrentheils aber an den Pfützen an. Die Flügel sind gezähnt, braun, weiß bandirt oder gebändert, und gefleckt; unten sind sie röthlichgelb, weiß gebändert und grünlich gefleckt oder bläulich gefedert. Die Raupe lebt einsam auf der Zitterpappel und Rothbuche, ist sammetartig, mit breiten Dornspitzen auf dem Rücken, und von gelber und grüner Farbe Die Puppe (Chrysolide) ist bleichgelb mit schönen Punkten besetzt. — 4) Der gemeine Schillerfalter, Schillervogel, Papilio Iris, Morpho Iris, Apatura Ilia. Er hat die Größe des vorhergehenden Pappelfalters, $2\frac{1}{2}$ Zoll breit, die Flügel sind etwas gezähnt, braun, und sehr lebhaft ins Blaue schillernd, jedoch nur bei dem Männchen, welches daher kommt, weil jedes staubähnliche Federchen auf einer Seite blau, und auf der andern braun ist. Uebrigens haben die Flügel eine unterbrochene weißliche Binde, und auf den vordern einen rothgelben Ring oder ein dergleichen Auge; unten sind sie grau. Das Weibchen hat dunkelbraune Flügel ohne Schiller. Es giebt größere und kleinere, schwärzliche, röthliche und gelbliche, die einige Entomologen zu

verschiedenen Arten machen, welches aber noch nicht für gewiß ausgemacht seyn soll. Man trifft den Schillerfalter in Laubwaldungen an sumpfigen Orten, wo Weiden stehen, an, deren ausgetriebenen Saft er saugt. Die Raupe ist grüngelb schief gestreift, der Kopf gehörnt, und der Körper geschwänzt; sie lebt auf den Weiden, vorzüglich auf der Saalweide (Salix Caprea). Die Puppe wird gelblichgrün und hat drei Spitzen. — Die beiden unter Nr. 3 und 4 angeführten Gattungen oder Arten haben einige Entomologen zu einer besondern Familie gemacht, die sie Morpho nennen, und deren Charakter sie, wie folgt, anführen: Stumpffüße, Klauen groß, die Unterflügel bilden um den Leib eine Rinne; die Fühler sind fast fadenförmig, und die Raupen halbdornig, mit einem Gabelschwanze. Sie bilden zwei Abtheilungen; zu der ersten gehören die eben genannten Nr. 3 und 4, deren Fühler gegen das Ende allmählich verdickt, und ihre untern Palpen kurz sind. Zu den Gattungen, welche die Fühler völlig fadenförmig haben, und deren Palpen lang, wie ein Schnabel, sind, gehören die größten Schmetterlinge in den heißen Ländern, die man auch Ritter nennt, wie Morpho Achilles, Morpho Menelaus, Morpho Hecuba etc. — Andere Entomologen haben bloß die Schillerfalter zu einer besondern Familie erhoben, unter dem Namen Apatura, und legen ihnen folgende Charakteristik bei: Die Fühler allmählig keulenförmig verdickt; die Taster genähert, unterhalb kurz behaart; die Vorderbeine verkümmert; die Flügel oben schwarzbraun, meist mit weißen Flecken und mit blauem Schiller, die vordern ausgeschweift, die hintern gezähnt, mit einem Augenflecke am Innenwinkel. Die Raupe mit zwei langen Hörnern am Kopfe; die Puppe gestürzt, vorn mit zwei Spitzen. — 5) Der Pfauentagfalter, das Tagpfauenauge, Papilio Jo, Vanessa Jo, der etwas kleiner, als der Admiral ist, $2\frac{1}{4}$ Zoll breit, und oft schon im Frühling erscheint, gemei-

niglich aber erst im Julius und August, wo man ihn auf Disteln antrifft; er hat eckig gezähnte, schön rothbraune, mit einem sammetenen aschgrauen Saume umzogene Flügel, deren jeder mit einem großen bläulichen Augenflecke geziert ist. Am obern Rande jedes Vorderflügels sind zwei schwarze und zwei gelbe Flecken. Die gesellige Raupe lebt auf den großen Nesseln, ist schwarz, und hat schwarze Dornen und viele weiße Punkte. Die eckige und gespitzte Puppe ist aschgrau mit Goldpunkten. — 6) Der Distelfalter, die schöne Frau, Papilio Cardui, Vanessa Cardui, fast so groß, als der vorhergehende, 9 Linien lang, und $2\frac{1}{2}$ Zoll breit. Man findet ihn den ganzen Sommer hindurch, vorzüglich aber zu Ende des Julius und im August auf allerhand Blumen, am häufigsten auf dem Wiesenklee und der Biesamdistel. Die gezähnten Flügel dieses Schmetterlings oder Tagefalters sind oben bräunlichroth oder feuergelb mit schwarzen und weißen Flecken und Punkten. In den Vorderflügeln ist er auf beiden Seiten mit Fleischroth gemischt. Die Spitze derselben deckt bis in die Hälfte beider Ränder ein großer schwarzer Flecken mit einem bläulichen Schimmer, in welchem fünf bis sechs weiße Flecken fast in einem Zirkel stehen, drei bis vier in einer Reihe sind rundlich, zwei an dem Oberende aber größer, davon der erste aus zwei, der andere aber aus drei Flecken zusammengesetzt ist; den übrigen Hinterrand umgiebt ein schwarzes Band. Durch den rothgelben Theil geht noch ein schwarzes Fleckenband, und die Wurzel nebst dem Innenrande deckt Metallstaub. Außer den schwarzen Zahnflecken an den Hinterflügeln erblickt man noch eine Linie länglicher schwarzer Flecken, von welchen der hinterste blaulich ist; darauf folgt eine Reihe schwarzer runder Flecken, und dann noch in der Mitte ein Paar runder Flecken. Auf der untern Seite ist er sehr bunt, und hat am Rande mehrere Augen mit verloschenen grünen Pupillen. Die Flügel sind gezähnt

und in den Vorderflügeln etwas ausgeschweift; die Franzen der Zahnlücken sind weiß, die Zähne selbst mit einem schwarzen Flecken bezeichnet. Die Raupe ist schwarz, gelb gestreift oder punktirt, und mit gelben Dornen besetzt; sie lebt den ganzen Sommer hindurch einsam auf Disteln, Nesseln, Artischocken ꝛc. Die Puppe hat Ecken und scharfe Spitzen, und ist aschgrau mit einigen Gold- und Silberpunkten. Wenn gleich die Raupen und Puppen verschiedentlich gezeichnet und gefärbt gefunden werden, so hat der Schmetterling, der in vierzehn Tagen ausgeht, nichts davon an sich; er bleibt sich immer in seinen Zeichnungen gleich; denn kleine Abänderungen können dabei nicht in Anschlag gebracht werden. — 7) Der große Fuchs, die Aurelia, große Blaukante, der Kirschfalter, Papilio Polychlorus, Vanessa Polychlorus, ein sehr bekannter Tagefalter, welcher die Größe des Admirals, $2\frac{1}{2}$ Zoll breit, hat. Die Flügel sind oben rothgelb, mit großen schwarzen Flecken am Vorderrande, und vier rundlichen auf dem Mittelfelde der Vorderflügel. Alle Flügel haben eine breite Einfassung am äußern Rande, welche durch eine gelbe Fleckenlinie getheilt ist, und über jedem Fleckchen einen blauen Mond in schwarzem Grunde. An dem obern Rande der Vorderflügel befinden sich drei große schwarze Flecken, unter welchen der letzte gegen den Körper der kleinste ist, und den Rand nicht berührt. Ueber diesen Flecken stehen ungefähr in der Mitte des Flügels die schon erwähnten vier kleineren rundlichen schwarzen Flecken. Von dem Leibe ab geht bis über die Mitte zu dem Rothgelben oder dunkel Orangegelben ein tiefes Umbrabraun mit braunen Federn, welche einen Goldglanz geben. Die untere Seite aller Flügel ist vom Leibe an bis in die Mitte braunschwarz, mit schwärzeren Flecken; das Uebrige, bis auf den braunschwarzen Saume, ist heller mit gelb marmorirt; in der Mitte der Hinterflügel steht ein weißer Punkt. Auf der Spitze der

schwarzen Fühlhörner befindet sich ein gelber Flecken. Die Raupe lebt auf Ulmen, Weiden, Obstbäumen ꝛc., ist schwarzblau, mit Dornen besetzt, und über ihren Rücken läuft ein braungelber breiter Streifen, den eine schwarze Linie der Länge nach durchzieht; auch eine braungelbe Linie ziert die Seite über den Füßen. Die Dornen, mit welchen die Absätze besetzt sind, haben mit dem Bauche und Füßen einerlei braungelbe Farbe. Man findet diese Raupen in großer Menge bei einander an; sie machen den Baum, worauf sie sich befinden, sehr kahl. Wenn sie ausgewachsen sind, so verwandeln sie sich in eine bräunliche, bald mit, bald ohne Goldflecken, und mit zwei Hörnern am Kopftheile versehene Puppe, welche bloß am Hintertheile angesponnen ist, sonst aber frei und schwebend hängt. Im Sommer geht der Schmetterling in vierzehn Tagen aus der Puppe hervor; die sich aber im Herbste verwandeln, hangen über Winter, und sind die ersten, welche im Frühling zum Vorscheine kommen. Raupe und Puppe dieses Schmetterlings sind oft sehr verschieden. Man trifft, obgleich seltner, unter ihnen ganz schwarze, mit gelben Streifen versehene Raupen an, welche sich in eine schwarze Puppe, mit blauem Puder bedeckt, verwandeln; allein es kommt nur einer und eben derselbe Schmetterling aus ihnen zum Vorschein. — 8) Der kleine Fuchs, der Nesselfalter, der kleine Frühlingsherold, die kleine Aurelia, die kleine Blaukante, Papilio Urticae, Vanessa Urticae, welcher etwas über zwei Zoll breit ist, und nicht viel in Farbe und Zeichnung von dem vorigen abweicht, nur ist er kleiner, und hat auf den Vorderflügeln, außer den drei größeren schwarzen Flecken am Oberrande, nur drei kleinere in der Mitte, und auf den Hinterflügeln ist das Feld vom Leibe bis in die Mitte ganz schwarz. Er ist schöner, als der vorhergehende, und fliegt vom Frühjahre an den ganzen Sommer hindurch häufig auf den Blumen herum, be-

sonders in bergigen Gegenden. Die Raupen findet man den ganzen Sommer hindurch bis in den späten Herbst in großen versponnenen Gesellschaften auf Brennnesseln; sie haben harte Dornen, und einige sind schwarz mit gelben Streifen, andere schwarz mit gelben Pünktchen, wieder andere fleischfarbig, und noch andere gelb. Das Schmetterlingsweibchen legt die Eyer zu Hunderten an die Stiele der Brennnesseln dicht an einander, und in vierzehn Tagen bis drei Wochen kriechen die jungen Raupen aus, die sich deshalb einspinnen, um vor den Anfällen ihrer Feinde, der Schlupfwespen und Mücken, geschützt zu seyn. Wenn sie erwachsen sind, so geht die Gesellschaft auseinander, und jede Raupe sucht einen bedeckten Ort, wo sie sich als Puppe anhängen kann. Wenn man die Nesselblätter, die nahe um eine Raupe sind, berührt, so schlägt diese um sich, berührt man sie selbst, so giebt sie als Vertheidigung einen grünen Saft von sich; ist dieses noch nicht hinlänglich, ihren Verfolger abzuwehren, so fällt sie an einem Faden zu Boden, und steigt nicht eher wieder an demselben in die Höhe, bis sie die größte Stille um sich bemerkt. Die Puppe ist eckig, larvenförmig, oft ganz goldglänzend, oft röthlichbraun mit einzelnen Goldpunkten, oft auch ohne Glanz. Nach Zeit von vierzehn Tagen kriecht der Schmetterling aus, und Spätlinge überwintern, und kommen im Frühlinge, oft wenn noch Schnee liegt, vor. — 9) Die Landkarte, Papilio Prorsa, Vanessa Prorsa, mit abgerundeten Hinterflügeln, oben braun, auf beiden Seiten mit weißlicher, auf dem Vorderflügel unterbrochener Binde; die Untenseite ist heller, mit einem gelblichen Striche. Die Breite beträgt über $1\frac{1}{2}$ Zoll. Man findet sie in Laubwaldungen. — 10) Der C-falter, Heckenkirschfalter, Papilio C-Albani, welcher um $\frac{1}{3}$ kleiner, als der große Fuchs, und 2 Zoll breit ist. Auch von diesem Falter giebt es Spätlinge, welche überwintern und im Frühlinge bald herumfliegen;

sonst trifft man sie den ganzen Sommer hindurch auf den Wiesen, Triften und am Wege an. Die Flügel sind eckig, ausgeschnitten, röthlichgelb und schwarz gefleckt; auf der untern Seite der Hinterflügel steht ein deutliches weißes C. Die Dornraupe ist rothgelb, weiß und schwärzlich in drei verschiedenen Abtheilungen, und mit rothgelben, weißen und schwarzen Dornen besetzt. Auf dem Kopfe hat sie zwei kurze braune Hörnchen. Sie lebt einsam auf den Nesseln, Heckenkirschstauden, Johannis- und Stachelbeerstauden, Haselstauden und Ulmen, und zwar auf der untern Seite der Blätter. Die eckige Puppe ist glänzend braun, mit einigen Gold- und Silberpunkten.

II. Die Familie der Dryaden, nach neueren Entomologen: die Familie der Perlmutterfalter, Argynnis. Die Vorderbeine sind unvollkommen und so kurz, daß sie den Boden nicht berühren. Die Flügel sind gezähnt, oben meist rothgelb und schwarz gefleckt, unten, besonders die Hinterflügel, mit perlmutter-glänzenden Stellen; die Raupe hat sechs Reihen ästiger Dornen, und die Puppe ist gestürzt, und mit einigen goldglänzenden Spitzen besetzt. — 11) Der große Perlmutterfalter, der Hundsveilchenfalter, Papilio Aglaja, Argynnis Aglaja, welcher $2\frac{1}{2}$ Zoll breit ist; er hat gezähnte, rothgelbe und schwarzgefleckte Flügel, und auf dem grauen Grunde der Unterseite der Hinterflügel stehen in vier Reihen einundzwanzig Silberflecken. Man gewahrt ihn im Junius und Julius in den Wäldern und auf den nahe gelegenen Wiesen herumfliegen. Die Raupe nährt sich von Veilchenblättern, ist schwarz, mit rothen Flecken und gelben Streifen, und die eckige Puppe schwärzlich, aschgrau. — 12) Der mittlere Perlmuttervogel, der Märzveilchenfalter, die Flekkenreihe, Papilio Adippe, Argynnis Adippe, mit ochergelben schwarzgefleckten Vorderflügeln, und gelblichen Hinterflügeln, welche an der untern Seite mit drei-

undzwanzig bis achtundzwanzig silberfarbigen Flecken glänzen, unter denen man eine Reihe rostrother Augen mit silbernen Pupillen erblickt. Seine Breite beträgt 2 Zoll. Die Raupe hält sich auf den Märzveilchen auf, ist hellnußbraun, mit einem weißen Striche auf dem Rücken. Die eckige Puppe ist ebenfalls hellnußbraun, oft mit Goldpunkten geziert. — 13) Der kleine Perlmutterfalter, die Prinzessin, der Ackerveilchenfalter, Papilio Lathonia, Argynnis Lathonia, der zwei Zoll breit ist, oder nach einer genauern Angabe 7 Linien Länge und 21 Linien Breite hat. Er hat eingeschnittene fein gezähnte Flügel, die oben rothgelb sind, und deutliche abgesonderte schwarze Flecken haben. Auf der untern Seite der Hinterflügel befinden sich zwei Bänder von großen silbernen Flecken, zwischen welchen eine Reihe von sieben rostfarbigen Aeugelchen mit silbernen Pupillen liegt. Man trifft ihn im Frühlinge, Sommer und Herbste in den Gärten und auf den Aeckern an. Die Raupe lebt von den Ackerveilchen, ist gräulich, mit einem weißen Rückenstriche und gelben Dornen. Die Puppe ist glänzend braunroth, mit Goldpunkten. — 14) Der kleinste Perlmutterfalter, Prinz, Bergveilchenfalter, Papilio Euphrosine, Argynnis Euphrosine, der nur $1\frac{3}{4}$ Zoll breit ist. Er hat mehr abgerundete, gezähnte Flügel, als die übrigen hierher gehörigen Arten, die oben dunkelgelb und schwarz punktirt sind; an den Hinterflügeln befinden sich unten drei halbgelbe Binden mit neun Silberflecken. An dem vordern Rande des linken Vorderflügels liest man auf der unteren Seite deutlich die Zahl 1071 oder 1150. Er fliegt zuweilen im Frühjahre in ganzen Schwärmen herum. — 15) Der Silberstrich, Kaisermantel, Himbeerfalter, Papilio Paphia, Argynnis Paphia, mit gelbbraunen Flügeln, die mit schwarzen Flecken und Strichen verziert sind. Die meergrüne Unterseite der Hinterflügel hat schräge ganze oder un-

terbrochene Silberstriche oder Streifen. Seine Größe beträgt 10 Linien in der Länge und $1\frac{3}{4}$ Zoll in der Breite. Man findet ihn am häufigsten im Junius und Julius in den Wäldern in jungen Schlägen auf saftreichen Blumen, z. B. den Disteln. Die braune Dornraupe mit gelbem Rücken nährt sich von den Veilchenarten und Nesseln in den Wäldern. Die Puppe ist eckig, schwärzlich und gelbgemischt.

III. Die Familie der Hamadryaden. — 16) Der Breitwegerichfalter, der bandirte Mantel, der gelbe Würfelvogel, das Damenbrett, Papilio Cinxia, welcher am meisten im Julius und August in lichten Waldungen auf den Blumen herumfliegt. Er ist ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll breit, hat rundliche, an den Hinterflügeln etwas gezähnte Flügel, deren Grundfarbe rothgelb oder rothbraun ist. Die Zeichnung der Flügel besteht aus einem schwarzen Saume um die Flügel, und vielen schwarzen meist eckigen Flecken, welche als Binden durch die Flügel laufen. Die Franzen sind weiß, auch die darin befindlichen schwarzen Flecken laufen von dem lappenförmigen schwarzen Saume ein. Die Querlinien von schwarzen Flekken nahe dem Saume sind auf den Hinterflügeln mondförmig. Von den zerstreuten schwarzen Flecken und Strichen gleicht einer in der Mitte gegen den Vorderrand hin einer Null. Die Wurzel der Hinterflügel ist oft einen großen Theil ganz schwarzbraun. Auf der Unterseite haben die Vorderflügel Farbe und Zeichnung der Oberseite, aber verbleichter. Die Spitze ist weißgelb, mit zwei Reihen schwarzer Punkte. Die Hinterflügel sind gleichfalls weißgelb, und werden durch zwei rothgelbe Bänder in drei Felder getheilt, die sämmtlich schwarz punktirt sind; weißgelbe Adern durchziehen die Bänder. Die Männchen sind kleiner, die Farben oben rothgelber und unten oft leuchtend schwefelgelb. Die Raupe ist schwärzlich, mit weißblauen Punkten in den

Ringen, der Kopf ist braungelb, und eine Reihe weißgelber Scheinadern laufen über den Rücken; sie lebt im Mai und Junius auf dem breiten und spitzigen Wegerich, Ehrenpreiß, Leinkraut ꝛc.; sie verwandelt sich im Junius und Julius, und geht nach vierzehn Tagen aus. Die Puppe hängt sich am Hintertheile an, ist weißlich, mit zwei Reihen röthlicher Warzen und schwarzer Zeichnung auf den Flügelscheiden. Zu dieser Familie, die man in naturhistorischen Werken Fritillarienschmetterlinge genannt findet, zählte man noch einige Arten, welche sind: 17) Das Fleckenband, der gelbbraune, unten fleckig gestreifte Falter, die kleinste Perlenbinde, Papilio Lucina, von der Größe eines Argus, welcher auch noch größer angetroffen wird; die Flügel sind etwas gezähnt, oben schwarzbraun, mit eingestreueten gelben Flecken, die bald heller, bald röthlicher sind; um den Rand liegen eben solche mondförmige oder fast dreieckige Flecken, in denen ein schwärzlicher zugespitzter Punkt befindlich ist, der auch auf der untern Seite erscheint, und an dem Grunde weißlich ist; unten sind die Flügel mehr gelb. In den Hinterflügeln zeichnen sich besonders zwei große Fleckenbänder aus, eins gegen den Saum hin, und ein anderes in der Mitte. Die Franzen sind braun und weiß. — 18) Der Spitzwegerichfalter, Papilio Delia, welcher die Größe von dem Damenbrette, Nr. 16., und auch beinahe die Farbe desselben hat, nur ist die Farbe der Oberseite etwas dunkler gelb, die schwarzbraunen Flecken hängen in Querbändern zusammen, und bilden durch die schwärzliche Adern ein Gitter. Die Franzen sind weiß und schwarz gefleckt, und in den Hinterflügeln gegen den Rand steht eine Reihe augenförmiger schwarzer Punkte. Die untere Seite gleicht der Unterseite der Cinxia fast vollkommen, nur sind die rothgelben Binden nicht mit abgesetzten schwarzen Strichen, sondern mit aneinanderhangenden zackigen Linien eingefaßt. Die zweite Binde

wird noch überdies durch schwarze Adern in unförmliche Quadrate getheilt, in deren jedem ein schwarzer Punkt steht. Die Raupe dieses Schmetterlings ist gleichfalls schwarz mit weißblauen Ringpunkten und kurzen, dicken, vieläftigen braunen Scheindornen besetzt. An der Fußseite stehen eine Reihe weißlicher kleiner Fleischspitzen. Die übrigen Arten dieser Familie, wie Athalia, Dictynna, Trivia, Cynthia, Agrotera, Phoebe etc., müssen hier übergangen werden.

IV. Die Familie der Oreaden, mit Stumpffüßen; die untern Palpen zusammengedrückt; die Fühler in einen dicken Kolben endend; die Raupen sind dornenlos, hinten mit zwei Spitzen. Neuere Entomologen haben aus dieser Familie Randaugenfalter, Hipparchia, gemacht, weil sie auf beiden Seiten der Flügel Augenflecken haben. — 19) Der Roßgrasfalter, Deutsche Altas, die Weißbinde, der Eremit, Papilio Hermione, Oreas Hermione, ein $2\frac{3}{4}$ Zoll breiter Tagfalter, welcher dem Trauermantel an Größe gleicht. Man trifft ihn in Buchwäldern in Thüringen im Julius und August häufig an. Die Flügel dieses Tagfalters sind gezähnt, und düster schwarzbraun, mit einer schmutzigweißen Binde, die auf der untern Seite deutlicher wird, und zwei Augenflecken an den Vorderflügeln, von welchem derjenige im vordern Winkel eine halbweiße Pupille hat, die im hintern aber blind und verloschen ist. Er variirt häufig; denn bald findet sich in der Binde der Oberflügel nur ein schwarzes Auge mit oder ohne weiße Pupille, bald wieder zwei; stets bemerkt man aber an dem Rande der Binde der Hinterflügel ein kleines Auge mit weißer Pupille. Die breite blaßweiße Binde, welche mit dem äußeren Rande parallel durch alle Flügel läuft, ist oft auf den Oberflügeln gelblich oder braunschwärzlich schattirt; auf der untern Seite ist diese Binde heller, hat aber auf den Hinterflügeln gegen den Rand zu, viele braune Striche und Punktchen. Man findet auch Exem-

plare, welche auf der untern Seite der Hinterflügel gar keine Binde haben, sondern durchgehends braun und schwarz marmorirt sind. Die Raupe nährt sich von Roßgras (Holcus). — 20) Der Europäische Atlas, Papilio Semele, Oreas Semele, welcher sich mit dem Deutschen Atlas in Gesellschaft in den Wäldern findet. Er ist kleiner, als der vorhergehende, hat gezähnelte braunschwärzliche Flügel, und eine bald mehr, bald weniger sichtliche gelbbraune breite Binde gegen den Rand der Flügel. In dieser Binde stehen jederzeit auf den Vorderflügeln zwei, und auf den Hinterflügeln ein Auge. Die Vorderflügel sind auf der Unterseite von der Binde bis an den Leib goldgelb. Die Hinterflügel aber weiß und schwarz marmorirt. Die andern Arten, wie Papilio Idomeneus, und Papilio Teucer, sind Ausländer, kommen aus Amerika zu uns, und gehören zu den Griechischen Rittern. Der erste hat gezähnelte blauschwarze Flügel, die von der Mitte an bis an den Leib recht hochblau sind, und der Letztere hat bleyfarbige Flügel, von denen die Vorderhälfte blau ist. — 21) Der gemeine Wiesenfalter, der Riedgrasfalter, das gelbe und braune Sandauge, Papilio Janira, Oreas Janira, Hipparchia Janira, ein sehr gemeiner, 20 Linien bis 2 Zoll breiter Tagefalter, der in Waldungen auf trocknen dürren Anhöhen vom Julius bis in den Herbst langsam umherfliegt. Die Flügel der Männchen sind einfarbig schwarzbraun und gezähnt, unten auf den Vorderflügeln gelb. Auf beiden Seiten der Vorderflügel ist ein einzelnes Auge, und auf der Unterseite der Hinterflügel befinden sich in einer gelblichgrauen Binde drei schwarze Punkte. Das Weibchen hat die Grundfarbe des Männchens, nur durch die Oberseite der Vorderflügel zieht sich eine ochergelbe Binde, in welcher sich ein einzelnes Auge befindet. Die untere Seite der Hinterflügel hat eine gelblichgraue Binde, in welcher bisweilen schwarze Flecken stehen. Die

Raupe hält sich auf Gräsern auf. — 22) Der gemeine Waldfalter, Kaffeevogel, Hundsgrasfalter, Papilio Medea, Oreas Medea, Hipparchia Medea, welcher vom May bis Junius in dunklen Wäldern umherfliegt. Die Flügel sind dunkelschwarzbraun, mit einer aus Flecken zusammengesetzten rothgelben Binde, in welcher gewöhnlich auf den Vorderflügeln oben und unten vier, auf den hintern aber oben drei und unten funf Augen stehen. Er ist zwei Zoll breit. Die Raupe im Grase. —23) Der gemeine Bergfalter, Blutgrasreterfalter, Papilio Medusa, Oreas s. Hipparchia Medusa, welcher in gebirgigen Wäldern im August in großer Anzahl erscheint. Die Flügel dieses Schmetterlings sind dunkelschwarzbraun, alle vordern haben auf beiden Seiten eine rothgelbe Binde, mit drei bis vier Augen, und die hintern eine ähnliche Binde mit vier Augen. Er ist $1\frac{3}{4}$ Zoll breit.—24) Der gefleckte Waldfalter, Waldargus, Queckengrasfalter, Papilio Aegeria, Oreas s. Hipparchia Aegeria, welcher $1\frac{3}{4}$ Zoll breit ist. Die gezähnten Flügel sind olivenbraun, mit Gelb gefleckt, die vordern mit einem, die hintern aber mit drei Augen und einem schwarzen Punkte bezeichnet. Er lebt den ganzen Sommer hindurch einsam in düstern Wäldern. Die Raupe ist mattgrün mit dunkelgrünen und weißen Streifen; sie lebt vorzüglich von Queckengras. — 25) Der gelbbandirte Waldfalter, der Bandargus, Papilio Megaera, Oreas s. Hipparchia Megaera, welcher ausgebreitet 2 Zoll in der Breite enthält. Die Flügel sind etwas gezähnt, hellbraun und schwarz bandirt; die Vorderflügel haben zwei Augen, wovon das kleinere oben verblichen ist, und die Hinterflügel sind oben braungelb mit schwarzen Schattirungen und fünf kleinen Augen, und unten etwas aschgrau mit sechs Augen. Man trifft ihn vom Frühjahre bis in den Herbst an Hügeln, Fahrwegen und an Mauern an.—26) Der kleine Doppelaug-

falter, die Sammtborde, Papilio Amaryllis, Oreas s. Hipparchia Amaryllis, von 1½ Zoll Breite, welcher die freien Plätze in den Waldungen liebt, und auf dem Quendel im Julius und August häufig angetroffen wird. Die gezähnten Flügel sind orangenfarbig mit einer gleich breiten tief olivenbraunen Einfassung. Auf jedem Vorderflügel ist zu beiden Seiten ein schwarzes Auge mit einer doppelten Pupille, und auf der Unterseite der Hinterflügel sind zwei bis drei weiße Flecken. — 27) Der Rostflügelfalter, Papilio Arcania, Hipparchia Arcania, ist nur ein kleiner Schmetterling von 1¼ Zoll Breite, welcher im Julius und August häufig in lichten Waldungen auf den Blättern der niedrigen Sträucher herumfliegt. Die Vorderflügel sind rostgelb, mit einem breiten schwarzen Rande auf der obern Seite; die hintern oben schwarz, unten grau. Unten haben die vordern ein einziges, die hintern aber fünf Augen hinter einer weißen Binde. — 28) Der braune Einaugfalter, Papilio Pamphilus, welcher 1¼ Zoll in der Breite mißt, und im Julius und August in den Wäldern, auf Wiesen und auf den dürrsten Heiden angetroffen wird. Er hat ocherbraune Flügel, von denen die vordern unten ein Auge haben, die hintern aber aschgrau und mit einer verloschenen Binde besetzt sind. — 29) Der Brettspielfalter, der Marmorargus, die Halbtrauer, der Lieschgrasfalter, die Galathea, der weiß und schwarz gefleckte Tagpapilion, Papilio Galathea, Oreas Galathea, welcher 2¼ Zoll breit ist; ein sehr gemeiner Tagfalter auf Wiesen und freien rasigen Plätzen in Wäldern und in Gärten, wo man ihn vom Julius bis in September gewahrt. Die gezähnten Flügel sind schwarz und gelblichweiß gefleckt, ungefähr wie die Felder im Damenbrette; auf der untern Seite steht auf jedem Vorderflügel ein einziges, auf jedem Hinterflügel aber zwei verloschene Augen. Die Raupe lebt auf dem Lieschgrase (Phleum),

hat keine Dornen, sondern kurze Haare, und zwei Fleischspitzen am After.

B. Die Ritter, Equites, die sich in Trojanische, welche auf der Brust einen rothen Fleck haben, und in Archiver oder Griechische Ritter theilen, und von denen Einige den Namen Papilio, Andere Pieris führen. Zu den Ersteren gehören die Heliconier, lauter Ausländer, die sich durch Größe und Farbenpracht auszeichnen, wie z. B. 30) der Priamus, Pieris Priamus, dessen Flügel 15 Zoll klaftern; die Vorderflügel sind oben grün mit schwarzen Flecken, und die Hinterflügel mit sechs schwarzen Flecken geziert. Das Vaterland Amboina. Hierher gehören nun noch: Pieris Hector, P. Anchises, P. Aeneas, P. Sarpedon, P. Remus, P. Paris, P. Helena, P. Pammon, P. Polydorus etc. Zu den Letzteren, den Archivern gehören: zwei Familien, die erste Familie zeichnet sich dadurch aus, daß der Flügelrand keine Rinne um den Bauch bildet, die untern Palpen sind sehr kurz und stumpf, die Füße gleich lang; die Puppe nakt, und hängt an einem Faden. Denselben Charakter haben auch die vorhergehenden. — 31) Der Schwalbenschwanz, Fenchelfalter, Dillvogel, Papilio Machaon, welcher 3¼ Zoll breit ist, fliegt im Sommer auf kahlen Bergen an den Distelblüten herum und ist nicht einzeln. Die Grundfarbe der Flügel ist gelb, die vordern haben mehrere schwarze Striche und Flecken, und einen schwarzen Rand, in welchem acht halbmondförmige gelbe Flecken liegen. In dem schwarzen Rande der geschwänzten Hinterflügel liegen sechs gelbe halbmondförmige, und sieben blaue, und am Schwanzwinkel ein feuerrother Flecken. Die grüne Raupe hat schwarze Ringe mit orangenrothen Fleckchen, und lebt auf Fenchel, Dill, Kümmel, Möhren, Raute ꝛc., sie hat auch die fühlerartige Halsgabel; die Puppe ist grünlich. Von diesen Schmetterlingen überwintern oft Einige und kommen dann im Frühjahre bald zum Vorschein. — 32) Der

Segelfalter, Segelvogel, Papilio Podalirius, welcher mit dem vorhergehenden einerlei Aufenthalt und einerlei Größe hat, nur ist er mehr in die Länge gedehnt und $3\frac{1}{2}$ Zoll breit. Die Grundfarbe der Flügel ist blaßgelb, und von oben herunter laufen schwarze Bänder; die Hinterflügel haben einen langen Schwanz, und in dem schwarzen Rande fünf blaue und einen zimmetfarbigen Fleck. Die Raupe ist gelblichgrün mit rothen Punkten bestreut, und sowohl über den Rücken, als an den Seiten geht eine weißgelbe Linie hin, die mit schrägen verbunden sind. Man findet sie auf Pflaumenbäumen, Schwarzdorn, Eichen ꝛc. einsam. Die Puppe ist hellgelb. — Bei der zweiten Familie bilden die Unterflügel keine Rinne um den Bauch, ihr innerer Rand ist hohl oder gefaltet, die Klauen einfach, der Schwanz der Weibchen ausgehöhlt. Parnassius. — 33) Der rothe Augenspiegelfalter, Hauswurzfalter, Parnassius Apollo, von 3 Zoll Breite. Dieser schöne Schmetterling ist in Deutschland nur selten; er fliegt den ganzen Sommer hindurch. Seine Grundfarbe ist rostgelb, auf den Vorderflügeln mit fünf bis sieben schwarzen Flecken, und auf den untern mit zwei rothen Augen. Die Raupe ist schwarz mit vielen orangegelben Flecken; sie nährt sich von Hauswurz, fetter Henne und andern Mauerpfefferarten. Wenn man sie reizt, so kommt aus dem Nacken eine weiche, unangenehm riechende Gabel. — Neuere Entomologen haben aus dem Schwalbenschwanze eine besondere Familie gebildet und ihr den Namen Papilio beigelegt. Sie geben derselben folgende Charakteristik: Die Vorderbeine so lang als die übrigen; die Vorderflügel dreieckig, die Hinterflügel lang geschwänzt. Die nakte, vorn dicke Raupe, kann den Kopf in den ersten Leibesring zurückziehen, aus welchem sie eine fleischige Gabel vorstreckt. Die Puppe ist vorn zweispitzig, am Ende und über dem Rücken mit einem Faden befestiget.

C. Die Danaiden, Danai, bilden zwei Familien: die Weißlinge und die Gelblinge, die mit den Lateinischen Namen Pieris, auch Danaus, und Colias belegt werden. Die Ersteren charakterisiren sich durch vollkommene Vorderbeine, abgerundete, ganzrandige meist weiße Flügel. Die Raupe ist fein behaart, und die Puppe meist aufrecht. — 34) Der große Kohlweißling, Milchdieb, Buttervogel, Pieris Brassicae, Danaus Brassicae, welcher die Breite von $2\frac{1}{2}$ Zoll hat, und im Sommer, besonders im Julius und August, häufig auf den Kohlpflanzen herumfliegt. Die Flügel sind zugerundet, weiß, mit schwarzer Spitze an den Vorderflügeln, oben stehen zwei große schwarze Flecken oder vielmehr in der Mitte, und am Vorderrande unten ein Fleck, oben schwarz, unten gelb. Die Raupe, Kohlraupe, ist grün mit gelben Linien, schwarz punktirt, und etwas haarig; sie kommt aus kleinen gelben Eyerchen, die der Muttertagfalter oder das Weibchen an die untern Blätter des Rettigs, Meerrettigs, Senfs, der Kresse und vorzüglich des Kohls legt, um sie gegen Verletzung sicher zu stellen. Man muß daher im Julius fleißig durch die Kohläcker gehen und diese Blätter abbrechen. Im August erscheinen die Raupen, und im September die Puppen, welche weiß und schwarz punktirt sind; sie hängen in den Winkeln der Mauern, der Weidenbäume, Gartenthüren ꝛc. Wenn diese nur die Schulkinder, überhaupt die Schmetterlingsfänger, wüßten, so würde durch die Vertilgung derselben der so großen Fortpflanzung dieses schädlichen Schmetterlings bald Einhalt geschehen. — 35) Der kleine Kohlweißling, Rübenfalter, Danaus s. Pieris Rapae, welcher $2\frac{1}{2}$ Zoll breit ist, und den man mit dem Vorigen an einerlei Stelle antrifft, und dem er auch in der Farbe ähnelt, hat eine weiße Grundfarbe. Die Ecken der Vorderflügel sind schwarz und beim Männchen weiter nicht gefleckt, beim Weibchen aber mit zwei schwarzen Flecken versehen. Unten sind die

Hinterflügel und die Spitzen der vordern gelblich. Die Raupe ist glatt, grün, gelb liniirt, und die Puppe von gleicher Farbe. Die Raupe ist eben so schädlich, als die des Vorhergehenden, zum Glücke aber nicht so häufig anzutreffen; daher scheint seine Vermehrung nicht so ansehnlich zu seyn. — 36) Der Baumweißling, Heckenweißling, Lilienvogel, Danaus s. Pieris Crataegi, welcher $2\frac{1}{2}$ Zoll breit ist, und also die Größe des Kohlweißlings hat. Seine Flügel sind weiß, wenig bestäubt, und mit schwarzen Adern durchzogen. Er fliegt im Sommer in den Gärten häufig herum. Das Weibchen legt in der Mitte des Sommers ein Häufchen gelber Eyer an die Blätter des Weiß- und Schwarzdorns, der Apfel-, Birn-, Pflaumen- und anderer Obstbäume. Die Raupen, welche aschgrau, mit ziemlich langen Haaren besetzt sind, und schwarze und orangengelbe Streifen besitzen, kriechen noch im Herbste aus, und überwintern in einem sehr dichten Gespinnste, das sie vor Frost und übler Witterung sichert. Damit das Blatt, woran sie sitzen, nicht abfällt, so befestigen sie es an einen Zweig. Im Frühjahre erwachen sie zeitig, und fressen die Knospen der Blätter und Blüten ab. Sie gehen alle Nächte in ihr Nest, bis sie größer werden; dann zerstreuen sie sich auf dem Baume herum, gehen an Zäune und Wände, und werden zu einer gelben und schwarz gesprengten Puppe. Diese Raupe ist in großer Anzahl sehr schädlich. — 37) Der Rübsenweißling, grüngerändete Kohlweißling, Danaus s. Pieris Napi, ein $2\frac{1}{4}$ Zoll breiter Schmetterling, welcher lieber die waldigen Gegenden, als die Wiesen und Gärten liebt. Die Flügel sind weiß und zugerundet; die Hinterflügel auf der untern Seite mit breiten grünlichen Adern durchzogen. Die Raupe ist grün mit gelben Luftlöchern; die Puppe grün und gelb gefleckt. — 38) Der Senfweißling, Danaus s. Pieris Sinapis, welcher $1\frac{3}{4}$ Zoll breite ist, und in niedrigen waldigen Gegenden auf den Wiesen ziem-

lich häufig angetroffen wird. Er ist überall milchweiß, ohne alle Zeichnung, nur beim Männchen färben sich die Ecken der Vorderflügel braunschwarz. Die untere Seite ist sehr schwach grüngelb. — 39) Der Kreßweißling, der Aurorafalter, Danaus s. Pieris Cardamines, ein 2 Zoll breiter Schmetterling, dessen Grundfarbe der Flügel weiß ist, nur gegen den Rand der Vorderflügel steht ein schwarzer Fleck, und auch die Spitze ist weiß; die untere Seite der Hinterflügel ist blaßgrün gewölkt oder gemarmelt. Das Männchen ist kleiner, und hat bis zur Hälfte pomeranzenfarbige Vorderflügel. Dieser Tagfalter fliegt den ganzen Sommer hindurch auf Wiesen, in Gärten, und auf Rasenplätzen in Wäldern. Die Raupe ist mattgrün, und gehört zu den Rückenstreifraupen; die Puppe ist spindelförmig, anfangs grün, und zuletzt braun. — Die hiervon, das heißt, von den Weißlingen, getrennten Gelblinge, die mit dem Lateinischen Gattungsnamen Colias belegt worden, haben ausgebildete Vorderbeine, meist gelbe Flügel, und auf der Mitte stets einen Fleck. Die Raupe ist kurz behaart, und hat an der Seite einen gelben Streif. — 40) Der Citronenfalter oder Vogel, das gelbe fliegende Blatt, der Wegedorn-Citronenweißling, der Kreuzdornfalter, der ganz gelbe Tagvogel, der gelbe Faulbaumvogel, der Hundsschmetterling (weil er in den Hundstagen nach seiner sommrichten Verwandlung fliegt), der sechsfüßige Tagfalter mit eckigen Flügeln, Colias s. Danaus Rhamni, ist einer von den Erstern im Frühlinge, die ihr Winterbehältniß verlassen. Wenn er sich mit dem Weibchen begattet hat, so legt dieses seine Eyer auf die Blätter des Faulbaums (Rhamnus frangula) und des Kreuzdorns, welches auch das Futter ist, wovon sich die Raupe nährt. Sie sitzt stets auf dem obern Theile des Blattes, und hält sich auf dem Stengel desselben mit den Nachschiebern fest.

Man muß genau auf sie merken, wenn man sie nicht vorbei gehen lassen will, weil sie gemeiniglich auf der Rippe des Blattes anliegt, und die völlige Farbe desselben hat. Nach ihrer Gestalt ist sie vorn und hinten dünner, als in der Mitte; sie ist mit vielen kleinen erhabenen Punkten bedeckt, welche sie bei dem Befühlen rauh macht. An der Fußseite läuft eine weißgelbliche Linie hin. Wenn sie ausgewachsen ist, welches im Juny oder July geschieht, so verwandelt sie sich in eine grüne Puppe, die sich ins Gelbliche neigt, mit einem Faden um den Leib hinten angesponnen ist, und nur eine Spitze vor dem Kopfe hat; der übrige Theil ist breit, und mit einer runden scharfen Nase versehen. Nach vierzehn Tagen, auch später, schlüpft der Schmetterling aus, der $2\frac{1}{2}$ Zoll breit ist. Der Kopf und die Bartspitzen sind röthlich, eben so seine Fühlhörner, die gegen andere kurz und keulenförmig sind. Alle Flügel haben einen glatten Umriß, die Vorderflügel gehen aber am Obereck etwas scharf zu, und sind unter diesem Eck am Saume schön ausgeschweift; die Hinterflügel sind in der Mitte eckig, oder laufen daselbst in ein Eck aus. Die Flügel der Männchen sind schön citrongelb, die der Weibchen aber blasser, und fallen mehr ins Weißliche. Fast in der Mitte eines jeden Flügels ist ein runder orangenfarbener oder zinnoberrother Fleck, welcher auf der untern Seite braun aussieht; dann sieht man noch in allen Rändern einige rothe Punkte; die Füße haben eine schwefelgelbe Farbe. — 41) Die goldene Achte, Danaus s. Colias Hyale, bis 2 Zoll breit, mit gelb- oder weißlichen Flügeln, die fein roth gerandet sind; der Aussenrand ist schwarz; auf den Hinterflügeln ein großer und ein kleiner Augenfleck, fast in Form einer Achte beisammen.

Von den Danaiden oder Danaern, den Weißlingen und Gelblingen, giebt es viele Ausländer, sowohl Asiaten, als Afrikaner, Amerikaner

und Neuholländer; sie zeichnen sich durch vielfältige Bandstreifen und Bänder aus, mit krummen und geraden Flügelbändern, mit einfachen und doppelten Rändern, mit Randflecken, mit Strichen und Punkten, Augen ꝛc.; dann mit verschiedenen farbigen Unterflügeln. Von den weißen Danaern oder Weißlingen kommen, außer den oben angeführten und beschriebenen Europäern, die auch in Deutschland zu Hause gehören, an Ausländern vor: der Weißling mit schwarzen Randstreifen; der schwarzgefleckte Weißling; der Weißling mit Kegelflecken; der Weißling mit großem braunen Unterflecke; der Weißling mit gelben Monden; der Weißling mit orangefarbigen Wurzelflecken; der Weißling mit citronengelben Unterseitenrändern; der Weißling mit gelbem Hinterrande; der Weißling mit einem schwarzen Balken; der Weißling mit grüner Unterspitze; der roth und schwarzbordirte Weißling; der Weißling mit grün gelblicher Unterseite; der Weißling mit incarnatfarbigen Hinterflügeln; der weißgraue Weißling; der Weißling mit röthlichen Hinterflügeln; der Weißling mit weißgrünlichem Eckbande; der Weißling mit zwei weißgrünlichen Bändern; der Weißling mit schwarzer Tresse; der grünbordirte Weißling; der doppelt braunbordirte Weißling; der schwarz- und weißstrahlichte Weißling; der Weißling mit gesichelten Flügeln; der schwarzadrige Weißling; der braungeaderte Weißling; der Weißling mit orangefarbiger Flügelspitze; der Weißling mit braunem Querstriche; in den Unterflügeln; der Weißling mit rothgelber, schwarzgesäumter Spitze; der Weißling mit schwarzer rothbandirter Spitze, von denen es einen großen und einen kleinen Schmetterling giebt; der

Weißling mit einem Blutrande, und dann auch eine Gattung mit einer Blutbinde; der Weißling mit einem krummen Blutstriche; der Weißling mit dem Mittelbande; der Weißling mit schwarzem Striche; der eckige Weißling mit zwei und drei silbernen Unterpunkten, und Andere. Von den gelben Danaern oder Gelblingen kommen als Ausländer vor: der hochschwefelgelbe Gelbling; der citrongelbe und orangenfarbig bordirte Gelbling; der Gelbling mit violetten Flecken; der Citronengelbling mit Zwillingsaugen; der orangenfarbige Gelbling mit citronengelbem Körper; der Gelbling mit violettem Rande; der Gelbling mit roſtfarbiger beſtäubter Unterſeite; der Gelbling mit gelbpunktirtem ſchwarzen Rande; der Gelbling mit braunem Eck; der Gelbling mit grünem Unterfutter; der Gelbling mit röthlichem dreieckigen Auge; der Gelbling mit ſilbernem Unterpunkte; der Gelbling mit ſehr tief gelben Unterſeiträndern; der Gelbling mit weißen Hinterflügeln; der goldgelbe Gelbling mit weißen Hinterflügeln; der Gelbling mit orangefarbiger Spitze und Andere. Dann kommen noch mehrere Arten bunter Danaer vor, wie z. B.: der rothe mit gelben Unterflügeln; der ſeladonfarbige; der weißrothliche mit orangenfarbiger Unterſeite; der bunte blauſpielende; der bunte neblicht punktirte ꝛc. ꝛc. Die Lateiniſchen Benennungen ſind hier wegen des öftern Wechſels derſelben nicht beigefügt worden; auch ſollte hier nur die große Verſchiedenheit in den Farben der Fremdlinge gezeigt werden.

D. Die Bauern- oder Schilderfalter, Plebeji rurales, bilden mehrere Familien. Zur erſten Familie gehören die kleingeſchwänzten Falter, Papiliones subcaudati: 42) Der Birkenfalter, der Nieren-

fleck, Papilio Betulae, ein kleiner anderthalb Zoll breiter Schmetterling oder Tagefalter, der sich gern an die Gesträuche in Gehölzen und Hecken ansetzt. Seine Flügel sind kleingeschwänzt, olivenbraun schillernd, die vordern in den Ecken mit einem nierenförmigen pomeranzengelben Flecke, und die hintern an den dicht beisammen stehenden Spitzen mit zwei dergleichen besetzt; die Unterflügel sind gelb, mit einer rothgelben von schwarz und weißen Linien begränzten Binde. Man findet ihn im Herbste. Die Raupe ist grün, mit zwei gelben Linien, und lebt im May und Junius auf den Kirschen, Pflaumen, Zwetschen, Pfirsichen, Schlehen, und andern verwandten Pflanzenarten, selten aber auf den Birken. Die Puppe ist rund, glatt, braun, und mit drei gelben Linien bemalt. — 43) Der Pflaumenfalter, kleine Schlehenschmetterling, Papilio Pruni, ein kleiner fünf Viertelzoll breiter Schmetterling, den man im Frühjahre auf den Gebüschen antrifft. Die Flügel sind olivenbraun, die hintern etwas gezähnt und geschwänzt; um den Rand des Hinterflügels laufen zwei Bänder, eins von blauer Farbe, das andere von orangengelben Flecken. Auf den Hinterflügeln ist unten eine breite orangenfarbige Binde. Die Raupe hält sich mit der vorhergehenden an einem Orte auf, und ist kupfergrün mit weißlichen Linien. Die Puppe ist dunkelbraun. — 44) Der Himbeerfalter, Hindbeerfalter, Himbeervogel, Grünling, Brombeerfalter, der blinde Argusschmetterling, braune Tagvogel der Brombeerstaude, Papilio Rubi, ein kleines hübsches Tagfalterchen von 1 Zoll Breite, das im Thüringer Walde in der Nähe der Wiesen sehr häufig auf dem niedrigen Gesträuche angetroffen wird. Er fliegt im April und May. Die ganze Oberfläche der Flügel ist dunkelbraun oder ein düsteres Olivenbraun, unten aber mit einem frischen Grün überzogen. Gewöhnlich stehen unten in den Hinterflügeln vier bis

fünf, auch weniger sichtbare weiße Punkte in der Mitte in einem halben Zirkel. Man soll die grüne Raupe auf den Brombeerstauden finden; sie verwandelt sich am Ende des Junius. Die Puppe ist kurz, grünlichbraun, am Kopfe rundlich mit zwei gelben Punkten. Auf jeder Seite des Rückens ist eine Reihe gelber Pünktchen. — Zur zweiten Familie gehören die goldglänzenden Falter, die Feuervögel. Papiliones rutili: 45) Der Feuerfalter, die Goldruthe, Papilio virgaurea, Hesperia Virgaureae, ein kleiner funf Viertelzoll breiter Schmetterling oder Tagefalter, welcher im Julius und August in Waldungen, auf Heiden umherfliegt, und besonders den Quedel liebt. Das Männchen ist oben feuerfarbig glänzend, mit schwarzem Saume um alle vier Flügel; das Weibchen ist bloß goldglänzend mit vielen schwarzen Flecken und Punkten auf den Vorderflügeln. — Zur dritten Familie gehören die vieläugigen Falter, Argusse, Papiliones polyophtalmi. Einige Entomologen haben hieraus eine Familie unter dem Namen Hesperia gebildet, und geben derselben folgende Gattungskennzeichen: die Gestalt ist klein, die Füße gleich lang, die Flügel glänzend, blau oder roth, auf der Unterfläche voll Augenflecken. Die Raupe ist schild- oder asselförmig; die Puppe sitzt an Pflanzenstengeln. Andere nennen sie Augenfalter, Lycaena, und charakterisiren sie wie folgt: die Vorderbeine vollkommen, doch etwas kurz; die Raupen eyförmig, oben gewölbt, unten flach, Kopf und Beine kaum zu sehen, Schildraupen. Die Flügel auf der Oberseite meist blau oder goldig, unten grau mit vielen Augenflecken. Erste Linie, mit einem rothgelben Querbande auf der untern Seite. — 46) Der gemeine Argusfalter, der Stechginster Argusfalter, Papilio Argus, Hesperia s. Lycaena Argus, ein fünf Viertelzoll breiter Schmetterling, der im Julius und August häufig in Wäldern gefunden wird. Das Männchen ist

oben blau, mit einem breiten schwarzen Saume und weißen Franzen. Von dem Saume aus gehen auf den Unterflügeln verschiedene schwarze Punkte in die Grundfarbe; die Unterseite ist aschgrau, mit vielen schwarzen Augenflecken, wovon die am Rande der Hinterflügel bläulichgrüne silberne Pupillen haben. Das Weibchen ist auf der Oberseite braun, und spielt bei frisch gefangenen Exemplaren von der Einlenkung der Flügel an bis gegen die Mitte etwas ins Blaue, es giebt aber auch Exemplare, jedoch seltene Spielarten, die eine ganz blaue Oberseite haben; durch beide Flügel geht ein rothgelbes Band, oder eine bogenreihe rothgelber Flecken; die untere Seite des Weibchens ist von der des Männchens fast gar nicht verschieden; auch hier findet man die silbernen Pupillen. Die Raupe lebt auf der Stechginster (Genista Germanica), Lucerne, Esparsette, und der Schmetterling fliegt im Julius aus. — 47) Der schöne Argus, der himmelblaue Argus, Papilio Bellargus, Hesperia s. Lycaena Bellargus, welcher in Thüringen Himmelsvögelchen genannt wird, und dessen ausgespannte Flügel fünf Viertelzoll in der Breite betragen. Die ganze Oberseite desselben ist mit dem schönsten Himmelblau geschmückt; der Saum ist mit einer schwarzen Linie umzogen, und die Hinterflügel sind schwarz punktirt. Die Franzen sind weiß und schwarz gefleckt. Auf der Unterseite mangeln der untern Augenreihe auf den Hinterflügeln die silbernen Pupillen, dafür hat sie zwei weiße, zuweilen zusammenhangende Flecken, deren einer kegelförmig, und mit der Wurzel gegen die Spitze zugekehrt ist. Das Weibchen ist oben braun, mit einer rothgelben Randbinde; die Unterseite gleichet dem Männchen, nur mit dem Unterschiede, daß dieses die rothgelbe Binde durch alle Flügel, bei jenem aber nur durch die untern hat. Der Falter erscheint im Junius und wird bis in September in den Gärten und auf Waldwiesen angetroffen. — 48) Der Ica-

rusfalter, der Erdbeerenargus, Papilio Icarus, Hesperia Icarus, ein kleines Falterchen von 1 Zoll Breite, der vom May bis zum August in den Wäldern und auf den Wiesen in Menge angetroffen wird. Das Männchen ist etwas größer als der Argusfalter. Die Flügel sind blau mit einem röthlichen Schimmer; die Franzen und die obere Rippe sind weiß; unten sind die Flügel aschfarbig, nach Einigen braungrau, mit schwarzen Augenflecken; die rothgelbe Binde ist nur schwach, und beinahe verloschen. Die Flecken, aus denen sie besteht, sind beinahe kappenförmig, und oben schwarz eingefaßt. Außer den Augenbogen und mittleren schwarzen Flecken befinden sich auf den Vorderflügeln gegen die Einlenkung zwei unter einander stehende Augen, wovon bisweilen eins fehlt. Das Weibchen ist oben braun, und hat ein rothgelbes Fleckenband, das bald durch alle Flügel geht, bald nur auf den untern sichtbar ist. Bei unbeschädigten Exemplaren bemerkt man meistens einen blauen Schimmer in der Gegend der Wurzel. Unten hat das Weibchen eine dunkelere Grundfarbe, als das Männchen, sonst aber hat es dieselbe Zeichnungen. Die grüne, an den Seiten gelbgefleckte Raupe hält sich auf den reifen Erdbeeren auf, in die sie ohrförmige Löcher frißt, und sich darein verbirgt. Das Weibchen wird von verschiedenen Naturforschern für eine besondere Art gehalten, und Polyphemus genannt. — 49) Der Geisklee-Argus, Papilio Aegon, kleiner, als der gemeine Argus, und dunkler von Farbe, mit einem breiten schwarzen Saume; unten mit silberblauen Pupillen. Das Weibchen ist wie bei dem genannten Argus, auf der Unterseite aber viel dunkler, als das Männchen. Die Puppe lebt auf dem Geisklee (Cythisus austriacus). Der Schmetterling fliegt zu Ende des Junius oder im Julius. — 50) Der gelbäugige Argus, Papilio Optilete. Das Männchen ist dunkelblau mit schwarzem Rande, das Weibchen schwarzbraun, mit einem ins

Blaue spielenden Mittelfelde; die untere Seite ist aschgrau, mit zwei Reihen gleichlaufender Randflecken; auf den Unterflügeln stehen noch einige Orangeflecken mit silbernen Pupillen. — 51) Der Espar-cetten-Argus, Papilio Leodorus, dessen Oberseite der Flügel bei dem Männchen von der Wurzel an bis zur Hälfte dunkelblau sind, sich aber gegen den äußern Rand zu ins Braune verlieren. Die hintern Flügel haben an dem Rande eine rothgelbe Binde mit schwarzen Punkten. Diese fehlt zuweilen, und dann ist die ganze Oberfläche aller Flügel blau. Unten ist dieser Argus dem Nr. 46 ähnlich, und hat auch Silberpunkte. Das Weibchen unterscheidet sich durch seine braune Farbe und den blauen Schimmer an der Wurzel; unten ist es dem Männchen gleich. Die Raupe wohnt auf dem gemeinen Wiesenklee, vorzüglich aber auf der Esparzette. Dieser Falter fliegt mit dem Vorhergehenden gleichzeitig. — 52) Der Argus Hylas, Papilio Hylas, dem himmelblauen Argus sehr ähnlich, nur von keiner so hohen Farbe. Die Unterseite ist aschgrau, ins Braune fallend. Auf den Vorderflügeln findet sich in der Mitte ein einziger schwarzer, weiß eingefaßter nierenförmiger Flecken, und am Rande drei rothgelbe verblichene, mit den Spitzen nach inwendig zu liegende Flecken. Quer durch die Flügel läuft eine Bogenreihe von sechs schwarzen, weißgeringten Augenflecken. Die Hinterflügel haben am Rande eine, aus rothgelben, kegelförmigen, mit der Spitze gegen innen zugekehrten Flecken bestehende Binde. Die augenförmige Bogenreihe besteht aus sehr kleinen schwarzen, weißgeringten Flecken. In der Mitte derselben ist ein weißlicher Strahl, und in dem Mittelfelde noch ein weißer herzförmiger Fleck. Das Weibchen ist braun, auf der Unterseite dem Männchen völlig gleich. Der Falter fliegt im Julius und August. — 53) Der Fetthennen-Argus, Papilio Telephii, welcher sich im Julius zeigt.

Die Flügel sind dunkelblau mit einem schwarzen Striche in der Mitte, und einem breiten schwarzbraunen Saume, in dem zuweilen auf allen Flügeln, zuweilen bloß auf den hintern eine, aus blauen Ringen bestehende Binde befindlich ist. Das Weibchen ist schwarzbraun, mit einem von der Wurzel an bis in die Hälfte der Flügel sich erstreckenden breiten blauen Strahle. Auf der untern Seite sind beide Geschlechter grau, und haben statt der Augenpunkte kleine viereckige Flecken. Die Raupe ist meergrün, mit einer veilchenblauen Rückenlinie, und mit vielen weißen Härchen besetzt; sie hält sich auf der Fetthenne (Sedum telephium), an der untern Seite der Blätter auf, deren Mark sie verzehrt. — 54) Der Thetisargus, Papilio Thetis, welcher sich im August zeigt. Das Männchen ist oben schön hellblau, mit einem schwärzlichen Schatten am Vorderrande, der sich bei einigen Exemplaren mehr, bei andern weniger verbreitet. Die Hinterflügel haben eine Randbinde von halbmondförmigen zinnoberrothen Flecken, an deren jedem ein schwarzer Punkt steht. Die Vorderflügel haben diese Einfassung etwas undeutlicher und ohne Punkte. Die Franzen sind weiß und schwarz gefleckt. Das Weibchen ist auf der obern Seite dunkelbraun, zuweilen mit einem blauen Schimmer; die Fleckenbinde ist orangegelb, und fehlt manchmal auf den Vorderflügeln, auf den hintern hat sie zuweilen eine blaue Einfassung. — Argusarten ohne gelbes Querband. — 55) Der Arionfalter, Randpunkt, Papilio Arion, der im July und August in den Wäldern und auf den nahe an denselben gelegenen Wiesen angetroffen wird. Die Flügel des Männchens sind dunkelblau mit einem tiefbraunen breiten Rande und weißen Saume. In der Mitte der Vorderflügel befindet sich ein schwarzes Strichchen, von welchem einige abgekürzte Strahlen von gleicher Farbe auslaufen, die bei einer etwas lebhaften Einbildungskraft die Lage der Finger einer ausgebreiteten Hand vorzu-

stellen scheinen, weshalb dieser Schmetterling auch von einigen Naturforschern der blaue Handvogel genannt wird. Die Zahl und der Ausdruck dieser Strahlen sind sehr verschieden. Die untere Seite ist aschgrau, mit schwarzen Augenflecken und spangrün angeflogener Wurzel. Das Weibchen hat ein viel blasseres Blau, sonst ist es von dem Männchen kaum verschieden. — 56) Der Hahnenkopf-Argus, Papilio Biton, nur im südlicheren Europa heimisch, hat auf der Oberseite der Flügel bei dem Männchen ein stark glänzendes Grünlichblau, mit einem breiten schwarzen Außenrande und dergleichen Adern; der Saum ist weiß. Das Weibchen hat eine glänzend braune Farbe und einen weißen Flecken am innern Winkel. Auf der Unterseite unterscheidet sich dieser Falter von allen übrigen durch einen breiten weißen Streifen, welcher sich von der Wurzel der Unterflügel bis zum Außenrande hinzieht. Die Raupe lebt auf der Esparcette oder dem Hahnenkopfe (Hedysarum Onobrychs). — 57) Der Faulbaum-Argus, der kleine Argus, der Streupunkt, Papilio Argiolus, ein sehr abweichender Argus, so daß man nicht bestimmt angeben kann, ob alle diese Abweichungen besondere Arten oder nur Varietäten einer einzelnen Spielart sind. Die Grundfarbe ist fast bei allen schwärzlich und mit einem blauen Silberglanze überzogen, der sich bald den Flügelrändern nähert, bald weiter davon entfernt. Die Unterflügel führen an dem Außenrande einige schwarze Punkte. Am kenntlichsten unterscheidet die Unterseite diesen Falter von allen andern Arten; sie ist milchweiß, und führt anstatt der Augenflecken strichförmige Punkte. Man kennt ihn auch unter dem Namen Cleobis. Die Raupe lebt auf dem Faulbaume (Rhamnus frangula). Die Grundfarbe ist gelblichgrün und über den Rücken zieht sich eine dunkelgrüne Linie. Kopf und Füße sind sehr klein, und glänzend schwarz. Dieser Falter fliegt im May auf Gartengehägen und

andern Strauchwerken; zuweilen findet man ihn auch auf der Erde sitzen, besonders an feuchten Stellen auf Wegen. Er ist aber nur einzeln oder allein. Die übrigen Argusarten, die man noch angeführt findet, sowohl mit, als ohne gelben Querband oder ohne Querbinde müssen hier übergangen werden, wie z. B. der Argus Coridon, der Argus Amphion, der Argus Thetis, der Argus Medon, der Argus Ceronus, der Argus Arkas, der Argus Meleager ꝛc. ꝛc. Auch ist es ungewiß, ob nicht hier einige Verwechselung vorgegangen, und Spielarten für Arten angeführt worden sind, da mehrere sehr mit einander in der Farbe ꝛc. übereinkommen.

E. Die Bürger, Dickkopffalter, Plebeji urbicolae. Die eine einzige Familie bilden, werden von Einigen bloß in Dickkopf, Hesperia, unterschieden mit folgender Charakteristik: der Kopf dick, Körper gedrungen; die Beine vollständig; die Flügel in der Ruhe nur halb aufgerichtet. Die Raupe fast nackt. Die Puppe in zusammengewickelten Blättern in einem Gewebe. — 58) Der Strichfalter, Papilio Comma, welcher in lichten Waldungen im Junius, Julius und August häufig vorkommt und 1 Zoll breit ist. Das Männchen ist oben rothgelb, mit einem breiten braunen Rande, und auf den Vorderflügeln mit einem schwarzen Striche, welcher wie ein Comma aussieht; das Weibchen ist braun, auf beiden Seiten mit einer einfachen gekrümmten Reihe gelber Flecken, doch ohne Komma. Die untere Seite ist bei beiden Geschlechtern grünlich. — 59) Der Kattunfalter, Papilio Fritellarius, mit ungezähnten, auseinanderstehenden, braunschwarzen und weißgefleckten Flügeln, die 1 Zoll breit sind. Die schwarzköpfige fahlbraune Raupe findet man an den Feld- und Gartenalleen. Dieser Schmetterling fliegt vorzüglich im Junius und Julius auf den Wiesen, Wäldern und an den Wegen herum. Er ist sehr gemein.

Ueber die Schmetterlinge sehe man nach:

Borkhausen, Naturgeschichte der Europäischen Schmetterlinge, nach systematischer Ordnung. 5 Bd. 1788—92.
Hübner, Sammlung Europäischer Schmetterlinge. 5 Bde. Augsburg, 1796—1824. — Dessen Sammlung exotischer Schmetterlinge. Augsburg, 1806. — Dessen Schmetterlinge, fortgesetzt von Geyer. Augsburg, 1832.
Freyer, neue Beiträge zur Schmetterlingskunde. Augsburg, 1839. 49 Hefte mit illuminirten Kupfern. — Dessen, die schädlichsten Schmetterlinge Deutschlands für Forstmänner, Oekonomen, Lehrer, Gartenbesitzer und Volks-Schulen. Nach der Natur beobachtet, beschrieben und abgebildet. Mit 12 Kupfertafeln. Augsburg, 1839.
Ochsenheimer, die Schmetterlinge von Europa, fortgesetzt von Treitschke. — Dessen Handbuch für Schmetterlingssammler. 1r Bd. Wien, 1834.
Esper, die Schmetterlinge in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen, herausgegeben von Touss. von Charpentier. Erlangen, 1834.
Fischer Edler von Roeslerstamm, Abbildungen zur Berichtigung und Ergänzung der Schmetterlingskunde, besonders der Mierolepidopterologie, als Supplement zu Treitschke's und Hübner's Europäischen Schmetterlingen. Leipzig, 1839.

Ackerveilchenfalter, s. Perlmutterfalter, kleiner.
Admiral, Papilio Atalanta, s. oben, S. 439.
Apollo, s. Augenspielfalter.
Argus (Erdbeeren-), s. Icarusfalter.
— (Esparcetten-), Papillo Leodorus, s. oben, S. 466.
— (Faulbaum-), Papilio Argiolus, s. das., S. 468.
— (Fetthennen-), Papilio Telephii, s. das., S. 466.
— (Geisklee-), Papilio Aegon, s. das., S. 465.
— (gelbäugiger), Papilio Optilete, s. das., S. 465.
— (Hahnenkopf-), s. das., S. 468.

Argus (himmelblauer), s. Argusfalter, schöner.
— (Hylas-), Papilio Hylas, s. oben, S. 466.
—, kleiner, Streupunkt, Faulbaumargus, Papilio Argiolus, s. Argus (Faulbaum-).
— (Stechginster-), s. Argusfalter, gemeiner.
— (Thetis-), Papilio Thetis, s. oben, S. 467.
Argusfalter, gemeiner, Stechginsterargus, Papilio Argus, s. oben, S. 463.
—, schöner, himmelblauer Argus, Papilio Bellargus, s. daselbst, S. 464.
Arionfalter, Randpunkt, Papilio Arion, s. das., S. 467.
Augenspiegelfalter, der rothe, der Hauswurzfalter, Apollo, Parnassus Apollo, s. das., S. 455.
Aurelia, die große und kleine, s. Fuchs, der große und kleine.
Aurorafalter, Kreßweißling, Danaus Cardamines, s. oben, S. 458.
Atlas (Deutscher), Roßgrasfalter, die Weißbinde, der Eremit, Papilio Hermione, s. daselbst, S. 450.
— (Europäischer), Papilio Semele, s. das., S. 451.
Bandargus, s. Waldfalter, gelbbandirter.
Baumweißling, Heckenweißling, Lilienvogel, Danaus Crataegi, s. oben, S. 457.
Bauern, Schilderfalter, kurzgeschwänzte Falter, Plebeji rurales, s. daselbst, S. 459.
Bergfalter, gemeiner, Blutgrasfalter, Papilio Medusa, s. das., S. 452.
Bergveilchenfalter, s. Perlmuttervogel, kleinster.
Birkenfalter, Nierenfleck, Papilio Betulae, s. oben, S. 461.
Blatt, gelbes fliegendes, s. Citronenfalter.

Blaukante, große und kleine, s. Fuchs, großer und kleiner.

Blutgrasfalter, s. Bergfalter, gemeiner.

Breitwegerichfalter, bandirter Mantel, gelber Würfelvogel, Damenbrett, Papilio Cinxia, s. oben, S. 448.

Brettspielfalter, Marmorargus, Halbtrauer, Lieschgrasfalter, Tagpapilion, die Galathea, Papilio Galathea, s. daselbst, S. 453.

Brombeerfalter, s. das., S. 462.

Bürger, Dickkopffalter, Plebeji Urbiculae, s. das., S. 469.

Buttervogel, s. Kohlweißling, großer.

C-Falter, weißer, Heckenkirschfalter, Papilio C-Albani, s. oben, S. 445.

Citronenfalter, gelbes fliegendes Blatt, Wegedorn-Citronenweißling, Kreuzdornfalter, gelber Tagvogel, gelber Faulbaumvogel, Hundsschmetterling, Colias Rhamni, s. daselbst, S. 458.

Citronenweißling, s. den vorhergehenden Schmetterling.

Damenbrett, s. Breitwegerichfalter.

Danaiden, Danai, s. oben, S. 456.

Dickkopffalter, Hesperia, s. das., S. 469.

Dillvogel, s. Schwalbenschwanz.

Distelfalter, die schöne Frau, Papilio Cardui, s. oben, S. 442.

Doppelaugfalter, der kleine, die Sammetborde, Papilio Amaryllis, s. daselbst, S. 452 u. f.

Dryaden, s. oben, S. 446.

Eckflügelfalter, Vanessa, s. das., S. 439.

Einaugfalter, der braune, Papilio Pamphilus, s. das., S. 453.

Eisvogel, großer, s. Pappelfalter.

Eremit, s. (Atlas, Deutscher).

Falter, der gelbbraune, fleckig gestreifte, s. Fleckenband.
—, goldglänzender, s. oben, S. 463.
—, kleingeschwänzte, s. Bauern.
—, vieläugige, Argusse, s. oben. S. 463.
Faulbaumvogel, der gelbe, s. Citronenfalter.
Fenchelfalter, s. Schwalbenschwanz.
Fetthennen-Argus, s. Argus.
Feuerfalter, Papilio virgaurea; s. oben, S. 463.
Fleckenband, der gelbbraune, fleckig gestreifte Falter, die kleinste Perlenbinde, Papilio Lucina, s. oben, s. 449.
Fleckenreihe, die, s. Perlmutterfalter.
Frau, die schöne, s. Distelfalter.
Fritillarienfalter, s. oben, S. 449.
Frühlingsherold, der kleine, s. Fuchs, der kleine.
Fuchs, großer, Aurelia, große Blaukante, Kirschfalter, Papilio Polychlorus, s. oben, S. 443.
—, kleiner, kleine Aurelia, Nesselfalter, kleiner Frühlingsherold, kleine Blaukante, Papilio Urticae, s. das., S. 444.
Galathea, die, s. Brettspielfalter.
Geiskleeargus, s. Argus.
Gelbäugiger Argus, s. daselbst.
Gelblinge, Colias, s. oben, S. 456, 458.
Goldruthe, s. Feuerfalter.
Grünling, s. Himbeerfalter.
Halbtrauer, s. Brettspielfalter.
Handvogel, der blaue, s. oben, S. 468.
Hauswurzfalter, s. Augenspiegelfalter, rother.
Heckenkirschfalter, s. C-Falter, weißer.
Heckenweißling, s. Baumweißling.
Helikonier, Heliconii, s. oben, S. 454.
Himbeerfalter, Grünling, Papilio Rubi, s. oben,

S. 462; dann auch eine Benennung des Silberstrichs, s. diesen.

Himmelblauer Argus, s. Argus, schöner.

Hundsgrasfalter, s. Waldfalter, gemeiner.

Hundsveilchenfalter, s. Perlmutterfalter, großer.

Hylasargus, s. unter Argus.

Icarusfalter, Papilio Icarus, s. oben, S. 464, 65.

Kaffeevogel, s. Waldfalter, gemeiner.

Kaisermantel, s. Silberstrich.

Kohlweißling, großer, Milchdieb, Buttervogel, Danaus Brassicae, s. oben, S. 456.

—, kleiner, Rübenfalter, Danaus Rapae, s. das.

—, grüner, Danaus Napi, s. Rübsenweißling.

Kattunfalter, Papilio Fritellarius, s. oben, S. 469.

Kirschfalter, s. Fuchs, großer.

Kreßweißling, Aurorafalter, Danaus Cardamines, s. oben, S. 458.

Kreuzdornfalter, s. Citronfalter.

Landkartenfalter, Vanessa Prorsa, s. oben, S. 445.

Lieschgrasfalter, s. Brettspielfalter.

Lilienvogel, s. Baumweißling.

Mantel, bandirter, s. Breitwegerichfalter.

Marmorargus, s. Brettspielfalter.

Märzveilchenfalter, s. Perlmutterfalter, der große.

Milchdieb, s. Kohlweißling, großer.

Nesselfalter, s. Fuchs, kleiner.

Nierenfleck, s. Birkenfalter.

Pappelfalter, großer Eisvogel, Papilio Populi, s. oben, S. 440.

Perlenbinde, die kleinste, s. Fleckenband.

Perlmutterfalter, großer, Hundsveilchenfalter, Papilio Aglaja, s. oben, S. 446.

—, mittlerer, Märzveilchenfalter, Fleckenreihe, Papilio Adippe, s. daselbst.

Perlmutterfalter, kleiner, die Prinzessin, der Ackerveilchenfalter, Papilio Lathonia, s. das., S. 447.
—, kleinster, Prinz, Bergveilchenfalter, Papilio Euphrosine, s. oben, S. 447.
Pfauentagfalter, Tagpfauenauge, Papilio Jo, s. das., S. 441.
Pflaumfalter, kleiner Schlehenschmetterling, Papilio Pruni, s. das., S. 462.
Priamus, Pieris Priamus, s. das., S. 454.
Prinz, s. Perlmutterfalter, kleinster.
Prinzessin, s. Perlmutterfalter, kleiner.
Queckengrasfalter, s. Waldfalter, gemeiner.
Randpunkt, s. Arionfalter.
Riedgrasfalter, s. Wiesenfalter, gemeiner.
Ritter, Equites, s. oben, S. 454.
Rostflügelfalter, Arcania, s. daselbst, S. 453.
Roßgrasfalter, s. Atlas, Deutscher.
Rübenfalter, s. Kohlweißling, kleiner.
Rübsenweißling, grüngerändeter Kohlweißling, Papilio Napi, s. oben, S. 457.
Sammtborde, s. Doppelaugfalter, kleiner.
Sandauge, das gelbe und braune, s. Wiesenfalter, gemeiner.
Schillerfalter, gemeiner, Schillervogel, Papilio Iris, s. oben, S. 440.
Schilderfalter, s. Bauern.
Schlehenschmetterling, s. Pflaumfalter.
Schwalbenschwanz, Fenchelfalter, Dillvogel, Papilio Machaon, s. oben, S. 454.
Segelfalter, Segelvogel, Schwalbenschwanz, Papilio Podalirius, s. daselbst, S. 455.
Senfweißling, Danaus Sinapis, s. das., S. 457.
Silberstrich, Kaiser, Himbeerfalter, Papilio Paphia, s. das., S. 447.
Spitzwegerichfalter, Papilio Delia, s. das., S. 449.

Stechginsterargus, s. Argus, gemeiner.
Streupunkt, s. Faulbaumargus.
Strichfalter, Papilio Comma, s. oben, S. 469.
Tagpapilion, s. Bretspielfalter.
Tagpfauenauge, s. Pfauentagfalter.
Tagvogel, brauner, der Brombeerstaude, s. oben, S. 462.
—, gelber, s. Citronenfalter.
Trauermantel, Papilio Antiopa, s. oben, S. 439.
Veilchenfalter, s. Perlmutterfalter, kleinster.
Vieläugiger Argus, s. unter Argus, oben, S. 463.
Waldargus, s. Waldfalter.
Waldfalter, gefleckter, Waldargus, Queckengrasfalter, s. oben, S. 452.
—, gelbbandirter, Bandargus, Papilio Megaera, s. daselbst.
Wegedornen-Citronenweißling, s. Citronenfalter.
Weißbinde, s. Rostgrasfalter.
Weißling, s. oben, S. 456.
Wiesenfalter, gemeiner, der Riedgrasfalter, das gelbe und braune Sandauge, Papilio Janira, s. das., S. 451.
Würfelvogel, gelber, s. das., S. 448.

Tagefrist, welches, nach Adelung, einen bestimmten Tag, einen Termin bezeichnet.

Tagefrohne, Frohnen oder Frohndienste, welche bei Tage oder am Tage geleistet werden, zum Unterschiede von den Nachtfrohnen; s. Frohndienst, Th. 15, S. 162.

Tagegang, Tagegänge, Tagegehänge, Tagekluft, im Bergbaue, Gänge, Flötze und Klüfte, welche nicht tief, sondern unter der Dammerde befindlich sind, ganz kurz liegen, und nicht weit fortsetzen, sich

jedoch mit Gangarten beweisen und selten Besteg halten. Diese Gänge setzen daher nicht in die Teufe oder Tiefe fort, und gehen oft am Tage aus. S. unter Kluft, Th. 41, S. 22.

Tagegarn, bei den Vogelstellern, s. Tagenetz.

Tagegebäude, im Bergbaue oder Bergwerke, diejenigen Gebäude, welche über der Erde beim Bergwerke angelegt werden, um darin die dazu gehörigen Arbeiten verrichten zu können. Man sieht bei diesen Gebäuden, wenn es keine ordentlichen Wohnungen sind, selten auf Zierlichkeit, und wenn sie von einem Orte zum andern in wenigen Jahren versetzt werden müssen, so baut man solche auch nicht dauerhaft. Diese Gebäude bestehen aus der Kaue, der Bergschmide, dem Zechen- oder Huthause, und dem Bergamtshause; s. diese Gebäude.

Tagegehänge, s. Tagegang.

Tagekluft, s. Tagegehänge.

Tagekohlen, Erdkohlen, eine Art gegrabener Holzkohlen, welche am Tage, das ist, mehr unter der Dammerde, gefunden werden, zum Unterschiede von den Pech- und Steinkohlen, welche in einer größern Tiefe brechen; s. unter Kohle, Th. 43.

Tagel, ein im Hochdeutschen unbekanntes Niederdeutsches Wort, womit man das Ende eines Strickes zum Prügeln bezeichnet; daher tageln, mit einem solchen Werkzeuge prügeln, ingleichen prügeln überhaupt. Es ist mit dem Hoch- und Oberdeutschen Zagel, Zahl, ein Schwanz, verwandt.

Tageleistung, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, eine Versammlung mehrerer Personen in öffentlichen Angelegenheiten an einem gewissen bestimmten Tage zu bezeichnen, einen Kreis-, Land- oder Reichstag. Es kommt, so wie das gleichbedeutende Tagesatzung noch in der Schweiz vor.

Tagelerche, s. unter Lerche, Th. 77, die Ackerlerche, S. 167 u. f., weil sie mit dem Anbruche des Tages

sich schon in die Höhe erhebt und singt, also der erste Vogel ist, der sich mit dem Aufgange der Sonne in die Luft erhebt.

Tageleuchte, eine Benennung des Augentrostes; s. diesen, Th. 11, S. 699.

Tagelilie, eine Benennung der Affodill- oder Asphodillilie; s. Th. 79, S. 44.

Tageln, s. Tagel.

Tagelohn, jedoch nur von mehreren Summen, der Lohn für die Handarbeit, in sofern derselbe nach Tagen bezahlt wird, im Gegensatze des Gedinges. Das Tagelohn mit einrechnen, 3. Mose 25, 50, 53. Um Tagelohn arbeiten. Hauptsächlich kommt das Tagelohn auf dem Lande vor, auf den Landgütern, wo nicht genugsam eigene Handdienste vorhanden sind. Man gebraucht die Tagelöhner hier zu den nöthigen Wirthschaftsgeschäften, besonders in der Erndte, und daher macht der Tagelohn einen nicht geringen Theil der baaren Wirthschaftsausgaben aus. Eine Landwirthschaft, wo fast Alles wegen Mangel der nöthigen Dienste für baares Geld verrichtet werden muß, ist da um so lästiger, wo die Frohn- oder Hofedienste noch geleistet werden müssen, also keine Ablösung der Landleute oder Bauern von der Gutsherrschaft Statt gefunden hat, aber diese Dienste nicht zureichen, die Wirthschaftsgeschäfte zu bestreiten; denn die Ausgabe an die Tagelöhner, der Tagelohn, bleibt gewiß, die Einnahme ist aber oft sehr ungewiß, und ein dergleichen Landgut ist daher zu kaufen oder zu pachten weit gefährlicher, als ein mit genugsamen Diensten versehenes. Die Taxations-Kommissarien haben daher alle Ursache, diese Art von Ausgaben genau zu prüfen, und mit der möglichsten Sorgfalt zu bestimmen; denn geschieht dieses nicht, so kann der Käufer oder Pachter eines solchen Gutes dadurch leicht in einen großen Schaden gesetzt werden. Die Einnahme einer Wirthschaft kann wohl von den Käufern und

Pächtern aus den ihnen vor Augen liegenden Wirthschaftstabellen übersehen werden; allein in Ansehung der Ausgaben, und besonders dieser Art von Ausgaben, sind sie, ohne eine richtige Nachweisung, diese Angelegenheit nicht zu beurtheilen im Stande, sondern müssen sich hierin bloß auf den ihnen vorgelegten Anschlag verlassen. Ist hier nun nicht die gehörige Genauigkeit beobachtet worden, so haben sie gegründete Ursache, sich über eine Verletzung zu beschweren. Die Ausmittelung der auf einem dergleichen Landgute nöthigen Lohnarbeiter ist schwerer, als von Vielen geglaubt wird; um so mehr Aufmerksamkeit verdienen sie auch daher, und es ist nicht rathsam, daß sich die Taxations-Kommissarien dieserhalb bloß an vorgelegten Rechnungen begnügen lassen; denn ohne der Unzuverlässigkeit solcher Rechnungen oft zu gedenken, so sind dergleichen Landgüter, welche zum öffentlichen Verkaufe angeschlagen werden müssen, gemeiniglich schon einige Zeit vorher schlecht bewirthschaftet worden, ja oft verschiedene Rubriken wegen Mangel der Kosten unbenutzt geblieben oder nutzlos geworden. Bei Veranschlagung eines Landgutes kann eine solche schlechte Wirthschaftsbetreibung nicht zum Grunde gelegt werden, sondern es muß nach der bestmöglichsten Bewirthschaftungsart in Betrachtung gezogen werden, und eine mit dem gehörigen Eifer und Fleiße betriebene Wirthschaftsführung verursacht auch mehr Kosten in Ansehung der Arbeiter, als eine träge und schläfrige, dieses ist gewiß Jedem einleuchtend. Da nun unter diesen Umständen aus den mangelhaften Rechnungen, sie mögen so zuverlässig seyn, als sie wollen, nur bloß das, was in den vorhergehenden Jahren an Tagelohn verausgabt worden, nicht aber was verausgabt werden soll und muß, ersehen werden kann, so ist gewiß, daß die Taxations-Kommissarien die Bestimmung der Arbeitskosten darauf allein nicht gründen können. Ein darüber angestelltes Zeugenverhör würde sie

eben so wenig aus der Ungewißheit reißen, sondern die Sache durch die verschiedenen Aussagen vielleicht noch zweifelhafter machen. Dieses ist auch nicht einmal nöthig; denn vernünftige und erfahrene Männer können die Anzahl der zu einem jeden Wirthschaftsgeschäft benöthigten Arbeiter selbst beurtheilen, und dieses ist gewiß der sicherste Weg, den sie hierüber einschlagen können. Kennen sie aber die Anzahl der zu einem jeden Geschäfte nöthigen Arbeiter, so dürfen sie nur die auf dem zu taxirenden Landgute befindlichen eigenen Dienste gegen die sämmtlichen Wirthschaftsgeschäfte halten, und gleichsam eins gegen das andere abwägen. Aus dieser angestellten Vergleichung wird sich ergeben, nicht allein wie viele fremde Arbeiter oder Tagelöhner für baaren Lohn noch erforderlich sind, sondern auch von welcher Beschaffenheit sie seyn müssen, welches in der Bestimmung des Lohnes einen großen Einfluß hat. Die größten baaren Ausgaben für Tagelohn ereignen sich an den meisten Orten, besonders wo ein weitläufiger Ackerbau vorhanden ist, in der Erndtezeit oder in den Erndtegeschäften. Es ist hauptsächlich nöthig, daß die Taxations-Kommissarien unterrichtet sind, wie viele Erndtearbeiter, nach dem Verhältniß der Größe des Ackers, nöthig sind, um hiernach die Tagelöhner zu beurtheilen, die auf einem abzuschätzenden Gute gebraucht werden, um hierin bei der Abschätzung des Geldes nicht zu irren (s. auch Tagelöhner). In den übrigen Wirthschaftsgeschäften wird ihre eigene Erfahrung die beste Lehrmeisterin seyn. Die, außer den zum Gute gehörigen Dienstleuten, benöthigten und mit baarem Gelde zu bezahlenden Arbeiter oder Tagelöhner, sind entweder eigene in dem Dorfe angesessene sogenannte Einlieger, oder auswärtige Tagelöhner. Daß die Ersteren die nöthigen Arbeiten um einen geringern Lohn verrichten, und auch zum Theil müssen, als die Letztern, geht ganz natürlich daraus hervor. Arbeiter, die nicht allein ihre

Mittags- und Abendmahlzeiten mit den Ihrigen jederzeit halten, sondern auch ihre Nachtruhe in ihrem eigenen Bette haben können, haben wenigern Lohn, als Fremde, welche ihren Unterhalt mit vieler Beschwerlichkeit mit sich führen, ihre eigene Haushaltung versäumen, und sich mit einem unbequemen fremden Lager behelfen müssen. Von der Taxations-Kommission ist daher bei Bestimmung des Arbeitslohnes ein gehöriger Unterschied zu machen, ob die zur Bestreitung der Wirthschaft nöthigen Arbeiter im Dorfe wohnhaft sind, oder nicht. Auch ist die Bezahlung der Tagelöhner in Ansehung des Geschlechts nicht einerley, indem eine Frauensperson wenigstens ein Viertheil, an einigen Orten auch wohl ein Drittheil an Arbeitslohn weniger, als eine Mannsperson erhält. Unter diesen Umständen ist wohl zu prüfen, ob die zu verrichtenden Geschäfte durchaus eine Mannsperson erfordern, oder auch von Weibern eben so gut verrichtet werden können. Es giebt Haushaltungsgeschäfte, die sich nur allein für Frauensleute schicken; nach dieser Verschiedenheit muß also auch der Lohn der Arbeiter verschieden seyn, oder verschiedentlich bestimmt und in Abzug gebracht werden. Es giebt wenige Orte, wo man nicht Tagelöhner oder doch Leute antrifft, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren müssen. Die Häuser, worin sie wohnen, gehören dem Gutsbesitzer, und sie geben dafür eine gewisse jährliche Miethe, oder verrichten dafür wöchentlich bestimmte Dienstage. Hier müssen nun die unterrichtete Kommissarien die Umstände des Guts und der dabei befindlichen Handdienste genau prüfen. Sind die eigenen Handdienste zur Bestreitung der sämmtlichen Wirthschaftsgeschäfte hinlänglich, so kann man es bei der festgesetzten Miethe dieser Häusler lassen; ist aber ein Mangel daran, so erfordert es die Nothwendigkeit, die sonst gewöhnliche Miethe in Naturaldienste zu verwandeln, und von dieser Verwandlung der Miethe in Naturaldienste haben

sich die Taxationskommissarien nicht abhalten zu lassen, wenn sie auch gleich zur Zeit der unternommenen Taxe dergleichen Leute bloß auf Miethe gesetzt finden sollten. An Orten, wo sonst nur Nahrung für Tagelöhner ist, wird es, wenn auch die gegenwärtigen sich diese Bedingung nicht gefallen lassen wollten, niemals an andern, so deren Stelle ersetzen, fehlen, so geringe diese Gegenstände einem Unerfahrenen scheinen mögen, so sind sie doch an Orten, wo ein Dienstmangel ist, von großer Wichtigkeit, und dürfen daher nicht außer Augen gesetzt werden. Es ist keine Kleinigkeit, wenn durch eine in diesem Stücke getroffene Einrichtung, auch nur jährlich funfzig bis hundert Thaler an Arbeitslohn erspart werden. Der Werth des Guts wird dadurch wenigstens auf **1000** und 2000 Thlr. offenbar erhöhet, und das ganze Gut, sowohl Käufern, als Pachtern annehmlicher gemacht. S. auch den folgenden Artikel.

Tagelöhner, Fr. Journalier, Gens de journée, Homme de journée, ein Handarbeiter, welcher um Tagelohn arbeitet. Im Schwabenspiegel Tagewerker, ehemals auch Liedlöhner. Also in engerer Bedeutung ein unzünftiger Handarbeiter, der kein Handwerk betreibt oder kein eigentliches bürgerliches Gewerbe, sondern bloß diejenigen Dienste leistet, die auf dem Felde oder Acker verrichtet werden, und wozu er angewiesen wird, und in den Städten ein Handlanger, Handreicher, sowohl bei den Handwerkern, wie z. B. den Maurern, als auch bei andern Geschäften, im Handel, bei der Apothekerkunst ꝛc., wo sie Handarbeiten verrichten. Hier ist nur von den Tagelöhnern bei der Landwirthschaft die Rede, die jetzt da um so mehr und nöthiger gebraucht werden, wo die Separation der Güter oder die Ablösung der Bauern ꝛc. von dem Gutsherrn Statt gefunden hat. Die Tagelöhner auf den Gütern sind Leute, die sich verpflichtet haben, dem Herrn Jahr aus Jahr ein zu dienen. Die meisten Arbeiten läßt

man durch das Gesinde verrichten, weil man dasselbe zu jeder Zeit, Tag und Nacht, haben kann, welches bei den Tagelöhnern nicht der Fall ist, die nur bis zu einer bestimmten Zeit von des Morgens bis des Abends arbeiten. Man schlägt in Hinsicht der Tagelöhner vor, um solche in der Arbeit thätig zu erhalten: 1) einen sehr billigen Miethszins für die Wohnung derselben zu nehmen, und die Miethe dann von der Arbeit abzurechnen; 2) ihnen Acker zum Selbstanbau der nöthigen Kartoffeln zu geben; 3) ihnen die nöthige Milch zu dem selbstkostenden Preise, oder ihnen Kuhweide zu geben, eben so halte man es auch 4) wegen des Brennmaterials, und 5) gebe man ihnen den Hausarzt und die Medikamente frei. In Hinsicht der Arbeit selbst, soll es vortheilhaft seyn, wenn es die Arbeit zuläßt, sie ihnen in Akkord oder Verdingung zu geben. Koppe hat die Geldsätze, die in der Landwirthschaft vorkommen, berechnet, und folgendermaßen festgestellt:

	Rt	Sgr	d
Einen Morgen Getreide auf mittlerem Boden zu mähen . . .	—	3	9
Eine gleiche Fläche Getreide auf schwerem Boden	—	5	—
Das Seilknüpfen pro Schock .	—	—	3
Das Mähen und Heuen eines Morgens guter Wiese, die 12 bis 16 Ctr. Heu giebt, kostet bei jedem Schnitte	—	10-25	—
Wird die Heuerndte für einen gewissen Antheil gemacht, so giebt man den 3ten oder 7ten Theil			
Bei der Aufnahme der Kartoffeln bezahlt man den Wispel mit .	—	10-20	—
Das Auswerfen einer Schachtruthe Erde von 144 Kubikfuß, aus der			

	Rt	Sgr	₰
Tiefe geholt, und mit Hauen und Ausarbeiten	—	3-5	—
Muß die Erde gekarrt werden .	—	7	6
Das Umgraben einer Quadratruthe gewöhnlichen Gerstenlandes .	—	—	3-6
2 Fuß tiefes Rajolen, die Quadratruthe mit	—	2	—
Beim Lehmboden mit	—	3-4	—
Bei der Anfertigung von Gruben giebt man, wenn sie tief sind .	—	3-5	—
Bei dem Mergel zahlt man für das Loshauen und Einladen einer Schachtruthe, wenn der Arbeiter die Pferde dazu giebt . . .	—	4-8	—
Das Reinigen der Grundstücke von Sträuchern ꝛc. kostet von 15 Sgr. bis	2	—	—
Eine Klafter Klobenholz zu schlagen, 3 Fuß lang	—	6-10	—
Eine Klafter Knüppelholz . . .	—	5-7	—
Wird das Holz gerodet und in Stubben gesetzt	—	15-20	—
Das Kleinmachen einer Klafter Holz zum Küchengebrauche .	—	15-20	—
Für den Scheffel Hechsel mit einer Handmaschine geschnitten . .	—	—	3-4

Man stellt die Männer zum Mähen und zum Dreschen an. Ein Mann mähet vom aufrechtstehenden Sommergetreide, Hafer oder Gerste, $2\frac{1}{2}$ bis 3 Morgen, vom liegenden $1\frac{1}{2}$ bis 2 Morgen; Bohnen, Erbsen, Wicken, überhaupt von allen Hülsenfrüchten $1\frac{1}{2}$ bis 2 Morgen täglich. Mit dem Klee und dem Grase verhält es sich eben so, nämlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Morgen täglich, welches das Höchste ist. — Eine Frau, die bei der Erndte hilft, ist

im Stande, so viel Halmfrucht abzuraffen, als ein Mann zu mähen vermag; auch bringt sie dieselbe gleich ins Gelege. Zum Harken und in Haufen setzen des Getreides gehört auf drei bis vier Binderinnen ein Aufsetzer. Die Handarbeit bei dem Nachharken mit dem Pferde, und das Aufwinden des Gerösses ist pro Morgen mit $\frac{1}{3}$ Tagewerk anzuschlagen, folglich 3 Morgen pro Tag. Auf Schwaden getrocknetes Getreide erfordert zum einmaligen Wenden, Aufbinden, in Haufen setzen und Einharken des Gerösses pro Morgen wenigstens einen Frauenhandtag, doch wegen Störung der Witterung muß man $1\frac{1}{2}$ Tag rechnen. Beim Einfahren des Getreides werden fünf bis sechs Leute erfordert (zwei, welche lagern, zwei, welche aufstechen, und einer, der einharkt), welche mit Wechselwagen täglich 24 bis 30, auch wohl 36 Fuder laden können. Hülsenfrüchte und Heu können aber von einer gleichen Anzahl Menschen, nicht so viel beschafft werden, ungefähr 22—26 Fuder, und von den Oelfrüchten, als Raps und Rübsen, können nur 16—20 Fuder täglich geladen werden Zum Abladen und Einpacken des Getreides rechnet man auf jede 6 bis 8 Fuß Entfernung in der Scheune, oder auf eben so viel Höhe in den Miethen, eine Frau, und auf 8 bis 10 Fuß wird ein Mann gestellt. Zwei Dreschер können täglich 5 — 6 Stiegen Winterung, und 7 — 8 Stiegen Sommerung ausdreschen. Ein Mann ladet täglich 9 — 10 vierspännige Fuhren Dünger, und eine Frau 6 — 7 dergleichen Fuder; eben so vermag eine Frau täglich auf einen Morgen den Dünger gleichmäßig auszubreiten, und es macht hier keinen Unterschied, ob die Düngung schwach oder stark ist. — Ein Säemann besäet täglich vier und zwanzig Morgen, oder er vermag einen Wispel Getreide gleichmäßig in einem Tage auszusäen, also auf den Morgen einen Scheffel, und wenn er seine Sache versteht, so wirft er in der Regel das Korn auch 8 Fuß breit aus; er kann auch wohl in einer

Stunde 2 Scheffel säen. Kartoffeln, welche nach dem Pfluge gelegt werden sollen, werden auf diese Weise berechnet, daß man auf drei Pflüge sechs Frauen anstellt. Auf das Pflanzen von Kohl, Tabak und Rüben auf 1, auch 1½ Fuß weite Entfernung, rechnet man pro Morgen vier Frauen täglich. Kartoffeln, in Tagelohn behackt, erfordern zu dem Behacken eines Morgens acht bis neun Leute. — Zum Melken und zur Fütterung der Kühe rechnet man, wenn Heu und Stroh gefüttert wird, auch der Stall täglich ausgemistet werden soll, auf funfzehn bis sechzehn Kühe eine Magd, wo aber Branntweinspülicht oder Schlämpe gleich von der Brauerey aus in die Krippe geleitet werden kann, kann ein Mann dreißig bis vierzig Stück Kühe verpflegen; das Ausmisten kann er aber nicht dabei besorgen. Bei der Ochsenmästung mit Hackfrüchten kann eine Person achtzehn bis zwanzig Stück Kühe besorgen. Hechsel kann auf einer guten gewöhnlichen Maschine, wenn derselbe ½ Zoll lang ist, 20 bis 24 Scheffel den Tag über geschnitten werden, und wenn derselbe etwas länger ist, 30 bis 36 Scheffel, also für den Bedarf von fünf und zwanzig bis dreißig, auch wohl sechs und dreißig Stück Rindvieh ꝛc. — Die Fütterung von fünfhundert Schafen, wenn solche mit Heu und Stroh ernährt werden, kann, bei fleißiger Arbeit, ein Mann in einem Tage besorgen, und sobald die Fütterung in Hackfrüchten und in Branntweinspülicht besteht, kann er dreihundert Schafe besorgen; man rechnet daher durchschnittlich auf tausend Schafe einen Schäfer und zwei Knechte. Was die Wäsche der Schafe betrifft, so kann ein Mensch in Verbindung mit andern täglich sechzehn bis zwanzig Schafe, und wenn das Wasser recht gut ist, wohl fünf und zwanzig derselben reinigen. Eine Scheererin kann, wenn sie fleißig ist, achtzehn bis zwanzig Schafe scheeren. — Um die Zahl der Handarbeitstage, und eben so die dazu gehörigen Handarbeiter zu bestimmen, kommt es auf den

Boden an, ob dieser schwer oder leicht ist; ferner auf die Größe des zu bebauenden Flächenraums, welche Früchte gebauet werden, und welches System eingeführt ist; es ist die Lage der Aecker, die Arondirung, welche den Aufwand an Kräften erleichtert und erschwert. Block nimmt zu einer oberflächlichen Ermittelung des Bedarfs an Handarbeitstagen Folgendes an: Bei Ackerland, wo ein geringer Theil desselben angebauet wird, also ein Viertel des ganzen Areals unter dem Pfluge bearbeitet wird, der Boden leicht ist, und in mittlerer Entfernung vom Wirthschaftshofe liegt, also alle Arbeiten leicht sind, wird es möglich, alle Geschäfte mit sieben Handarbeitstagen jährlich im Durchschnitte pro Morgen zu bestellen, wo hingegen die ganze Fläche jährlich mit dem Pfluge bestellt werden muß, der Boden schwer, die Erndte, so wie die Anstaltung von Viehhaltung stark, und die Entfernung vom Wirthschaftshofe groß ist, da wird der Morgen im Durchschnitt jährlich zwanzig Handarbeitstage erfordern. Nach dieser Annahme von sieben Handarbeitstagen pro Morgen als niedrigsten, und von zwanzig Handarbeitstagen als höchsten Satz, und bei der Rechnung auf dreihundert Arbeitstage im Jahre, macht es in einer Stufenfolge von einem Arbeitstage pro Klasse, folgende vierzehn Klassen des Bedarfs. Die erste Klasse erfordert sieben Arbeitstage pro Morgen, oder auf $42\frac{6}{7}$ Morgen einen Arbeiter; die zweite Klasse erfordert acht Handarbeitstage pro Morgen, oder auf $37\frac{1}{2}$ Morgen einen Arbeiter; die dritte Klasse erfordert neun Handarbeitstage pro Morgen, oder auf $33\frac{1}{3}$ Morgen einen Arbeiter; die vierte Klasse erfordert zehn Handarbeitstage pro Morgen, oder auf 30 Morgen einen Arbeiter; die fünfte Klasse erfordert eilf Handarbeitstage pro Morgen, oder auf $27\frac{3}{11}$ Morgen einen Arbeiter; die sechste Klasse erfordert zwölf Handarbeitstage, und es wird auf 25 Morgen ein Arbeiter gerechnet; die siebente Klasse verlangt

dreizehn Handarbeitstage, und es kommen $23\frac{1}{13}$ Morgen auf einen Arbeiter; die achte Klasse braucht vierzehn Handarbeitstage, und $21\frac{3}{7}$ Morgen werden auf einen Arbeiter gerechnet; die neunte Klasse erfordert funfzehn Handarbeitstage pro Morgen, und hier fallen 20 Morgen auf einen Arbeiter; die zehnte Klasse erfordert sechzehn Handarbeitstage, und es kommen hier $18\frac{3}{4}$ Morgen auf einen Arbeiter; die eilfte Klasse erfordert siebzehn Handarbeitstage und auf $17\frac{1}{17}$ Morgen kommt ein Arbeiter; die zwölfte Klasse erfordert achtzehn Handarbeitstage, und es kommen $16\frac{2}{3}$ Morgen auf einen Arbeiter; die dreizehnte Klasse erfordert neunzehn Handarbeitstage, und es fallen $15\frac{9}{10}$ Morgen auf einen Arbeiter; die vierzehnte und letzte Klasse bedarf zwanzig Handarbeitstage, und auf 15 Morgen ist ein Handarbeiter nöthig. Block nimmt zugleich an, daß die erforderlichen Arbeiter ungefähr $\frac{3}{5}$ bis $\frac{2}{3}$ männliche und $\frac{2}{5}$ bis $\frac{1}{3}$ weibliche seyn sollen. — Ein Tagelöhner oder Lohnarbeiter muß so viel verdienen, daß er noch eine Person und zwei Kinder mit ernähren kann. Der jährliche Durchschnitt der täglichen Löhnung ist pro Tag 4 Metzen Rockenwerth, hiernach wird also ein Arbeiter wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Scheffel Rockenwerth verdienen. Schlägt man nun den Scheffel Rocken zu einem Thaler an, so macht das Tagelohn eines Mannes $7\frac{1}{2}$ Sgr., also auf dreihundert Arbeitstage 75 Thlr.; für jährliche Miethe werden 12 Thlr. abgerechnet, so bleiben ihm noch 63 Thlr., welche auf dreihundert Arbeitstage vertheilt, den täglichen Lohn eines Mannes auf ungefähr 6 Sgr. $3\frac{1}{2}$ Pf. stellen. Für die Weiberarbeit zahlt man pro Tag $2\frac{2}{3}$ Metzen Rockenwerth, also wöchentlich einen Scheffel, welches auf den Tag 5 Sgr. beträgt, und jährlich 50 Thlr. Rechnet man nun für Miethe 12 Thlr. ab, so verbleiben noch 38 Thlr; demnach würde eine Weiberhandarbeit täglich mit 3 Sgr. und ungefähr $9\frac{1}{2}$ Pf. bezahlt werden. Man kann annehmen, daß die

Kosten des Gesindes um 10 Prozent höher als die der Tagelöhner zu stehen kommen; z. B. der Unterhalt eines Großknechts beläuft sich auf 10 bis 13 Thlr. höher, als der eines Tagelöhners; denn der Erstere bekommt an Lohn 25 bis 30 Thlr., und die Beköstigung muß auf 50 bis 55 Thlr. angeschlagen werden. Die Kleinknechte oder Euken kommen ungefähr um $\frac{1}{5}$ geringer als die Großknechte zu stehen; ihr Lohn ist 12 Thlr., so daß sie mit der Beköstigung, die sich eben so hoch hinausläuft, als bei dem Großknechte, auf 60 bis 65 Thlr. zu stehen kommen. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Haus- und Viehmägden, sie erhalten ebenfalls nur, wie die Kleinknechte, 12 Thlr. Lohn. Hieraus kann man nun den Lohn der Tagelöhner ersehen und berechnen, wie viele Tagelöhner man in Arbeit nöthig hat, und was sie kosten, oder deren Unterhaltung kostet. — In den Ländern, wo die Ablösung der Bauern von der Gutsherrschaft noch nicht geschehen ist, und jene daher noch dem Gutsherren Dienste leisten müssen, da kommen die Tagelöhner nicht so in Anspruch, als da, wo die Ablösung geschehen ist; denn hier muß jeder Gutsherr für seine Arbeiter sorgen, da er nun keine Hofedienste mehr geleistet erhält, und deshalb müssen auch die nöthigen Tagelöhner in jedem Dorfe oder bei jedem Gute vorhanden seyn. Schon in den Ländern, wo die Hofedienste noch bestehen, sind Tagelöhner nöthig, die den Gutsbesitzern sowohl auf dem Felde, als in den Scheunen und Häusern zu Hülfe kommen, um die Geschäfte der Landwirthschaft auszuführen, und den Ertrag des Feldes zu vermehren. Wollte Jemand, der ein Landgut von einiger Größe und Bedeutung hat, so viel Gesinde in Lohn und Brod erhalten, als nöthig ist, die Arbeit auf demselben zu verrichten, so hat er zu manchen Zeiten zu viel, und zu andern wieder zu wenig; bald muß er die Leute übertreiben, bald sind sie müßig. Diejenigen, welche die gewon-

nenen Früchte von einer Zeit zur andern ausdreschen, sind nicht im Stande sie ihm in der Erndte abzumähen und einzusammeln, und will er Leute genug zur Erndte haben, so hat er deren zu viel zur Winterarbeit; daher ist es gut, wenn in einem Orte so viele Tagelöhner wohnen, als der Landmann und Gutsbesitzer zur Hülfe gebraucht, und die hernach, wenn er keine Arbeit mehr für sie hat, sich in ihrer Haushaltung anderweitig beschäftigen. Hier nur ein Beispiel im Kleinen zur Erläuterung dieses Satzes. In dem Dorfe T — wohnen dreißig Landleute und zehn Tagelöhner. In der Erndte müssen jene den Pflug bei Seite legen, und die Pferde in dem Stalle stehen lassen, und fast alle mit einander Mäher und Schnitter werden. Vor dieser Arbeit müssen sie daher die Arbeit auf dem Felde mit dem Viehe verdoppeln, und in derselben hört sie ganz auf; sie hat also keine Gleichförmigkeit. Die Pferde fressen das Futter ohne Dienste zu leisten, und wollten sie es ihnen abziehen oder es mager machen, so lassen sie es stehen, hungern ab, und gehen verloren. Hier ist also Alles mit der Sichel auf dem Felde, Herr und Frau, Knecht und Magd, Alt und Jung gehen und arbeiten, weil die Unterstützung, die sie von den wenigen Tagelöhnern haben, zu geringe ist. Der innere Haushalt bleibt unter der Zeit ganz liegen; es ist fast Niemand im Dorfe, als kleine Kinder, welche ohne Aufsicht auf der Straße herumlaufen, die Schule versäumen, und sonst noch Gefahr laufen zu verunglücken. Die Frauen haben nicht Zeit, die Küche zu besorgen, und die Leute müssen bei der härtesten Arbeit mit schlechter Kost vorlieb nehmen. Greise, Schwangere und Kinder müssen sich über ihre Kräfte dabei anstrengen, besonders wenn die Jahreszeit sie treibt, und sie bei schlechter Witterung mit der Arbeit ins Gedränge kommen. Der reichste Landmann mit seiner Frau sind so übel daran, als der geringste Tagelöhner, ja noch schlimmer, weil auf ihnen die ganze

Last ruhet, Alles von ihnen, von ihrer Führung abhängt, und bei der Leitung müssen sie noch selbst angestrengt mit arbeiten, können sich keine augenblickliche Erholung gönnen; ja sie müssen oft die Nacht zu Hülfe nehmen, und sich von der Ruhe abbrechen, die doch nach der Arbeit so nothwendig ist. Im Winter muß die Frau und die Magd sowohl mit dreschen, als der Herr und der Knecht. Die Nadel und der Spinnrocken sind wenig im Gebrauche; der Mann und die Kinder haben wenig Pflege, weil die Frauensleute der Männer Arbeit thun müssen; sie entbehren daher der meisten Bequemlichkeiten des Lebens. Alle Dorfbewohner sind durch die Arbeit niedergedrückt, und durch die Menge der Geschäfte so verwirrt, daß sie sich kaum besinnen können, was sie zuerst beginnen sollen, oder was sie noch Nothwendigeres zu thun unterlassen haben; sie haben daher von den Annehmlichkeiten des Lebens, die doch auch als Erholung nach angestrengter Arbeit dienen, wenig Empfindung; dieses macht sie oft mürrisch, verdrießlich, leitet ihren Hang zur übertriebenen Sparsamkeit und zum Geitze hin; nur Geld, Acker, Vieh und Früchte sind ihr höchster Genuß; nur an diesem hangen sie, und werden dadurch mißtrauisch und ungerecht gegen einander, übervortheilen sich, wo sie nur können. Dieses ist also kein Gewinn, den sowohl die Landwirthschaft, wie die Menschheit von einer solchen Bewirthschaftung zieht. — In dem Dorfe W— wohnen dagegen zehn Landleute und dreißig Tagelöhner, dabei liegt ein adeliges Gut von zweiundzwanzig Hufen Landes. Diese nähren sich bequem und bei manchen gebotenen Genüssen; kurz sie genießen ihr Leben bei der Arbeit. Der Landmann bleibt bei seinem Feldbaue und Geschäften, und die Hausfrau bei ihrer Hauswirthschaft und bei ihren Kindern. Haben sie den Knecht und die Magd nicht nöthig, oder haben sie erwachsene Kinder, so schicken sie solche zur Zeit der Erndte mit aufs Feld zum Mähen und zum Sammeln.

Der größte Theil der Feldarbeit wird durch die Tagelöhner verrichtet, und ein jeder Landmann hat dazu seine gewissen Arbeiter. Diese bekommen zum Lohne von der Winterfrucht, so auch von Erbsen und Bohnen, und von der Gerste, wenn sie gut steht, den Zehnten. Dafür müssen sie die Früchte abschneiden oder mähen, Gerste und Hafer sammeln und binden, Heu und Grummet machen; die Arbeit des Flachses verrichten, Kohl stecken ꝛc., und als eine Zulage erhalten sie beim Sammeln der Sommerfrüchte entweder die Kost, oder statt derselben einen halben Scheffel Frucht, halb Gerste, halb Rocken; bei der Flachsarbeit und dem Kohlpflanzen etwas reichlichere Mahlzeiten, als gewöhnlich, und zuletzt einen Erndteschmaus. Das Mähen der Gerste, des Hafers und des Heues wird der Acker mit vier gute Groschen bezahlt. Hier ist es nicht gewöhnlich, daß Weiber dreschen. Die Hausfrau besorgt die Küche, und trägt den Hausgenossen eine gute Mahlzeit auf; Tochter und Magd besorgen das Vieh, beschäftigen sich mit der Flachsarbeit, spinnen und nähen, und die Hausfrau macht dafür jährlich ein Stück Geld aus der Viehzucht und Leinwand, damit sie dem Manne zu Hülfe kommt. Zur Winterszeit, wenn die Feldarbeit ganz aufhört, geht der Hausherr mit dem Knechte in die Scheune zum Dreschen; wenn er aber sein Getreide allein auszudreschen nicht im Stande ist, nimmt er Tagelöhner zur Hülfe, besonders da er dabei das Vieh füttern, Hechsel schneiden, und manche kleine Hausarbeiten verrichten muß. Der Lohndrescher erhält in manchen Gegenden auf Bauernhöfen den funfzehnten, auf herrschaftlichen Gütern den sechzehnten Scheffel, der Preis des Getreides sey, welcher er wolle, und hier ist dieses angenommen worden. — Es ist also gut so viele Tagelöhner in einem Dorfe zu haben, als man gebraucht. Die Tagelöhner müssen sich dann noch ferner nach Arbeit umthun, und für ihre Nahrung sorgen, welches auf folgende Weise ge-

schieht: Das Stroh, welches der Tagelöhner am Zehnten verdient, wendet er an, eine Kuh damit auszufüttern, und sammelt entweder in seinem Garten, oder kauft sich so viel Heu und Grummet, als nöthig ist, den Hexel grün zu machen; seine Frau und Kinder müssen im Sommer so viel Futter zusammenlesen oder suchen, und Kraut aus den Früchten gäten, als zu ihrem Unterhalte nöthig ist. Davon hat er die schöne Nahrung der Milch und Butter, um sein Brod und seine Speisen fett und wohlschmeckend zu machen, und derjenige wird für einen armen Mann gehalten, der keine Kuh hat. Der Mist, den er mit seinem Viehe macht, nimmt ihm der Landmann ab; er düngt ihm damit einen Acker Land von seinem Gute, welchen der Tagelöhner mit Flachs besäet, und ihn mit etwas Kohl und Gemüse auf seine eigene Rechnung bepflanzt. Das zweite und dritte Jahr der Besserung genießt hernach der Landmann, und hat keinen Schaden von dem Handel, weil er das Land fett düngt, und also das Stroh, welches er dem Tagelöhner für seine Arbeit gegeben, wieder in sein Land bekommt. Den Flachs von diesem Lande macht die Frau des Tagelöhners im Herbste mit den Ihrigen rein, spinnt ihn im Winter, kleidet sich davon, löset aus dem Garne einige Groschen Geld zu kleinen Ausgaben in der Haushaltung, oder läßt ein Stück Linnen zum Verkaufe machen. Sie kauft von dem Landmanne ein Paar Ferkel um Lichtmesse, zieht sie heran, und verkauft im Herbste Eins der Schweine, und schlachtet das andere. Sie zieht einige Gänse auf, von denen sie ein Paar für den eigenen Haushalt behält, die andern verkauft. Der Garten wird gehörig gebauet, und giebt im Sommer das frische Gemüse, und im Herbste das Obst her. Die Tagelöhner sind zum Theil Leineweber, und wenn die Arbeit bei dem Landmanne aufhört, so setzen sie sich auf den Webestuhl, und verdienen darauf ihr Brod. Wenn sie den Flachs selber bauen, spinnen und verweben, so ist her-

nach der ganze Werth des Linnen der Ihrige. Andere gehen im Frühjahre aus der Scheune in den Wald, und verdienen mit Holzhauen ihren Unterhalt. Wer sich im Dorfe nicht nähren kann, sucht sein Brod über Land, und fängt einen kleinen Handel mit Vieh, Fellen, und Lebensmitteln an. Alles muß arbeiten; die Kinder werden zwar zur Schule angehalten, nicht bloß im Winter, und da beständig, als auch eine gute Zeit im Sommer, auch gönnt man ihnen eine Stunde zum Spielen und zur Bewegung; sie müssen aber auch bei Zeiten mit Hand an die Haushaltung legen, Futter für das Vieh suchen, spinnen, stricken, und die größern die kleinern warten, damit die Hausfrau Zeit zu ihren Geschäften habe. Man erwirbt sich beinahe alle Lebensmittel selbst, und kauft wenig. Der Zehnte und das Drescherlohn giebt einen guten Theil des Brodes her. Man säet und pflanzt das Gemüse und die Zukost. Man hat Milch, Butter, Käse und Eyer, die älteste und gesundeste Nahrung. Man schlachtet etwas Vieh ein, und behilft sich mit wenig Fleisch; man kleidet sich mit selbstgesponnenem und gewebtem Zeuge, nicht stattlich, aber doch reinlich. Das Hausgeräth ist wenig, aber genug für die Bedürfnisse des Lebens, und es wohnt mehr Zufriedenheit, als Aufwand in der Hütte. Indessen ist der Grund der Nahrung und des Unterhalts des Tagelöhners auf dem Lande immer die Haushaltung des Landmannes und Gutsbesitzers. „Diese sind, sagt ein Landwirth, gleichsam der Weinstock, und ihre Arbeiter sind die Reben, welche von ihnen Saft und Kraft bekommen, und dieses ist gewiß etwas sehr Tröstliches und Freudenvolles ganzen Familien, Mann, Frau und Kindern, Brod zu verschaffen, und ein Werkzeug der Vorsehung zu werden, um seine Mitmenschen zu versorgen. Dieses ist eine Nachahmung der Gottheit, die dem Leibe seine Speise, und allem Vieh sein Futter giebt. Es entsteht daher eine Verbindung der Freundschaft, der Dankbarkeit und des Zutrauens

zwischen dem Landmanne und dem Arbeiter in seinem Dorfe, und dieser wird jenem stets mit Achtung und Wohlgefallen betrachten, und sein Glück und Nahrung wünschen, weil er davon selbst seinen Nutzen hat, und so wird die Absicht des Höchsten erreicht, der da will, daß ein Mensch durch den andern versorgt und glücklich werden soll." — Die Tagelöhner oder Häusler, Einlieger, stehen zwar in Ansehung des Nahrungsstandes in keiner weitern Verbindung mit dem Grundherren, und nur in sofern, daß ein Theil derselben zum Dreschen in den Scheunen der Herrschaft gegen einen gewissen bestimmten Lohnscheffel genommen zu werden pflegen; allein der Schein, den es hier annimmt, als brauchen sie sich nicht um ihre Nahrung zu bekümmern, und es ihnen gleich viel sey, ob sie reich oder arm, wohlhabend oder dürftig wären, schwindet, wenn man ihren großen Nutzen berücksichtiget, ja man es für einen Schatz ansehen muß, viele Tagelöhner auf den Dörfern und Gütern zu besitzen, und schon deshalb ist es Pflicht, auch stets für ihren Unterhalt zu sorgen; denn ein Gutsbesitzer, der eine hinlängliche Anzahl Tagelöhner im Dorfe hat, kann nicht allein wegen seiner Erndtegeschäfte, wenn Andere nicht wissen, woher sie die hier erforderlichen Leute herbeischaffen sollen, ganz ruhig und unbekümmert seyn, sondern er kann auch Alles, was er auf seinem Gute für nützlich erkennt, unternehmen und zur Ausführung bringen. Auch ist es sehr natürlich, daß die Tagelöhner aus dem Dorfe, wo sie sich niedergelassen haben, wenn sie ihren Unterhalt daselbst nicht finden, und der Gutsherr nicht für sie sorgt, nach einer andern Gegend hinziehen, wo man besser für sie sorgt. Es ist zwar wahr, daß es nicht zu allen Zeiten Arbeit für Tagelöhner giebt; auch scheut Mancher diese Ausgabe als sehr beschwerlich, ja unnütz, und besonders da, wo man bloß nach dem allgemeinen Schlendrian wirthschaften will; indessen sind immer noch Mittel genug

vorhanden, diesen so nützlichen Leuten Gelegenheit zum Verdienste in dem Orte selbst zu verschaffen, ohne daß der Gutsherr dabei Schaden leidet. Wenn gleich auf dem Gute keine Verbesserungsarbeiten mehr vorhanden sind, so kann sie der Gutsbesitzer doch zu allerhand wirthschaftlichen Nebenzweigen benutzen, welche die darauf zu verwendenden Kosten reichlich wieder einbringen, und noch überdies eine nicht unbedeutende Ausbeute geben. Zu diesen wirthschaftlichen Nebenzweigen kann man rechnen den Anbau des Tabaks, des Waids, der Röthe und anderer dergleichen Färberkräuter, welche Produkte, wenn gehörig mit deren Anbau verfahren wird, sich sehr gut dazu eignen, die Einnahme des Landwirths ansehnlich zu vermehren; auch kann der Landmann oder Landwirth nicht immer seine ganze Hoffnung auf den Getreigebau setzen, sondern er muß auch in andern Artikeln sich einen Absatz zu verschaffen suchen; denn oftmals schlägt auch der Getreidebau fehl, da doch auch dieser der Witterung unterliegt, und so muß der Landwirth auch noch andere Produkte bauen, die den Schaden, den er von der einen Seite erleidet, ihm auf der andern wieder vergüten, und den Ausfall an baarem Gelde decken. Der Anbau solcher Nebenprodukte erfordert eine Menge von Arbeitern, und es finden dabei die Tagelöhner, die man sonst zu dem gewöhnlichen Ackergeschäfte nicht zu allen Zeiten braucht, eine hinlängliche Beschäftigung, und das Tagelohn, welches sie dafür erhalten, wird dem Gutsherrn nicht gereuen, weil er solchen durch den Gewinn, den er sich nach der Erndte dieser Produkte versprechen darf, reichlich ersetzt erhalten wird. Und gesetzt es kommen bei einem dergleichen Anbaue von Nebenfrüchten nur die Kosten heraus, so wird doch dadurch der Hauptzweck erreicht, daß man Leute beschäftiget, die in allen Fällen dem Gute so höchst nützlich, ja unentbehrlich sind, damit sie nicht nöthig haben, ihr Brod anderwärts zu suchen. Ein kleiner Vorschuß

wird hier zwar immer erfordert, indem das ausgegebene Arbeitslohn erst durch den Verkauf solcher Produkte wieder einkommt. Da aber ein jeder Wirth in seiner Wirthschaft, wenn sie gehörig betrieben, und nicht zum Oefteren durch das zu den nöthigen Ausgaben ermangelnde Geld aufgehalten werden soll, schon vorher jederzeit so viel Baarschaft, als hierzu erfordert wird, Vorschußweise in Bereitschaft haben muß, so wird auch die Summe dieser Kosten, da sie von Jahr zu Jahr wieder einkommt, als ein Fonds behalten werden können. So viel ist gewiß, daß vermögende Wirthe, die zu allen Zeiten mit dem benöthigten baaren Gelde versehen sind, vor denjenigen, welche stets daran einen Mangel leiden, Vorzüge haben, und ihre Güter weit besser nützen können, und dieser Vorzug wird sich dann auch hier äußern, und jenen ein solcher Anbau von Nebenfrüchten weit leichter, als diesen fallen; es wird aber auch bei diesen, wenn nur eine vernünftige Einrichtung getroffen wird, nicht ganz unmöglich seyn. Auch ist bloß auf das erste Jahr zu dergleichen außerordentlichen Kosten ein Vorschuß nöthig; man darf dann nur von dem für die gewonnenen Produkte empfangenen Gelde von Jahr zu Jahr so viel zurücklegen, als zur Bestreitung solcher Kosten erfordert wird, so wird man die Sache bald ins Geleise gebracht haben, und unbekümmert um die Kosten seyn dürfen. Ein Landwirth hat zu diesem Zwecke gewisse Koppeln, die zusammen zwanzig Magdeburgische Morgen austragen, ausgesetzt, in welchem wechselsweise Tabak, Waid und andere dergleichen Nebenfrüchte angebauet werden, wodurch die im Dorfe befindlichen Tagelöhner den ganzen Sommer hindurch, nebst ihren Frauen, hinlängliche Beschäftigung, und eine reichliche Gelegenheit sich zu nähren erhalten oder finden, um so mehr, da sie den Winter hindurch zum Scheundreschen gebraucht werden, und so viel Brodkorn, als sie das ganze Jahr für sich und die Ihrigen nöthig haben, ge-

winnen können. Ein Landwirth, der dieses so einrichtete, versichert, daß er nach Abzug des darauf verwandten Tagelohns noch immer ein Ansehnliches übrig behielt, und dabei den Vortheil hatte, daß er von acht Paar solcher Hausleute jährlich achthundert und zwei und dreißig Dienstage erhielt, die er weder mit Speisung, noch mit Geld zu vergütigen nöthig hatte. — Man kann auch noch auf eine andere Weise die Tagelöhner beschäftigen und ihnen ein Auskommen verschaffen, wenn man denselben entweder in der Brache oder auf andern bequemen Plätzen so viel Land, als sie um die Hälfte mit Kohl, Kartoffeln, Hirse und andern dergleichen Früchten bebauen können und wollen, anweiset. Nur bloß der Acker wird von der Herrschaft zubereitet, alle übrigen Arbeiten verrichten die Tagelöhner, und der Same zu einer jeden Frucht wird von beiden Theilen gegeben. Wenn man nun die einzige Frucht, die Kartoffeln, die überall ihre Abnehmer findet, in Erwägung zieht, und dabei annimmt, daß auf einen Magdeburgischen Morgen wohl vier Wispel gewonnen werden können, so fällt von selbst in die Augen, daß diese Leute, wenn auch nur einem jeden Paare zwei Morgen angewiesen werden, sich durch diesen Bau ganz reichlich ernähren können, und dieses daher, da immer auf dem Gute Arbeiten vorfallen, welche baar bezahlt werden müssen. Aber auch die Herrschaft gewinnt bei diesem Nebenbaue; denn die große Menge von Arbeiten, die zu dem Anbaue solcher Früchte erfordert werden, ist öfters Ursache, daß der Gutsherr solche entweder gänzlich unterlassen muß, oder doch nur sehr wenig darin thun kann. Diese Früchte sind in der Landhaushaltung von großem Nutzen, indem die Kartoffeln auch zum Branntwein- und Spiritusbrennen dienen, und dann zur Gewinnung des Zuckers, auch dienen die schlechtern zum Viehfutter, und dann kann man auch aus dem Verkaufe derselben etwas Ansehnliches ziehen, wodurch die baare Einnahme des Guts vermehrt wird.

Wenn der Anbau dergleichen Früchte auf die Kosten des Grundherrn geschehen muß, kommt selten etwas Ansehnliches heraus; aber bei einem solchen Anbaue, Hälftebaue, kann er den auf ihn fallenden Gewinn als reinen Gewinn betrachten; denn das Beackern des Landes, welches bei diesem Hälftebaue geschieht, kann man deshalb nicht rechnen, weil solches wegen des in dergleichen Aecker unmittelbar nachher zu säenden Getreides ohnedies geschehen muß; auch kann man einen solchen Hälftebau, wenn man gleich keinen eigenen Platz hat, sondern einen Theil des Brachelandes dazu bestimmen muß, wegen eines zu befürchtenden Aussaugens der Kräfte des Landes nicht für schädlich halten, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß weil ein solcher Acker durch das viele Hacken oder Wieten mürbe und von allem Unkraute frei wird, auch ein vorzügliches Getreide darin zu wachsen pflegt. Ein Gutsbesitzer verschaffte seinen Tagelöhnern dadurch einen guten Nahrungszweig, daß er ihnen erlaubte in seinen Brachäckern Kartoffeln, Mohrrüben, Lein, Kohl, Kohlrüben ꝛc. ꝛc. um die Hälfte anzubauen, wozu er ihnen das Land düngen und zweimal pflügen ließ, so daß sie es nur zu behacken und zu wieten nöthig hatten, welches ihre Frauen und Kinder bei müßigen Stunden verrichteten. Da sie nun das Mehrste, was sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben, in ihren Gärten gewinnen, so können sie den größten Theil der in den herrschaftlichen Brachäckern gewonnenen Früchte verkaufen und zu Gelde machen. Er erhielt auf seinen Theil durch dieses Mittel nicht allein die nöthigen Gartengewächse zur Speisung des Gesindes, sondern es blieb auch noch genug übrig, welches zur Unterhaltung und Mästung der Viehes angewandt werden konnte. Der große dadurch erwachsene Vortheil bestand aber darin, daß der Acker durch das Behacken und Ausgraben dieser Früchte besonders rein und locker ward, und vorzüglich schönes Getreide darauf gewonnen wurde. Ein an-

derer Gutsbesitzer, der diesen Hälftebau eingeführt hatte, gewann auf seinen Antheil 40 Wispel Kartoffeln, ohne deshalb an seinem Getreidebaue etwas einzubüßen. Dieses sind nun die oft vorgeschlagenen und praktisch ausgeführten Mittel, den Tagelöhnern aufzuhelfen, und sie an ihren Wohnort zu fesseln. — Was die dienstpflichtigen Tagelöhner betrifft, so können diese nicht ohne Erlaubnißschein des Grundherrn oder Gutsbesitzers in fremde Arbeit treten; denn dieser Schein ist diesen Tagelöhnern und Einliegern eben so nöthig, als dem dienstpflichtigen Gesinde; denn ließe sich ein solcher Tagelöhner oder Einlieger einfallen, ohne einen Erlaubnißschein von seiner rechtmäßigen Grundherrschaft erhalten zu haben, in fremde Arbeit zu gehen, so kann derselbe sogleich da reklamirt werden, wo die Dienstpflichtigkeit noch besteht, und diejenige Gerichtsobrigkeit, unter welcher er arbeitet, ist verbunden, ihn, bei nahmhafter Strafe, auslie-
fern zu lassen. In der Märkischen Gesindeordnung heißt es Tit. III., §. 4: „Im Fall Jemand einen fremden Tagelöhner, welcher sich durch einen Erlaubnißschein seiner Gerichtsobrigkeit nicht legitimiren kann, annimmt, steht Letzterer, wenn sie seiner Dienste bedarf, frei, ihn aus der verdungenen Arbeit fortzunehmen, und wenn er sich weigert, durch den Gerichtsvogt abholen, oder wenn dieser sich unter einer andern Gerichtsbarkeit befindet, mittelst Requisition des Landraths des Kreises, durch den Kreisausreiter aufheben zu lassen, und soll der sich weigernde Tagelöhner und derjenige, der ihn ohne einen Erlaubnißschein gedungen hat, und nicht sofort folgen lassen will, noch überdem, den vorkommenden Umständen nach, nachdrücklich bestraft werden." — Dieses Gesetz ist, wenn man auch nicht auf die Dienstpflichtigkeit solcher Tagelöhner oder Einlieger Rücksicht nehmen wollte, dennoch sehr billig; denn diese Leute genießen nicht allein das ganze Jahr hindurch den herrschaftlichen Schutz und alle mögliche Hülfeleistung, sondern

viele davon erhalten auch den ganzen Winter hindurch, durch das Lohndreschen in den Scheunen ihren hinlänglichen Unterhalt. Höchst undankbar wäre es daher von ihnen gehandelt, wenn sie die Herrschaft in ihren nöthigen Arbeiten zurücksetzen und fremde vorziehen wollten. Ein Gutsherr hat von dergleichen Einliegern und Tagelöhnern oftmals viel Verdruß und Beschwerlichkeiten, und es wäre gewiß nicht rathsam, sich mit dergleichen Leuten zu belästigen, wenn es nicht in der Absicht geschehen müßte, um sie in nöthigen Fällen, besonders zur Erndtezeit, zu gebrauchen; sollte nun dieser Nutzen nicht der Herrschaft, sondern Fremden zu Gute kommen, so würde dem Gutsherrn eine Last, von welcher er keine Vortheile zu erwarten hätte, verbleiben, welches doch höchst unbillig, und dem Zwecke ganz entgegen wäre, wenn man Leute in dem Dorfe ansetzte, deren Lasten man tragen müßte, ohne Nutzen davon zu haben. — Ein Gleiches ist auch wegen der Tagelöhner verordnet worden, welche sich zu den Schiffern, Klaphauern und Flößern begeben; denn in denjenigen Gegenden eines Staats, welche an schiffbaren Strömen liegen, und wo starke Waldungen sind, worin verschiedenes Holz an die Kaufleute verkauft, und durch Klaphauer oder Schläger verarbeitet wird, ist der gemeine Mann, besonders der Einlieger und Tagelöhner, sehr geneigt, sich zu den Schiffern und Klapschlägern, auch Flößern zu gesellen, um bei denselben Nahrung und Unterhalt zu suchen. Der Verdienst, den sie bei dieser Arbeit gewinnen, übersteigt das sonst gewöhnliche Tagelohn, und ist daher ein starker Reiz bei diesen Leuten. Deshalb ist in der erwähnten Gesindeordnung Tit. III. §. 5. dieses Punktes wegen Folgendes verordnet worden: „Es soll ferner nicht gestattet werden, daß der Unterthanen Kinder, oder Einlieger und Tagelöhner, ohne der Gerichtsobrigkeit Vorbewußt und Kundschaft, sich zu den Schiffern, Klaphauern und Flößern begeben, sondern sie müssen

so viel, wie möglich, bei gewissen Leuten, und hauptsächlich bei der Obrigkeit verbleiben. Im Fall nun hierwider gehandelt wird, sollen dergleichen Leute nicht nur auf Schiffer, Klaphauer und Flößer Kosten durch die Landreiter ihnen wieder abgenommen, sondern beide Theile noch überdies an Gelde oder am Leibe bestraft werden." — Daß solches auf Kosten der genannten Personen geschehen soll, liegt darin, daß sie die dienstpflichtigen Unterthanen durch allerhand Vorspiegelungen von großem Gewinnste an sich zu locken suchen; sie verführen sie daher, ihrer Herrschaft ungetreu zu werden, und deshalb diese Strafe. — Tagelöhner werden nun auch noch diejenigen Arbeiter genannt, welche beim Straßen-, Chaussee- und Wasserbaue; dann bei Anlegung von Eisenbahnen 2c. arbeiten; die Erde aus- und aufschippen, planiren, den Grand oder Kies aufschütten, ebnen und walzen, die Pfähle bei Grundbauten und Wasserbauten einrammen, und alle dergleichen Arbeiten thun, wofür sie Tagelohn empfangen, entweder täglich bezahlt werden, oder wöchentlich. Sie stehen unter der Straßen- und Wegebau-Kommission, und haben besondere Aufseher. Zu ihrer Arbeit werden ihnen diejenigen Handwerkszeuge, wie Picken, Schippen und Spaten, Karren 2c., von der genannten Kommission geliefert, welche jeden Abend, so lange der Bau dauert, in einem besonders dazu erbaueten Schoppen aufbewahrt werden, und ist dieses bei einem ausgedehnten Baue, z. B. Chausseebaue, nicht der Fall, so werden die Karren auf gewisse Plätze an jedem Abende gefahren, und daselbst bewacht, und die Schippen, Spaten und Picken nehmen die Arbeitsleute mit nach Hause. Da es bei allen dergleichen Bauten Wächter giebt, die eigends dazu angestellt worden sind, so kann das grobe Handwerkszeug auch auf der Stelle liegen bleiben, wenn der Bau nicht so ausgedehnt ist, daß sie es über-

sehen können, das heißt, doch nur die Karren, Walzen und das andere große Geräth.

Tageluft, im Bergbaue, die auf und über der Erde befindliche Luft, zum Unterschiede von der dickern Grubenluft. Man sagt von den Bergleuten, daß sie sich an die Tageluft gewöhnen, wenn sie nur die Halden ausklauben und nicht in der Grube arbeiten.

Tagen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung mit dem Hülfsworte haben, Tag werden, von dem Anbrechen des Tages; am häufigsten unpersönlich) So taget es in dem herzen min, Heinrich von Morunge. Alsbald es wird morgen tagen, Theuerd. Kap. 18. Wenns aufgehört zu tagen (Opitz). Komm Morgenstern und laß es tagen, (eben derselbe). Ich ging, sobald es tagte. Dann, Göttin, laß es späte tagen (Kleist). In den Thälern tagt es später, als auf den Bergen. Zuweilen, obgleich seltener, und am häufigsten nur bei den Dichtern, auch persönlich: Min vil liebe sunnen diu mir so wanneklichen taget, Heinrich von Morunge, wo es für scheinen, leuchten, zu stehen scheint. Dies ist das Licht, das auch in Japan selbst erschien, und tagt nun fort und fort, bis an Chinea hin (Opitz). Die Tage tagen noch, brechen noch an, dauern noch fort (Scultet). Sobald der Morgen tagt. Tagt es bei dir, wird es bei dir, in deinen Gedanken, helle, bekömmst du Licht. — II. Als ein thätiges Zeitwort, einen Tag setzen, zu etwas bestimmen, ingleichen auf einen bestimmten Tag vorladen, citiren, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. Jemanden tagen, ihn vorladen, citiren. Betagen und vertagen waren ehemals in eben diesem Verstande üblich. Das Mittelwort betagt hat auch noch eine andere Bedeutung.

Tagenetz, Tagegarn, bei den Vogelstellern und

Jägern, eine Art Lerchennetze, welche bei Tage auf Forkeln gestellt werden, um die Lerchen des Abends darin zu fangen; Tagegarn, Klebegarn, Klebenetz, zum Unterschiede von den Nachtgarnen oder Nachtnetzen; s. unter Lerchengarn, Th. 77, S. 259, und unter Lerchenstreichen, daselbst, S. 264 u. f. Die Zeit des Eintreibens in die Garne für diejenigen, welche sich nach dem Abendsterne zu richten pflegen, ist sehr ungewiß, und fast beständig zu spät; indessen will man aus vieljähriger Erfahrung den wahren Zeitpunkt des Eintreibens in die Garne mit Gewißheit ermittelt haben, und solches soll sechsunddreißig Minuten nach Sonnenuntergang geschehen müssen.

Tagepapilion, der Brettspielfalter, s. unter Tagefalter, oben, S. 453.

Tagepfauenauge, s. Pfauentagfalter, oben, S. 441.

Tagepocher, im Hüttenbaue, diejenigen Arbeiter, welche das Pochen der Erze bei Tage verrichten, zum Unterschiede von den Nachtpochern, die solches bei der Nacht thun.

Tagepumpe, im Bergwerke, eine Pumpe, welche die Wasser am Tage ausgießt, das ist, die von der Oberfläche der Erde in die Grube gerichtet ist, und ihr Wasser auch am Tage wieder ausgießt, zum Unterschiede von denen, die solches in die Stollen und Strecken ausgießen.

Tagera, Tagera, eine Benennung einer Cassienart, die zu der Sennen-Cassia gehört. Da die eigentliche Sennen-Cassia schon Th. 153, S. 245 u. f., abgehandelt worden ist, so soll auch dieser hier kurz erwähnt werden, mit Beziehung auf das, was über diese Cassienarten daselbst gesagt worden ist. Die Tagera gehört in die erste Ordnung der zehnten Klasse des Linnéischen Pflanzensystems zur Gattung Cassia, und hat die Gattungskennzeichen derselben. Sie wird von Linné in seiner Species planta-

rum, Tom. I., p. 538, wie folgt, beschrieben: Cassia Tagera, foliis trijugis, glandula petiolari, stipulis ciliatis cordatis acuminatis. Diese Tagera ist nur eine kleine auf dem Boden liegende Staude, welche in Ostindien auf Malabar, wo man ihre Blätter für den Biß von giftigen Thieren gebraucht, 3 bis 4 Fuß hoch wird. Sie hat dünne fadenförmige Zweige, und sehr kurze Blattstiele, mit vier bis sechs halbzirkelrunden aderigen Blättchen, von denen die zwei äußeren größer sind, als die untern. Die Blattansätze sind herzförmig-lanzenförmig, und am Rande mit Härchen besetzt; sie trägt sehr lange und dünn herabhängende Hülsen.

Tageregister, ein Register oder Verzeichniß der Begebenheiten nach der Reihe der Tage, an welchen sie sich zutragen; am häufigsten ein Tagebuch.

Tagereise, Fr. Journée, eine Reise von einem Tage, das heißt, so viel Weges, als man in einem Tage bequem zurücklegen kann, bei den alten Oberdeutschen Schriftstellern Tagewaidi, Dageweidi, Tageweite, Tagefahrt. Es sind drei Tagereisen von hier. Die Art, die Entfernungen der Oerter nach Tagereisen zu bestimmen, ist außer Europa am gewöhnlichsten, und dann versteht man darunter gemeiniglich so viel Weges, als ein Fußgänger in einem Tage bequem zurücklegen kann; in den Morgenländern aber auch so viel, als ein beladenes Kameel den Tag über gehen kann. Dieses ist eine festgesetzte Bestimmung, die in sofern bei dem Menschen keine Abänderung leidet, als er noch rüstig und kräftig ist, und den Tag über mit einiger Unterbrechung, wo er dasjenige einnimmt, welches zur Erhaltung des Körpers gehört, also Speise und Trank, und auch die Zeit, die zu Ausleerungen des Ueberflüssigen dient, seinen Weg bis zum Abende fortsetzt, bis zur Ruhezeit. Sonst kann man auch die festgesetzte Zeit, das heißt, den Tag über, den man zur Reise bestimmt, und darauf zu-

bringt, eine Tagereise nennen, man mag sie zu Fuße oder zu Pferde und auch zu Wagen machen; also immer eine Reise, wozu man einen ganzen Tag bestimmt hat.

Tageronde, in dem Kriegswesen, die Ronde, welche bei Tage geschieht, zum Unterschiede von der Nachtronde.

Tagerösche, im Bergwerke, heißen diejenigen Oberstollen, welche nur etliche Lachter Teufe beim Lösen der Tagewasser einbringen, da solche Stollen nur gemeiniglich zum Lösen der Tagewasser gebraucht werden.

Tagerze, im Bergwerke, Anbrüche, die unmittelbar unter der Dammerde brechen.

Tagesatzung, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, ein zu einem feierlichen Geschäfte bestimmter Tag, besonders zu einer öffentlichen Versammlung, und auch diese Versammlung selbst; ein Land- oder Reichstag. Es kommt, wie Tageleistung, noch in der Schweiz vor.

Tagesblume, Tagesblumen, die des Morgens aufbrechen, und von denen viele sich wieder des Abends schließen oder die Köpfe niedersenken, da sie am Tage aufrecht standen, oder es geht eine andere Veränderung mit ihnen vor, woraus man schließen kann, daß sie nur für den Tag bestimmt sind. Manche Blumen schließen sich am ersten Abend, und öffnen sich am folgenden Morgen nicht wieder, und blühen daher nur einen Tag; die meisten blühen mehrere Tage. Die Tagesblumen sind mit einem Saftmahle geziert, obgleich nicht alle. Die Nachtblumen brechen dagegen des Abends auf, und bei Tage sind die meisten derselben geschlossen, oder doch welk und unansehnlich, und nur mit dem Eintritte der Nacht erheben sie sich, verlieren ihren welken Zustand, und treten mit einer eigenthümlichen Frische hervor, und spenden Balsamdüfte, wie z. B. die Nachtviole (Hesperis tristis). Die gemeine Tagkerze (Oenothera biennis) blüht zwei Nächte hindurch; und so scheinen diese Blumen den Tag- und Nachtinsekten

bestimmt zu seyn. Die Nachtblumen fallen durch große und hellgefärbte Kronen den Nachtinsekten in die Augen, oder sie ersetzen diesen Mangel durch einen starken Geruch, wie bei der schon oben erwähnten Blume. Ein Saftmahl haben sie nicht, weil solches, es mag hell oder dunkel seyn, gegen die Farbe der Krone nicht abstechen, folglich auch ohne Nutzen seyn würde. Einige Blumen sehen aus wie Saftblumen, und haben auch ein Saftmahl, aber keinen Saft, z. B. die Orchisarten. Durch diesen Schein von Saft werden die Insekten zu ihnen hingelockt, und befruchten sie. Die gemeine Osterluzie (Aristolochia clematitis) hat ebenfalls keinen Saft, aber ihr Ansehen bewegt die Insekten, in dieselbe hineinzukriechen. Die Insekten werden dann in der Blume so lange gefangen gehalten, bis die Befruchtung geschehen ist, nachher aber aus ihrem Gefängnisse entlassen. Diejenigen Insekten, welche vorzüglich zur Befruchtung der Blumen bestimmt sind, z. B. Bienen, Hummeln ꝛc., haben einen haarigen Körper, damit der Blumenstaub an demselben hängen bleibe. Einige Fliegen, welche zur Befruchtung der Aeskulapie (Asclepias) bestimmt sind, bleiben zuweilen an einem Theile der Blume, der die Einrichtung eines Fangeisens hat, hängen, und müssen entweder das Bein zurück lassen, oder umkommen. Daher wissen sich die Bienen, wegen ihrer kurzen und stammhaften Füße und der Haarborsten am besten zu bequemen, ihre Körper mit dem Samenstaube zu bepudern, die Schenkelgelenke mit Wachse zu beladen, und den Honig in ihre Honigblase einzusaugen, ohne einen Flügel oder ein Bein Preis zu geben. S. auch unter Pflanze, Th. **111.**

Tageschacht, Tageschächte, im Bergwerke, Schächte in einem Bergwerke von Tage, das ist, die von dem Tageslichte hineingehen, sie mögen seiger oder flach seyn; sie behalten diesen Namen, wenn sie auch nicht in einem Stücke nieder gehen, sondern absetzen.

Einen Tageschacht in die Gems bringen, heißt, aufs feste Gestein kommen.

Tageschicht, Fr. la Journée, im Bergwerke, die Arbeit, welche zu der Zeit verrichtet wird, wo es über der Erde Tag ist. Die Tageschicht der Bergleute wird auch die Frühschicht genannt; sie geht um vier oder fünf Uhr an, und ist zu Mittage um zwölf Uhr zu Ende. Die Tageschicht der Hüttenarbeiter währt aber den ganzen Tag, von früh fünf Uhr bis des Abends um fünf Uhr, weil sie nur zwei Schichten haben, da hingegen beim Bergbaue drei Schichten in vierundzwanzig Stunden verfahren werden.

Tageschichter, im Bergwerke, ist ein Arbeiter, der die Tagesarbeit hat, und wird dem Nachtschichter entgegengesetzt.

Tageschläfer, ein Vogel, s. Nachtrabe, unter Rabe, Th. 120, S. 220. Auch ein Name der Rellmaus, des Siebenschläfers, welches eine Art Haselmäuse oder Eichhörnchen ist, und bei Tage beständig schläft. S. Rellmaus unter Haselmaus, Th. 22, S. 197.

Tageschläger, Tagphilomele, ein Name der gewöhnlichen Nachtigallen, welche nur bei Tage schlagen, und in einigen Gegenden auch Rothvögel und Dörlinge genannt werden, zum Unterschiede von den Nachtschlägern oder Sprossern. S. unter Nachtigall, Th. 100.

Tagesignal, auf den Schiffen, Signale oder Zeichen, welche bei Tage mit den Flaggen und Kanonenschüssen gegeben werden.

Tageslänge, die Länge eines Tages, so lange es Tag ist, bis die Nacht eintritt; eigentlich rechnet man von Sonnenaufgang bis Snnenuntergang eine Tageslänge, auch die Zeit von dem Aufstehen bis zum Schlafengehen.

Tagesschlafe, Tagesschläfe, Tagesschlaffe, Tagschläfer, eine Benennung der Europäischen Nacht-

ſchwalbe, Caprimulgus Europaeus, ſiehe Th. 100, S. 279 u. f.

Tageſtollen, im Bergwerke, ein Stollen, der nicht in gehöriger Teufe, ſondern hoch am Gebirge, und nicht tief unter der Dammerde, auch nicht zur Aufſchließung des Gebirges, ſondern in anderer Abſicht, als einen Waſſerlauf zu erhalten oder einen Gang zu überfahren, getrieben wird.

Tageszeiten oder Tageszeit, die Zeit eines Tages, ſo lange der Tag währt, bis das Zwielicht oder die Nacht eintritt. Beſonders die Zeit, in welcher man wirken kann, man mit der Arbeit beſchäftiget iſt. Die vier Tageszeiten: Morgen, Mittag, Nachmittag und Abend. Bei früher Tageszeit, bei ſpäter Tageszeit. Die ſchönſte Tageszeit iſt der Morgen und der Vormittag bis neun Uhr, und der Nachmittag von fünf Uhr an im Sommer.

Tagevogel, Vögel, welche bei Tage herum fliegen und ihre Nahrung ſuchen, die aus der Mehrzahl beſtehen, wozu auch alle Geſangvögel oder Singevögel gehören, mit Ausnahme des Sproſſers oder der großen Nachtigall (ſ. unter Nachtigall, Th. 100), zum Unterſchiede von den Nachtvögeln, die nur des Nachts auf Raub ausgehen, wie die Eulen, Fledermäuſe ꝛc. ꝛc. Auch die Tagefalter erhalten den Namen der Tagevögel.

Tagewähler, derjenige, welcher gewiſſen Tagen einen Vorzug giebt, ſie als beſondere Glückstage betrachtet, und an dieſen nur gewiſſe Geſchäfte vornimmt oder ſonſtige Angelegenheiten des Herzens ꝛc. abmacht. Die Tagewählerin kommt auch in der Deutſchen Bibel vor, z. B. 3. Moſ. 19, 26. 5. Moſ. 18, 1. Eſ. 2. 6. Kap. 57, 3. Daher die Tagewählerey, die Vorſtellung größerer Vorzüge gewiſſer Tage.

Tagewaſſer, im Bergwerke, Waſſer, die vom Regen und Schnee durch die Dammerde, Ritzen und Klüfte

der Felsen dringen, und dem Bergmanne, durch Wegschaffung derselben viel Arbeit und Mühe machen. Diese Wasser sind nicht immer gleich, bei dem abgehenden Schnee und Thauwetter, und beständigem Regen aber am allerstärksten; manchmal kommen sie tief in die Berggebäude. Wenn die obern Klüfte angefüllt sind, und nicht ablaufen können, so dringen sie in die Teufe und in die Berggebäude ein, welches dann viele Mühe verursacht, solche durch Kunstzeuge wieder hinweg zu bringen.

Tagewerk, diejenige Arbeit, welche Jemand den Tag über zu verrichten hat, am häufigsten ohne Mehrheit. Sein Tagewerk verrichten. Besonders an einigen Orten die Handarbeit, welche Tagelöhner oder Fröhner jeden Tag zu verrichten haben, daher werden die Ersteren auch Tagewerker genannt. Die Arbeiten, die mit der Feder, mit dem Pinsel, dem Griffel, dem Meissel ꝛc. verrichtet werden, pflegt man auch Tagewerk zu nennen, sobald man sich auf etwas Gewisses zu arbeiten beschränkt. Z. B. wenn man ein gewisses Thema ausarbeitet, wozu man einen Tag braucht, bogenweise abschreibt, eine gewisse Zahl Briefe auf Komptoiren schreibt ꝛc.; in der Malerey einen Gegenstand bis auf etwas Gewisses ausmalt, kurz Alles, was man den Tag hindurch sich vorgenommen, auf die angeführte Weise auszuführen und auch ausführt, heißt ein Tagewerk. Auch diejenigen Arbeiten, die Frauensleute verrichten, als das Stricken, Nähen, Stopfen, Waschen der Wäsche, Plätten ꝛc. pflegt man ein Tagewerk zu nennen. Ich habe mein Tagewerk vollbracht. Ich bin richtig mit meinem Tagewerke zu Ende gekommen, habe es vollendet. — Bei den Bergleuten ist das Tagewerk dasjenige, was einem Hauer in einer Schicht heraus zu schlagen aufgegeben wird. Sein Tagewerk ausschlagen, seine Bergarbeit auf dem Gesteine verrichten. Das Abnehmen des Tage-

werks heißt untersuchen, ob der Berghauer seine Arbeit gehörig verrichtet habe. Das Tagewerk in einem Brunnen oder Minengange, die in einem Tage gemachte Erweiterung desselben; insbesondere aber ist das erste Tagewerk, die in den Ortstoß eines Minenganges gehauene Vertiefung, so wie die erste Erweiterung eines Brunnens nach dem Vorgesümpfe. Das zweite Tagewerk heißt die Firste aus dem Steinbruche, wo das zunächst über dem ersten Tagewerke oder Steinbruche befindliche Gestein losgearbeitet wird. Das dritte Tagewerk heißt das Söhlighauen, welches das unter dem Steinbruche befindliche Gestein betrifft. Das vierte Tagewerk heißt die Seigerfirste, wo das obere Gestein bis zur Decke des Minenganges völlig losgearbeitet wird. Die Größe dieser Tagewerke richtet sich nach dem Erdreiche. In Stein ist das erste Tagewerk 3, 6, 8 bis 12 Zoll tief, in Erde aber größer. — Tagewerk des Handschuhmachers oder Beutlers, eine festgesetzte Zeit von zwölf Stunden, in welcher sowohl die Beinkleider, als auch Handschuhe verfertiget, und zwischen Meister und Gesellen berechnet wird. Die Zeit, eine Hose fertig zu machen, ist verschieden; so giebt es Beinkleider, zu deren Verfertigung zwölf Stunden gesetzt sind, welches also ein Tagewerk ausmacht, desgleichen von acht, zehn, vierzehn bis achtzehn Stunden, auch vierundzwanzig Stunden, welche Letztere zwei Tagewerke ausmachen; und so auch mit den Handschuhen. Der wöchentliche Lohn für einen Gesellen, der alle Arbeit, wie sie vorfällt, machen kann, war täglich 12 Gr., auch 10 Gr., der geringste 8 Gr. Machte ein fleißiger Gesell mehr als seine sechs Tagewerke wöchentlich betrugen, so erhielt er für jedes Tagewerk 4 Gr. darüber, wenn es aber daran fehlte, so wurden ihm für jedes Tagewerk 4 Gr. abgezogen. Jetzt hat sich dieses geändert. — Tagewerk bei der Torfgräberey in Ostfriesland,

ein gewisses Maaß sowohl des abzugrabenden Torfgrundes, als auch des gestochenen Torfes selbst. Das Erstere wird ein Tagewerk im Grunde genannt, und ist im Grünlande 6 Fuß breit, 4 Fuß tief, und 96 Fuß lang; im Moraste oder Hochmohre aber 9 bis 10 Fuß breit, 5 Fuß tief, und 48 Fuß lang. Das Zweite, welches ein Tagewerk über der Erde heißt, ist im Grünlande 7 Klemm hoch, 13 bis 14 Klemm breit, und 96 Fuß lang. — So viel Arbeit, als ein Handarbeiter in einem Tage verrichten kann, und solches nur in einigen einzelnen Fällen. — Tagewerk in der Landwirthschaft. Ein Tagewerk Heu, so viel Heu, als Einer in einem Tage abgemähet hat; daher ist Tagewerk in vielen Gegenden ein gewisses Feldmaaß, so viel Acker oder Wiese zu bezeichnen, als Jemand in einem Tage bearbeiten kann, welches Maaß in andern Gegenden ein Acker oder Morgen heißt, und ehemals auch Tagewand, Tagewan, Tagwen lautete, woraus in einigen Gegenden das noch mehr verunstaltete Thauen geworden ist. Ein Tagewerk Acker, so viel als ein Pflug in einem Tage bearbeiten kann, ein Morgen. Ein Tagewerk Wiese, wo es in einigen Gegenden auch Tagemahd, Tagematt ꝛc. lautet, so viel Wiese, als Jemand in einem Tage abmähen kann. Mannsmahd, Mannsmatt, Mannwerk.

Tagewerk, bei den Arbeitern und Tagelöhnern, s. oben, S. 510.

—, im Bergwerke, s. daselbst.

—, in einem Brunnen oder Minengange, s. das., S. 511.

—, beim Handschuhmacher, s. daselbst.

—, in der Landwirthschaft, s. oben.

—, ein Maaß, s. daselbst.

—, in der Torfgräberey, s. daselbst, S. 511.

Tagewerken, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgat-

tung, welches nur in eingen Gegenden üblich ist, auf Tagelohn arbeiten.

Tagewirkung, im Bergbaue, Arbeit, welche am Tage oder über der Erde geschieht. Es giebt Tagewirkungen, sagt man daselbst, wo das Erz nahe am Tage liegt, und in keine große Teufe setzt.

Tagewurzeln, an den Bäumen und Stauden, besonders an dem Weinstocke, diejenigen Wurzeln, welche am Tage oder in der Dammerde nicht weit von der Oberfläche der Erde auswachsen und auch Thauwurzeln genannt werden, weil sie nicht tiefer wachsen, als ungefähr der Thau in die Erde zu dringen pflegt, zum Unterschiede von den Wasserwurzeln und der Pfeil- oder Herzwurzel.

Tagezeit, 1. für Tageszeit im gewöhnlichen Leben. 2. In einem andern Verstande sind die Tageszeiten gewisse verglichene Fristen oder Termine, an welchen eine Summe bezahlt werden muß. Ein Gut auf Tagezeiten bezahlen, die Kaufsumme nicht auf einmal, sondern in gewissen verglichenen Terminen bezahlen.

Tagezirkel, in der Astronomie, ein Zirkel, welcher von einem jeden Punkte der beweglichen Fläche der Weltkugel an der unbeweglichen beschrieben wird; Circulus diurnus; s. auch unter Zirkel.

Tagezug, bei den Markscheidern, die Züge der Gruben, die am Tage geschehen. Wenn man den Grubenzug von einem Markscheider, so wie er in der Grube gemessen worden, nach seinem Steigen und Fallen, den Stunden und den Längen der Donlegen an dem Tage absteckt, so sagt man, daß man zwei Züge paare. Wird der Tagezug nur so, wie ungefähr in der Grube verrichtet, so bedient man sich des Ausdrucks, daß man einen verlorenen Zug thue.

Tagfalter, s. Tagefalter.

Tagfliege, s. Tagthierchen.

Taglilie, s. Tagelilie.

Tagling, Tagmesser, Phalaena papilionaria, s. unter Nachtfalter, Th. 100, S. 99.

Tagmesser, s. den vorhergehenden Artikel.

Tagpapilionengeschlecht, s. Tagefalter.

Tagphilomele, s. Tageschläger.

Tagschläfer, s. Tageschläfer.

Tagthierchen, Tagesthierchen, Tagesfliege, Eintagsfliege, Ephemerina, s. Haft 1, Th. 21, S. 117 u. f. Hier eine noch nähere Charakteristik dieser Thierchen, als sie an dem angeführten Orte vorgekommen, nach den neuesten Beobachtungen. Die Fühler dieser Thierchen sind kurz, dreigliedrig, pfriemenförmig, die Hinterflügel viel kleiner, als die vordern, bisweilen fehlend; die Mundtheile sehr zart, meist kaum erkennbar; der Körper lang, sehr weich, an der Spitze des Hinterleibes zwei oder drei vielgliedrige Borsten; die Füße viergliedrig; die Vorderbeine viel länger, als die hintern, fast unter dem Kopfe nach vorn stehend. Die Larven und Puppen leben zwei Jahre im Wasser; das vollkommene Insekt, wenn es aus dem Puppenzustande gekommen ist, häutet sich noch einmal, schwärmt in der Luft umher, legt seine in einem Klumpen zusammenhängende Eyer ins Wasser, und stirbt, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, oft noch an demselben Tage, wo es den Puppenzustand verließ, bisweilen schon nach einigen Stunden. Manche Arten kommen in ungeheurer Menge hervor, erscheinen an schönen Sommer- und Herbsttagen, meist mit Sonnenuntergange, in großen Haufen in der Luft, an den Ufern der Seen und Flüsse, wo sie, wie die Mücken, tanzend herumschweben, wobei sie die Schwanzborsten ausbreiten. Zuweilen ist ihre Menge so groß, daß der Boden von den todten Körpern ganz bedeckt ist, so daß man sie in einigen Gegenden als Dünger benutzt. Diese Insekten machen nach den neuern Systemen der Entomologie die zweite Familie der Insekten mit unvollkommener Verwandlung (Insecta

Ametabola) aus. Man hat diese Insekten nach den Schwanzfäden in Ephemeren mit drei, und in Ephemeren mit zwei Schwanzfäden eingetheilt; indessen soll es noch immer schwer seyn, die Gattungen rein zu bestimmen: 1) Weil oft Schwanzfäden verloren gehen, und man leicht eine Ephemere mit drei unter die mit zwei Schwanzfäden bringen kann. 2) Weil manche Männchen Turbansaugen, die Weibchen aber keine haben, auch nicht selten in Farben verschieden sind, daß man aus einer Art zwei zu machen verführt wird. 3) Weil man leicht eine Ephemere vor ihrer letzten Häutung als vollkommen ansehen, und sie in Vergleichung mit der vollkommenen für zweierlei halten kann. — Zu den Tagthierchen oder Ephemeren mit drei Schwanzfäden gehören: 1) Das gemeine Tagthierchen, der gemeine Haft, das Uferaas, Ephemera vulgata, Fr. Ephémère commune, s. Haft, Th. 21, S. 118. — 2) Die gelbe Ephemere, der gelbe Haft, Ephemera lutea, gelb, mit durchsichtigen, gegitterten, mit einigen gelben Flecken verzierten Flügeln. — 3) Das abendschwärmende Thierchen, das Abendthierchen, die Abendephemere, Ephemera vespertina Linn. Ehe dieses Insekt sich als geflügeltes Insekt gehäutet hat, ist es am Körper und den Vorderflügeln schwarz, an den Hinterflügeln aber weiß; hat es aber diese letzte Häutung vollendet, so ist sein ganzer Körper schwarz mit hellbrauner Brustschildseite, alle Flügel aber weiß, ohne irgend eine Farbe. Das Männchen unterscheidet sich durch vier bis fünf hellbraune Ringe am Leibe. Die drei Schwanzfäden sind länger, als der Körper. Diese Ephemere kommt aus einer braungrünlichen dreigeschwänzten Larve, welche auf jeder Seite sieben spitzzugehende pflanzenblätterähnliche Kiefen hat; sie verwandelt sich gewöhnlich im May. — 4) Die Ephemere mit weißem Gürtel, Ephemera halterata, Fr. Ephémère a ceinture blanche,

eine der kleinsten Gattungen, die sich durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Diese Ephemere ist braun, hat weiße Flügel, und auch die Mitte des Hinterleibes ist weiß, auch die drei Schwanzfäden und Afterhaken des Männchens sind auch weiß, die Füße weißgraulich. Die Männchen haben, außer ihren Augen, noch zwei große Augen und drei kleine Ocellen. Die Hinterflügel sind so klein, daß man sie kaum wahrnimmt; sie verliert leicht den mittleren Schwanzfaden, wodurch man getäuscht werden kann, sie für eine andere zu halten. — 5) Die Ephemere mit braungerändertenRandflügeln, Ephemera marginata, Fr. l'Ephémère noire à trois filets, von schwarzer Farbe und weißen Flügeln, an welchen der Vorderrand braun ist. — 6) Die gefiederte Ephemere, Ephemera plumosa, mit zwei Flügeln von weißer Farbe, nur dunkel am dickern Rande. Männchen und Weibchen sind nicht unterschieden. Die drei Schwanzfäden erscheinen durch das Microscop auf beiden Seiten gefiedert und sind von der Länge des Körpers. — 7) Die kleinste Ephemere, Ephemera minima, mit zwei Flügeln, wie die vorhergehende, und weiß mit dunklem Vorderrande. Die Schwanzfäden sind fünfmal länger, als der Körper; sie sind sehr fein und krausen sich zusammen, sobald das Insekt mit der Nadel aufgesteckt wird. — 8) Die gelbbraune Ephemere, Ephemera procellaria, von brauner Farbe und gelbbraunen Flügeln. Die drei Schwanzfäden sind so lang, als der Körper ist. Die Larve dieses Insekts ist dunkelrothbraun, wenn sie sich verwandelt, so kommt die Puppe auf die Oberfläche des Wassers, springt auf, die Ephemere entwickelt sich, und fliegt davon. — 9) Die Dänische Ephemere, Ephemera Danica, mit gefleckten blaßgoldenen Flügeln. — Zu den Tagthierchen oder Ephemeren mit zwei Schwanzfäden gehören: 10) Die zweiäugige Ephemere, Ephemera bioculata, mit kleinem Kopfe, und zusammengedrücktem

wolkigen Bruſtſchilde, und weißem durchſichtigen Leibe, welcher an den letzten Gliedern braunſchwärzlich iſt. Die Schwanzborſten ſind zweimal ſo lang, als der Körper, und weiß, wie die Füße, und die vorderſten länger. Die Flügel weiß, mit einem gelbröthlichen Wiederſcheine und gegittert. An dem Kopfe ſtehen zwei größere gelbe Augen, als die gewöhnlichen. — 11) Die braune Ephemere, Ephemera fuscata, deren Kopf, Bruſtſchild, das erſte und die vier letzten Glieder des Leibes braun ſind; die übrigen Glieder, nebſt den Fühlhörnern, Flügeln, Füßen und Schwanzfäden, weiß. Die Hinterflügel ſind ſehr klein, die Vorderfüße ſehr lang; die zwei Schwanzfäden kürzer, als der Leib, die Luftlöcher braun. Die großen Augen orangegelb. Ein Inſekt, welches in Schweden vorkommt. — 12) Die ſchwarze Ephemere, Ephemera nigra, von der Größe einer Schnacke, ganz ſchwarz; auch die Flügel ſind ſchwärzlich, und die Füße bleicher. Die Hinterflügel ſind kaum merklich; der dünne Rand der Flügel iſt mit Härchen beſetzt. — 13) Die ſchnackenförmige Ephemere, das Mükkenaas, Ephemera culiciformis, etwas größer, als eine Schnacke, mit zwei Schwanzfäden, die ſo lang, als der Körper ſind. Der Bruſtſchild iſt ſchwärzlich, der Leib braun, die Flügel weiß, die zwei Augen ſind groß und braunbläulich. — 14) Die kurzlebende Ephemere, das Stundenthierchen, Ephemera horaria, von der Größe einer Hausfliege oder Stubenfliege; die Flügel ſind weiß, und am dickern Rande braunſchwarz; der Schwanz hat zwei Borſten; die Füße weiß; die vordern länger und braun; die zwei großen Augen braunpurpurfarbig; der Leib aſchgrau, die Ränder der Abſätze weiß; ſie hat zwei kleine Ocellen. Gegen den Abend fliegen ſie, wenn ſie ſich verwandeln, häufig aus dem Waſſer, tragen noch ihr altes Kleid, welches ſie da zuerſt ablegen, wo ſie ſich anſetzen. Sobald ſie ſich gepaart haben, und das Weibchen ſeine Eyer gelegt hat, ſo ſterben ſie; ſie

leben daher kaum vom Abend bis an den Morgen. — 15) Die gestreifte Ephemere, der Strichling, Ephemera striata, klein, mit weißen, nicht gegitterten, sondern gestreiften Flügeln. Der Körper ist braun, mit weißem Leibe, das Weibchen ist aber röthlich. Die großen Augen sind kleiner, als die gewöhnlichen. — 16) Die zweiflügelliche Ephemere, der Zweiflügel, Ephemera diptera, welche sich von den Andern dadurch unterscheidet, daß sie nur zwei Flügel hat; sie ist von mittlerer Größe, die Randflügelrippe schwärzlich mit weißlichen Charakteren. Männchen und Weibchen haben die weißen Schwanzfäden mit schwarzer Spitze gemein, und die kleinen rothen Striche am Leibe, welche schräg gehen, nur unterscheiden sie sich durch das Dunkelschiefergraue, welches die Weibchen haben, und den dunkelbraunen Körper, der den Männchen eigen ist, und dessen erste fünf Leibringe oben hellgrau sind. — 17) Die edle Ephemere, Ephemera gemmata, mit zwei langen Schwanzfäden und durchsichtigen gegitterten Flügeln. Der Körper ist fuchsroth, mit gelblichen Leibringrändern. — 18) Die weißfüßige Ephemere, Ephemera albipes, welche braun ist, röthliche Augen und weiße Füße hat; die Flügel sind haarig; die zwei Schwanzborsten weiß, und doppelt länger, als der Körper. — 19) Die kleine Ephemere, Ephemera parvula, deren Kopf, Brustschild und die Spitze des Leibes schwarz aussehen, von der alles Uebrige aber weiß ist, nur sind noch die Augen röthlich, und die zwei Schwanzfäden doppelt länger, als die Flügel. — 20) Die schöne Ephemere, Ephemera speciosa, deren Körper braun, die Flügel weiß, die Vorderfüße blau und lang, und die zwei Schwanzborsten fast dreimal länger, als der Körper sind. — 21) Die strohfarbige Ephemere, Ephemera flava, sie ist gelb, die Flügel aber ein wenig bläßer, als bei der gelben, und die Schwanzfäden von dunklen Ringen scheckig. — 22) Die graubauchige Ephe-

mere, Ephemera venosa, dunkelbraun, und die vier Hinterfüße grau und braungefleckt; die Flügel sind durchsichtig und schwarzgeadert. — 23) Die gelbliche Ephemere, Ephemera luteola, welche ganz gelb ist, nur die Füße, Flügel und Schwanzfäden sind weiß. — 24) Die röthliche Ephemere, Ephemera rufula, mit zwei Flügeln; sie ist braun, und hat zwei geringelte Schwanzfäden; der Leib ist in der Mitte weiß und die Ränder roth. — Es ist bei diesen hier angeführten Ephemeren unentschieden, ob sie alle verschiedene Gattungen sind.

Tagfliege, Ephemere (abendschwärmende) Ephemera vespertina, s. oben, S. 515.
— (braune), Ephemera fuscata, s. daselbst, S. 517.
— (braungeränderte), Ephemera marginata, s. das., S. 516.
— (Dänische), Ephemera Danica, s. daselbst.
— (edle), Ephemera gemmata, s. das., S. 518.
— (gefiederte), Ephemera plumosa, s. das., S. 516.
— (gelbbraune), Ephemera procellaria, s. das., S. 516.
— (gelbe), Ephemera lutea, s. das., S. 515.
— (gelbliche), Ephemera luteola, s. oben.
— (gemeine), Ephemera vulgata, s. das., S. 515.
— (gestreifte), Ephemera striata, s. das., S. 518.
— (graubauchige), Ephemera venosa, s. das., S. 518.
— (kleine), Ephemera parvula, s. daselbst.
— (kleinste), Ephemera minima, s. das., S. 516.
— (kurzlebende), Ephemera horaria, s. das., S. 517.
— (röthliche), Ephemera rufula, s. oben.
— (schnackenförmige), Ephemera culiciformis, s. das., S. 517.
— (schöne), Ephemera speciosa, s. das., S. 518.

Tagfliege, Ephemere (strohfarbige), Ephemera flava s. helvola, s. oben, S. 518.
— (schwarze), Ephemera nigra, s. das., S. 517.
— (weißfüßige), Ephemera albipes, s. das., S. 518.
— (mit weißem Gürtel), Ephemera halterata, s. das., S. 515.
— (zweiäugige), Ephemera bioculata, s. das., S. 516.
— (zweiflügliche), Ephemera diptera, s. das., S. 518.

Tag über Tag, Fr. à plein jour, im Bergwerke, Alles, was bei dem Bergbaue außer der Grube ist. So heißt z. B. an den Tag bringen, so viel, als aus der Grube schaffen.

Tag- und Nachtblume, s. Viole, unter V.

Tag- und Nachtdrossel, s. Krammetsvogel, Th. 46.

Tag- und Nachtgleiche, s. Nachtgleiche, Th. 100, S. 134 u. f.

Tag- und Nachtkraut, s. Glaskraut, Th. 18, S. 687, und dann auch Kuhweizen, Th. 54, S. 711.

Tagvogel, s. Tagevogel.

Tagwerk, s. Tagewerk.

Tagig, Bei- und Nebenwort, Tage enthaltend oder dauernd, ein nur in den Zusammensetzungen eintägig, zweitägig, dreitägig, mittägig ꝛc. ꝛc. übliches Wort.

Täglich, Bei- und Nebenwort, was alle Tage ist oder geschieht. Fr. Diurne, journalier. Ich sehe ihn täglich, alle Tage. Die tägliche Arbeit. Die täglichen Kleider. Vor täglichen Gefahren beben. Er hat täglich seine liebe Noth. Das lehrt die tägliche Erfahrung. Das ist eine tägliche Plage. Die tägliche Nahrung, welche man alle Tage zu sich nimmt oder bedarf. Alltäglich, sonntäglich, feiertäglich. Um des Nachdrucks willen pflegt man im gemeinen Leben auch wohl

das Wort Tag vorzusetzen, tagtäglich, zuverläßig alle Tage.

Tägliche Larve, s. unter Larve, Th. 65.

Tägliche Rechnung, s. Conto corrente, Th. 8, S. 335.

Tahlen, s. Dahlen.

Tail, ein Ostindisches Gewicht des Goldes und Silbers, wonach im Handel die Bezahlung gerechnet wird. Es ist nach den Oertern unterschieden. Auf Sumatra wiegt ein Tail $2\frac{1}{2}$ Loth $2\frac{2}{3}$ Pfennige, welches auf Timor 20 Rthlr., auf Lethy nur 10 Rthlr., in Siam 7 Gulden 4 Stüber Holländisch, und in Japan 70 Stüber beträgt. Im Reiche Achim machen 100 Tail 1 Cattis à 17878 Kölnische Eschen. Es hält $2\frac{4}{5}$ Pagoden, $3\frac{1}{5}$ Majons, 16 Massias oder 64 Coupons.

Taille, in der Musik, die Tenorstimme, weil die mehrsten erwachsenen Mannspersonen, welche ihre rechte Taille erlangt, diese Stimme von Natur haben. Dann ist Taille die gehörige Leibeslänge im Verhältniß gegen die Gliedmaßen. Der Wuchs, ehemals das Liedmaaß, im Niedersächsischen der Schick, bei den Pferden der Leist. Eine gute Taille haben. In engerer Bedeutung ist die Taille die Länge des Leibes zwischen den Hüften und der Brust. Eine kurze, eine lange Taille haben. Das Französische Wort Taille stammt ohne Zweifel von dem alten Niedersächsischen Tall, die Höhe, Länge, her, welches zu unserm Zahl gehört. In Frankreich hieß Taille et Capitation traitable vor der Revolution, die Steuer, Grundsteuer, und die nach derselben bestimmte Kopfsteuer, die einen wichtigen Theil der Königlichen Einkünfte ausmachte. Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kannte man in Frankreich keine Grundsteuer. Die Kreuzzüge unter dem Könige Ludwig dem Eilften gaben die erste Veranlassung zu derselben, jedoch nur als eine außerordentliche Steuer oder Auflage. Im Jahre 1426 wurde dem Könige Karl dem Siebenten in seinen bedräng-

ten Umständen eine Grundsteuer bewilliget zur Erhebung der Einkünfte aus den Domainen, die eigentlich für den König bestimmt waren, die aber dieser Monarch fast alle verloren hatte. Diese Steuer betrug unter dem zuerst genannten Konige nur 1,800,000 Livres; sie wurde aber seit dieser Zeit eine beständige Abgabe. Schon König Ludwig der Eilfte erhöhete sie um 3 Millionen, und zog jährlich 4,700,000 Livres davon, welches nach späterem Werthe ungefähr 22 bis 23 Millionen ausmachte. Unter den Königen Ludwig dem Zwölften und Franz dem Ersten, wurde wegen der beständigen Kriege, diese Auflage noch stärker und drückender, und gab Veranlassung, daß viele Landleute, welche sie nicht mehr zahlen konnten, nach Paris gingen. Dieses soll die erste Ursache von der starken Vermehrung dieser Hauptstadt und der Abnahme des Feldbaues gewesen seyn. Es ging nun mit dieser Steuer unter den folgenden Regierungen immer weiter Unter dem Nachfolger von Franz dem Ersten, dem Könige Heinrich dem Zweiten, scheint man diese Steuer wieder erhöhet oder eine neue Steuer eingeführt zu haben; denn man findet das Jahr 1549 bei einigen Schriftstellern erwähnt, wo eine neue Steuer von dem genannten Könige unter dem Namen der Taille eingeführt seyn soll, zur bessern Verpflegung der Soldaten; sie wurde durch Kopfgeld oder andere Personal-Contributionen erhoben, jedoch nur von dem Bürgerstande und dem niederen Volke. Im Jahre 1683, unter König Ludwig dem Vierzehnten, betrugen die Tailles 35 Millionen Livres oder 1,296,296 Mark Silber, welches in dem damaligen Geldmangel, der in Frankreich vorhanden war, sieben vom Hundert ausmachte. In neuerer Zeit hatte sich dieses Verhältniß etwas geändert, und der Ertrag der Tailles, und was damit verbunden war, machte gegen sechs vom Hundert der vorhandenen Geldmasse aus. Sie war von doppelter Art, nämlich Taille réelle,

in den südlichen Provinzen (Languedoc, Guienne, Provence, Dauphiné), welche auf allen Gütern und Nutzungen lag, die nicht ursprünglich adeliche oder geistliche waren. Es kam also hier auf die Beschaffenheit der Güter, und nicht auf die jedesmaligen Besitzer derselben an. Die andere Art, Taille personnelle, welche in allen andern Provinzen eingeführt war, mußte von allen derselben unterworfenen Personen, nach Verhältniß ihrer Besitzungen, ihres Erwerbs, und ihres ganzen Vermögens bezahlt werden. Von dieser waren aber der ganze Adel, die Geistlichkeit, alle Bediente bei höhern Kollegien, sämmtliche Finanzbediente und alle Sekretaire des Königs (Secrétaires du Roi) befreit; auch waren verschiedene Städte davon ausgenommen, welche deshalb Villes franches, oder freie Städte hießen. Wenn eine der persönlichen Steuer unterworfene Person in eine solche freie Stadt zog, so mußte sie noch zehn Jahre hindurch die Taille zahlen, nebst den Abgaben, die sie in der Stadt zu entrichten hatte, und die sich fast ebenso hoch, wie die Taille beliefen. Jedes Jahr, mit Anfange Novembers, ward ein neuer Etat der Taille für jede Provinz gemacht, zu dem dann bei der Taille réelle jeder Unterthan, nach dem in dem Cataster (Role de la Taille) angesetzten Werthe seines Guts beitrug; die Taille personnelle aber, welche auf ein Kirchspiel repartirt worden, mußte von demselben im Ganzen erlegt werden, so, daß der etwa neuerdings eximirte oder unvermögende Unterthan von den übrigen übertragen ward. Etwas Hartes war es dabei für Tagelöhner und solche Leute, die in ihrem Kirchspiele keine Arbeit fanden, und deshalb in ein anderes gingen, daß sie die Taille doppelt zahlen mußten. In einem Theile des Reiches hatte der König die Hebung dieser Auflage, welche der Intendant der Provinz durch dazu in jedem Kirchspiele ausgewählte Einnehmer besorgen ließ. Dieser Theil wurde deshalb in neunzehn Generalités, und jede Generalité

taillable wieder in gewisse Distrikte vertheilt, die Elections hießen, und deren überhaupt hundert und fünfundsiebzig waren. Diese Provinzen hießen Pays d'Elections, welche den Pays d'Etats entgegen gesetzt waren. In diesen ward von den Ständen statt der Taille eine verhältnißmäßige Abgabe bewilliget, und von ihnen allein repartirt und gehoben. Diese bestanden aus zwölf Generalités. Aus dieser Einrichtung entstanden verschiedene sehr nachtheilige Folgen; denn außer der Ungewißheit der Größe des einzelnen Betrages, den schon der jährlich von Neuem verfertigte Etat verursachte, kam in den Pays d'Elections noch dieses hinzu, daß, so wie bei den Vingtièmes, beständig neue Deklarationen der Güter (Declarations des biens) jeden Unterthan einer sehr großen Unbestimmtheit und fast ganz der Willkühr der Einnehmer und Unterbedienten aussetzten; daß jede Bemühung des Fleißes und der Sparsamkeit, um seine Besitzungen zu verbessern, in dem nächsten Etat mit einer vermehrten Abgabe bestraft ward; daß endlich bei der großen Menge der Eximirten in allen den Provinzen, wo die Taille personelle eingeführt war, fast ganz die Last dieser Auflage auf den gemeinen Mann zurückfiel. Schon seit langer Zeit hatten die Französischen Parlamenter und die politischen Schriftsteller über diese Inconvenienzien sehr laute Klage geführt; und schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (und also noch vor Erfindung der bleibenden Vingtièmes) wurde diese Auflage von einsichtsvollen Männern für die Hauptursache der ausnehmenden Dürftigkeit der Landleute erklärt, und behauptet, das Land verliere dadurch jährlich ein Sechstel seiner Bewohner, die theils wirklich umkämen, theils sich in die Städte begäben. In den Pays d'Etats fand sich eine andere Unbequemlichkeit bei dieser Abgabe, nämlich diese, daß die Stände, um die Grundsteuer für sich und ihre Provinzen herabzusetzen, die Produkte derselben, welche häufig

ausgeführt wurden, mit neuen Impoſten belegten, und dadurch auf die benachbarten Provinzen ihre Abgaben zurückſchoben. Die Capitation ward 1695 zuerſt eingeführt, von welcher Abgabe es auch verſchiedene Arten giebt. Die Capitation taillable ward von denen der Taille unterworfenen Unterthanen zugleich mit derſelben bezahlt, und zwar wo die Taille réelle galt, nach Verhältniß derſelben, und wo die Taille personelle galt, nach den Vermögensumſtänden. Letztere nannte man auch Capitation particulière oder d'Industrie. Die der Taille nicht unterworfenen Unterthanen waren zwar von dieſer Kopfſteuer auch befreit, bezahlten aber ihre beſondere, welche Capitation des villes franches et de la Noblesse oisive du Royaume hieß. Es war alſo Niemand von dieſen Abgaben frei. Die Steuern, welche nach Verhältniß der Taille beſtimmt, und zum Theil mit derſelben bezahlt wurden, hießen les accessoires de la Taille, und alle dieſe zuſammen wurden Recettes générales des Finances genannt.

Taizy, eine von der erſten Sorte des Champagnerweins.

Takel, ein nur in der Schifffahrt übliches Wort, um 1. dasjenige Hebezeug zu bezeichnen, welches man auf dem feſten Lande den Seil und Kloben, oder den Flaſchenzug nennt. 2. Werden auch alle Schiffsſeile, alles Tauwerk auf einem Schiffe, ſowohl das Takel, als auch die Takel genannt, noch häufiger aber das Takelwerk, die Takelage. Zur Takelage gehören daher, wie ſchon bemerkt, alle Taue und Seile, welche zur Regierung der Segel und Haltung der Maſten dienen, mit Inbegriff der Blöcke und der Segel ſelbſt. Anker und Ankertaue gehören aber nicht zur Takelage.

Takelholz, ein rothes Farbeholz, welches in Afrika, in der Landſchaft Mambuja und Loango wächſt. Die Portugieſen tauſchen es daſelbſt für grobe Tücher, Wein, Branntwein, Eiſen, Gewehre ꝛc. ein, und führen es

häufig nach dem nahe gelegenen Königreiche Goi, wo sie eine Art Tücher, die sogenannten Panos sampos dafür einhandeln, die bloß daselbst gewirkt werden.

Takelmeister, im Schiffsbaue, derjenige, welcher das Takelwerk an einem neuen Schiffe besorgt.

Takeln, ein regelmäßiges Zeitwort, ein Schiff mit dem nöthigen Takelwerke versehen, wofür auch die Zusammensetzungen betakeln und auftakeln gebraucht werden. Daher ein Schiff abtakeln, das sämmtliche Takelwerk von einem Schiffe nehmen, damit es nicht verderbe.

Takelwerk, Takelage, die sämmtlichen Schiffstaue und Schiffsseile bezeichnend, wofür man in den Niederdeutschen Seegegenden das Wort Takel gebraucht; s. dieses.

Takt, in der Musik, das richtige Zeitverhältniß der Töne unter einander, oder die genaue Eintheilung der auf einander folgenden Töne in gleiche Schritte; es ist also eine Abmessung der Zeit und der musikalischen Noten, die sich darin bewegen; es geschieht durch eine richtige Bewegung mit der Hand, nach welcher sich die Sänger und Spieler richten müssen. Dieses Zeitmaaß, welches wir Takt nennen, liegt schon in jedem Menschen, der ein musikalisches Gehör hat, also richtig fühlt und empfindet; hat er also eine Komposition einmal aufgegriffen, so wird er auch leicht empfinden, wie der Takt mit der Hand angedeutet werden muß, und wie die Stimmen oder Instrumente einfallen müssen. Der Takt ist daher bei einem Tonstücke unerläßlich, wie der Rhythmus in der Dichtkunst. Je nachdem nun dieser Takt zwei gleiche oder zwei ungleiche Theile hat, je nachdem heißt er gerade oder ungerade, welches auch gleich zu Anfange eines Tonstückes angegeben wird; z. B. C $\frac{2}{4}$, $\frac{6}{4}$ ꝛc. beim geraden, oder $\frac{3}{4}$, $\frac{3}{8}$, $\frac{3}{2}$ ꝛc. beim ungeraden Takte. Der gerade Takt, auch der Spondäische genannt, wird wieder in den Niederschlag, Thesis, nota

buona, und in den Aufzug, Arsis, nota cattiva, und der ungerade in drei Theile, nämlich den Niederschlag, die Mitte und den Aufzug, getheilt. Für den eigentlichen Erfinder des musikalischen Zeitmaaßes hält man Franco von Cölln, welchem selbst Johann de Muris, dem man sonst die Erfindung zugeschrieben hat, diese Ehre einräumt. Der Niederschlag enthält zwei Drittel, und der Aufzug ein Drittel. Bei den Alten wurde der Takt zum Gesange des Chors anfangs durch Holzschuhe, dann durch eiserne, bei den Römern durch das Scamillum oder Scabillum angegeben, welches ein Instrument gleich einer Schuhsohle von Eisen oder Holze, und vorn quer über einander geschnitten war, so daß sich im Gehen, wenn es an die Füße befestiget worden, der obere und untere Theil von einander gaben und wieder zusammenschlugen, mithin ein Geklappere verursachten, womit sie beim Gesange und Tanze den Takt gaben. Da das Taktgefühl so vorherrschend ist, daß Personen, die weder die Gabe des Gesanges, noch die Fertigkeit ein Instrument zu spielen besitzen, nur musikalisches Gehör haben, ihn richtig angeben, so wird er auch nicht unbillig die Seele der Musik genannt. Man braucht übrigens das Wort Takt noch in verschiedenen Bedeutungen. So sagt man, die Noten, die auf der Linie zwischen zwei Strichen eingeschlossen stehen, sind ein Takt; ferner bezeichnet man damit auch das Zeitmaaß, binnen welches die Noten, die zu einem Takte gehören, vorgetragen werden; daher sagt man langsamer Takt, geschwinder Takt. Beim Tanzen ist die Musik und der Takt eins der vornehmsten Dinge, „und beide, sagt ein Schriftsteller, können füglich mit dem Menschen verglichen werden; denn das Tanzen und Bewegen ist der Leib, und die Musik die Seele, wodurch die Lebensgeister erweckt, das Herz zur Freude ermuntert, und die übrigen Gliedmaßen zur Bewegung rege gemacht wer-

den. Nach dem Takte und der Kadenze werden alle Schritte abgemessen und abgezählt."

Taktfest, bei den Musikern, derjenige, der die Fertigkeit besitzt, den Takt oder das Tonmaaß gehörig zu beobachten.

Taktmesser, ein Instrument, vermittelst desselben der Tonsetzer genau angeben kann, nach welchem Maaßstabe für die musikalische Zeit er sein Stück ausgeführt wissen will. Dieses Instrument ist daher für die musikalische Ausführung eines Tonstückes sehr wichtig, um die richtige Zeitbewegung zu treffen, in welcher es, nicht zu langsam, oder nicht zu geschwind, vorgetragen werden soll; denn die Zeitbestimmungen, welche zu Anfange gewöhnlich durch Andante, Adagio, Allegro, Presto 2c. angegeben werden, sind immer noch zu ungewiß, da ein jeder Tonsetzer sich sein Andante, sein Allegro langsamer oder geschwinder denkt, als ein anderer, also auch seine Musik oder Komposition in einer andern Bewegung vorgetragen wissen will, und deshalb war man bemühet, einen Taktmesser zu erfinden, der hierin eine genaue Bestimmung zu geben vermochte. Die Engländer und Franzosen waren die Ersten, welche sich mit der Erfindung eines solchen Instruments beschäftigten, und die Versuche wurden auch mit einem glücklichen Erfolge belohnt, und von der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Paris mit Beifall gekrönt. In Deutschland wollte dieses Instrument oder diese Maschine keinen Eingang finden, bis der Professor Bürja in Berlin, und Kantor Weißke in Meißen fast zu gleicher Zeit ein ähnliches erfanden, und in neuester Zeit hat der Kantor Stöckel zu Burg hierin einen sehr glücklichen Versuch gemacht, nach welchem jener Taktmesser oder Chronometer, aus einer auf ein Postament gestellten Maschiene, gleich einer Uhr mittler Größe, besteht, an welcher ein Pendul und eine Schnur mit einer Rolle hängt, woran sich ein Gewicht befindet; auf dem

Zifferblatte sind Zahlen, auf welche, so wie es von dem Komponisten über seinem Stücke angegeben worden ist, man den Zeiger hinrückt, um dann durch den in Bewegung gesetzten Pendul und dessen Schnelligkeit oder Langsamkeit die Zeit zu erfahren, welche jener für sein Stück haben will. Obgleich diese Erfindung ins Leben getreten ist, so scheint man sie dennoch nicht in Anwendung gebracht zu haben, wenigstens hat man nicht gehört, daß sie öffentlich gebraucht worden ist. Uebrigens kommen die Ausdrücke vor: Nach dem Takte singen und tanzen, den Takt schlagen oder führen, diese Dauer mit der Hand bezeichnen, von welcher Bewegung der Hand die Benennung hergenommen worden ist. Takt halten, diese Dauer beobachten ꝛc. S. auch den Art. Zeitmaaß, in Z.

Taktnote, diejenige Note in der Musik, welche einen ganzen Takt bezeichnet.

Taktstrich, beim Musiker, ein durch alle fünf Linien gehender Strich, welcher anzeigt, daß der Takt voll ist; was also zwischen zwei solchen Strichen steht, heißt ein Takt.

Taktzeit, das Zeitverhältniß, welches die Töne untereinander haben oder deren Folge auf einander; s. Takt.

Taktik, in der Kriegskunst, die Lehre von der Stellung und Bewegung der Kriegsvölker; sie wird in die höhere und niedere abgetheilt, je nachdem sie die Anordnungen einzelner kleinen Heereshaufen oder mehrerer Korps und Armeen zum Gegenstande hat. Man theilt sie für die Truppengattung in Infanterie- und Kavallerie-Taktik. Da nun die Taktik in der Bewegung der Truppen besteht, wie man sie in der größten Schnelligkeit formiren und in Bewegung setzen kann, so dient dazu das Ordnen und Rangiren der Truppen. Die Truppen werden gewöhnlich Mann neben Mann und Mann hinter Mann rangirt; Ersteres nennt man ein Glied, und Letzteres eine Rotte; sechs, sieben bis acht

Rotten bilden eine Sektion oder auch ein Peloton zwanzig bis vierzig Rotten eine Kompagnie, vier Kompagnieen ein Bataillon, und zwei auch drei Bataillone ein Regiment; zwei bis drei Regimenter bilden eine Brigade, und mehrere Brigaden machen eine Division aus, und mehrere Divisionen ein Armeekorps unter einem kommandirenden Generale. Jede genannte Abtheilung hat ihre Kommandeure, welches vom Unteroffizier aufwärts angeht, der seine Rotten zu befehlen hat, und so steigt es vom Lieutenant, Kompagniechef oder Hauptmann (bei der Kavallerie Rittmeister), Bataillonschef oder Major, Regimentschef oder Obristen, Brigadechef oder Generalmajor, Divisionschef oder Generallieutenant bis zum Befehlshaber eines Armeekorps, welches ein Generallieutenant, General, auch Generalfeldmarschall seyn kann. Letzterer hat auch den Befehl über mehrere Armeekorps, und wenn der Fürst nicht selbst bei der Armee ist, und den Befehl führt, so hat gewöhnlich der älteste Generalfeldmarschall im Felde die Leitung der Armee über sich, das heißt, desjenigen Theils, der zum Angriffe und zur Schlacht bestimmt ist, da andere Armeekorps wieder eine andere Stellung haben, um gegen andere Korps des Feindes zu operiren, also nicht mit der Hauptarmee in Verbindung stehen, mithin auch abgesondert unter ihrem Befehlshaber operiren. Es versteht sich, daß hier Alles vorangeht, was zur Einübung der Truppen gehört, um schnelle Bewegungen machen zu können, und beim Angriffe thätig zu seyn, die höchste Geschwindigkeit zu entwickeln. Die Truppen müssen daher im Avanciren und Retiriren, Chargiren, Marsch auf der Diagonale, vor- und rückwärts Durchziehen, Abbrechen der Züge, Formation geschlossener Kolonnen, Deployements, Aufmarsch aus geöffneten Kolonnen, Achsschwenkung, Angriffskolonnen, Bajonettangriff, Quarreebildung oder Formation ꝛc. geübt seyn, und dieses in einem solchen Grade daß keine

Stockung entstehen kann. Es versteht sich übrigens, daß jede Brigade, Division 2c. aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie besteht, wozu noch Jäger, Schützen 2c. kommen, welche durch versteckte Angriffe den Feind irre zu leiten suchen, indem sie in der Regel in Gebüschen 2c. aufgestellt werden; hierzu gebraucht man auch leichte Kavallerie: Husaren, Dragoner, um den Feind zu harzeliren oder necken, auch railliren oder verspotten. Im Kriege kommt es nun darauf an, große Heeresmassen, wie schon erwähnt, mit großer Schnelligkeit von einem Orte zum andern in Bewegung zu setzen, und lange Reihen oder Fronten, tiefe Massen oder Kolonnen, und hohle viereckige Räume oder Quarrees zu bilden. Dieses Alles, so auch andere Truppenaufstellungen und Bewegungen, wie z. B. das Dreieck, die schiefe Linie, der Knäuel 2c., nachdem es nothwendig ist, auf den Feind zu wirken, machen nun die Lehre der niedern Taktik aus. Die höhere Taktik beschäftiget sich mit ganzen Armeen, die oft mehrere Meilen weit von einander getrennt stehen, und dennoch in steter Verbindung und in gemeinschaftlicher Einwirkung bleiben müssen; sie ist daher der wichtigste Zweig der Strategie; s. diese, Th. 175, S. 408 u. f. Der höhern Taktik dient daher die Terrainkunde, überhaupt die Militairgeographie als Basis; denn durch die genaue Kenntniß des Terrains kann man oft sehr viel über den Feind gewinnen, ihn überflügeln, und so das Treffen gewinnen; auch ihn an Orte hinlocken, die unvortheilhaft für ihn sind, um seine Truppen zu entwickeln, und wo er bei Rückzügen ins Gedränge kommt, weil die Wege schlecht, mit Gewässern, Morästen 2c. durchschnitten sind, also keinen offenen Ausgang lassen; kurz die Terrainkunde ist der wichtigste Theil der höhern Taktik.

Talanche, ehemals in verschiedenen Orten in Burgund eine Art Droguet, welcher aus gemeiner und grober

Wolle, und aus hanfenem oder leinenem Garne gewebt wird.

Talapoinen, Talapoins, bei den Indiern in Pegu, Siam, Bengalen ꝛc. gewisse Priester oder Ordensleute, welche bei Strafe des Feuers an das Gelübde der Keuschheit gebunden sind. Es giebt zwei Arten dieser Ordensleute, die eine lebt in den Wäldern, und die andere in den Städten in einer Art von Klöstern, die dem Tempel nahe liegen, ja wo die Hütten oder Zelte um denselben herum stehen. Die in den Wäldern sich aufhalten, haben schlechte Strohhütten, und stehen in besonderer Heiligkeit, da sie von den wilden Thieren nicht angegriffen, das heißt, die Hütten nicht beschädiget und die Priester nicht verwundet werden; sie scheinen sich aber vor den wilden Thieren in der Nacht durch Feuer zu schützen. Sie gehen sämmtlich mit entblößtem Haupte und Füßen, um ihre Lenden und Hüften tragen sie ein Gewand von gelber Leinwand, welches die Königliche Farbe ist. Ihre ganze Kleidung besteht aus vier Stücken: 1) aus dem Angsa, einer Art eines Gewehrgehänges von derselben gelben Leinwand, welches von der linken Schulter bis an die rechte Hüfte hängt, wo es mit einem Knopfe befestiget wird. Ueber dieses Gewehrgehänge tragen sie 2) ein anderes großes Stück von weißer Leinwand, welches sie Pa-schivon nennen, und das aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt ist; es ist eine Art von Schulterrock, welcher hinten und vorn bis auf die Erde reicht, und welches, da es nur die linke Schulter bedeckt, an die rechte Hüfte umgeschlagen wird, so daß die beiden Arme und die rechte Schulter frei bleiben. Ueber diesem liegt 3) das Pa-pat, das aus einem 4 bis 5 Zoll breiten Tuche besteht, und ebenfalls über die linke Schulter geschlagen wird. Diesen Theil der Kleidung tragen die Sancraten oder Vorsteher und ältesten Talapoinen roth. Das 4) heißt Rappakod, und ist ein gelbes Tuch, welches sie mitten um den Leib

gürten, um das Angsa und Pa-schivon in fester Stellung zu tragen. Die Schüler der Talapoinen heißen Quens und versammeln sich täglich in einem großen Saale, worin Schule gehalten wird. Wenn sie dreiundzwanzig Jahre alt sind, können sie Talapoinen werden, nachdem sie von einem Sancrat examinirt worden sind. Die Talapoinen erhalten sich vom Almosensammeln, das sehr reichlich ausfällt, und solches besonders daher, weil sie für Zauberer gehalten werden. Wenn sie in die Ehe treten wollen, müssen sie den Ordensstand verlassen, und sind dann von dem Gelübde der Keuschheit, wie natürlich, entbunden. Ihre Funktionen als Ordensgeistliche sind folgende: Sie dürfen vor Tage nicht aufstehen, dann gehen sie in den Tempel, singen darin zwei Stunden, und nach dieser Verrichtung geht ein Jeder Almosen zu sammeln, von welchen sie Armen etwas abgeben, aber sich untereinander davon nicht unterstützen. Gegen Abend singen sie wieder im Tempel, wie des Morgens; sie predigen alle Neu- und Vollmonde, unterweisen die Jugend, und ziehen, wie schon erwähnt, neue Mönche zu, die Nen genannt werden, und oft alt werden oder gar sterben, ehe sie den Orden annehmen. Sie essen zum Frühstücke und Mittage Alles ohne Unterschied, und des Abends, und wenn sie ihre Fasten haben, nur Früchte.

Talar, ein langes, bis auf die Ferse herabreichendes, mantelartiges Feierkleid, wie es Fürsten und Geistliche im Ornate zu tragen pflegen. Der kaiserliche Talar. Ein gewöhnliches Kleid dieser Art, besonders bei dem andern Geschlechte, heißt ein Schleppkleid oder langes Kleid.

Talch, s. Talg.

Taled, Tallith, diejenige Decke der Juden, welche sie über den Kopf decken, wenn sie das Gebet in den Synagogen verrichten. Sie ist viereckig, von weißer Wolle, und hat Quasten an den Ecken.

Talemüse, ein nur in Meißen übliches Wort, eine Art Buttergebackenes zu bezeichnen, welches mit Käse gefüllt wird, und die Gestalt einer Jesuitenmütze mit drei Hörnern hat, daher es auch eine Jesuitenmütze genannt wird. Nach Adelungs Vermuthung ist das Wort Wendischen Ursprungs, von welcher Sprache in Meißen noch mehrere Ueberbleibsel vorhanden seyn sollen.

Talent, aus dem Lateinischen Talentum, eine natürliche Fähigkeit bezeichnend; daher sagt man: ein Mann von vielen Talenten, von vielen Gaben, Fähigkeiten. Kein Talent zur Musik, zur Malerey, zur Bildhauerkunst ꝛc. haben. Ein hoher Grad der Fähigkeiten einer Art macht das Genie aus. Das Talent scheint eigentlich dem Genie unterworfen oder untergeordnet zu seyn; allein es geht mit ihm gleichen Schritt, denn Eins ohne das Andere wird nie etwas Ausgezeichnetes leisten; z. B. ein Individuum, das mit einer sehr hohen Kraft der Phantasie, des Gefühls und des Verstandes ausgezeichnetes Talent für eine Kunst besitzt, also ausgezeichnete natürliche Fähigkeiten, sagt man, daß es Genie besitze, also eine hohe Geistesgabe, die natürlichen Fähigkeiten geschickt auszuführen; wenn aber die Natur einem Menschen zwar die ersten Vorzüge verliehen hat, aber das Talent, seine Ideen außer sich auszuführen, versagt, so wird er nie etwas Ausgezeichnetes liefern, ja er wird, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, sein eigenes Kunstwerk, das heißt, er künstelt an sich selbst und seinem Betragen, will seine originellen Vorstellungen durch die Art seines Handelns ausführen, und so wird er lächerlich. Daher kommt es auch, daß man sagt: er hat Genie, und er ist ein Genie, und thut die erste Versicherung mit einer achtungsvollen Miene, die zweite mit einer spöttischen, weil Jemand, der ein Genie ist, gewöhnlich das Talent überspringt, und dadurch lächerlich wird. — Bei den Grie-

chen war das Talent eine gewisse Geldsumme, die in den verschiedenen Griechischen Staaten verschieden war. Ein Attisches Talent hielt 60 Minen, die Mine 100 Drachmen, und die Drachme wog 1 Quentchen, und galt folglich gegen 5 Gr. unseres Geldes; es betrug nach unserm Gelde ungefähr 1200 Thaler; ein Alexandrinisches Talent war noch einmal so viel; ein Aegyptisches betrug 80 Minen; ein Babylonisches Talent 20 Minen; ein Hebräisches Talent 120 Minen; es war noch einmal so groß, als das Attische; ein Syracusanisches Talent machte 30 Denarien, ein Neapolitanisches 6, und eins von Reggio nur $\frac{1}{2}$. Ein Talentum Christophorum et Rhodium ward auf 4500 Denars geschätzt. Die vornehmsten Talente betragen nach der Reihe im Werthe unserer Münze, nur zu 3 Gr. Cour. die Drachme gerechnet:

	Thlr.	Gr.	Pf.
Das Aegineticum	1250	—	—
Aegyptium	1000	—	—
Alexandrinum	1500	—	—
Atticum commune	750	—	—
Atticum magnum	1000	—	—
Babylonicum	577	—	—
Euboeicum	500	—	—
Hebraicum	1500	—	—
Rhodium	562	12	—
Syracusanum vetus	300	—	—
Syracusanum novum	150	—	—

Hier ist nur von Talenten in Silber die Rede; in Golde gelten sie noch zehnmal so viel, als in Silber. Wenn man bei den Schriftstellern keine Bestimmung eines andern Talents angeführt findet, so ist immer von dem gemeinen Attischen Talente die Rede, oder wird dieses unter Talent verstanden. In der spätern Zeit haben Griechische Schriftsteller das Wort Talent auch zuweilen für ein halbes, auch ein Pfund, auch für hun-

dert Pfund gebraucht; auch wohl für funfzig Pfund. Es läßt sich hier über den Werth der Münze und des Gewichts von einem Talente nichts Bestimmtes anführen, da die Schriftsteller darüber nicht einig sind, und auch schwerlich bis zur Einigkeit kommen werden, da wir von den Münzen und dem Gewichte der Alten die Werthsverhältnisse nicht kennen, besonders von den Griechischen und andern älteren Münzen. — Bei den Franzosen ist Peintre à Talent eine besondere Redensart; es bedeutet einen Maler, der sich auf eine besondere Art der Malerey legt, als auf Bildnisse oder Portraits, Landschaften, Schlachten, Thiere, Gesellschaftsstücke, Blumen und Früchte, Jagdstücke 2c.

Talg, das oder der, Sevum s. Sebum, Fr. Suif, Engl. Tallow, Suet, eine Art des thierischen Fettes, welches eine größere Festigkeit besitzt, als das Schmalz oder Schmeer, besonders nachdem es geschmolzen und gereiniget worden. Schöpsen- oder Hammelstalg, Rindertalg, Hirschtalg. In weiterer Bedeutung pflegen die Jäger alles Fett oder Feiste an dem Hirsch- und Rothwildprette Talg zu nennen. In sprachlicher Beziehung soll nach Adelungs Vermuthung in diesem Worte der Begriff der weichen Beschaffenheit der herrschende seyn, wo es dann zu dem Angelsächsischen telgan, schmieren, zu dem in einigen gemeinen Sprecharten üblichen talken, etwas Weiches drücken, und auch wohl zu dem Wallisischen deilliow, fließen, gehören würde. Das Lateinische Sebum, Talg, ist mit unserm Seife verwandt; s. auch Talk. Im Sächsischen, Friesischen und Schwedischen heißt es gleichfalls Talg, im Dänischen Talge, im Finnischen Tali. Viele, besonders härtere Mundarten, schreiben und sprechen dieses Wort Talk, welches aber wider die sanftere Hochdeutsche Aussprache ist. — Was den Talg in Hinsicht seiner Eigenschaften, seines Gebrauches 2c. anbetrifft, so ist darüber schon unter Licht, Th. 78, S. 4 u. f., das

Nöthige gesagt worden. Hier können daher nur noch einige Zusätze stehen, die sich auf neue Erfindungen in Beziehung auf den Talg erstrecken; denn die Bereitung desselben zu Lichtern und Seife ist in diesen beiden Artikeln schon angeführt worden. Wie schon oben bemerkt worden, ist der Talg das rohe Fett von verschiedenen Thieren, hauptsächlich von dem Rind- und dem Schafviehe, welche Talgsorten der Schlächter liefert. Man unterscheidet es in Lichttalg und Seifentalg, jener ist frischer, reiner und weißer von Farbe, als dieser. Die Hauptsache bei dem Talge ist das Ausschmelzen und Reinigen. Um den Talg auszulassen oder auszuschmelzen, das heißt, das eigentliche Fett aus dem Zellgewebe zu scheiden, muß man denselben zerhacken oder zerschneiden, nachdem man ihn vom Blute, den Nerven und Adern ꝛc. befreiet hat. Dieses geschieht, indem man den Talg in recht kleine Stücke schneidet, und diese in einen kupfernen Kessel wirft, dessen Boden man vorher mit etwas Wasser bedeckt hat. Hierin läßt man nun den eingeschnittenen Talg unter stetem Rühren so lange kochen, bis eine mit einer Kelle herausgenommene Probe noch in der Kelle Blasen wirft; dann nimmt man ihn vom Feuer, und läßt ihn erst durch Weidenkörbe, und von da durch kupferne Siebe in kupferne, mit Wasser befeuchtete Gefäße laufen. In jenen durchlöcherten Geräthschaften bleiben die häutigen Theile, die Grieben oder Grieven zurück; in den kupfernen Gefäßen setzen sich aber noch Unreinigkeiten zu Boden, ehe das Fett darin erkaltet. Wenn es etwas abgekühlt ist, so füllt man es in eine Art Formen oder kleinere Gefäße von bestimmten Raumesinhalte. Dieses ist die gewöhnlichste Ausschmelzung. In neuerer Zeit hat man es aber weit besser gefunden, kein Wasser, welches das Anbrennen des Talges verhüten soll, hinzuzusetzen, sondern das Ausschmelzen über sehr gelindem Feuer vorzunehmen, und zur Verhütung des Anbrennens der Grieven, wel-

ches dem Talge eine gelbe Farbe geben würde, stets oder unaufhörlich auf dem Boden des Kessels mit einem breiten hölzernen Spaten zu rühren. So wie der Talg schmelzt, gießt man ihn durch ein Haarsieb, und setzt dann nach und nach wieder frischen hinzu. Den ausgelassenen Talg läßt man in eigenen Schüsseln erkalten. Haben die häutigen Theile fast ihr ganzes Fett hergegeben, so nimmt man sie, ehe sie röthlich werden, aus dem Kessel, und bringt sie ganz heiß in einem groben leinenen Sacke unter eine Presse, um aus ihnen noch Fett herauszupressen, das man, wenn es zu Lichtern nicht rein genug seyn sollte, zu andern nützlichen Zwecken anwenden kann. Da der Talg schon bei 27 Grad Reaumür schmelzt, so hat man zum Auslassen auch ein Marienbad vorgeschlagen; auch das Schmelzen durch heiße Wasserdämpfe ist empfehlenswerth. Der ausgelassene Talg besteht aus zwei Hauptstoffen: Oelstoff oder Elaine, und Talgstoff oder Stearine. Letzterer ist härter als der Erstere, und mehr als Leuchtstoff zu betrachten. Der flüssigere Oelstoff ist etwas mehr gefärbt, und hat mehr Geschmack; er schmelzt schon bei 15 Grad Reaumür, während der Talgstoff dazu eine Temperatur von 24 bis 30 Grad nöthig hat. In neuerer Zeit hat man hin und wieder viel Sorgfalt darauf verwendet, die zum Leuchten untauglichen oder unnützen Stoffe von dem Talge zu trennen, und nur diejenigen beizubehalten, welche hauptsächlich zum Leuchten dienen, so wie den Talg in einen härtern Zustand zu versetzen, damit er an den Lichtern beim Brennen nicht leicht abschmelze, worauf manche Raffinirmethoden des Talges beruhen. Wenn man 8 Pfund Rindstalg und 3 Pfund Hammelstalg in kleine Stücke zerschneidet, und mit $\frac{1}{2}$ Maaß Wasser, worin $\frac{1}{2}$ Loth gepulverter Salmiak aufgelöset worden, 4 Loth Kochsalz und 1 Loth Salpeter kocht, dann den nach der Verdampfung des Wassers geschmolzenen Talg in eine mit Wasser befeuchtete Schüssel gießt, ihn hier-

auf abermals in gröblichen Stücken mit ½ Loth gereinigtem Salpeter schmelzt, etwas kocht, und von dem bräunlichen Schaume befreit, so kann man aus dem auf diese Art gereinigten Talge schon sehr gute Lichter machen. Noch besser aber reiniget man den Talg auf folgende Weise: Man nimmt zu 100 Pfund Talg ½ Pfund gereinigten pulverisirten Weinstein (Weinsteinrahm, Cremor tartari), 4 Loth gereinigten pulverisirten Borax, und 40 Pfund Wasser. Nachdem man das Wasser in einem guten kupfernen Kessel zum Sieden gebracht hat, wirft man zuerst den Borax und dann den Weinstein hinein. Wenn sich diese Salze aufgelöset haben, fügt man den in handgroße Stücke zerschnittenen Talg hinzu. Den beim Schmelzen des Talges sich bildenden Schaum nimmt man mit einer Kelle ab. Unter beständigem Umrühren und Schaumabnehmen setzt man das Sieden fast eine Stunde lang fort. Durch ein Paar Gläser voll von Zeit zu Zeit in den Kessel gegossenes kaltes Wasser befördert man die Schaumbildung. Wird kein Schaum mehr erzeugt, so rührt man Alles sehr gut durcheinander, bedeckt den Kessel, löscht das Feuer aus, schließt alle Oeffnungen, und läßt den Kessel sechs bis acht Stunden lang ruhig stehen. Ist die Wärme bis zwischen 16 und 40 Grad herabgesunken, so, daß der Talg bald fest werden will, so zapft man ihn durch eine besondere mittlere Oeffnung des Kessels ab, und bewahrt ihn in reinen bedeckten Gefäßen, z. B. in kleinen Fässern, auf. Ueber dem Wasser bleibt dann noch eine zwei Zoll hohe Talgschicht, welche man im Kessel selbst fest werden läßt, und zu einer folgenden Läuterung bestimmt. Jene Gefäße, in welche man den geläuterten Talg gießt, erwärme man vorher mit heißem Wasser, das man wieder ausschüttet, um das schnelle Erkalten des Talges zu verhindern. Letzterer wird durch das Läutern das Ansehen von Elfenbein oder von ganz weißem Porzellan erhalten. Zur Läuterung von 100 Pfund gehört übri-

gens, zur Verhütung des Ueberlaufens, ein Kessel, welcher 200 Pfund fassen kann. — Rohen Weinstein verwandelt man dadurch in Weinsteinrahm, daß man ihn in siedendem Wasser auflöset, die heiße Auflösung filtrirt, und dann in Gefäßen krystallisiren läßt. Den Borax reiniget man, wenn man ihn gleichfalls in heißem Wasser auflösen läßt, die Auflösung filtrirt, dann vorsichtig Schwefelsäure hinzu tropft, bis die Flüssigkeit merklich sauer schmeckt, und man durch das Erkalten der Flüssigkeit viele kleine glänzende Krystalle erhält, welche man in kaltem Wasser wäscht, und auf Fließpapier abtrocknet. — Noch eine andere empfehlenswerthe Läuterung ist die: Man gieße auf 100 Pfund rohen, zerhackten Talg, den man in eine Kufe gethan hat, 30 Pfund Wasser, worunter 1 Pfund Schwefelsäure von 40 Grad Stärke gemischt war. Nachdem der Talg in Berührung mit diesem Wasser zwei oder drei Tage lang gestanden hat, so gießt man die Flüssigkeit ab, und thut den Talg mit 30 Pfund reinem Wasser in einen Kessel, worin man ihn schmelzt und tüchtig umrührt. Bis zum Sieden gebracht, läßt man ihn 20 bis 25 Minuten in diesem Zustande. Wenn die in der Flüssigkeit schwimmenden kleinen weichen schwammigen Theile verschwunden sind, so mäßiget man die Hitze, und gießt den flüssigen Talg durch ein metallenes Sieb in eine Kufe. Am Boden des Kessels bleibt ein Satz, der aus zwei Theilen besteht, wovon der obere noch etwas Talg enthält, weshalb man ihn zum nachfolgenden Ausschmelzen mit benutzt. Den erhaltenen Talg verdünnt man aber auf folgende Weise. Man erhitzt in einem Kessel 100 Pfund Talg unter beständigem Abschäumen mit 30 Pfund Wasser, welchem man 8 Loth Schwefelsäure von 66 Grad zugesetzt hat. Sobald der Schaum weiß wird, und sich die Menge desselben verringert, so vermehrt man die Hitze bis zum Sieden, und läßt den Talg 30 bis 40 Minuten lang kochen, wobei man das Umrühren nicht vergessen darf,

damit der Talg so vollkommen als möglich gewaschen werde. Hierauf gießt man Talg und Wasser mit einander in eine Kufe. Hat sich Alles gehörig gesetzt, so nimmt man den Talg ab. Indessen beobachte man dabei die Vorsicht, eine allenfalls Zoll dicke Schicht über dem Wasser zu behalten; denn die Lichter würden darunter leiden, wenn Wasser mit überginge. Ein ähnliches Verfahren, Elaine von Stearine zu scheiden, ist folgendes. Wenn man den Talg auf die vorhin beschriebene Art ausgeschmolzen hat, so setzt man dem Wasser 2 Pfund Säure zu. Nach dem Uebergießen in die Kufe sucht man dem geschmolzenen Talge seine Temperatur zu erhalten, und solche nur nach und nach, gradweise, zu vermindern. Wenn der Talg nach zwei oder drei Tagen gehörig erstarrt ist, so wird man bei genauer Untersuchung finden, daß er aus einer festeren Masse, wie gewöhnlich, besteht, die mit einem flüssigen Talge umgeben ist. Schlägt man nun diesen Talg in ein Tuch, und bringt ihn damit unter die Presse, so kann man das flüssige Fett, Elaine, davon abscheiden, die feste Masse, Stearine, bleibt auf dem Tuche. — Man läutert den Talg beim Schmelzen am besten durch einen Zusatz von 1 Theil Salmiack, 2 Theilen Salpeter, 8 Theilen Kochsalz und Wasser; oder durch 1 Theil pulverisirte Boraxsäure, 4 Theile gereinigten, pulverisirten Weinstein, und 320 Theile Wasser, dem Gewichte nach, unter sorgfältigem Abschäumen. Man kann auch den Talg bleichen; er wird dann zu dünne Späne geschabt, und diese auf einige Wochen in Siebe gethan, die man in Schatten stellt, und die Späne von Zeit zu Zeit umwendet. Dieses Verfahren findet aber nur bei den Lichtziehern Statt, nicht bei den Talgverkäufern oder Talghändlern, welche den Talg aus ihren Magazinen verschicken; denn hier würde es nicht anwendbar seyn, und die Mühe sich nicht bezahlt machen. — In den großen Talgsiedereyen in Holland, Irland, Rußland, Polen, Ungarn ꝛc.,

von wo aus der Talg nach fremden Ländern verschickt wird, schmelzt man ihn, wie zuerst angeführt worden, in großen kupfernen Kesseln, die unten mehr eyförmig zulaufen. Diese Kessel ruhen auf einem Ofen von Backsteinen, an welchem unten einige Stufen angebracht sind, worauf die Arbeiter treten, um den Talg umrühren und herausnehmen zu können. Der frische Talg wird von den Schlächtern geliefert, so wie er aus den Thieren kommt; er wird dann auf einzelnen Stangen, die in gewissen Distanzen von einander entfernt sind, damit die Luft gut durchstreichen kann, auf großen luftigen Böden oder in dergleichen Scheuern, mit Luftklappen versehen, getrocknet. Wenn eine hinlängliche Menge Talg vorhanden ist, so wird er zerschnitten, und in den großen Kesseln, wie oben angeführt worden, geschmolzen. Sobald er gehörig geschmolzen ist, welches die Schmelzer an den Proben sehen können, die sie mit einer Schöpfkelle herausnehmen, so wird er mit dieser Kelle oder mit großen Löffeln in kupferne Schüsseln oder in dergleichen kleine viereckige Pfannen geschöpft, welches durch einen fein geflochtenen cylindrischen Korb geschieht, damit die gröbern Theile und die Unreinigkeiten zurückbleiben. Ehe der Talg in den Schüsseln oder Pfannen gesteht, schöpft man ihn mit Löffeln in die hölzernen Talgformen von einem bestimmten Gewichte, d. h. die ein gewisses Gewicht an Talg fassen, und läßt ihn darin kalt werden. Aus diesen Formen wird nun der Talg, wenn er hart geworden, geschlagen, und in den dazu bestimmten Behältnissen oder Gemächern, wie die Seife, aufgestellt, damit er, wie die Seife, recht fest zusammen trocknen kann. Der im Grunde der Schüsseln oder Pfannen bleibende Bodensatz, der noch mit Blut, Sehnen ꝛc. vermischt ist, wird in eine andere Schüssel oder Pfanne gethan und über Feuer nur mäßig erhitzt, bis der Talg sich aus der Unreinigkeit herauslöset und oben auf schwimmt, welcher dann abgeschöpft und gesammelt wird. Der letzte und

gröbste Rückstand wird dann unter eine Presse gebracht, so daß der Talg darin herausschwitzt und in eine Schüssel fällt, über welcher ein Haarsieb liegt, um das Gröbere anzuhalten oder nicht durchzulassen. Allein dieses wird wieder gesammelt, noch einmal geschmolzen, und in die Formen zum Gestehen und Trocknen gebracht. Die beste Waare ist die, welche aus lauter Rindstalg besteht, recht frisch ist, weiß von Farbe und rein ausfällt; oft ist sie aber mit Hammelstalg gemischt, welches man auf gleiche Weise, wie das Rindstalg, ausschmelzt und in Formen bringt. Das Talgschmelzen ist in den Talgschmelzereyen der oben genannten verschiedenen Länder so ziemlich gleich; denn diejenigen Abweichungen, die noch vorkommen, verdienen keiner Berücksichtigung, da sie ganz unwesentlich sind, also in der Hauptsache nichts ändern. — Im Handel unterscheidet man vom Rindstalge zwei Hauptgattungen, nämlich Lichttalg und Seifentalg, jener ist frischer, reiner, auch weißer von Farbe, als dieser, welcher alt und gelblich ist, aber zum Seifenkochen seine Dienste thut. Der Russische Talg kommt aus Moskow, Liefland und Curland über Petersburg und Riga in langen cylindrischen Fässern, die man, wegen ihrer Bauart, Glocken nennt, in den Handel. Diese Gebinde halten 8 bis 10 Centner oder 30 Russische Pud. Rußland verkauft diesen Artikel bei Berkowez und unterscheidet ihn in gelben Lichttalg, weißen besten Lichttalg, mittlern besten Seifentalg, so auch mittlere und schlechte Sorte. Der Polnische Talg kommt in sehr großen und langen Fässern von 100 bis 150 Stein zum Handel, und soll den Russischen noch übertreffen. Der Irländische Talg ist in kleinen Fässern von $2\frac{1}{2}$ Englischen Centnern. Zu Libau rechnet man die Tonne Talg zu 13 Lispfund oder 260 Pfund netto. In Hamburg und Lübeck handelt man den Russischen Talg bei Schiffspfunden mit 10 Prozent Thara und 1 Prozent Gutgewicht. Ruß-

land zieht jährlich von seinem ausgeführten Talge und den Lichtern vom Auslande mehr als 4 Millionen Rubel. Auch wird der Russische Talg am meisten im Auslande verbraucht, obgleich der Holländische und Irländische ihm bei weitem vorgezogen werden, welches sich auch bei der guten Weide des Rindviehs in den genannten Ländern denken läßt. Der Preis dieses Artikels scheint sich aber mit dem Talge, welchen Rußland liefert, nicht zu vergleichen, und deshalb wird der Russische Talg vorgezogen, der auch in größern Quantitäten in den Handel kommt. Was die übrigen Talgarten anbetrifft, wie z. B. den Hirschtalg, welcher in den Apotheken verbraucht wird, so sehe man diesen Artikel in der Encyklopädie nach, auch die Artikel Rindviehzucht, Schafzucht ꝛc. — Was den Ruhtalg angeht, welches sich die Einwohner der Insel Färöe anstatt der Butter bedienen, so ist darüber unter Fett, Th. 12, schon das Nöthige gesagt worden. — Ueber den Lichttalg sehe man das Nöthige unter Licht, Th. 78, über den Lampentalg, unter Lampe, Th. 59, und über den Seifentalg, unter Seife, Th. 152, nach.

Talgbaum, Kroton, Croton sebiferum Linn., eine Baumart, welche in China, in den Provinzen Han-si oder Kian-si, Kiang-nan und Tchekiang, in feuchten Gegenden wächst, zu der Familie Croton oder Kroton gehört, und also in die neunte Ordnung der ein und zwanzigsten Klasse (Monoecia Monadelphia) des Linnéischen Pflanzensystems. Der Baum, in der Landessprache O-ka-o genannt, hat rautenförmig-eyförmig-zugespitzte ganzrandige glatte Blätter, die den Blättern der schwarzen Pappel (Populus nigra) in der Gestalt gleichen, nur sind sie kleiner, und dünner oder zarter; die sich an der Basis derselben erhebenden zwei Drüsen schwitzen eine weiße Substanz, gleich unserem Talge oder Fette, aus, welche Sub-

ſtanz auch die traubenartigen Früchte, die am Ende der Zweige ſitzen, wenn ſie gekocht werden, von ſich geben. Aus dem Fette, welches, wenn es kalt wird, wie Talg gerinnt, gießen die Chineſen ihre Lapptjäcks Lichter, die ſchneeweiß wie Wachs ſind, und wenn ſie gelöſcht werden, keinen Geruch hinterlaſſen. Nach einigen Schriftſtellern ſoll man die Kerne der Frucht mit der Schale auspreſſen; ſie dann in Waſſer kochen, und die fettige oben ſchwimmende Materie abſchöpfen, und daraus Lichter bereiten. Sie ſollen zu dem erhaltenen Fette faſt ein Drittheil Leinöl miſchen. Die Lichter ſollen wie umgekehrte Kegel ausſehen, und beim Brennen ein gelbliches Licht, mit einem dicken Dampfe vermiſcht, geben, deſſen Geruch ſehr ſtark iſt. Man ſoll auch oftmals Zinnober unter die Maſſe miſchen, um rothe Lichter darzuſtellen. Der Docht beſteht aus zuſammengedrehten Binſen, die in eine hohle leichte Röhre geſteckt werden. Aus dem Samen preßt man Oel, welcher in den Lampen gebrannt wird. Weiter iſt über dieſen Baum in botaniſcher Hinſicht hier nichts zu ſagen, da er hier nicht gezogen werden kann, und nur ein Produkt der Treibhäuſer in den botaniſchen Gärten ꝛc. abgiebt. Auch iſt er unter Licht, Th. 78, S. 286 u. f., in dieſer Beziehung ſchon etwas näher beſchrieben worden.

Talgbleichen, das, ſ. oben, unter Talg, S. 541.

Talgboden, bei dem Lichtzieher, eine runde ausgeſchmolzene, und in einer hölzernen runden Form geronnene Talgſcheibe. Wenn man den Talg in hölzerne eckige und lange Formen gießt, und darin erhärten läßt, ſo nennt man die Talgſtücke Talgtafeln. S. unter Licht, Th. 78, S. 64 u. f.

Talgbrode, beim Lichtzieher, die großen Klumpen oder dicken Scheiben von eingeſchmolzenem Talge. S. unter Licht, Th. 78, S. 64.

Talgbutte, Talgtiene, ſ. unter Licht, Th. 78, S. 69.

Talgen, ein Zeitwort der Mittelgattung und auch ein thätiges Zeitwort, welches nur beim Schlächter vorkommt, also nur im gemeinen Leben üblich ist. Als ein Neutrum mit haben, Talg in sich enthalten und geben. Der Ochse talget nicht gut, wenn er, nachdem er geschlachtet worden, nicht viel Talg giebt. 2. Als ein thätiges Zeitwort, Talg oder Fett verursachen, von Speisen, in einigen niedrigen Sprecharten. Eine Speise talget, wenn sie fett oder feist macht. Zuweilen auch mit Talg fett machen. Eine Suppe talgen.

Talgform, s. oben, Talgboden.

Talggas, das Gas, welches aus dem Talge bereitet wird. Das Entwickelungs-Apparat zu dem Talggase besteht in einer eisernen Retorte, welche die Gestalt einer krummen gebogenen Röhre hat, und mit einem kleinen Ofen verbunden ist; ferner aus einem Tröpfelbehälter, aus welchem das Fett tropfenweise durch einen Hahn in die Retorte gelassen wird; dann noch aus einem Wasserbehälter von geringer Größe, und aus dem mäßig großen Gasometer. Man läßt die Retorte rothglühend werden, und bringt das Fett tropfenweise in die Retorte, so zersetzt es sich unmittelbar, und erzeugt dann die brennbare Luft, welche in das Wasserbehältniß tritt. Da das Wasser nur ein wenig Fettsäure von dem Gase aufnimmt, so braucht es nur selten erneuert zu werden. Ist es in dem Wasser gereiniget worden, so tritt es in das Gasometer. Der kleineren Art des Letztern von Eisenblech verfertiget, kann man das Ansehen eines schönen Ofens geben.

Talghandel, s. oben, unter Talg, S. 543.

Talgicht, Bei- und Nebenwort, dem Talge ähnlich, was leicht gerinnt und so fest wird wie Talg; ingleichen, dem Geruche und Geschmacke nach, dem Talge ähnlich, talgicht schmecken.

Talgig, Bei- und Nebenwort, mit Talg beschmieren. Talgige Finger haben; sich talgig machen.

Talgkessel, Talgpfanne, s. unter Licht, Th. 78, S. 65 u. f.

Talglampe, s. unter Lampe, Th. 59, S. 264, 272.

Talgläuterung, die, s. oben, unter Talg, S. 538.

Talglicht, Talglichter, zum Unterschiede von den Wachslichtern, Palmenlichtern ꝛc., Lichter, die aus Talg bereitet werden, und von denen man gezogene und gegossene hat; s. den Art. Licht, Th. 78, S. 1 u. f. — Der Engländer White macht seine so sehr gerühmten Lichter auf folgende Art. Er gießt in die Lichtform etwas Wachs oder Wallrath, und rollt dann die Form so lange auf einem Tische, bis das Fett darin erkaltet und fest geworden ist, auch sich an die innere Fläche der Form angehängt hat. Nun steckt er den Docht in die Mitte oder Axe der in der Form durch die Schwungkraft des Rollens gebildeten Wachs- oder Wallrathröhre und gießt den übrigen innern Raum mit Talg aus. — Die Lichter des Desormeaux in London, so wie die sogenannten Russischen Sauglichter des Wuttig sind Lichter mit hohlen Dochten, nach Argandischer Art. Um die Desormeaux'schen Lichter zu bilden, so stecke man durch die röhrenförmige Höhlung des cylindrischen Dochtes einen metallenen oder hölzernen cylindrischen Stab von gehöriger Dicke, den man während des Ziehens oder Gießens darin läßt, und später, wenn der Talg erst fest geworden ist, herauszieht. Wuttig nimmt, statt solcher hohlen Dochte Röhren von gemeinem Schilfe, die er mit fein gesponnener Baumwolle mehr oder weniger stark spiralförmig umwickelt. Da aber jedes einzelne Schilfglied kleiner ist, als ein ganzes Licht, so leimt man, bis zu gehöriger Länge, immer zwei von gleichem Durchmesser mittelst eines Terpentinfirnisses und kleiner Papierstreifen zusammen. Mit solchen Dochten versieht man die Lichtformen, welche den gewöhnlichen ganz gleich sind; und auch das Eingießen des Talges (oder auch eines Gemisches aus

fünf Theilen Talg und drei Theilen Wachs) geschieht auf die gewöhnliche Art, doch darf hierbei die Wärme der Luft nicht über 6 Grad betragen, und die Formen müssen so weit angefüllt werden, daß die Dochte oben etwa noch $\frac{1}{2}$ Zoll frei hervorstehen. Die Grübchen, welche sich beim Abkühlen durch das Schwinden des Talges auf den Lichtern erzeugen, muß man durch Nachgießen ausfüllen. Wenn die Wuttig'schen Lichter erkaltet sind, so kann man sie dadurch aus den Formen herausnehmen, daß man an einem in die Röhre gesteckten, mit einem Oehre versehenen Drahte, der mit dem obern Ende der Dochtfäden verbunden worden war, zieht, nachdem man dem andern Ende des Lichts einige schwache Stöße gegeben hat.

Talglichterfabrikant, s. Lichtzieher, Th. 78, S. 392. Man versteht unter dem zuerst angeführten Namen Jemanden, der das Lichtziehen und Lichtgießen im Großen betreibt; sich nicht bloß auf die Fabrikation von einer Gattung von Lichtern beschränkt, sondern alle Arten derselben darstellt oder verfertiget, und sie im Ganzen in den Handel giebt, wenn er sie auch gleich en detail verkauft. Also stets einen Vorrath von Lichtern aller Art hält.

Talglichterfabrikation, s. oben, unter Talglicht.

Talgmesser, eine Art Hackemesser, s. unter Licht, Th. 78, S. 65.

Talgpfanne, s. Talgkessel.

Talgpresse, s. unter Licht, Th. 78, S. 37.

Talgreinigung, Talgraffinirung, s. oben, unter Talg.

Talgschmelzen, das, s. oben, unter Talg, S. 537 u. f.

Talgseife, die gewöhnliche Waschseife der Seifensieder; s. unter Seife, Th. 152.

Talgscheibe, beim Brunnenmacher, ein in heißes Talg eingetauchtes oder eingelassenes Stück Leinwand, welches zwischen die Scheibe der Büchse oder des Knies und das Hirnende der Erdröhre gelegt wird, damit der Luft bei dem Pumpen aller Zugang abgeschnitten werde.

Talgspitze, Talgspitzen, diejenigen überflüssigen untersten Spitzen von Talg, welche beim Lichtziehen entstehen, und welche bloß mit einer Scheere abgeschnitten werden, oder auch mit einem eigends dazu angefertigten Instrumente; s. unter Licht, Th. 78, S. 87.

Talgstrauch, Wachsbaum, Mirica cerifera Linn., s. unter Licht, Th. 78, S. 281 u. f.

Talgtafel, Talgtafeln, s. oben, unter Talgboden, S. 545.

Talgtiene, s. Talgbutte.

Talgtopf, beim Lichtzieher, ein aus hölzernen Dauben zusammengebundenes Gefäß von Böttcherarbeit, unten enger, als oben, mit zwei Handgriffen, worein die Lichtzieher den geschmolzenen Talg mit der Schöpfkelle füllen, und daraus nachher in die Lichtformen gießen. — Auch eine kleine blecherne Kanne, welche, wie die Gießkannen, eine Schnautze hat, und womit der Talg in die Lichtformen bequem eingegossen werden kann, führt diesen Namen.

Talgtrog, Talggrube, Talgform, s. unter Licht, Th. 78, S. 70 u. f.

Talionis jus, das Wiedervergeltungsrecht, in den alten Römischen Rechten eine Bestrafung der Verläumder, vermöge welcher dieselben mit eben der Strafe belegt wurden, welche dasjenige Laster verdiente, womit sie Andern fälschlich beschuldigten. In jetziger Zeit ist dafür eine willkührliche Strafe eingeführt. In peinlichen Sachen hat ein solches Recht nicht Statt, in bürgerlichen kann aber eine Stadt gegen die andere, wo verschiedene Rechte eingeführt sind, sich des Wiedervergeltungsrechts oder rechtmäßiger Repressalien bedienen.

Talisman, nach der Aussprache der Chaldäer, Talitsman, ein Arabisches Wort, welches aus dem Hebräischen Tselem, welches ein Bild, Zeichen ꝛc. bedeutet, abgeleitet worden ist. Es hat mehrere Bedeutungen. 1) Heißt Talisman in Arabien ein Gelehrter; dann

wird 2) Talisman in der Türkey allen denjenigen gegeben, die eine Bedienung in den Gerichts- und geistlichen Sachen haben; 3) führen bei den Mohamedanern eine Art von Diakonen oder Untergeistlichen der Imans, die in den Moscheen dienen, und die Zeit des Gebets bemerken, diesen Namen, indem sie von vier zu vier Stunden eine Sanduhr umwenden; 4) versteht man unter Talisman gewisse bedeutungsvolle, jedoch abergläubische Figuren und Zeichen, die in Metall gegraben oder gegossen, und in Stein, Holz ꝛc. geschnitten sind, und die wider Krankheiten helfen oder auch Dinge bewirken sollen, die durch gewöhnliche natürliche Mittel nicht zu erhalten sind. Die ersten Talismane waren ganz einfach: es waren anfangs Heilkräuter, Wurzeln, Steine; dann Papiere mit Figuren, Metalle ꝛc., welche man Menschen und Thieren um den Hals hing. So hing man sich die Eichelmistel, die Päonienwurzel gegen die Epilepsie, ein Papier, worauf das Wort Abracadabra in Form eines Dreiecks auf Pergament geschrieben, und mit Kampfer bestrichen worden, gegen das Fieber an, und die vom Pabste geweiheten Wachslämmchen, Agnus dei, sollen noch jetzt gegen das Einschlagen des Donners schützen. In Metall, Stein, Holz ꝛc. haben sie die Form von Quadraten, Dreiecken, Heragons ꝛc. — Im Jahre 1792 gab ein Ungenannter eine Geschichte der Talismanischen Kunst, als ein Beitrag zu den geheimen und höheren Kenntnissen der Menschen heraus. Das Werk handelt von dem Ursprunge, Alterthume und der Erweiterung der Talismanischen Kunst, wie der Talismanischen Literatur der verschiedenen Zeitalter, und zuletzt von Dingen, welche mit der Talismanischen Kunst in Verbindung stehen. Nach dieser Geschichte versteht man unter dem Worte Talisman Bilder, Charaktere und Buchstaben, welche unter gewissen Constellationen des Himmels auf verschiedene Art verfertiget werden, doch immer in der Absicht, gewisse wunderbare Dinge hervorzu-

bringen. Die Benennung ist, wie schon erwähnt worden, Arabischen Ursprungs; bei den Hebräern nannte man diese Zeichen Tselem und Teraphim, bei den Griechen Telesmata, Phylakteria und Stocheia, bei den Römern Amuleta. Man schreibt die Erfindung der Talismane einem gewissen Giganten zu, welcher vor der Sündfluth gelebt, und die Kunst verstanden haben soll, die Gestirne aus ihrem Geleise zu verrücken. Nach der Behauptung der Araber soll es Nakraus, der erste König in Egypten gewesen seyn, der zwei Sternbilder verfertigte, durch deren Zauberkraft die Diebe gefesselt worden, daß sie sich nicht von ihrer Stelle haben bewegen können, wie Kircher in seinem Egyptischen Oedipus angiebt. Nach dem Ablaufe der Sündfluth hefteten die Noachiden ihre zitternden Blicke stets nach dem Himmel hin, von welchem so viel Wasser herabgestürzt war, und sie vermutheten von der Sonne eine Allgewalt, mit der sich nichts zu messen im Stande seq; sie beteten daher zu diesem wärmenden, belebenden und erleuchtenden Himmelskörper, der die Strahlen seiner Glorie überall hinwirft. Auch der Mond und die zahllosen Sterne am nächtlichen Himmel zogen nicht weniger ihre Blicke auf sich. Die folgenden Geschlechter, denen die Sündfluth durch Tradition überkam, eigneten daher alle sublunarischen Begebenheiten den Himmelskörpern zu. Man verlor sich in Anschauung des Himmels in einer heitern Nacht, übersah die zahllosen Sterne, die darunter funkelnden Fixsterne, die Planeten; man bemerkte so manche Erscheinungen am Himmel, wozu auch die Sternschnuppen kamen, und so glaubte man denn auch, daß diese leuchtenden Körper Theil an unsern Freuden, Wünschen und Leiden haben müßten. Man ward immer mehr den bildlichen Göttern geneigt, und fand schon in den frühesten Zeiten für nothwendig, den Sternen und dem Monde stille Gebete und Geschenke zu opfern, wozu sie das Dunkel und die feier-

liche Stille der Nacht noch besonders einladete, so daß man jedem Gestirne, seiner Figur und Bewegung gemäß, eine verhältnißmäßige Ehrenbezeugung bestimmte. Nach dem Araber Abenephus soll Cham, ein Sohn des Noa, schon die Wissenschaft der Talismanen in Ausübung gebracht haben. Diesem Cham nennen Einige Zoroaster, ein Name, welcher nach dem Georg von Tours lebendiges Gestirn, nach dem Dinon Priester des Gestirns, nach Andern aber Sternensohn bedeutete. — Von den Alten oder alten Völkern zeichneten sich die Egyptier, Chaldäer, Hebräer, Phönizier, Syrier, Sabäer, Jonier, Lydier und Phrygier in Verfertigung und Ausschnitzung der Talismane aus, vorzüglich die Egyptier; denn sie eigneten jedem Orte, jedem Menschen und Thiere, jeder Pflanze, jedem Baume und Metalle, gute oder böse Eigenschaften zu. Den guten Wesen glaubten sie durch Räucherungen, gewisse heilige Worte, Verse, Aussöhnungen, Reinigungen, mystische Charaktere oder Buchstaben, sogar in die heiligen Bildsäulen einkerkern zu können. Diese geheime Weißheit machte den Inhalt ihrer Hieroglyphen aus. Nach ihrer Ueberzeugung beförderte das Bild des Serapis die Fruchtbarkeit der Erde, das Bild des Canopus den Austritt des Nils; der Apis wendete die Dürre ab, der Geyer vertrieb die Pest ꝛc.. Daher findet man auf ihren alten Denkmälern öfters den Ibis, Roßkäfer, den Ochsen, das Krokodill, den Hundskopf und die Katze ausgeschnitzt oder gemalt. Mit den Bildern des Osiris und der Isis, als heilende Gottheiten, heilte man verschiedene Krankheiten. Mit den Bildern der vermittelnden Götter schmückte man die heiligen Oerter. — Die Chaldäer und Babylonier waren große Sterndeuter und auch Verehrer der Talismane, welche auf der Sterndeuterey größtentheils beruhen; sie waren daher auch ohne Zweifel die Erfinder, und Abrahams Vater, Thara, ein geborner Chaldäer, soll viele auf astrolo-

gische Beobachtungen gegründete Talismane geschnitzt haben. Hierher zählt man auch die Bilder, die von den Enkeln des Thara geschnitzt wurden, und die man Teraphim nannte. Von dieser Art waren die Bilder, welche Rachel ihrem Vater entwandte, und die nach dem Rabbi Kimchi kleine Statuen waren, deren man sich zur Verkündigung künftiger Begebenheiten bediente. So waren die Teraphim der Juden schon vor den Zeiten ihrer Abkunft bekannte ausländische Gottheiten, an welche sie während ihres Aufenthalts in Egypten noch mehr Geschmack fanden; nachher erinnerten sie sich bei allen Unfällen der alten Sage, und verehrten die Sterne unter diesen Bildern. Sie trugen dem Aron die Verfertigung des goldenen Kalbes nach dem Rathe ihrer Astrologen in der Absicht auf, um sich die Gunst der Venus und der Luna, nach des Kirchers Vermuthung, gegen den Einfluß des Skorpions und Mars, und ihren Schutz zu verdienen, welcher den auswandernden Juden zuwider war. Marsham rechnet auch die eherne Schlange gegen den Biß der Arabischen Schlangen hierher. Von dieser Art waren auch Davids Hausgötter, und Jeroboams Kalb, so wie andere dergleichen Hebräische Teraphim. So wie die Teraphimgottheiten vom ersten Range die Staatsgötter waren, auf denen die Wohlfahrt eines ganzen Staats und großer Familien beruhete, so setzte dagegen das gemeine Volk sein ganzes Vertrauen auf gewisse Privat- und Lokalgötter, die man Tephilim und Philakterien nannte, und aus Oekonomie begnügte man sich, statt der kostenmachenden Bildsäulen und Basreliefs, den Namen Gottes auf Pergament geschrieben an der Stirne, am Arme und über den Thürpfosten zu befestigen, bloß in der Eigenschaft als Denkzettel an ihre unverbrüchliche Pflicht gegen das göttliche Gesetz zu erinnern. Der Mißbrauch setzte mit der Zeit sein ganzes Vertrauen auf diese Talismane, ohne sich um die eigentliche anfäng-

liche Absicht derselben im geringsten zu bekümmern. Diese Denkart steckte nach und nach die ganze Nation dergestalt an, daß man sich in allen Verlegenheiten des Lebens und des Staats auf diese Zettel oder Stirnamuleten verließ, und die Gottheit zur Rettung und Hülfe dadurch aufforderte, wie solches Maimondes und andere jüdische und christliche Schriftsteller bestätigen, und man war davon überzeugt, daß man von den geschriebenen, versetzten und ausgesprochenen Namen Gottes außerordentliche Wunderaufschlüsse mit Recht erwarten könne. Man schrieb dazu Regeln und Bücher vor, welche sogar unsere Zeit erreichten, wie z. B. das Geheimniß des Namens Gottes von Nechonias, der vor Christi Geburt schrieb. Er versteht darunter den wesentlichen Namen Gottes, Jehova, welchen man durch das Wort Schemhamphoraſch ausdrückte, und durch dessen Anwendung Moses und Christus ihre Wunder verrichteten. Unter vielen Neuern, welche darüber schrieben, befindet sich auch Martin Luther, und außer vielen andern Büchern handelt das Buch Sepher Kakkolot von diesem verborgenen und geheimnißvollen Namen, so wie man auch die Psalmen zur Verfertigung der jüdischen Amulete anwendete. Schon zu den Zeiten des Josephus bewirkte man durch den Zusatz der Namen der Patriarchen und Könige, so auch durch Exorcismen, Gebete und Räucherungen außerordentliche Dinge, nach dem von Dale de divin. v. Test., wie solches aus der Kabala des Abrahams von Worms erhellt, davon die Handschrift de verae Magiae veterum institutione in Deutscher Uebersetzung auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek aufbewahrt wird. Mit der Zeit nahmen die Juden von ihren Gastfreunden, den Syrern, einige Hausgötzen auf, welche über den Einfluß der Gestirne magische Gewalt zu haben schienen. So stellte der Kinderverschlucker Moloch den Saturn vor; Baalgad war der Gott der Schicksale oder Zevs,

Asteroth, die holde Venus, die besonders in Sidon verehrt wurde. Die Syrier verehrten das Himmelszeichen der Fische, und unterstanden sich daher nicht, Fische zu kochen und zu essen. So verehrte man zu Ephesus, in der Hauptstadt der Jonier, die Diana, an deren Haupte, Gürtel und Füßen gewisse Buchstaben standen, durch welche man alle Krankheiten heilte. Herostrat steckte diesen Prachttempel in derselben Nacht in Brand, als Alexander der Große geboren ward, weil die Diana damals der Mutter Alexanders, der Olimpia, bei ihrer Niederkunft beistand, und also nicht im Orte war. Diese Aufschriften, welche denen, die sie hörten, ein panisches Schrecken einjagten, hießen Aski, Lataski, Hex, Tetrax, Aesion ꝛc. Nach dem Dio trug Julius Cäsar das Bildniß einer bewaffneten Venus bei sich, und zog dasselbe in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe. Galba verehrte ein ehernes Fortunenbild, welches über eine Elle lang war, trug solches in seinem Busen nach Tuskulum, wo er den Sommer über zuzubringen pflegte, und stellte es in seinem Andachtszimmer auf, brachte ihm alle Monate Opfer, und jährlich stellte er ihm zu Ehren, nach dem Sueton, ein Nachtgastmahl an. — So weit der Auszug aus diesem historischen, dreizehn Bogen starken Werke über die Talismane, in dem man auch nicht ein einziges Wort über die Verfertigung derselben antrifft, jedoch eine reichhaltige Literatur von Talismanschriften.

Es giebt drei Arten Talismane: 1. Astrologische Talismane, auf denen himmlische Zeichen und Sternbilder, mit geheimnißvollen Charakteren zu sehen sind. Die Perser nennen diese Talismane Telesin, das ist, ein Urtheil, und Temine, von dem Hebräischen Tumim, das ist, Recht. In den Morgenländern wird auf diese Talismane viel gehalten; auch mangelt es an andern Orten nicht an solchen Personen,

die sich derselben bedienen, und darauf vertrauen, daß sie bei Tragung eines solchen Talismans am Leibe, vor allen Unfällen bewahrt bleiben, auch ihre Hoffnungen erfüllt und ihren Glücksstern leuchten sehen. — 2. Magische oder Zaubertalismane, welche mit seltsamen Gestalten, Worten und Namen von vermeinten Engeln bezeichnet sind; sie haben gleiche Wirkungen, als die vorhergehenden. — 3. Gemischte, auf denen himmlische Zeichen und seltsame Worte, aber keine Engelsnamen stehen; sie dienen zu einem gleichen Zwecke. Diejenigen, die sich dieser Talismane bedienen und ihre Zuverlässigkeit behaupten, berufen sich auf die Erfahrung, rechnen zu denselben die Hausgötzen Labans, die Schlange Mosis, das goldene Kalb Aarons, die Trojanische Pallas, die Cyprische Venus, die Schlangensäule zu Konstantinopel, und mehrere dergleichen geschichtliche Gegenstände aus der alten Zeit. Man hat auch Talismane mit Hebräischen Zahlbuchstaben, deren sich die Nativitätensteller und Wahrsager bedienen. In neuern Zeiten hat Paracelsus Talismane wider die Pest, und ein Carmelitermönch zu Florenz, Jul. Ristor a Prato, wider die Gicht und das Podagra gemacht. Verulamius lobt die Löwenpfennige, welche in dem höchsten Stande der Sonne bereitet werden. Man führt hier zur Erhebung der Wirkung dieser Talismane an, daß die Gestirne ihren großen Einfluß auf die irdischen Körper haben, daß sie einen solchen Einfluß zu einer Zeit kräftiger, als zur andern äußern, und dann besser die Körper durchdringen; daß durch einen solchen Einfluß auch Metalle und Steine eine Erhöhung ihrer eigenen, oder Mittheilung einer neuen Kraft eingeflößt erhalten; daß die Namen der Planeten oder die himmlischen Zeichen nicht ungefähr erdacht, sondern nach den aus langer Erfahrung bemerkten Kräften ihnen beigelegt worden, und demnach eine geheime Deutung haben. Diejenigen, so anderer Meinung sind, wenden ein, daß der

Einfluß und die gerühmten Kräfte der Gestirne noch nicht genug erwiesen, daß die Kunst mehr hervorbringe, als sie durch die Natur der Gegenstände auszurichten vermöge; daß wenn ein Talisman etwas wirken solle, es entweder von den Planeten oder von dem Zeuge oder der Masse, woraus er gemacht, oder von dem Zeichen, welches darauf gebildet worden, herrühren müsse. Es habe aber der Planet zu seiner Wirkung, wenn dieselbe wahrhaft bei ihm vorhanden ist, keines äußeren Mittels nöthig, er sey mächtig genug, durch sich selbst zu wirken; die Masse, woraus die Amulete oder Talismane beständen, sey sie Metall, Stein, Holz, Wachs ꝛc., wirke immer nach ihren Eigenschaften, und nicht außer oder über dieselben, und die Figuren und Charaktere hätten gar keinen Einfluß, weil sie nach Belieben von Menschen ersonnen wären, mithin zerfalle das Gebäude der Talismane, trete das Ganze als nichtig hervor. — Unter den Talismanen der sieben Planeten, soll derjenige des Saturns zu Reichthum verhelfen, der des Jupiters zu Gunst und Freundschaft, der des Mars zu tapfern Kriegesthaten und zum Siege, der des Merkurius zu listigen und verschlagenen Unternehmungen, der der Venus zu Liebesintriguen und verliebten Abentheuern; der der Sonne zu großer Gelehrsamkeit, der des Mondes zur glücklichen, zufriedenen Haushaltung ꝛc. Daß sich der Werth der Talismane zu einer Zeit erhöhen mußte, in der der Drang nach allem Geheimnißvollen, durch den Aberglauben genährt, noch so mächtig war, kann nicht in Verwunderung setzen, wenn wir es jetzt, mit den vielen Erfahrungen unserer Vorgänger bereichert, betrachten oder überblicken. Man weiß, was der leidenschaftliche Glaube, z. B. die Hoffnung, Furcht oder Liebe auf den Muth oder die Verzagtheit für einen mächtigen Einfluß haben. Um nun den Muth eines jungen Soldaten zu begeistern, gab man ihm einen Talisman, der ihn unüberwindlich machte; einem hoffnungs-

losen Verliebten einen Liebesring, wodurch er dreist ward, und seine sehnlichste Hoffnung erfüllt sah ꝛc. Sehr oft erreichten nun Beide, durch den Glauben an den Talismau in der Einbildung gestärkt und gekräftiget, ihren Zweck, und dadurch breitete sich der Ruf der Kraft der Talismane überall aus. „Das Maaß der psychologischen Kräfte, sagt ein Schriftsteller, erhält sich im Menschen nach dem Maaße der aufbrausenden Einbildungskraft, und die gespannten Affekte machen aus einem Feigen einen Achilles, weil er sich auf die Einwirkung des Talismans ganz uneingeschränkt verläßt." Wie schon oben bemerkt worden, hat sich der Credit der Talismane, der sonst sehr ausgebreitet war, in Europa noch nicht ganz verloren; sie werden unter dem Namen der Constellationsringe, Figures constellées, noch hier und da gebraucht. In dem Morgenlande haben besonders diejenigen Talismane einen erhöheten Werth, die mit Beobachtung gewisser abergläubischer Ceremonien gefertiget worden, und die Constellationszeichen an sich tragen. Man hält ihre Wirkung für außerordentlich, besonders gegen Krankheiten. Auch die sympathetischen Fingerringe, die man am Finger trägt, und in welchen ein kleines Zettelchen mit seltsamen Charakteren verborgen liegt, einem Gestirne geweihet, findet man noch hin und wieder am Finger einer Dame, auch wohl eines Mannes; eben so die Zauberbüchschen, mit einem kleinen, den guten Engeln geweiheten Steine, welche als Fürsprecherinnen der Gottheit angesehen werden, trägt man noch bei sich zur Seite des Herzens. — Peter Friedrich Arpe hat unter dem Titel: de prodigiosis naturae et artis operibus, Talismanes et Amuleta dictis, ein eigenes Buch geschrieben.

Talje, in der Schifffahrt, ein kleiner sogenannter Flaschenzug, in dessen Flaschen oder Kloben an jeder Seite nur eine, höchstens zwei Scheiben sind.

Talk, Topfstein, Hornfelsstein, Seifenstein,

Speckstein, Talcum, Fr. Talc, s. unter Stein, Th. 171, S. 472 u. f. Man unterscheidet von dem Talke drei Arten: den gemeinen, verhärteten und den stänglichen Talk. — Der gemeine Talk, dessen Fundort, Gestaltung und Farbe, so wie dessen Eigenschaften und Gebrauch, schon an dem angeführten Orte beschrieben worden, hat einen blättrigen Bruch, der zuweilen etwas schiefrig ist. Die Bruchstücke sind scheibenförmig, auch langsplittrig. Dieses Fossil wechselt vom Starkdurchschimmernden bis zum Halbdurchsichtigen; in dünnen Scheiben ist er sogar durchsichtig. Er ist sehr weich, milde, gemeinbiegsam, fühlt sich sehr fettig an, und hat ein specifisches Gewicht von 2, 791. Nach einer nicht sehr genauen Analyse von Höpfner sind die Bestandtheile des gemeinen Talks:

44	Talkerde
50	Kieselerde
6	Alaunerde
100	

Nach einer genauern Analyse von Klaproth und Vauquelin sind die Bestandtheile dieses Fossils:

62, 00	—	62 Kieselerde
30, 50	—	27 Talkerde
2, 50	—	3, 5 Eisenoxid
2, 75	—	— Kali
——	—	1, 5 Alaunerde
0, 50	—	6, 0 Wasser
98, 25		100, 0

Der verhärtete Talkstein, Lavezstein, auch Schneidestein, der gleichfalls an dem oben angeführten Orte schon beschrieben worden. Diese Talkart ist sehr weich, etwas milde, leicht zersprengbar, unbiegsam, fühlt sich fettig an, und hat ein specifisches Gewicht von 2, 885. Seine Bestandtheile sind nach Wiegleb:

38, 54	Talkerde
38, 12	Kieselerde
6, 66	Alaunerde
0, 41	Kalkerde
15, 62	Eisen
99, 35	

Er ist im Feuer sehr beständig, läßt sich schneiden, und auf der Drehbank drehen; er wird daher auch in der Schweiz, auf Korsika ꝛc. zu mancherley Geräthschaften als: Kesseln, Töpfen ꝛc. verarbeitet; auch bedient man sich desselben zu Gestellsteinen in Schmelzhütten bei den Schmelzöfen ꝛc. Man findet dieses Fossil in mehreren Gegenden Sachsens, in Schweden, Finnland, Korsika, Schottland, der Schweiz, besonders in Graubündten, Tyrol ꝛc. — Der stängliche Talk kommt derb vor; seine Farbe wechselt vom lichten Apfelgrünen bis zum Grünlichgrauen. Er ist im Innern wenig schimmernd von Fettglanz. Der Längenbruch ist grob faserig, der Querbruch splittrig. Er springt in unbestimmt eckige, nicht sonderlich scharfkantige Bruchstücke. Er hat dünnstängliche, abgesonderte Stücke, ist undurchsichtig, und nicht sonderlich schwer. — Man unterscheidet auch noch eine vierte Art Talk, welche man erdigen Talk oder Talkerde genannt hat. Die Farbe dieses Fossils ist weiß, ins Grünliche, Röthliche und Gelbliche übergehend. Man findet es zuweilen als Uebergang, zuweilen in unvollkommenen, nierenförmigen Stücken. Es besteht aus schuppigen, perlmutterartig schimmernden Theilen, die bald lose, bald zusammengebacken sind, und etwas abfärben. Es fühlt sich ein wenig fett an, und ist leicht. Seine Findorte sind: Freiberg, Merowitz in Böhmen, und andere Orte. Wenn man bei der Klassifikation der Fossilien auf die chemische Beschaffenheit sieht, so kann man dieses Fossil nicht der Talkordnung beizählen; denn der Analyse von Vauquelin (Journ. de

Mines Vol. XV. p. 247) zufolge, ist in demselben keine Talkerde enthalten. Dieses hat auch die Analyse von John bestätiget. Karsten hat es daher unter die Thonarten unter dem Namen schuppiger Thon aufgenommen. John fand in 100 Theilen des

weißen erdigen Talks von Freiberg:		des gelben von Meronitz:	
81,75	Alaunerde	60,20	Kieselerde
13,50	Wasser	30,83	Alaunerde
0,75	Talkerde	3,55	Eisenoxid
4,00	Kalkerde	5,00	Wasser
0,50	Kali	—	Kalkerde eine Spur
100,50		99,58	

Journal für Chemie und Physik, Bd. V., S. 212 u. f. — Man hat den Talk auch zur Verfertigung von Schmelztiegeln empfohlen, besonders hat dieses Becher gethan; allein mit keinem bedeutenden Erfolge. Nach dem genannten Schriftsteller soll man sie aus einem Theile frischen Thons und zwei Theilen Talk mit Kalkwasser verfertigen. Die Versuche, die damit gemacht worden, haben bewiesen, daß das Kalkwasser hier nicht viel leistet, obgleich die Masse eine ansehnliche Festigkeit erreicht und ihre guten Dienste thut, wenn man die übrige Beihülfe anbringt, wie Knochenmehl, Kreide, Hammerschlag ꝛc. Die Masse hält sich dann recht gut, und schwindet nicht, ja sie schlägt sogar Feuer; allein vom Bleyglase wird sie zuletzt doch durchdrungen. So bekamen acht Theile Thon, ein Theil Sand, und ein Theil Talk gleich anfangs vom Bleye Risse, welches auslief, und Bleyglas machte sich im starken Feuer nach zweien Stunden Durchgang. Die im Universal-Lexikon angerühmte Formel von einem gleichen Gewichte Talk und Kreide mit Eyweis, um damit die gemeinen Tiegel von außen und innen auszuschmieren, verdient keinen großen

Beifall; denn als Tiegelmasse brennt sie sich schlecht, und nach dem Brennen bleibt sie zart und zerreiblich. — Der Baron von Tott hat den Talk als ein vorzügliches Mittel, das Reiben bei allen Arten von Maschinen zu verhindern, empfohlen; auch kann man ihn zur Tilgung der Flecken in Kleidern benutzen. Der Talk kam ehemals aus Venedig in den Handel, jetzt kommt er oder bezieht man ihn aus allen den Gegenden, wo er häufig gefunden wird, z. B. aus dem Oesterreichischen, und hier besonders aus Tyrol, Steyermark und Böhmen; dann aus Sachsen, Bayern; ferner auch aus der Schweiz, aus Rußland, England ꝛc. — In sprachlicher Beziehung soll das Wort Talk, Talcum, in Pers. Talcq, Talchum, aus Asien herstammen, obgleich es mit unserm Talge verwandt ist, mit welchem diese Steinart nicht nur dem Gefühle, sondern auch oft der Farbe nach viel Aehnlichkeit hat.

Talk (blättriger), schieferartiger Talk, Schiefertalk, s. Talk (Schiefer-).

— (derber), s. Talk (verhärteter).

— (faseriger), s. Talk (Schiefer-).

— (geformter), s. den folgenden Artikel.

— (gemeiner), geformter Talk, s. oben, S. 559, und unter Stein, Th. 171, S. 472.

— (Gold-), s. Talk (Silber-).

— (grüner), der ins Grüne übergehende Talk; s. unter Stein, Th. 171, S. 472, 473.

— (halbgeformter), s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

— (Schiefer-), verhärteter Talk, halbgeformter Talk, derber Talk, blättriger und fasriger Talk, s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

— (schuppiger), Topfstein, s. unter Stein, Th. 171, S. 471 und 473, und auch den Artikel Topfstein.

— (Silber-), eine Benennung des weißen glänzenden

Talks, und wenn er ins Gelbliche spielt, so wird er Goldtalk genannt.

Talk (stängliger), s. oben, S. 560.

— (strahliger), Pyrophillit, mit Perlmutterglanz und durchscheinend; apfel- bis gras- und spangrün; der Strich ist weiß, die Härte = 1, 5, und das specifische Gewicht ist = 2, 8. Vor dem Löthrohre schmelzt er zu einer weißen unschmelzbaren Masse, nur mit Natron geschmolzen ist er in Säuren löslich. Den blättrig-strahligen Pyrophyllit findet man massenartig mit kugeliger und nierenförmiger Außenfläche. Man findet ihn im Talkschiefer bei Salm-Chateau, und eingewachsen in Quarz oder Bitterspath in der Gegend von Beresofsk in Sibirien.

— (ungeformter), s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

— (Venetianischer), Talk von Venedig, Franz. Talc de Verre ou de Venise, ein Venetianisches Glas, aus welchem man kleine Kügelchen bildet oder bläst, und sie zu zartem Pulver zerstößt. Er wird in Röhren verkauft, die eine Opalfarbe haben, leicht schmelzen, und, wenn sie klar gerieben worden, zur Auftragung der Emailfarben gebraucht werden. Der Venetianische Talk ist eigentlich ein zubereiteter Talk, den man aus dem gemeinen Talke macht oder diesen dazu anwendet; denn früher ließ man allen Talk, den man in den Apotheken und zu andern Zwecken gebrauchte, aus Venedig kommen.

— (verhärteter), s. oben, S. 559.

— (weißer), Silbertalk, eine Art des gemeinen Talks.

— (zerfallener), s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

Talken, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in einigen niedern Mundarten üblich ist. 1. Unvernehmlich sprechen, als wenn man Brey im Munde hätte, wo es eine Onomatopöie dieser widerwär-

tigen Sprechart selbst ist. —2. Etwas Weiches drücken, ingleichen, unreinlich und ekelhaft mit einem weichen Körper umgeben. Mit Etwas talken, in welcher Bedeutung es mit Talg aus einer Quelle stammt.

Talkerde, Magnesia, Terra muriatica, Fr. Magnesie, von Einigen auch Bittererde oder Bittersalzerde genannt; s. den Art. Magnesia, Th. 82, S. 363 u. f., wo dasjenige von dieser Erde gesagt worden ist, was sich auf den Gebrauch derselben in der Arzneykunst bezieht, also auf ihre Benutzung in den Apotheken. Daher hier noch Einiges über ihren Zustand und ihre Verbindungen mit andern Erden gesagt werden muß. Die Talkerde kommt im reinen Zustande unter dem Namen Magnesia in den Apotheken, mit Kohlensäure verbunden, vor, aber auch in der Natur hin und wieder als Magnesit in Serpentingebirgen, verbindet sich auch sonst mit Säuren, was die Kieselerde nicht thut, und ist besonders in einigen halbharten und weichen Steinen als Hauptbestandtheil vorhanden, z. B. im Speckstein, Meerschaum, Serpentin, Asbest, Talk ꝛc. Um sie künstlich darzustellen, bedient man sich dazu der schwefelsauren Talkerde, die man im Wasser auflöset, und dann der Auflösung so lange Kali oder Natron hinzusetzt, als noch ein Niederschlag erfolgt. Die Talkerde fällt zu Boden, indem die Schwefelsäure eine nähere Verwandtschaft zum Kali, als zur Thonerde hat, mithin diese verläßt, und an jene tritt; das Verfahren, die Talkerde aus dem genannten Salze abzuscheiden, besteht in Folgendem: Man löset eine Quantität schwefelsaure Talkerde in vielem reinen Wasser durch Kochen auf, und gießt nach dem Filtriren der Auflösung zu derselben so lange von einer warmen und klaren Lauge der gereinigten Potasche oder des kohlensauren Natrums, als noch ein Niederschlag erfolgt. Man kocht hierauf das ganze Gemenge über dem Feuer nochmals eine Zeit lang und gießt Alles durch einen leinenen Spitzbeutel.

Die zurückbleibende Erde kocht man hierauf mit vielem reinen Wasser, bringt sie wieder auf das Seihezeug, und wäscht sie so lange mit heißem Wasser aus, bis alle anhängenden Theile der schwefelsauren Talkerde hinweggenommen sind, und trocknet sie dann. In diesem Zustande ist die Talkerde mit Kohlensäure verbunden, von welcher man sie durch das Glühen befreiet. Man schüttet sie, um dieses zu bewirken, in einen Schmelztiegel, bedeckt denselben, um das Hineinfallen der Kohlen zu verhindern, und erhält sie dann so lange im Glühen, bis eine herausgenommene Probe nicht mehr mit Säuren brauset. Diese von Kohlensäure befreiete Talkerde wird gebrannte Talkerde genannt, und ist reine Talkerde. Wenn man sich zur Fällung derselben eines kaustischen Alkali bedient, so fällt sogleich eine Talkerde nieder, welche frei von Kohlensäure ist, jedoch eine bedeutende Menge Wasser enthält, welches durch Glühen hinweggeschafft werden muß. — Die meiste Talkerde wird aus der Mutterlauge solcher Salzsoolen, welche salzsaure Talkerde enthalten, durch ein dem kurz vorher beschriebenen ähnliches Verfahren gewonnen. Enthalten aber diese Soolen, welches häufig der Fall ist, salpetersaure Kalkerde, so steht zu besorgen, daß die Talkerde mit Kalkerde vermenget seyn wird. Die Talkerde erscheint als ein zartes weißes Pulver, welches wenig Geschmack, aber keinen Geruch hat. Ihr specifisches Gewicht beträgt ungefähr 2,3. Zarte blaue Pflanzenfarben, wie z. B. das mit einem Aufgusse der Malvenblätter gefärbte Papier, werden davon grün gefärbt. Im Glühfeuer verliert die Talkerde alles derselben anhängende Wasser; sie schmelzt aber nicht für sich allein. Nach Darcets Bemerkung soll sie bei einer sehr hohen Temperatur etwas zusammensintern; und Ehrmann sah sie vor dem Löthrohre mit Sauerstoffgas, jedoch mit Mühe, zu einer glasartigen Masse fließen. Durch starkes Glühen im Feuer schwindet sie sehr, und wenn man kohlensaure Talk-

erde in einiger Menge glühet, so entweicht im Anfange bei der Entwickelung der Kohlensäure und des Wassers ein Theil derselben mit, welcher mechanisch fortgerissen wird. — Nach Tingry erhält die mit Wasser zu einem Teige gemachte Talkerde durch das Glühen die Eigenschaft zu leuchten, wenn sie im Finstern auf eine glühende Platte gestrichen wird. Göttling fand an der mit brennbaren Gegenständen in einem starken Feuer geglüheten Talkerde eine schöne Krystallisation auf der Oberfläche, Blätter und kleine Spieße vorstellend, welche mit sehr lebhaften Regenbogenfarben spielten. Im Wasser ist die Talkerde fast unauflöslich. Nach Kirwan sind bei einer Temperatur von 60 Graden Fahrenheit 7900 Theile Wasser erforderlich, um einen Theil Talkerde aufzulösen. Sie vermag jedoch eine beträchtliche Menge Wasser zu binden; denn Talkerde, welche in Wasser geweicht und dann getrocknet wurde, hatte, nach Bergemann, 18 Prozent am Gewichte zugenommen. Aus der Luft zieht die Talkerde, obgleich langsam, Kohlensäure und Wasser an. Butini fand bei Talkerde, die in einem porzellanenen Gefäße, welches nur mit Papier überdeckt gestanden hatte, das Gewicht um $\frac{1}{144}$ vermehrt. Setzt man zwei Theile Talkerde und einen Theil Schwefel in einem Schmelztiegel einer gelinden Hitze aus, so erhält man schwefelhaltige Talkerde im Zustande eines gelben Pulvers, welches schwach zusammengebacken ist, und aus dem sich, wenn man es in Wasser wirft, eine unbedeutende Menge schwefelhaltiges Wasserstoffgas entwickelt. Eine mäßige Hitze reicht hin, den Schwefel fortzutreiben. Mit dem Phosphor hat die Verbindung der Talkerde noch nicht gelingen wollen. — Mit den Alkalien verbindet sich die Talkerde nicht; allein sie besitzt eine große Neigung mit den Ammonium dreifache Salze darzustellen. — Die Talk- oder Bittererde und Kalkerde fließen leicht mit der Thonerde und Kieselerde zu einer Glasmasse. Die Talkerde verbindet sich

im Flusse mit der Schwererde, mischt sich dagegen mit der Potasche, der Soda und der Strontianerde nicht. —Von den Verbindungen der Talkerden mit Säuren zu Salzen, sehe man den Artikel Salz (Talkerden-), Th. 134, S. 220 u. f., nach. — Wie schon angeführt worden, kommt die Talkerde auch in einigen Steinarten als Hauptbestandtheil vor, besonders in halbharten und weichen Steinen, und diese Steine bilden daher Talksippschaften oder Talksippen. Die Talkerde ist in der Talkerdensippe der halbharten Steine zwar nur in wenigen der Menge oder dem Gewichte nach vorherrschend, sondern bei den meisten die Kieselerde; allein der Gehalt der Talkerde zeichnet sich vor andern Fossilien aus, und ist wenigstens beträchtlich, und soll auch, in Verbindung mit einem Oxide, die Ursache der grünen ins Graue, Gelbe und Braune ziehenden Farben seyn, welche ihnen größtentheils zukommen, wenn sie nicht weiß oder gelblich sind, wie der Magnesit, der die Talkerde ohne Beimischung einer andern Erde oder eines Oxids in sich enthält. Zu diesen Steinen gehören: die Hornblende, der Strahlstein, der Tremolit oder Grammatit, der Anthophyllit, der Augit, der Diopsit, der Malakolith oder Salit, der Kokkolith, der Diallag oder Diaklas, mit dem Omphacit und Smaragdit, der Bronzit oder blättrige Anthophyllit, der Hypersthen oder Paulit, der Schillerspath, der Pikrosmin, der Pikrolith, der Serpentin oder Ophit, der Nephrit oder Beilstein, der Magnesit in seinen Arten und Abarten (Breunerit, Gioberit, Baudissérit und Conit), der Wagnerit ꝛc. — Bei der Talkerdensippe der Weichsteine herrscht auch noch die Kieselerde der Menge nach vor, aber diese Steine enthalten doch beträchtlich viel Talkerde, 10 bis 30 Prozent oder darüber, so daß dieser chemische Charakter sie von den übrigen Weichsteinen

hinlänglich unterscheidet. Die meisten dieser Steine haben ein ausgezeichnet fettiges Anfühlen, ohne dabei an der Zunge zu hängen, und weiße oder grüne Farben. Hierher gehören der Talk mit seinen Arten, der Chlorit, der Brucit oder Talkhydrat, der Speckstein oder Seifenstein, der Meerschaum, der Asbest oder Amianth mit seinen Arten ꝛc. Von den Edelhartsteinen gehört zur Sippschaft der Talkerde, der Olivin oder Chrysolith mit seinen Arten, wozu auch der Hyalosiderith gehört; und von den gemeinen Hartsteinen gehört aus der Sippschaft des Talks der Boracit oder Sedativspath. Ueber die Talkerdensippschaften oder Sippen sehe man auch den Art. Stein, Th. 171, S. 469 u. f., nach. — Die Talkerde ist erst durch die Versuche von Black im Jahre 1755 als eine eigenthümliche Erde anerkannt worden. Schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bot ein Römischer Kanonikus ein Mittel zum Verkaufe aus, dessen Bereitungsart er geheim hielt, das gegen alle Krankheiten dienen sollte, welches aber kohlensaure Talkerde war, und das von ihm Magnesia alba genannt wurde. Im Jahre 1707 machte Valentini (de Magnesia alba. Giess. 1701) bekannt, daß man es erhalte, wenn man die nach der Bereitung des Salpeters übrigbleibende Lauge verdunste, und zwei Jahre später zeigte Slevogt (de Magnesia alba. Jen., 1709), daß es aus der Mutterlauge des Salpeters durch Kali gefällt werden könne. Man hielt dieses Pulver allgemein für Kalkerde, bis Friedrich Hoffmann (Dissert. phys, chem. Lib. II, n. 18) darauf aufmerksam machte, daß es mit andern Körpern sich von dieser ganz verschieden verhalte; dennoch wurde, bis Black seine Untersuchung über diese Erde bekannt machte, sie von den Chemikern gewöhnlich mit der Kalkerde verwechselt. Marggraf (1759) und Bergmann (1775) bestätigten durch ihre Versuche die früheren von Black vollkommen. Da man sonst alle

Niederschläge aus Mutterlaugen von Salzsoolen und Salpetersiedereyen ohne Unterschied Magnesia nannte, so erhielt die Talkerde den Namen Magnesia Edinburgensis, weil Black, der zuerst ihre Eigenthümlichkeit darthat, in Edinburg lebte. Andere Namen derselben sind: Magnesia salis amari, Panacea anglica.

Talkglimmer, eine Benennung des gemeinen Talks, s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

Talkhydrat, Fr. Magnesie hydratée, mit Perlmutterglanz und durchscheinend; er ist weiß, graulich bis grünlich und röthlich; der Strich ist weiß; die Härte = 1, 5 — 2; das specifische Gewicht = 2, 35 — 2, 44. Die Krystallisation ist drei- und einaxig. Vor dem Löthrohre, durch Wasserverlust wird er zur weißen unschmelzbaren Masse. Die Krystallisation hat man sehr selten beobachtet, und dann in Form von Tafeln und niedrigen Säulen. Als Massearten kommt vor der blättrige und strahlige Talkhydrat, seltener der fasrige. Im Serpentin zu New-Jersey ꝛc. kommt er vor.

Talkkrystalle, der krystallisirte Talk, wie er in Krystallen angeschossen in den Bergwerken oder Fundörtern vorkommt.

Talköl, ein ehemaliges chemisches Produkt, welches man auf folgende Weise bereitete. Man thut pulverisirten Talk und mit Salpeter kalcinirtes Weinsteinsalz schichtenweise in einen Schmelztiegel, und läßt diesen sechs Stunden lang in einem starken Feuer stehen, nimmt ihn dann heraus, und gießt auf die kalcinirte Materie guten destillirten Weinessig, seihet den Liquor durch, läßt ihn gerinnen, süßt ihn ab, und setzt ihn in den Keller, damit er zerfließe. Dieses Talköl hielt man für eben so schätzbar, als das Talkwasser. Man gebrauchte es wider die Blattern und andere Flecken des Gesichts, überhaupt um eine schöne Haut zu bekommen. Dieses Produkt ist eigentlich nur ein an der Luft zerflossenes Weinsteinsalz.

Talksalz, s. Salz (Talkerden-). Th. 134, S. 220 u. f.

Talkschiefer, s. unter Stein, Th. 171, S. 473.

Talkspath, eine Benennung des Magnesitspaths, Breunerits.

Talkstein, der verhärtete Talk, der Talk, wie er derb in Massen als Stein vorkommt; s. den vorher angeführten Art., und oben, unter Talk, S. 559.

Talksteinwasser, Talkwasser, ein aus dem Talke bereitetes Wasser, ein Schönheitswasser, welches ehemals viel Aufsehen bei dem schönen Geschlechte erregte, als das Gesichtsfärben oder Schminken noch Mode war. Das Geheimniß der Bereitung desselben ist verloren gegangen; daher man die Entdeckung dieses Wassers für die Schönheit, oder zur Erhaltung derselben, für sehr wichtig erachtet hat. Folgende Vorschrift soll der wahren Komposition dieses so berühmten und hochgeschätzten Wassers sehr nahe kommen. Man nimmt eine beliebige Menge Talk, theilt sie in Blätter, und kalcinirt sie mit gelbem Schwefel. Nach dem Kalciniren stößt man es klein, siebt es durch, und wäscht es in einer großen Menge heißen Wassers. Wenn man gewiß versichert ist, durch dieses Wasser alle Salze weggenommen zu haben, so reiniget man das Gefäß, läßt das Wasser ablaufen, das unten bleibende Dicke aber kochen. Wenn es trocken ist, kalcinirt man es noch einmal in einem Ofen zwei Stunden lang bei einem starken Feuer. Hierauf nimmt man ein Pfund von diesem kalcinirten Talke, und stößt ihn mit zwei Unzen Salmiak zu Pulver, welches man in ein gläsernes Gefäß thut, das man an einem feuchten Orte aufbewahrt. Hier wird sich aller Talk von selbst auflösen; man darf dabei nur ganz sachte das Gefäß neigen und den Liquor abfließen lassen; man muß sich aber in Acht nehmen, daß er durch das Abgießen nicht trübe wird. Dieser Liquor ist so weiß und rein, als eine Perle, und soll die Frische des Gesichts nicht nur erhalten, sondern auch erhöhen. Man soll den Frauen und Fräulein kein vortrefflicheres Mittel für die Schönheit liefern können, als dieses Talkwas-

ser. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß Trommsdorff in seiner Kallopistria oder die Kunst der Toilette für die elegante Welt (Erfurt, 1805), worin die Bereitungen vieler Schönheitsmittel aufgeführt werden, des Talks gar nicht erwähnt.

Talkwasser, s. Talksteinwasser.

Talkwürfel, Fr. Talc en forme de dez, würfelförmige Talksteine, die meist achteckig sind, wie der Alaun. Dann werden auch Schörlkörner, Goldgranaten, die mit Talkblättchen überwachsen sind, so genannt.

Tallaros, eine Florentinisch-Toskanische Silbermünze, von der ein Stück 566 Holl. As wiegt. Der Gehalt ist 14 Lth. 13 Gr., und der Inhalt an feinem Silber 520 Holl. As. Der Werth nach dem 20 Fl. Fuße ist 1 Rthlr. 10 Gr. 2 Pf.

Tallbit, der Schwedische Papagey; s. Schwedische Abhandlungen 19, 132.

Tallevannes, steinerne Büchsen, von einem Steine, den man im Departement des Calvados in Frankreich Grès nennt, gemacht, in welchen Büchsen sich die Butter gut hält. In solchen Büchsen kommt gemeiniglich die gesalzene oder geschmolzene Butter von Isigny und von einigen andern Orten aus dem oben angeführten Departement (der ehemaligen Nieder-Normandie). Diese Tallevannes wiegen 36 bis 40 Pfund.

Tallie, das zu einer Giehne dienende Tau.

Tallipot, Tallipot Arbre, ein Ostindischer Baum, den man in einigen ältern Schriften angeführt findet, jedoch ohne einen nähern botanischen Nachweis. Er soll einem Palmbaume gleichen, harte, breite und gefaltete Blätter besitzen, und eher keine Früchte bringen, als nur im letzten Jahre seines Alters; dann sollen an den Gipfeln der Zweige sich zuerst gelbe Blumen von schönem Ansehen und lieblichem Geruche zeigen, und auf diesen die Früchte folgen, welche die Größe einer Kirsche haben, und viele Samen enthalten. Da er ohne nähern Stand-

ort beschrieben wird, so ist es schwer zu ermitteln, zu welcher Klasse und welcher Ordnung und Familie dieser Baum gehört.

Tallith, s. Taled.

Talmud, ein Hebräisches Wort, mit welchem man das Gesetzbuch der neuern Juden zu bezeichnen pflegt. Im eigentlichen Verstande führt nur die Mischna diesen Namen, ob man gleich im weitern auch die Gemara oder beide zusammen mit diesem Namen zu belegen pflegt. Der Talmud gehört zu den spätern jüdischen Schriften nach der Geburt Christi, und der Name bedeutet ein Lehrbuch oder eine Unterweisung, und soll von dem Hebräischen Lamad, er hat gelernt, herkommen. Der Talmud wird bei den Juden der heiligen Schrift gleich geachtet; er besteht aus zwei Theilen, und enthält eine Sammlung jüdischer Gesetze und Verordnungen zur Vervollständigung und nähern Erklärung des Mosaischen Gesetzes. Der erste Theil, genannt Mischna, ward im Jahre 150 nach Christi Geburt vom Rabbi Jehuda ausgearbeitet; der zweite, genannt Gemara, aber erst im Jahre 230 vom Rabbi Johanan. Da 500 Jahre nach Christi noch ein zweiter Talmud entstand, so nannte man den ersten den Jerusalemischen, den zweiten aber den Babylonischen. Nach der Angabe vieler Juden, soll die Sammlung dieser Religions- und Sittenlehren nicht aus der Schrift des alten Testaments, sondern aus einem göttlichen Unterrichte, der mündlich von Mose an bis auf die Zeiten nach der zweiten Zerstörung Jerusalems soll fortgesetzt worden seyn, und aus den Lehrsätzen der Rabbiner herrühren. Der Glaube an, und die Hochachtung für solche Traditionen zeigte sich bei den Juden sehr bald nach ihrer Rückkehr aus Babylonien, und nahm immer mehr zu. Am größten wurde die Achtung dafür nach der Zerstörung der Stadt Jerusalem durch die Römer, da die Sekten der Caraiten und Sadducäer von den Pharisäern, welche

diese von Mose herrühren sollenden Belehrungen sehr schätzten und erhoben, weit überwogen wurden. Diese Pharisäer erhielten sich nach der Zerstörung Jerusalems und des Gemeinwesens der Juden, mehr als die übrigen Sekten, und die Schulen und Akademien der Juden, welche in Palästina zu Jebna (Jabne, Jamnia), unter dem Rabbi Johanan, zu Taberya (Tyberias), unter dem Rabbi Juda oder Jehuda, dem Heiligen, zu Loddo (Lydda, Diospolis), unter dem Rabbi Akiba, zu Sapphory (Sapphoris), dahin sich der genannte Rabbi Jehuda vom Taberya begab, und an einigen andern Orten, am Euphrat aber zu Sura oder Sora, und zu Nuhadra oder Nuhardea, auch noch an einigen andern Orten, gewesen, haben dem gedachten mündlichen Gesetze sein vollkommenes Ansehen verschafft. Zuerst half demselben Rabbi Jehuda, genannt Hakkadosch (der Heilige) auf, welchen die Juden vorzugsweise Rabbi oder Meister, ja sogar Nasi oder Fürst nennen. Dieser sammelte Alles, was bis auf ihn, von dem sogenannten mündlichen Gesetze aufgeschrieben worden war, alle Satzungen und Aussprüche alter Lehrer, und brachte Alles, am Ende des zweiten Jahrhunderts, in ein schon oben genanntes Werk, Mischna, das zweite Gesetz, zusammen, welches in der vielfachen Zahl Mischnajoth genannt wurde. Seine Schüler und Nachfolger trugen im dritten Jahrhunderte eine Erklärung zusammen, welche den Namen Gemara bekam, wie schon oben angeführt worden, und welche Sammlung der Rabbi Johanan oder Jochanan ordnete. Da nun diese Sammlung nicht nur in Palästina, sondern auch in der zu Jerusalem gewöhnlich gewesenen Mundart geschrieben ist, so hat sie den Namen der Jerusalemischen Gemara, zum Unterschiede der Babylonischen, welche, zur Ergänzung jener, vom Rabbi Asche und Andern im fünften Jahrhunderte, und von Rabbi Jose, Vorsteher der Schule zu Pumbeditha im Jahre 500 vollen-

det wurde. Die Mischna mit der Gemara verbunden, wird Talmud, das ist, die Lehre, genannt. Jene wird am nützlichsten für die Juden in Palästina, dieser für diejenigen, welche außerhalb Palästina leben, gehalten. Man hält dafür, daß diese Gesetze der Juden auf eine ganz natürliche Weise entstanden sind, und dieses durch die allmählige Veränderung ihrer politischen Verfassung, die besonders bis zu den Zeiten Christi eine ganz andere Richtung empfangen hatte, und auch empfangen mußte, durch die immerwährende Bewegung dieses Volkes und die Einflüsse fremder Nationen, die in ihre Angelegenheiten durch Eroberungen so innig verwickelt wurden, wie die Römer, wenn diese gleich in ihrem Zustande, als Nation, keine Veränderung hervorbrachten, und keine Vermischung mit ihnen weiter Statt fand, so lernten jene doch von diesen Sitten und Gebräuche, weil sie mit und unter ihnen lebten. Das Mosaische Gesetzbuch reichte daher für alle die Fälle, die sich jetzt in ihrer neuen Verfassung darboten, nicht hin, und so wurden die Ausleger des Mosaischen Gesetzes genöthiget, diesem Gesetze Auslegungen beizufügen, wodurch es Anwendbarkeit auf neue Verhältnisse erhielt, oder auch neue Fragen und Untersuchungen veranlaßte, wodurch wieder neue Vorschriften gegeben werden mußten, und so waren eine große Menge von Auslegungen und neuen Vorschriften im Gange, die, in Hinsicht ihrer Autorität, dem Mosaischen Gesetze beinahe gleich gestellt wurden. Je mehr nun dieses zunahm, je mehr mußte man auch darauf denken, diese zerstreuten Gesetze zu sammeln, sie in ein Werk zu bringen, um sie allen Auslegern des Mosaischen Gesetzes zugänglich zu machen. Diese rabbinischen Auslegungen und Zusätze nannte man die mündliche Ueberlieferung, zum Unterschiede von der in der Hebräischen Offenbahrungskunde schriftlich aufbewahrten. Die Mischna besteht aus sechs Theilen, welche die Juden Sedarim, das ist, Ordnungen, nennen; eine

jede besteht wieder aus Büchern, und ein jedes Buch aus Kapiteln. Die erste Ordnung handelt von den Samen, den Früchten, Kräutern, Bäumen, und von dem öffentlichen und besondern Gebrauche der Früchte; die zweite Ordnung betrifft die Festtage; die dritte handelt von den Weibern; die vierte von Beschädigungen; die fünfte von den heiligen Handlungen, und die sechste von den Reinigungen. Die Karäer oder Caraiten unter den Juden halten von dem Talmude nichts, die übrigen Juden betrachten ihn aber mit großer Ehrerbietung als ein Stück des göttlichen Gesetzes und als den Kern der Weisheit von ihren angesehensten Lehrern.

Talmudist, ein Ausleger des Talmuds, also eine Person, welche in den Lehren des Talmuds erfahren ist, den Talmud studiert hat, und ihn auszulegen versteht. Es soll der Hebräischen Literatur zum offenbaren Schaden gereichen, daß das Talmudische Studium zu unserer Zeit so sehr vernachlässiget wird. Ein Schriftsteller, sagt: „Man hat einen Sprung gethan, anstatt die Mittelstraße zu betreten. Unsere Vorfahren thaten zu viel darin, und vernachlässigten andere wichtige Theile der Hebräischen Literatur, wir thun dagegen wieder darin zu wenig."

Talon, bei den Gypsarbeitern, ein Werkzeug, womit sie ihre Arbeit im Gröbsten bearbeiten, welches einem vorne etwas gehöhlten Spatel gleicht. Man hat große und kleine, je nachdem es die Arbeit erfordert.

Talos, in der Mythologie, eine eherne Bildsäule, die als der Beschützer von Creta verehrt wurde. Er lief täglich drei Mal um die Insel herum, um sie gegen alle feindliche Einfälle zu sichern. Auch soll er, nach der Fabel, alle diejenigen, welche auf Creta landen wollten, dadurch abgehalten haben, daß er ins Feuer gesprungen wäre, und sie mit glühenden Armen umfaßt hätte. Diese eherne Bildsäule, die, außer Talos auch Taurus ge-

nannt wurde, hatte nur eine einzige Ader, welche vom Halse bis in die Ferse ging, und mit einen ehernen Nagel verschlossen war. Von der Medea wurde er zuletzt überlistet; sie zog diesen Nagel heraus, und das Leben strömte mit dem Blute von ihm. Die Fabel erzählt noch mehrere dergleichen Geschichten von diesem Talos. Aller Vermuthung nach soll es eine große eherne Statüe gewesen seyn, welche die Phönizier an das Ufer oder auf ein Vorgebirge von Creta gesetzt hatten. — Es wird auch noch ein Talos in der Geschichte erwähnt, ein Schwestersohn des Dädalus, bei welchem er die Bildhauerkunst erlernte, und der, der Sage nach, die Töpferscheibe, und mehrere andere nützliche Werkzeuge erfunden haben, und von dem Dädalus aus Eifersucht wegen seiner Geschicklichkeit ermordet worden seyn soll; auch das oben angeführte Werkzeug der Gypsarbeiter hat nach ihm den Namen Talon erhalten.

Talpa, die Lateinische Benennung des Maulwurfs.

Talpatschen, mit diesem Namen belegten ehemals die Husaren in Ungarn scherzweise das Ungarische Nationalfußvolk. Der Name kommt von dem Ungarischen Talp, Fußsohle, her, wovon Talpas abgeleitet worden, welches Einen anzeigt, der breite Fußsohlen hat, und welches zugleich den Nebenbegriff eines plumpen Kerls, wie das Französische pied-plat in sich schließt. Man sagt auch noch jetzt im gewöhnlichen Leben zu einem plumpen Menschen, der mit seinen Füßen heftig in den Koth tritt, und die Vorübergehenden bespritzt, Talpatsch; das ist ein wahrer Talpatsch.

Talus, eine Böschung oder Abdachung, in der Befestigungskunst, die schräg abgehende Seite eines Walles von Mauerwerk oder Erde, damit hierdurch der Fuß breiter wird, und der Wall nicht nachschießen kann. — In der Anatomie heißt es so viel als Astragalus.

Talut, bei den Gärtnern, die Schräge, welche die Fen-

ster eines Mistbeetes oder Glashauses von Mittag gegen Mitternacht abweichen.

Tamach, eine Benennung des Schuppenthiers in Ostindien auf Java, welches daselbst in Flüssen lebt, sich Höhlen am Ufer macht, und kleine Fische frißt. Es bewegt sich sehr langsam.

Tamandua, Myrmecophaga Tamandua, Fr. le Tamandua, eine Benennung des Ameisenfressers, s. Th. 99, S. 455.

Tamari, Tamarin, Simia Midas, die Benennung der angezeigten Affenart.

Tamarinde, Tamarindenbaum, Tamarindus Linn., eine Baumart, welche in die erste Ordnung der dritten Klasse (Triandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Der Kelch ist in vier Theile getheilt; dann drei Blumenblätter; das Nektarium hat zwei kurze Borsten unter den Staubfäden; die Früchte sind kurze dicke Hülsen mit einer doppelten Rinde, wovon die äußere trocken, die innere häutig ist, zwischen welchen die Samen in den Fächern in einer weichen Substanz, einem Marke, eingehüllt sitzen.

Die Indianische Tamarinde, der Tamarindenbaum. Tamarindus Indica. Linn. Spec. plant. Tom I., p. 48. Siliqua Arabica, quae Tamarindus. Bauh. pin. 403. Tamarindus Detelside appellata. P. Alp. de Pl. Aegypt. 351. Balam-pulli sive Maderam-pulli H. Malabar T. I. Blackw. t. 201, 221. Jacquin Amer. pict. t. 13. Fr. Tamarins; Engl. Tamarind-tree. Ein hoher mimosenartiger, sich weit ausbreitender Baum, der wegen seines starken Laubes einen sehr angenehmen Schatten giebt. Die Wurzel ist ästig, faserig und haarig, und breitet sich weit umher aus. Der Stamm des Baumes, welcher an Höhe dem Wälschen Nußbaume gleicht, voll dichter und ausgebreiteter Aeste, ist oft so

dick, daß zwei Menschen ihn kaum umspannen können; die Rinde ist dick, braun, aschfarbig und voll Risse; die Substanz fest und röthlich. Die Aeste breiten sich gleichmäßig und ordentlich aus, und theilen sich in Zweige, welche wechselsweise gestellte Blätter tragen, die aus neun, zehn, zuweilen auch aus zwölf Paar kleinen Blättern bestehen, die an einer Ribbe ohne Endblatt hangen. Diese Blättchen sind ungefähr neun Linien lang und drei bis vier Linien breit, stumpf, unten mehr rund, gleichsam ohrförmig, hellgrün, und unten am Rande etwas haarig. Die Blumen entspringen aus den Winkeln der Blätter büschelweis, und hängen an dünnen Stielen. Die Krone besteht aus drei rosenfarbigen mit rothen Adern durchstreiften Blättchen, einen halben Zoll lang, und drei bis vier Linien breit, und gleichsam gekräuselt, von denen eines kürzer, als die beiden übrigen ist. Der Kelch ist stark, birnenförmig, in vier weißliche oder röthliche Blätter getheilt, die sich gemeiniglich nach unten zu biegen, und länger sind, als die Blumenblätter. Der Stämpel oder das Pistill, der aus der Mitte der Blume sich erhebt, ist gebogen, und wird von den Staubfäden umgeben, das heißt, die Blumen haben sieben bis neun Staubfäden, welche zusammengewachsen sind, von denen aber nur drei Staubbeutel tragen; er verwandelt sich in eine Frucht, die an Gestalt und Größe der Bohnenschote gleicht, also kurze und dicke Hülsen sind, die gleich den Bohnen an den Orten, worunter die Samen sitzen, knotig oder erhaben sind, das heißt, sie unterscheiden sich durch drei oder vier Erhebungen. Die Hülse oder Schote hat eine doppelte Rinde oder Schale, wovon die äußere dünn, trocken, von Farbe röthlich und zerbrechlich, die innere aber grün, häutig und noch dünner ist; zwischen diesen Rinden sitzen die sehr harten, viereckigen, fast platten, den Feigbohnen oder Lupinen gleichenden Samen von gefleckter brauner glänzender Farbe in einer weichen Substanz, dem Marke, Tamarindenmark genannt, welches der officinelle Theil der Pflanze

ist. Weil in den Blumen dieses Baumes sieben bis neun Staubfäden zusammengewachsen sind, so haben einige Botaniker die Tamarinde zur Monadelphia rechnen wollen. — Das Vaterland dieses Baumes sind die beiden Indien und ganz Afrika; denn man findet ihn sowohl in Egypten, als auch in Aethiopien, am Senegal ꝛc. — Das Mark des in Ost- und Westindien wachsenden Tamarindenbaumes unterscheidet sich merklich von einander, obgleich der Westindische Baum ursprünglich aus Ostindien herstammt. Das Mark des Ostindischen Baumes ist häufiger, schwärzer, trockner und saurer, und erhält sich ohne Zucker, dagegen der Westindische nicht nur weniger Mark hat, sondern dasselbe auch süßer ist und durch Zucker erhalten werden muß, den man ihm auch gleich bei der Versendung beimischt. Das Ostindische Tamarindenmark, welches unter dem Namen Tamarinden (Tamarindi, fructus Tamarindorum) nach Europa kommt, ist eine schwarze Pulpe, die einen angenehmen sauern Geschmack hat, und mit Fäden und dunkelbraun glänzenden Samen vermischt ist. Diejenige Tamarinde, die schimmlig, wenig saftig, oder wohl gar mit Pflaumenpulpe verfälscht ist, verwirft man mit Recht. Ehe die Tamarinden verschickt werden, pflegt man sie vorher in einem kupfernen Kessel mit kaltem Wasser oder auch wohl mit Weinessig so lange durchzuarbeiten, bis eine Art von Brey daraus entsteht, und diese breyartige Substanz wird in Tonnen zum Verschicken eingeschlagen. Diese Zubereitungsart kam einigen Chemikern verdächtig vor, weil die Tamarinden schon an sich wegen ihrer wesentlichen Säure, und die dazu gesetzte Essigsäure noch um so eher, die kupfernen Gefäße angreifen und einen Grünspan erzeugen müssen, und sie fanden auch wirklich, daß die im Handel vorhandenen Tamarinden mehr oder weniger davon enthielten, welchem Vorgeben jedoch andere Chemiker widersprachen, die bei den Versuchen mit den im Handel vorkommenden Tamarinden,

solche ganz frei vom Grünspan befunden haben. Da aber eine so schädliche Substanz den innerlichen Gebrauch dieses heilsamen Arzneymittels unsicher macht, so ist es die Pflicht eines jeden Pharmaceuten oder Apothekers, seine Tamarinden, ehe er sie zum Gebrauche anwendet, zu untersuchen, und um so mehr, da es auf eine sehr leichte Weise geschehen kann: Man darf nur ein rein polirtes Messer auf eine kurze Zeit in die Tamarinden stecken; findet man dieses nachher mit einer kupfrigen Haut überzogen, so enthalten sie Grünspan, ist dieses nicht, so kann man sie sicher als Medikament anwenden. Besser ist es noch, wenn man die Messerklinge vorher erwärmt, und dann in die Auflösung steckt. Man läßt sie nun einige Minuten, auch wohl eine Viertelstunde darin stecken, zieht sie dann heraus, und wäscht sie mit reinem Wasser, wischt aber nicht das Eisen mit einem Lappen ab; wenn nun das Eisen kupfrig aussieht und dem flüchtigen Alkali oder Ammonium, wovon man etwas darauf tröpfelt, eine blaue Farbe mittheilt, so enthält sie Kupfer; bleibt aber das Eisen schwärzlich und ohne alle Färbung, so ist sie rein. Die Auskochung des Tamarindenmarkes kann daher nur in gut verzinnten kupfernen Gefäßen geschehen, und während des Kochens muß es mit einem Spatel oft umgerührt werden, so wird es auch vom Kupfer frei bleiben. Man will daher lieber, daß man die Tamarinden zum Handel in ihren Hülsen eingeschlossen nach Europa verschicken soll, und nicht ausgekocht, welches auch zum Theil geschieht. Die Indianer nehmen die Früchte, welche anfangs grün sind, wenn sie ihre vollkommene Reife, also eine glänzende schwarzbraune Farbe erhalten haben, ab, trocknen sie an der Sonne, schlagen sie hierauf in Fäßchen oder Kisten, und verhandeln sie; da wir sie aber aus der zweiten Hand ziehen, so werden sie da erst gekocht oder zerquetscht, in Fässer gethan, und so weiter in Europa verschickt. Wir erhalten diesen Artikel über

England aus West- und Ostindien; auch die Franzosen führten diese Waare früher aus der Levante über Livorno und Marseille in Europa ein. Mithin geschah und geschieht die Auskochung des Markes von den Engländern und Franzosen; indessen kommen auch Tamarinden, in ihren Hülsen eingeschlossen, wie schon bemerkt worden, nach Deutschland, die jetzt auch die Amerikaner liefern. Die Ostindier machen die Tamarinden auch mit Zucker ein, und bringen sie so in den Handel, was auch die Westindier thun, welches bei den Letztern aber mehr aus der schon oben angeführten Ursache geschieht, weil die Tamarinden zu weich und süßlich sind, und leicht auf der Versendung oder dem Transporte verderben würden. Die besten Tamarinden, welche man in dem Handel bekommt, sind diejenigen, welche rein, fast durchsichtig, dabei fleischig, aber weder feucht, noch schimmlig, und weder faul, noch vertrocknet aussehen.—Die Wirkung des Tamarindenmarkes ist der Fäulniß widerstehend und verdünnend, dabei ist es angenehm sauer schmeckend, und ein kühlendes Laxirmittel. Man benutzt dieses Mittel in allen bösartigen zur Fäulniß geneigten Fiebern, besonders in der blutigen und galligten Ruhr; in Bauchflüssen von Unreinigkeiten der ersten Wege; in galligten Krankheiten überhaupt; auch bei zu stark fließender goldener Ader von einer galligten Materie nach Boerhaave. Schon die Araber versicherten einmüthig, daß die Tamarinden eine purgirende Kraft besäßen, obgleich ihnen Einige dieselbe absprechen wollten, welches wahrscheinlich daher rührte, daß sie zu vorsichtig mit der Gabe gewesen sind; denn in einer gehörigen Dosis gereicht, öffnen sie den Leib, dabei haben sie noch eine gewisse gelinde anziehende Eigenschaft, die man in wenigen andern Purgiermitteln antrifft. 2 Loth erfordern 6 Loth Wasser als Abführungsmittel. Ein Zusatz von Weinstein zu den Tamarinden ist Ueberfluß. Ehemals gebrauchte man die Tamarinden weit häufiger, als jetzt,

man schrieb denselben, außer der laxirenden Eigenschaft, noch die Kraft zu, die Schärfe der Säfte zu lindern, die Hitze des Bluts und der Galle zu dämpfen oder mäßigen, die hitzigen und Faulfieber und die Gelbsucht zu heilen, die Hitze des Magens, der Leber und der übrigen Eingeweide zu vertreiben, und das Brechen zu hemmen. Man gebrauchte sie in allen Hämorrhoidalbeschwerden, in den Entzündungen, in der Wassersucht, die von einer Entzündung ihr Entstehen hat, in gallichten Durchfällen, in Nierenkrankheiten, in der Gonorrhoe ꝛc. In der Letztern will Fallopius sie mit gutem Nutzen gebraucht haben. Dann verbessern die Tamarinden auch die Fehler anderer Purgiermittel, die stark und heftig wirken, als des Scammoniums ꝛc.; sie verstärken die Kraft der langsam wirkenden und süßen Laxirmittel, wie die Cassia und Manna, sie vermindern ihre Gährung. Die aus Spießglas bereiteten Brechmittel sollen in der Wirkung durch die Tamarinden verstärkt werden; denn die sauren Mittel aus dem Pflanzenreiche vermehren die Kraft der Brechmittel, da hingegen die mineralischen Säuren sie vermindern oder gänzlich dämpfen. Die Krankheiten, in denen man die Tamarinden als ein specifisches Mittel anprieß, waren: die hitzigen und Faulfieber, der Scharbock, die Harnruhr, die von Würmern herrührenden Krankheiten der Kinder, die Gelbsucht ꝛc. In dem letztern Uebel geben die Indianer ein Arzneymittel, welches aus Tamarinden, Cassia und Zucker besteht. In den skorbutischen Zufällen verschrieb man sie sowohl den Leib zu öffnen, als auch die Verdünnung der Säfte zu hemmen und die Schärfe zu lindern. Dagegen sollen sie, wie alle saure Sachen, schädlich seyn im Husten, und in allen andern ähnlichen Krankheiten, welche einen Catarrh zum Grunde haben. In den Apotheken werden die Tamarinden in genugsamen Wasser in einem gut verzinnten oder glasurten Geschirre ausgekocht, und durch einen Durchschlag gereiniget. Dieses bis zur Honigdicke ein-

gekochte Mark läßt man ohne Zusatz von Zucker. Man wendet in neuester Zeit die Tamarinden unter laxirende Lattwergen an, auch in Verbindung mit Manna; sie verhindern hier die leicht von der Manna entstehenden Blähungen. Wenn sie zu einem Dekokte verwendet werden, so läßt man solches von einer halben oder ganzen Unze auf sechs oder zehn Unzen Kolatur bereiten, und gebraucht es als Vehikel anderer eröffnender Mittel. — Die Egyptier sollen sich der Blätter des Tamarindenbaums bedienen, um die Würmer in den Kindern zu tödten, und die Indianischen Aerzte legen die zerriebenen Blätter auf die mit der Rose behafteten Theile des Körpers. — Die Araber und Türken, wenn sie eine lange Reise vorhaben, kaufen Tamarinden, aber nicht um sich derselben als einer Medizin zu bedienen, sondern nur den Durst damit zu löschen. Dieses Zweckes wegen überziehen sie sowohl die kleinen und grünen, als auch die größeren und reifen Tamarindenschoten oder Hülsen mit Zucker oder Honig, und nehmen solche mit sich, wenn sie durch die Wüsten Arabiens reisen.

Tamarindenbaum, s. den vorhergehenden Artikel.

Tamariske, Porst, Tamarix Linn., eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Die Blume umgiebt den Fruchtknoten, und hat einen kleinen, bleibenden fünfspaltigen Kelch, fünf Blumenblättchen, fünf oder zehn dem Fruchtboden einverleibte Staubfäden, und einen spitzigen Fruchtknoten, welcher keinen Griffel, sondern nur drei längliche, zurückgebogene, haarige Narben hat; sie hinterläßt eine längliche, einfächrige, dreischalige Kapsel, welche viele kleine, mit einer Haarkrone versehene Samen einschließt. Die beiden bekannten Arten sind:

1) Die Französische Tamariske, Tamarix Gallica, floribus pentandris. Linn. Spec. plant.

Tom I., p. 386. Tamarix altera folio tenuiore s. Gallica. Bauh. pin. 485. Myrica sylvestris prima. Clus. Hisp. 104. Jc. 105. Tamarix Gallica, floribus pentandris, spicis lateralibus, foliis lanceolatis amplexicaulibus imbricatis. Ludw. Handbuch der Botanik, S. 234. Das Vaterland dieses Tamariskenbaums oder Tamariskenstrauchs ist ursprünglich Asien und die Morgenlande, dann findet man ihn auch in Spanien, Italien und Frankreich; auch zieht man ihn in England in den Gärten; denn er dauert den Winter über, wenn er einmal genugsam erstärkt ist, in freier Luft ohne Bedeckung aus. In warmen Ländern erreicht er eine ansehnliche Baumgröße, sonst bleibt er gemeiniglich nur ein vierzehn bis sechzehn Fuß hoher Strauch. — Die Wurzel dieses Strauches oder Baumes ist dick, holzig und in viele Aeste getheilt, die einen oder mehrere Stengel, nach Art der Sträucher, treibt, oft aber auch, wie schon bemerkt worden, einen Stamm, wie ein Quittenbaum. Die Rinde ist rauh und braun, welches Braune ins Graue übergeht, inwendig ist sie röthlich. Das Holz ist weiß. Die Blätter sind nur klein, wie bei den Cypressen oder dem Heidekraute, lang, rund und blaßgrün; sie fallen jährlich im Herbste ab, und kommen im Frühjahre ziemlich spät zum Vorschein. Die Blumen stehen auf dünnen, nakten Stielchen, sind büschelweis gestellt, klein, fünfblättrig und blaß purpurfarbig; die Früchte sind wechselsweise stehende, aufrechte, einfache Trauben, die längliche, spitzige Kapseln hinterlassen, die sich, wenn sie reif sind, in drei schmale lanzenförmige Schalenstücke zertheilen, und sehr kleine haarige Samen enthalten, wie in der Weide oder der Pappel, die leicht von dem Winde zerstreut werden. Die Blütezeit ist spät im Frühlinge oder zu Anfange des Sommers. Die Kultur dieses Strauches soll nur ganz einfach seyn; er erfordert einen guten schwarzen Boden, dem es nicht

an Näſſe fehlt, und einen warmen Stand, das heißt, gegen die Sonne gekehrt, und an irgend einen Gegenſtand gelehnt, weil er Kälte und ſtrenge Luft nicht gut vertragen kann. Auch die Fortpflanzung geſchieht leicht. — Die Rinde dieſes Baumes, welche einen balſamiſch bittern und zuſammenziehenden Geſchmack hat, iſt beſonders bei den ältern Aerzten als ein ſicheres wider die Verſtopfungen der Milz dienliches Mittel berühmt. An einigen Orten gebraucht man ſowohl die Rinde, als auch die Zweige ſammt den Blättern zum Gerben; die Aſche, welche nach dem Verbrennen dieſer Theile zurückbleibt, ſoll eine beträchtliche Menge eines Glauber'ſchen Salzes enthalten.

2) Die Deutſche Tamariske, Tamarix Germanica, floribus decandris. Linn. Syst. veg. p. 244. Spec. plant. p. 387. Tamarix fruticosa, folio crassiore s. Germanica. C. Bauh. pin. p. 485. Myrica Pannonica. Clus. Pann. p. 27. Ic. 29. Tamarix Germanica floribus decandris, spicis terminalibus, foliis sessilibus lineari-lanceolatis. Pallas ross. t. 80. Sch. t. 85. Kerner t. 742. Fr. Tamaris, Tamarix d'Allemagne; Engl. German Tamarisk. Dieſer kleine Baum oder Strauch, der niedriger, als der vorhergehende wächſt, hat eine Wurzel von der Größe eines Schenkels, mit einer dikken und ſehr bittern Rinde bedeckt, die entweder einen oder viele röthliche Stengel treibt, entweder als Baum, oder als Strauch. Das äußere Anſehen des ganzen Gewächſes kommt übrigens mit dem vorhergehenden überein, nur ſind ſeine Blätter von einer etwas gröbern Struktur, ſtehen dichter, und haben eine meergrüne Farbe und einen zuſammenziehenden Geſchmack. Die fünfblättrigen Blumen ſtehen auf Stielchen, die mit langen Deckblättchen beſetzt ſind, und haben zehn wechſelsweiſe längere und kürzere, an der Baſis mit einander verwachſene Staubfäden, und ſind etwas größer, als

bei der vorhergehenden. Die Farbe der Blumen ist blaß purpurroth. In allen übrigen Eigenschaften, als Früchten, Samen ꝛc., ist dieses Gewächs dem vorigen, wie schon oben in dem Aeußern bemerkt worden, ganz gleich. Dieser Tamariskenstrauch liebt einen feuchten, fetten und steinigen Boden, und wird gemeiniglich an den Ufern der Flüsse, Bäche und Seen angetroffen. Man findet ihn an sumpfigen Stellen am Rhein, bei Straßburg, Landau, in der Schweiz, bei Genf, an der Donau im Oesterreichischen, in Ungarn, dann in einigen Theilen von Deutschland, und auch in den mittägigen Ländern von Europa; ferner auf den Gebirgen von Taurien und auf dem Caucasus. Die Rinde dieses Strauches wurde auf gleiche Weise, wie die des vorhergehenden, in der Medizin angewendet, besonders gegen die Fehler der Milz. Dioscorides bediente sich in dieser Absicht des Dekokts der Blätter, und Plinius des Saftes davon mit Wein vermischt; allein diese Kräfte auf die Milz haben sich nicht bestätiget. Ferner sollte ein Dekokt der Tamariskenrinde oder des Holzes wider die Krankheiten der Haut vortrefflich seyn, als wider das Jucken, die Flechten und Schwinden, die Krätze und den Aussatz; es soll die innern Feuchtigkeiten, welche diesen Uebeln Nahrung geben, häufig durch den Urin abführen. Auch gegen die Siphilis oder die Venerischen Krankheiten wendet man dieses Holz statt des Franzosenholzes an, und man will gute Wirkungen davon gesehen haben. In Norwegen gebrauchen die Einwohner einen Trank von seinen Zweigen wider die Räude, und thun solche auch zuweilen statt des Hopfens unter das Bier. — Aus dem Holze dieses Baumes machte man Tassen, Becher und andere Geräthschaften, bloß um dem Hineingegossenen von dem Holze die heilende Kraft anzueignen. Auch die Frucht dieses Strauches wird von den Färbern anstatt der Galläpfel zur schwarzen Farbe benutzt.

Tamariske (Deutsche), Tamarix Germanica, s. oben, S. 585.

— (Französische), Tamarix Gallica, s. daselbst, S. 583.

Tamatias, eine Benennung der Amerikanischen Bartvögel; s. Bartvogel, im Supplement.

Tambour, in der Kriegskunst, die Französische Benennung des Trommelschlägers oder Trommlers, bei der Infanterie, welcher die Trommel rührt oder schlägt, wofür Campe Fellraßler vorgeschlagen hat, welches Wort ohne Beifall geblieben, und daher nicht in Gebrauch gekommen ist, und solches um so weniger, da Trommelschläger schon ein Deutsches passendes Wort für Tambour ist. Bei der Preußischen Armee hat jede Kompagnie etatsmäßig vier Spielleute, drei Trommelschläger und einen Hornisten, der zugleich die Pfeife bläst. Die Füselier-Kompagnien haben dagegen nur einen Trommelschläger und drei Hornisten. Da diese Zahl nicht immer hinreichend ist, z. B. bei starken Wachtdiensten, bei Krankheiten Einzelner ꝛc., so ist höhern Orts nachgegeben worden, daß die Kompagnie aus der Zahl der Gemeinen noch einen Mann zum Spielmanne ausbilden, und als solchen gebrauchen könne. Nach dem Vorschlage des Herrn von Griesheim, in seinem Werke: Der Kompagnie-Dienst ꝛc. (Berlin, 1836), soll man zu Trommelschlägern Handwerker wählen, deren Geschäft ihnen eine größere Beweglichkeit der Handgelenke und Finger, wenn nicht erzeugte, doch erhielt; auch soll es ein Vorurtheil seyn, die kleinsten und schwächsten Subjekte zu Spielleuten zu nehmen, weil sie in vielen Fällen größere Anstrengungen ertragen müssen, als der Soldat im Gliede, und ihr Abgang, wenn auch momentan, soll bei ihrer geringen Anzahl viel fühlbarer seyn, da ihr Ersatz oft für den Augenblick unmöglich ist. Die Spielleute müssen daher kräftige und starke Menschen mittler Größe seyn, weil dieses in der Regel diejenigen sind, welche die mehrsten Anstrengungen ertragen können; auch soll man auf

ihre Dienstzeit sehen, daß nicht alle von gleicher sind, und man also nicht alle in einem Jahre zugleich durch Entlassung verliert. Die Ausbildung der Spielleute geschieht unter direkter Aufsicht des Bataillons-Adjutanten durch den Bataillons-Trommelschläger, der den Rang eines Unteroffiziers hat, und am besten aus der Zahl derselben gewählt werden soll. Sowohl die Trommelschläger, als auch die Hornisten, stehen unter seinem Befehle, sobald das Bataillon formirt ist, und er kommandirt sie zum Wachtdienste, welches nicht gut kompagnieweise geschehen kann, da dann bei der geringen Zahl das Ausfallen Eines oder Mehrerer sogleich eine große Ungleichheit in dem zu leistenden Dienste herbeiführen würde. Er ist, wie schon bemerkt worden, der Lehrer der Spielleute, und daher ist es auch nothwendig, daß er die Trommel schlagen, und das Signalhorn blasen kann; auf diese Eigenschaften, welche die wesentlichen sind, soll schon mehr bei seiner Wahl zu sehen seyn, als auf körperliche Größe und Schönheit. In jeder andern Beziehung stehen die Trommler und Hornisten unter dem Unteroffizier ihrer Korporalschaft, in der sie die innern Dienste, so viel es die Umstände erlauben, in gleicher Art mit den Gemeinen leisten. Was die Bestrafung der Trommler und Hornisten betrifft, so hat darüber weder der Bataillonsadjutant, noch der Bataillonstrommler etwas zu verfügen; sie müssen jede Vernachlässigung ꝛc., die sich, ihrer Ansicht nach, zur Bestrafung eignet, dem Kompagniechef anzeigen. Ehemals hatten auch Artillerie und Pioniere Trommelschläger, wofür sie jetzt Hornisten erhalten haben. — Die Trommel, die im Französischen auch Tambour heißt, ist ein cylindrisches Instrument von Messing oder Holz mit zwei Reifen, welches auf zwei Seiten, das heißt, den beiden sich zugekehrten Seiten, mit Kalbfell steif bezogen ist. Das Trommelfell kann vermittelst einiger Bindfaden gespannt werden, das heißt, es wird vermittelst der-

selben angezogen, so daß man es so straff haben kann, als man will. Ueber das untere Fell sind ein Paar Saiten gezogen, vermittelst welcher man die Trommel dämpfen kann. Die beiden schwarzgebeitzten Trommelstöcke zum Schlagen oder Rühren der Trommel sind von Holz, gehen cylinderförmig, jedoch nach unten etwas spitz zu, und haben daselbst jeder eine Eichel, womit die Trommel geschlagen wird. Das Kniefell ist weiß, röthlich oder schwarz, bei den beiden letztern Farben oft rauch, nachdem es bei den Regimentern eingeführt ist, weil alle Trommelschläger des Regiments gleiche Kniefelle haben müssen; es wird über die Hüfte um den Leib, um die linke Lende und das linke Knie gebunden. Bei Paraden wird der Untertrommelriemen an die vordere Seite der Trommel, und dicht über den untern Reifen um die Leinen geschlagen. Die Trommel wird über die rechte Schulter getragen, und darf nicht zu niedrig, sondern dem Soldaten bequem hängen, besonders auf Märschen, wo sie auch an dem Unterriemen über die Schulter oder auf dem Tornister getragen werden kann. Der Tragriemen oder das Trommelbandelier, ist ein breiter, weißer oder schwarzer Riemen mit Haken, woran die Trommel gehängt wird. Die Trommelschläger tragen dieses Bandelier über das Säbelgehenk, so, daß Letzteres vorn davon bedeckt wird. Die Trommler der Grenadiere und Musketiere haben weiße Kniefelle, und weiße Bandeliere, und die der Füsiliere röthliche oder schwarze rauche Kniefelle und schwarze Bandeliere. Das Putzen der weißen Bandeliere geschieht mit weißem Thone, den man in Wasser dick auflösen läßt, und damit zuerst das Bandelier bestreicht, und wenn dieses trocken geworden und mit Bimsstein abgerieben ist, so überstreicht man das Bandelier ein paarmal mit Pergamentleim, welcher in Wasser gekocht worden, und nach dem jedesmaligen Trocknen des Anstriches reibt man ihn mit Bimsstein glatt. Zuletzt überzieht man den Anstrich mit feinge-

schabter, in Pergamentleimwasser aufgelöseter, weißer Kreide, so lange, bis das Bandelier ganz weiß ist. Man kann sich zum Anstriche auch des Talks bedienen, wozu man weißes Wachs und Spiritus nimmt. Das Wachs wird fein geschabt, wie der Talk, und Beides in Spiritus in einer Flasche aufgelöset, welches entweder im Sommer an der Sonne geschieht, oder besser auf einer heißen Stelle auf dem Kochherde oder Ofen, das heißt, so heiß, als es die Flasche vertragen kann. Diese Mischung trägt man über das Bandelier statt des Kreideüberzuges. Man muß diesen Anstrich mit einem Stücke trocknen weißen Wachses abreiben, wodurch er Glanz erhält, oder der schon vorhandene Glanz noch erhöhet wird. Das auf diese Weise behandelte Lederzeug soll nicht abfärben, und der Trommler den Anstrich erst nach mehrmaligem Gebrauche zu erneuern brauchen. Beim schwarzen Bandeliere geschieht der Anstrich mit einem schwarzen Lederlacke, Eichbaumscher Lack genannt, nach dem Erfinder, einem Schuhmacher, welcher in Berlin, Königsstraße Nr. 24, wohnt; er ist wohlfeil, besitzt eine große Geschmeidigkeit, conservirt das Leder, und erfüllt ganz die Bedingungen, weshalb man ihn anwendet. Er kann durch Spiritus verdünnt werden, wenn er zu dick seyn sollte. Es versteht sich, daß das neue Leder erst eine Grundirung von Eisenschwärze erhalten haben muß. — Auch mit der Trommel werden Signale gegeben, wie mit dem Signalhorne, wie z. B. zum Versammeln, zum Marsch, zum Angriff ꝛc.; dann schlägt der Trommler alle Abend um neun Uhr den Zapfenstreich, indem er eine Viertelstunde vorher vor der Wache lockt, das heißt, einige Male die Trommel anschlägt oder rührt. Bei dem Zapfenstreiche begleitet ihn zuweilen vom Wachthause aus ein Pfeifer, besonders bei großen Wachen, auf dem bezeichneten Wege. In den Lagern, sowohl Uebungslagern, als auch im Felde, wird der Zapfenstreich zu der jedesmal näher be-

stimmten Zeit des Abends, von allen Tambours geschlagen, wobei das rechte Flügelbataillon anfängt. Mit Tagesanbruch wird die Reveille geschlagen, und auch vorher gelockt. Dann schlägt der Tambour Alarm und Feuerlärm. Beim Exercieren eines Bataillons oder Regiments, werden beim Herausmarschiren desselben auf den Uebungsplatz von den Trommlern eines jeden Bataillons Märsche, auch andere beliebte Musikstücke auf der Trommel geschlagen, wobei die Pfeifer die Trommeln mit ihrem Pfeifen begleiten. Beim Parademarsche tragen die Tambours, so wie überhaupt bei angefaßtem Gewehre, die Trommel vor der linken Lende, die Stöcke auf derselben zum Schlagen gekreuzt; die linke Hand ruht auf dem Rande. Wird das Gewehr übergenommen, so nehmen die Tambours beide Stöcke in die rechte Hand, und fassen mit der linken Hand den Untertrommelriem, so daß die Trommel dann horizontal vor der linken Lende hängt. Die den Trommlern zur Seite gehenden Pfeifer tragen die Pfeife bei Paraden und bei jedem Vorbeimarsche in der linken Hand, und diese ruht mit dem Handgelenke fest am Leibe vor dem untersten Montirungsknopfe. Auf den Wink des Bataillons-Tambours schlagen die Tambours die Trommel, und die Pfeifer setzen die Pfeifen an den Mund und blasen, und nehmen auf das Abwinken wieder die vorige Stellung mit der Trommel und der Pfeife ein, und die rechte Hand der Pfeifer geht wieder an die rechte Lende. Bei allen andern Gelegenheiten wird die Pfeife, so lange sie nicht geblasen wird, in der rechten Hand, senkrecht an der Lende herunterhängend, getragen. Beim Abholen und Zurückbringen der Fahnen von und nach ihrem Standquartiere wird der Fahnenmarsch von den Tambours geschlagen. — Auch in bürgerlichen Verhältnissen wird der Trommelschlag angewendet, wozu das schon oben angeführte Feuerlärmschlagen gehört; dann das sogenannte Aus-

trommeln, wo die Aufmerksamkeit des Sprechenden durch Trommelschlag angedeutet wird, das heißt, um dem Publikum wichtige Dinge mitzutheilen; ferner das Trommeln am Neujahrstage von den Bürgerschützen, der Schützengilde ꝛc. ꝛc.

In der Kriegsbaukunst ist Tambour ein Werk von Pallisaden, welches man errichtet, um eine Schanze hinten zu schließen, oder um den Eingang eines Dorfes oder einer auf kurze Zeit befestigten Stadt zu vertheidigen. Die Pallisaden sind zu dieser Absicht 12 Fuß lang, 10 bis 12 Zoll dick; sie werden hart an einander 3 bis 4 Fuß in die Erde gesetzt, nachdem vorher zwischen zwei und zwei Pallisaden ein Schießloch in der Höhe von 6 Fuß von der Erde eingeschnitten ist. In Figur 9080 sieht man in a e einen solchen Tambour im Profil, und in b b sieht man denselben von vorn. Die Schießlöcher sind inwendig 8 und auswendig 4 Zoll groß; bei e ist eine Bank, damit man bequem durch die Schießlöcher feuern kann; auch umgiebt man wohl den Tambour noch mit einem Graben. Man bedient sich der Tambours auch in den Festungen, wo sie zu den retirirten Werken derselben gerechnet werden können, und legt sie in den aus- oder eingehenden Waffenplätzen, oder im Innern eines andern Werks in dem Ravelin an. Bei den Festungen werden sie oft aufgemauert; auch versieht man sie hier mit einem Schutzdache gegen Steine und Granaten.

Tambourin, Tambour de Basque, eine Handpauke, die bei den Griechen τυμπανον, bei den Lateinern Tympanum, bei den Arabern Duf, und bei den Spaniern Adufe genannt wird; s. unter Pauke, Th. 108, S. 172. Die Handpauke scheint eins der ältesten Instrumente zu seyn, denn man findet sie schon bei dem Triumpfgesange des Moses erwähnt, nach dem glücklichen Durchzuge durch das rothe Meer; da heißt es: „Miriam, die Prophetin, Aarons Schwester, nahm

eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken und Gesang.“ Auch die heilige Schrift erzählt uns, daß, als der unglückliche Jephta zurückkehrte, und seine Tochter Seila ihm tanzend entgegen zog, sie und ihre Begleiterinnen helltönende Handpauken dazu schlugen. Ueberall, wo der Israelitischen Musikchöre Erwähnung geschieht, findet man auch die Handpauken genannt. So heißt es von David, als er mit der Harfe vor der Bundeslade herzog, begleitete ihn das ganze Haus Israel mit Harfen und Psaltern, Pauken, Schellen und Cymbeln. Besonders wurde diese Handpauke bei den Israeliten von den Frauenzimmern zum Lobe Gottes gebraucht, und hat sich auch bei denselben lange erhalten. Auch aus 1. Sam. 18, 6, Psalm 68, 25, Jerem. 31, 4, 1. Chron. 13, 8, ersieht man dieses sehr deutlich; indessen scheint doch aus 1. Sam. 10, 5 hervorzugehen, daß sich auch Männer der Handtrommel bedient haben. Auch ist die Handpauke jetzt noch bei den Morgenländischen Frauenzimmern geblieben; denn auch die Indianerinnen bedienen sich derselben. Auch der Diff, den D. Russel erwähnt, ist dieses Instrument. Nach jenem Berichte besteht es aus einem Reifen, über den ein Stück Pergament gespannt ist, und an den Reif sind Stücke tönenden Erzes befestiget. Dieses Instrument schlägt man mit den Fingern und der geschlossenen Hand; es soll das wahre Tympanum der Alten seyn. Es dient zum Accompagnement des Gesanges, wie die Guitarre, und so glaubt man denn auch, daß es in Israel dazu diente, die Stimme der Jungfrauen in Ordnung zu erhalten. Da die Handtrommel genau mit dem Römischen Tympanum übereinkommt, wie man solches aus den alten Reliefs ersehen kann, so weiset uns eine Stelle aus dem Jouvenal darauf hin, daß die Römer ihr Tympanum aus Syrien erhalten haben, und folglich sieht dieses Syrische Instrument noch immer so aus, wie vor siebzehn oder acht-

zehn hundert Jahren, mithin wird es auch wohl noch viele Jahrhunderte vorher eben so ausgesehen haben. Die Sieges- oder Triumphgesänge bei den Alten wurden mit diesen Handpauken begleitet. Das Begleiten der Vokalmusik mit Instrumenten und mit Tanz, wie es noch in Indien der Fall ist, soll von der Feier des Egyptischen Bacchusfestes abstammen; denn bei allen Bacchanalien und bei den Dithyramben, welche die auf den Thrazischen Gebürgen herumschwärmenden Mänaden sangen, findet man stets die Pauken und Handtrommeln erwähnt. Bei den Orgien waren zwar erst nur Lyren und Flöten zum Gesange erlaubt, als aber Bacchus selbst, der Fabel nach, begleitet von Satyren, Faunen und Bacchantinnen das Fest besuchte, brachten diese auch Pauken, Sistern, Crotalen und Hörner mit. Dieses Instrument, die Handpauke, wurde im Morgenlande so beliebt bei dem schönen Geschlechte, daß man es zu allen Tänzen als Taktmesser gebrauchte; es war nicht allein mit einem Felle überzogen, sondern auch ohne dasselbe, nur eine Art Schellen, wie schon oben erwähnt, waren an den Reif befestiget, mit denen, den Schellen, man also den Takt bloß schlug. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Instrument auch den Europäern der spätern Zeit bekannt werden mußte, da es die Mauren aus Afrika mit nach Spanien brachten, wo es auch den Namen Tambour de Basque erhielt, weil es zu Biscaja zu allen Volksliedern und Tänzen gespielt wird. Von Spanien, und auch wohl direkt aus dem Morgenlande, kam dieses Instrument nach Italien und Frankreich, und von da nach Deutschland herrüber, und so weiter nach dem Norden hinauf. — Das Tambourin besteht aus einer zwischen einem metallenen Zirkelreif ausgespannten Haut oder einem Felle. Rings um den Reif und in gleichen Entfernungen von einander sind kleine zusammenschlagende beckenartig ausgehöhlte Schellen befestiget, die beim Spielen oder Rühren des In-

ſtruments tönen, indem ſie auf einer Saite laufen, und ſo leicht gegen einander ſchlagen. An einer mit Elfenbein ausgelegten Stelle iſt der Reif durchbohrt, durch die Oeffnung ſteckt man den Daumen der linken Hand, auf welchem dann beim Spielen das Inſtrument ruhet und ſich in künſtlichen Wendungen um denſelben drehet, während der Spieler mit der rechten Hand über das ſtraff geſpannte und geglättete Fell hinfährt; auch den Daumen etwas mit Speichel näßt, und dann mit demſelben mit Schnelligkeit darüber in allen Richtungen hinfährt, und dem Felle Läufer, Paſſagen, Triller ꝛc. entlockt, welches vermittelſt des Druckes geſchieht, der beim darauf Umherfahren angewendet wird, wodurch helle und dumpfe Töne entſtehen, Tenor- und Baßtöne, die dann mit den Diskanttönen der Schellen abwechſeln. Oft hat das Tambourin auch einen gedrechſelten Stiel oder Handgriff; dann fällt das Daumenloch fort; denn dieſes iſt nur darum angebracht, wenn der Tambourinſpieler mit dem Inſtrumente alle nur mögliche künſtliche Wendungen auf dem Daumen machen will, es gleich einem Rade darauf herumdrehet, wodurch die Schellen laut tönen. Die andern Bewegungen darauf, wie z. B. mit der Fauſt und dem Ellenbogen, ſind außer dem Spiele und ſollen nur die Fertigkeit des Spielenden zeigen, den ganzen Arm dabei in Bewegung zu bringen. Zum Spielen des Inſtrumentes gehören dieſe Bewegungen darauf nicht, obgleich ſie bei einem Frauenzimmer die verſchiedenen graciöſen Wendungen und Biegungen der Arme und des Körpers zeigen. Man hat ein großes und ein kleines Tambourin. In neueſter Zeit hat der Kapellmeiſter Steibelt viele originelle Muſikſtücke für das Pianoforte mit Begleitung des Tambourins geſchrieben, die er Bacchanales nennt, in denſelben iſt die Stimme für das Tambourin mit Noten geſchrieben. Madame Steibelt, die Gattin dieſes Komponiſten, eine geborene Engländerin, war die Erſte, welche dieſes

Instrument kunstmäßig zu behandeln verstand, so daß sie sich einen allgemeinen Beifall durch ihr kunstgerechtes Spiel erwarb. Für die Wichtigkeit dieses Instruments spricht auch die Muse der Tanzkunst, die man gewöhnlich mit diesem Instrumente in der Hand abgebildet findet. — Zu den Zeiten der Troubadours und Ménétriers findet man dieses alte Instrument auch erwähnt; man nannte es im Mittelalter bei diesen Minnesängern Tabour und Cloquette; es gehörte zu jedem vollstimmigen Concerte, obgleich es unter den Instrumenten der Janitscharenmusik beim Militair fehlt. Auch zur Begleitung der Drehorgel auf den Straßen in großen Städten, Residenzstädten, wird es gebraucht. Die schönsten und elegantesten Tambours de Basque kauft man bei Erard in Paris. — Auch in Italien, besonders in Ischia, fand der Graf Fr. Leop. zu Stolberg*) das Tambourin von Frauen und Jungfrauen geschlagen. Er sagt darüber: „Die Ischiesischen Mädchen haben viel angeborene Grazie. In dem Hofe des Hauses, welches wir bewohnten, tanzten einige Mädchen fast alle Abend zum Tambourin den Tanz, welcher, weil er aus Tarent dahingekommen, die Taratella genannt wird. Zwei Personen tanzen mit einander, niemals zwei Männer, selten ein Mann und ein Weib, mehrentheils zwei Weiber oder Jungfrauen. So wird auch das Tambourin immer von einer weiblichen Hand geschlagen. Dieses Instrument ist ein breiter Reif, auf der einen Seite mit einem Trommelfelle bespannt. Im Reife sind flache Schellen, welche an einander stoßend zugleich mit Glöcklein, die kreuzweis über der hohlen Seite des Reifs gespannt sind, die trommelnde Musik begleiten. Der spielenden Jungfrauen Gesang beseelt die Musik 2c.

Tambourinsticken, beim Sticker, eine Stickerey, die in gewissen Arbeiten Leichtigkeit und Richtigkeit ver-

*) Dessen Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. Königsberg und Leipzig, 1794. Th. 4, S. 279.

schafft, und die in Deutschland zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch einen Herrn du Poir eingeführt worden ist. Es ist eine Art von Kettelstichen, wie man sie in der sogenannten weißen Dresdner genäheten Arbeit findet. Wenn man diese Stickerey machen will, so nimmt die Stickerin die Tambourinstickernadel gerade wie eine Schreibfeder in die rechte Hand, welche oben auf den Rahmen zu liegen kommt, doch so, daß sie auf den Stoff, in welchem gestickt werden soll, perpendiculär fällt. Die Seide, welche allemal gezwirnt seyn muß, legt die Stickerin, nachdem erst ein Knoten am Ende gemacht ist, in Form einer Schlinge auf den Spitzfinger der linken Hand, und setzt sich hierauf an den Stickerrahmen ganz ohne Zwang, so, daß sie sich mit ihrer Nadel nach der Richtung des Risses mit Leichtigkeit wenden kann, sticht gerade durch den Taffet durch, und hängt die gedachte Schlinge vom Spitzfinger der linken Hand unter den Rahmen an das Häckchen der Nadel an, so wie man eine Schlinge an ihren Heftel hängt; die rechte Hand zieht dann sogleich wieder auf, und entledigt sich dieser angehängten Schlinge in einer kleinern Entfernung von ihrem Ursprunge, sticht mit der ledigen Nadel in der Mitte dieser Schlinge wieder durch den Taffet, und nun hängt der erwähnte Finger der linken Hand die andere gemachte Schlinge abermals an das Häckchen, welches die rechte Hand wieder nach sich zieht, und die neuere Schlinge über jene alte hinweglegt, gerade in der nämlichen Entfernung, wie die Erstere ꝛc. Man muß aber dabei Acht haben, daß wenn man genöthiget ist, entweder mit der Farbe oder mit der ganzen Arbeit aufzuhören, man die letzte Schlinge wohl durchziehe und auf der linken Seite befestige.

Tambourinstickernadel, beim Sticker, ein kleines Werkzeug, womit die Tambourinstickerey ausgeführt wird. Es besteht aus einem Hefte von Elfenbein oder Knochen, welches an dem einen Ende eine Schraube hat, die zur Befestigung eines kleinen stählernen Häk-

chens dient, das durch das Zeug durchgestochen, und womit der Faden in die Höhe gehoben wird. Das Heft ist wie ein Etuis hohl, damit darin verschiedene Häkchen, grobe und feine, aufgehoben werden können, und die Schraube schließt diese Höhlung zu. Ueber das in die Schraube eingesetzte Häkchen wird ein Futter geschraubt, wenn jenes nicht mehr geschraubt werden soll, damit sich solches nicht beschädige.

Tametten, eine Art Ostindischer baumwollener Schnupftücher, welche zu Botton verfertiget werden. Man hält sie auf den Molukkischen und andern in dem Indianischen Meere gelegenen Eylanden sehr hoch, daher sie auch größtentheils dahin gehen, und nur wenige davon zu uns nach Europa kommen.

Tamis, Damis, Tammy, ein Name des geglätteten Etamins, eines dünnen wollenen auf Leinwandsart gewebten Zeuges, der ehemals häufig in den Handel kam, und zu Unterfutter unter leichte Mannskleider, zu Frauenskleidern, Schürzen, Vorhängen ꝛc. diente. Den besten Tamis lieferte ehemals England und Sachsen, und die vorzüglichsten kamen aus den Fabriken zu Leeds. Sie waren $\frac{5}{4}$ Leipziger Elle breit und 30 Yards lang. Auch Berlin lieferte Tamis in Menge, der dicker, als der Englische ausfiel, nur seine Appretur war nicht so schön. Die Breite der Berliner Waare war $\frac{5}{8}$ oder $\frac{3}{4}$, die Länge 50 Ellen. Linz in Oesterreich, Wunsiedel im Bayreuthschen und Naujedein in Böhmen lieferten ebenfalls viel Tamis. Die Böhmische Waare war $\frac{15}{16}$ Wiener Elle breit und 38 Ellen lang. Jetzt kommt diese Waare unter dem genannten Namen nicht mehr vor; denn statt derselben hat man Bombasin, Merino ꝛc.

Tammy, s. Tamis.

Tanagras, Tanagrae, eine Art Merlen, welche in Amerika vorkommen, und von denen sich mehrere Gattungen, wegen des schönen Gefieders, auszeichnen. Sie verheeren in Amerika oft ganze Getreidefelder, und gleichen an Gestalt, Färbung und Lebensart den Finken.

Tand, ein Geschwätz, eine grundlose Rede. Alter Weiber Tand (Pict.). Bei andern Oberdeutschen Schriftstellern kommt Tandmähre in eben dieser Bedeutung vor. 2. Eitle unnütze Dinge, als ein Collectivum. Menschentand, leere menschliche Erdichtungen, wo aber auch die vorige Bedeutung statt findet. Narrentand, Narrenpossen, Kindertand, Kinderpossen, Kindereyen. Das ist weiter nichts als Tand. Mein Geist soll sich dem Tand der Erde kühn entschwingen. (Kleist.) — Tand, Nürnberger Tand, Zankeisen, ein Spiel mit eisernen Ringen an einer Zange, welches man auch Grillenspiel nennt; es kommt wahrscheinlich von Kurzweil, Zeitvertreib her, wenigstens liegen diese zum Grunde; denn hier ist Tand, Spielwerk, Kleinigkeitskram. Die Beschreibung dieses Spiels sehe man unter Spiel (sinnreiches), Th. 158, S. 107 u. f., nach. Anmerkung. Im Niedersächsischen gleichfalls Taut, und daselbst im gemeinen Leben, mit der auch in andern Fällen nicht ungewöhnlichen Verdoppelung Tanterlantant, im Schwedischen Dant. Wachter leitet es von dem Arabischen und Italienischen Dad, ein Würfel, her. Pelletier in seinem Bretaguischen Wörterbuche, von Dant, ein Zahn, Dens, Frisch von tanti her, welche letztere Ableitung Adelung für die sonderbarste hält. Die erste Bedeutung des Geschwätzes hat noch in manchen gemeinen Mundarten ihre Verwandten, wo danten, Nieders. tantern, schwatzen, Fr. dandiner, Tander, ein Schwätzer, und Tanderey, Geschwätz ist. Es scheint in dieser Bedeutung ein Onomatopöie des Schwatzens zu seyn, und mit zu Ton, tönen zu gehören. Adelung ist der Meinung, daß wenn die zweite Bedeutung keine Figur der ersten ist, wie sie es auch nicht zu seyn scheint, so ist sie wieder eine eigene Onomatopöie der spielenden Bewegung, und in diesem Falle ein Verwandter von tanzen. Im Oberdeutschen bedeutet Tand auch alte Kleider und Hausrath, Tändlerey, Tändelkram, daher ist Tändler, Tänd-

lerkrämer, Tändlermann, daselbst ein Trödler, Trödelmann, der Tändelmarkt, Trödelmarkt.

Tande, ein nur in einigen gemeinen Mundarten übliches Wort, eine Klaue oder einen Haken zu bezeichnen. So werden die Klauen oder einem Haken ähnlichen Schaufeln an den Dreganken daselbst Tanden genannt. Das Wort ist mit Zahn, Niedersächs. Tän, Bretag. Dant, Lat. Dens, nahe verwandt.

Tändeler, oder Tändler, eine Person, welche tändelt, welche Neigung und Fertigkeit zum Tändeln besitzt; zuweilen auch eine Person, welche aus dieser Neigung in ernsthaften Verrichtungen zaudert oder zögert Im Oberdeutschen bedeutet es auch einen Tröoler. S. unter Tand.

Tändeley, 1, unnütze, bloß zum Zeitvertreibe oder zum Vergnügen vorgenommene Bewegungen, und in weiterer Bedeutung jede Beschäftigung dieser Art mit unerheblichen Kleinigkeiten oder unnützen Dingen, und die Neigung dazu, in diesem letztern Falle ohne Mehrzahl, das Getändel. Eine Nation ist mehr zur Tändeley geneigt, als die andere. Das sind Tändeleyen. 2. Ohne Mehrheit wird es im gemeinen Leben auch wohl für das Zaudern gebraucht, vermuthlich nur, in sofern solches durch die Beschäftigung mit unnützen oder unerheblichen Dingen verursacht wird.

Tändelhaft, Bei- und Nebenwort, Neigung und Fertigkeit zum Tändeln besitzend, und darin gegründet. Ein tändelhafter Mensch. Tändelhafte Handlungen, daher die Tändelhaftigkeit.

Tändelig oder tändelich, in der vorigen Bedeutung, ein tändeliger Mensch.

Tändeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben. 1. Eigentlich. Leichte Bewegungen bloß zum Vergnügen oder Zeitvertreibe machen, in welcher Bedeutung es jetzt mit der folgenden weitern zusammengeflossen ist. Ein Kind auf dem Schoße tanzen lassen, heißt in diesem eigentlichen Ver-

stande noch im Niedersächsischen dändeln, demken, im Englischen dandle, in Schlesien tillazzeln. 2. In weiterem Verstande sich zum Zeitvertreibe oder zur Belustigung mit unwesentlichen Kleinigkeiten oder unnützen Dingen beschäftigen, spielen. Das heißt nur getändelt. Mit einem Kinde tändeln. Er tändelt gern. Den ganzen Tag mit Tändeln zubringen. Mit einem Frauenzimmer tändeln, in einigen gemeinen Mundarten dahlen. 3. Zaudern, zögern, in einer Sache mit unweiser Langsamkeit verfahren, vermuthlich zunächst, sofern diese Langsamkeit von unwichtiger Beschäftigung mit Kleinigkeiten herrührt, im gemeinen Leben, in Niederdeutschland tünteln. So auch das Tändeln. Anmerkung: im Englischen dandle, im Französischen dandiner. Bei dem Horneck lautet dieses Wort mit der ausländischen Endung — iren, tändeliren. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß eine leichte, spielhafte Bewegung der herrschende Begriff in diesem Worte ist, so daß es von tanzen, denken, in seiner ursprünglichen Bedeutung, und dem Schwedischen danka, herumschweifen, nur im Suffixo verschieden ist. Das Suffixum — eln bedeutet theils eine Wiederholung, theils auch eine Verkleinerung. Für tändeln in der zweiten Bedeutung brauchen die Niedersachsen auch dammeln, draueln, daueln, fenteln ꝛc.

Tändelschürze, beim Frauenzimmer, eine kleine Schürze von Kattun, Gingham, Merino, auch Seidenzeug, die mehr zum Putz, als zum eigentlichen Zwecke einer Schürze dient; sie ist ungefähr ¾ Elle lang und über 1 Elle breit, und wird von den Frauen und Jungfrauen auch beim Ausgehen getragen, besonders wenn sie Randverzierungen, eine Kante ꝛc., hat. Man wählt sie nach dem Anzuge von einer beliebigen Farbe, bei den einfarbigen Zeugen und bei den bedruckten, gemuschelten, gegitterten und mannigfaltig façonnirten gewebten nach Belieben. Da man diese Schürzen in Ge-

sellschaft beim Thee, Kaffee ꝛc. vor hat, so werden sie auch Kaffee- oder Theeschürzen genannt. Man hat dazu förmliche abgepaßte Muster.

Tändelwoche, im gemeinen Leben, die erste Zeit nach der Hochzeit, weil dieselbe gemeiniglich mit Tändeln und tändelhafter Liebe zugebracht wird; weil es die Zeit des ersten Sinnenrausches ist, ehe man an eine ernstere Beschäftigung denken kann; die Flitterwoche.

Tandems heißt man die Schlesischen doppelten Silesias, eine Leinwand in Stücken von 58 Ellen, die häufig nach England geht. Der Name Tandem zeigt an, daß man endlich den Geschmack der Abnehmer in Ansehung der Bereitung getroffen habe.

Tanfana, eine Göttheit der alten Deutschen, besonders der Marsen, die in dem jetzigen Westphalen verehrt wurde. Den berühmten Tempel derselben sollen die Römer auf ihrem Heereszuge in Westphalen zerstört haben. Nach dem Herrn von Hohenhausen zu Herford, soll, in seiner Schrift über die Heereszüge der Römer in Westphalen, der Ort, wo diese Gottheit verehrt worden, nicht im Stifte Münster, sondern in Bocholzhausen, einem Städtchen an der Bever, im Bisthume Paderborn, der noch jetzt den Namen der Tanfanne führt, gewesen seyn; es soll aber kein Tempel, sondern nach alter Deutscher Sitte ein Hain gewesen seyn. Den Namen leiten Einige von dem Celtischen Worte Tan, das Feuer, und fana, ein Herr, mithin Tanfana, das Feuer des Herrn, also von der Sonne, her. Ueber diese Gottheit wurde ehemals viel gestritten, woher sie ihren Namen habe, und ob sie einen Gott oder eine Göttin vorstellen sollte. Einige leiteten den Namen von den Faunen her, woher der Gothen Fones oder Fanes gekommen sey; Andere meinen er bedeute den Anfang aller Dinge (t'Anfang); wiederum Andere machen daraus einen Herrn der Tannen, von Tanne, Abies, und Fana, ein Herr; aber alle diese Deutungen werden sich

auf die zuerst angeführte reduciren, welches die richtigste zu seyn scheint.

Tang, Tangebs, Tansjebs oder Tanjebs; eine Gattung feiner Nesseltücher, die von den Engländern, Holländern, Franzosen und Dänen aus Ostindien gebracht werden, und von denen es mehrere Arten giebt: glatte, doppelte, geblümte oder gestickte ꝛc. Die Holländer liefern Tangebs Daatpour, von gemeiner Art, acht Viertel bis neun Viertel Cobitos breit, und 40 Cobitos lang, und feine von Decca funfzehn Achtel, acht Viertel bis neun Viertel Cobitos breit, und neununddreißig bis vierzig Cobitos lang. — Die Dänen liefern Tangebs Titbaddy, von superfeiner Art, achtundzwanzig bis neunundzwanzig Ellen lang, und einundzwanzig Sechzehntel bis fünf Achtel breit; feine Tangebs Jungle, von gleicher Länge als die vorigen, aber eilf Achtel bis sieben Sechzehntel in der Breite; dergleichen von dreizehn Achtel bis eilf Sechzehntel breit; Cusidah Tangebs, nur dreizehn bis vierzehn Ellen lang, und fünfundzwanzig Sechzehntel bis dreizehn Achtel breit; Tangebs, sechs Viertel breit, und sechsundzwanzig Ellen lang; dergleichen neunundzwanzig Ellen in der Länge haltend, und siebenundzwanzig Sechzehntel in der Breite; dergleichen sechs Viertel, auch wohl nur dreiundzwanzig Sechzehntel breit, und siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Ellen lang; ferner brodirte Tangebs, mit goldenen Leisten, dreizehn eine halbe, bis vierzehn Ellen lang, und fünf Viertel bis eilf Achtel breit. — Die Franzosen bringen zum Handel: Tangebs Daka oder brodirte Sorte, und Tangebs Caligan, oder glatte; jene sind drei Viertel, diese aber nur sieben Achtel Stab breit, und beide sechzehn Stab lang. — Die Franzosen bringen von allen den genannten Sorten das meiste in den Handel. — Dann heißt man in Frankreich auch noch Tangebs genähete baumwollene Tücher, die aus Bengalen kommen, und in der Breite drei

Viertel bis fünf Sechstel Stab, und in der Länge sechzehn bis achtzehn Stab halten. — Auch ist Tang in den nördlichen Ländern Europas ein Name einer Art des Seegrases oder Seemoos, welches sehr häufig auf dem Grunde des Meeres wächst, und seine Spitze bis auf die Oberfläche des Wassers treibt; s. Meergras, Th. 87, S. 136, und Mos, Th. 94, S. 505.

Tangas, Janguas, bei den Ternatänern, gewisse Barquen, die den Carcaos sehr gleich kommen, und sonst keinen Unterschied haben, als zwei hölzerne, gemalte oder vergoldete halbe Monden, welche aus dem Kiele des Schiffes hinten und vorne hervorstehen. Ein solches Schiff kann hundert Mann fassen. Die Indianer fahren oft darauf unter dem Gerassel der Trommeln und Schellen. Das Schiffsvolk besteht gemeiniglich aus zwanzig Soldaten und sechs Büchsenschützen; die Uebrigen haben fünf oder sechs metallene Kanonen zu besorgen. Sowohl die Ruderer, als auch die Soldaten sind mit Säbeln, Schilden und sehr vielen Calabays und Saguz bewaffnet, welches eine Art Rohr ist, das man unten spitz gebrannt hat, womit sie eine große Geschicklichkeit im Geradeauswerfen besitzen, wie die Neger mit ihren Wurfspießen. Ihre Art zu fechten ist folgende: Sie nähern sich dem Feinde auf einen Kanonenschuß, und wenn sie losgebrannt haben, so gehen sie aufs Geschwindeste zurück, und immer von einer Seite zur andern, bis sie wieder zurück kommen, um zum zweiten Male Feuer zu geben, worauf sie es dann wieder so machen. Zu jedem Stücke ordnen sie drei Personen: die Erste stellt die Kanone, die Zweite ladet sie, und die Dritte brennt sie ab. Wenn sie gegen Europäer fechten, so sollen sie regelmäßiger zu Werke gehen, welches sie jenen zu verdanken haben. — Auch eine Rechnungsmünze in Goa führt den Namen Tangas, Tange und Tank. Man hat gute und schlechte Tangas; von den Ersteren machen vier, und von den Letztern fünf einen Pardo,

der 18, 4 Gr. Conventionsgeld werth ist. Man theilt den Tangas in vier Vintins. — Man nennt in Indien auch die Wasserbehälter Tangas, Tanken.

Tangebs, s. Tang.

Tangelholz, Nadelholz, eine Benennung des Kiefernholzes, Kienenholzes, also des Fichten-, Tannen-, Föhren- ꝛc. Holzes; s. den Art. Fichte, Th. 13, S. 267 u. f., und auch den Artikel Kiefer, Th. 37, S. 266 u. f.

Tangeln, in der Forstwissenschaft, die Blätter des Nadelholzes, daher Tangelholz, Tangelort.

Tangente, Tangens, Tangente, in der Trigonometrie, eine gerade Linie, die auf dem halben Diameter eines Zirkels oder Kreisbogens perpendikular steht, und bis an den durch das Ende des Bogens verlängerten Radium geht; die berührende Linie. Fig. 9081 ist BC der halbe Diameter, EB die auf demselben stehende perpendikulaire und berührende Linie des Bogens B D. Die berührende Linie einer krummen Linie, Tangens curvae, ist eine gerade Linie, die eine krumme in einem gegebenen Punkte so berührt, daß sich aus demselben Punkte zwischen ihr und dem Bogen der krummen Linie, den sie berührt, keine andere gerade Linie ziehen läßt. Carteſius bewies zuerst, wie die Tangenten der krummen Linien zu ziehen seyen, welchem andere Mathematiker gefolgt sind, und diese Sache merklich erleichtert haben. Tangens complementi, ist die Tangente eines Bogens oder Winkels, der mit einem andern gegebenen Bogen oder Winkel 90 Grade macht. — Bei dem Flügelmacher, Fortepianomacher, heißt Tangent dasjenige senkrecht stehende messingene oder hölzerne Stäbchen, welches vermittelst des Klavis in Bewegung gesetzt wird, und an die Saite des Flügels oder Klaviers anschlägt. Zum Fortepiano oder Klavier wird der Tangent aus Messingblech geschnitten, weil dieses Metall einen vorzüglichen Klang hat, vorzüglich

tönt, und ohne Mühe in das weiche Holz des Klavis eingeschlagen werden kann, weil der Klavis eines Klaviers nur einen Tangenten hat, dagegen ist der Tangent des Flügels von Holz, und jeder Klavis desselben hat zwei dergleichen Tangenten. Beide ruhen unbefestiget auf dem hintern Ende des Tangenten, und da zu jedem Klavis zwei Saiten gehören, so wird jede Saite beim Spielen von einem einzigen Tangenten berührt. Derjenige Tangent eines Flügels, der, wenn man vor demselben steht, die Saite zur rechten Hand anschlägt, steckt gewöhnlich in der vordern Scheide, der Tangent der linken Seite aber in der hintern Scheide. Auf dem hintern Ende des Klavis ruht der Tangent unbefestiget, weil er durch das Loch der Scheide erhalten wird, worin derselbe im Gleichgewichte senkrecht bleibt; auch läßt er sich in dem Loche der Scheide sehr gut in die Höhe stoßen. Indem er in die Höhe steigt, stößt der darin angebrachte Kiel, der vor der Bewegung unter der Saite steht, gegen die Saite, und durch seine eigene Schwere fällt er wieder herab. Jeder Tangent wird von hartem Birnbaumholze gemacht, damit er sich nicht verwerfe oder zerbreche. Er ist einen halben Zoll breit und willkührlich dick. An dem obern Ende erhält er mit einem Nuthhobel oder mit einer kleinen Säge einen Ausschnitt, und in diesen Ausschnitt wird eine hölzerne Zunge eingesetzt, welche so groß ist, als der gedachte Ausschnitt, eben so dick, als der Tangent, und daher genau in den Ausschnitt paßt. In ihrer Mitte wird diese Zunge mit einem eisernen Nieth in den Tangenten befestiget, doch so, daß sie sich wie eine Klappe darin bewegen läßt. In der Mitte der Zunge wird ein Loch gebohrt, worein man einen kleinen, geschnittenen zugespitzten Kiel von einer Rabenspule steckt. Wenn nun der bewegte Klavis den Tangenten in die Höhe treibt, und der Kiel sich gegen die Saite lehnt, so biegt sich die klappenartige Zunge und zugleich auch der Kiel zurück, und dieser kann da-

her ungehindert über die Saite treten. Fällt aber der Tangent durch seine eigene Schwere wieder herab, und der Kiel stößt wiederum von oben gegen die Saite, so tritt die Zunge durch den Druck des Kiels auf die Saite von neuem zurück, und der Kiel kann wieder ungehindert über die Saite treten. Da es aber leicht möglich seyn könnte, daß die Zunge zurückgeneigt stehen bliebe, und daß der Kiel nicht unter, sondern neben die Saite zu stehen käme, folglich bei dem folgenden Drucke des Klaviers keine Wirkung thun würde, so bringt man an dem Tangenten unter der Zunge eine kleine Feder an, die sich gegen das Untere der Zunge anlehnt, und diese wieder in ihre erforderliche Lage zurücktreibt. Diese Feder besteht aus einem kleinen Stücke Messingdraht, welches an dem Tangenten befestiget wird. Vor diesem vertrat eine angebrachte Schweinsborste die Stelle der Feder, die aber bald schlaff und unbrauchbar wurde. Zuletzt enthält der Tangent noch die Hauptdämpfung, damit das Nachtönen der Saiten verhindert werde. — In den Flötenuhren beim Uhrmacher sind die Tangenten diejenigen gebogenen Haken, Eisen oder Hammer, die in einer solchen Uhr von einer Spitze oder einem Stifte der Walze ergriffen werden, und die Uhr spielend machen; sie werden durch die Spitze aufgehoben, und sobald sich der bewegliche und mit einem Gewinde versehene Theil des Tangenten aufhebt, so drückt der Stecher hinab, öffnet das Ventil in der Windlade des Flötenwerks, und die Pfeife giebt ihren Ton an; eben so ist es auch mit den Tangenten einer Harfenuhr, welches gleichfalls eiserne Hammer sind, die nach der Walze zu gebogen werden. Sobald eine Spitze des Stifts in der Walze einen solchen Tangenten aufhebt, so wird dadurch der eigentliche Hammer gegen die Saite der Harfe gepreßt, und dieser schlägt gegen die Saite der Harfe, wodurch die Harmonie der Harfe entsteht (s. beide Arten von Uhren, unter Uhr in U). Alle

Tangenten mit den Hämmern stecken gemeinschaftlich an einem Gewinde, welches aus einem langen Stücke Messing besteht, in welchem so viele Kerben ausgefeilt sind, als die Spieluhr Hammer und Tangenten hat. In jedem Kerbe steckt ein Tangent, und ein gemeinschaftlicher Draht oder Stift befestiget sie dergestalt in dem Gewinde, daß sie sich darin frei bewegen können. Damit sie aber auch bei der Bewegung nicht schwanken, so ist noch ein stählerner Rechen angebracht, der dem Gewinde ziemlich gleicht. An diesem Rechen wird zugleich die Harfenuhr mit Haken befestiget.

Tangoul, eine Art Kupfererz, die von Salee auf der Barbarischen Küste in glatten Broden von etwa zehn Pfund am Gewichte, nach London, Marseille ꝛc. gebracht wird. Es sind von demselben immer zwei Stücke zusammen. Der Artikel wird von den Kupferschmieden und Königlichen Artilleriegießereyen verarbeitet.

Tangsode, s. Soda aus Seetang, unter Soda, Th. 155, S. 137.

Tani, Tanny, Tany, die feinste Gattung der Ostindischen, Bengalischen und besonders der Sinaseide, welche die Engländer, Holländer und Franzosen in den Handel bringen. Die Tannyseide wird in verschiedenen Sorten getheilt, welche zum Zeichen die Buchstaben **ST**, und die Zahlen 1 bis 5 führen. Wenn sich daneben noch ein **A** befindet, so ist solches ein Merkmal, daß die Waare etwas feiner, als die gewöhnliche Sorte ausfällt, und dann ist gewöhnlich das Pfund um $\frac{1}{2}$ Thaler theurer. Diese Seide ist alle roh und ungefärbt. Man verkauft diesen Artikel sowohl bei der Holländischen, als auch bei der Französischen Kompagnie nach Amsterdamer Gewicht, und giebt 2 Prozent Sconto. Die Kavelingen sind von zwei Ballen, jeder von 240 bis 250 Pfd. Das Verhältniß der Nummern bei der Französischen Gesellschaft ist gegen die Holländische, wie hier folgt. Nr. 1 von der Französischen gleicht der Sorte, welche

in Holland mit E bezeichnet ist. Nr. 2 der mit D, Nr. 3 der mit C, Nr. 4 der mit B, und endlich Nr. 5 der Holländischen A Sorte. Man giebt beim Handel stets der Französischen Ostindischen Seide den Vorzug vor der Holländischen Kompagnie-Waare, weil die Erstere einen bessern Glanz hat, und nicht so viel Abgang beim Verarbeiten leidet, als die andere. Tanna-banna ist eine andere Sorte Seide aus Bengalen, welche die Engländer zum Verkaufe bringen.

Tanjebs, s. Tang.

Tank, s. Tange.

Tanlake, eine Benennung der Aalmutter, s. unter Schleimfische, Th. 145, S. 448.

Tanne, Tannenbaum, Pinus Abies, Fr. Sapin, ein Nadelholzbaum, welcher in die neunte Ordnung der ein und zwanzigsten Klasse (Monoecia Monadelphia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und dessen Arten schon unter Abies, Th. 1, S. 58 u. f., und unter Kiefer, Th. 37, S. 266 u. f., beschrieben worden. Daß die Tannen auch im steinigen Boden sehr gut fortkommen, beweisen diejenigen Tannen in den gebirgigen Gegenden des Schottischen Hochlandes; denn sie wachsen daselbst in Thälern und auf Hügeln, die größtentheils gegen Norden liegen, und einen harten steinigen Boden haben; ihr geflügelter Same wird vom Winde haufenweise aus den Zapfen, die sich im April und Mai öffnen, zerstreuet. Die jungen Schößlinge wachsen anfangs sehr dicht bei einander auf, wodurch sie einen geraden Wuchs erhalten, und frei von Unterzweigen bleiben. Sie wachsen zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß auf, ehe sie einen Fuß im Durchmesser erhalten, und selbst ihr Wuchs in die Höhe, geht wegen des schlechten Erdreichs und ihrer großen Menge nur langsam von Statten, bis endlich die größern Bäume die kleinern völlig niederdrücken. In dieser engen Stellung werden sie häufig vom Winde aneinander geschla-

gen, wodurch sie ihre Seitenzweige verlieren, und das Holz von schädlichen Aesten frei lassen. Haben die größeren Bäume endlich einen freien Raum um sich her erlangt, so fangen sie an im Gipfel buschiger und dicker zu werden. Einige werden 4 Fuß im Durchmesser dick oder stark, und bis zu einer Höhe von 60 Fuß sind sie zu den schönsten Brettern geschickt; ihr feiner Kern beweiset auch, daß ihr Wachsthum immer langsam von Statten geht. Wenn man einen Baum ganz nahe an der Wurzel absäget, so kann man genau das Alter nach den Jahrringen bestimmen, das oft zu einer beträchtlichen Anzahl von Jahren hinaufsteigt. So fällte man eine Tanne, die $2\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser hatte, welches gewöhnlich die Dicke einer funfzig Jahr alten gepflanzten Tanne ist, und man zählte darin nicht weniger als zweihundert und vierzehn Kreise, welches einen Beweis gab, daß sie wohl über viermal so alt als eine gepflanzte seyn mußte. Gepflanzte Tannen, die auf einen zubereiteten Boden anfangs gesäet, also eine Schonung davon angelegt worden, und nach zwei Jahren auf ein anderes Feld, worauf sie stehen bleiben sollten, in gehörigen Entfernungen gepflanzt wurden, und einen freien Raum um sich hatten, in welchem sie ihre Wurzeln und Zweige ausdehnen konnten, erhielten zu viele Nahrung und Auswüchse, indem sie ihre Zweige mehr in einer wagerechten Richtung ausbreiten konnten, wodurch das daraus gefällte Zimmerholz durch Aeste verdorben wird. Ferner setzen sich durch diesen geschwinden Wuchs dicke jährliche Kreise an, die ein weit gröberes und schwammiges Holz geben, und ihr Saft geht nachher nie in eine hinreichende Menge von harzigem Balsam, der zu ihrer Erhaltung dient, über, welches verursacht, daß die Pflanzungen absterben, ehe der Baum ein seiner Größe gemäßes Alter erhält. Das Bauholz daraus ist weder stark, noch schön, noch dauerhaft. Das Klima hat hier wahrscheinlich auch einen großen Einfluß auf die Güte des Hol-

zes. In den nördlichen und höchsten Gegenden des Hochlandes, wo die schönsten Tannen angetroffen werden, dauert der jährliche Wachsthum bei weitem nicht so lange, als in den südlichen ebenen und offenen Gegenden, indem sie oft selbst am Mittage, wegen der hohen umliegenden Gebirge, die Sonne entbehren müssen; sie bleiben daher daselbst weit länger in einem schwächlichen Zustande, als in andern Gegenden unter der nämlichen Breite. Man will dieserhalb anrathen, um diesem Holze Festigkeit und Dauer zu geben, die Tannen nicht Reihenweise, sondern unordentlich und dichter, als gewöhnlich geschieht, anzupflanzen, weil die Natur hierzu selbst die Anweisung giebt; denn dadurch sollen sie eben die Größe und Güte, als die natürlichen erhalten, das heißt, als diejenigen, welche sich durch den ausgestreueten Samen von selbst fortpflanzen, wie es in den großen Urwäldern ꝛc. geschieht. — Der Naturforscher Engeström*) hat einen wahren krystallisirten Zucker zu Anfange des Monats Junius auf den Zweigen der Tannen in England entdeckt; dieser Zucker ließ sich zwischen den Fingern zerreiben, wie unser feinster Zucker, wenn er etwas lange gelegen hatte. In Weinessig löfete er sich ohne Geräusch, und im Wasser schnell auf; er fing leicht Feuer, gab eine Flamme, und bei seiner Verbrennung verbreitete sich ein angenehmer Geruch, wie der des gewöhnlichen Zuckers. Hält man ihn in einem Löffel über die Flamme eines Lichts, so schmelzt er zu einem wahren Karmel oder gebrannten Zucker. Dieser Zucker soll von einem wahren Honigthaue herrühren. — In sprachlicher Beziehung soll der Name, nach Adelung, von dem alten Europäischen Tan, Feuer, wovon unser zünden, Zunder, die Lat. candere, cendere etc. Ueberbleibsel sind, weil das Holz dieses Baumes leicht Feuer

*) Schwedisches Wochenblatt zur Beförderung der Physik, Arzneykunst, Naturgeschichte ꝛc. Th. 1, S. 245.

fängt, oder auch von Tangel, Nadel, wegen der spitzigen Blätter, oder auch von andern Umständen herstammen.

Tanne (Balsam-), Gileadische Tanne (Abies Balsamea), s. unter Abies, Th. 1, S. 62 und 66, und unter Kiefer, Th. 37, S. 306 u. f.

— (Edel-), Silbertanne, taxblättrige Tanne, Weißtanne, weiße Tanne, gemeine Tanne, Pinus Abies, s. unter Abies, Th. 1, S. 61, und unter Kiefer, Th. 37, S. 300 u. f.

— (Gileadische), Gileadische Balsamtanne, s. Tanne (Balsam-).

— (gemeine), s. Tanne (Edel-).

— (Harz-), Pechtanne, schwarze Tanne, rothe Tanne, Norwegische Tanne, Pinus Picea, s. unter Abies, Th. 1, S. 60, 63, und unter Kiefer, Th. 37, S. 267 u. f.

— (Meer-), eine Art Korallinen, Sertularia abietena, s. Th. 44, S. 417; auch eine Art Hornkoralle, Gorgonia elongata, s. Th. 44, S 325 u. f.

— (Norwegische), s. Tanne (Harz-).

— (Pech-), s. daselbst.

— (rothe), Rothtanne, s. das.

— (Schierlings-), s. unter Abies, Th. 1, S. 63, und unter Kiefer, Th. 37, S. 309 u. f.

— (schwarze), s. unter Abies, Th. 1, S. 60.

— (Silber-), s. Tanne (Edel-).

— (taxblättrige), s. daselbst.

— (Weiß-), weiße Tanne, s. das.

Tannen, Bei- und Nebenwort, aus dem Holze der Tannen bereitet. Tannene Bretter. In der Deutschen Bibel lautet es tännen, welche Form aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist.

Tannenapfel, s. Tannenzapfen.

Tannenastmoos, s. unter Mos, Th. 94, S. 491 und 498.

Tannenbaum, s. Tanne, oben, S. 609.

Tannenbaumhacker, s. Tannenhacker.

Tannenblatter, kleine Blattern oder Bäulen unter der Rinde der Tannen, welche, wenn man sie ritzt, das weiße oder gelbliche, durchsichtige und fast wie Citronenschalen riechende Tannenharz geben.

Tanneneiche, Stieleiche, s. unter Eiche, Th. 10, S. 208.

Tannenelster, s. unter Krähe, Th. 46, S. 520.

Tannenfichte, Pinus strobus, s. unter Fichte, Th. 13, S. 268, und unter Kiefer, Th. 37, S. 267.

Tannenfink, Bergfink, Schneefink, Waldfink, Queck, Queckfink, Quäcker, Gägler, Gegler, Gögler, Zehrling, Goldfink, Quetschfink, Laubfink, Rothfink, Kothfink, Mistfink, Zetscher, Pienken, in Oesterreich Ni-kowitz, Nikeviz, Nikaviz, Nikabiz, Rowert; Fringilla montana, Montifringilla, Fringilla hyberna, nivalis. Fringilla (Montifringilla) alarum basi subtus flavissima. Linn. Fauna Suec. 233. Syst. nat. ed. XII, p. 318. Ital. Finco montano, Frenguello montanino; Griech. Ορεσπιζη, Χρησομητρις; Fr. le Montain ou le Pinson montain, Pinson des Ardennes, Pichot montain ou Pichot de mer, Ebourgeonneau ou Pinson d'Artois, le Tioguet, le Quincon de montagne, l'Ardenet; Engl. The Bramling or Bramble, the Mountain Finch, the Brierfinch, the Brambling or Bramlay; Holl. Keep, Bergvink; Dän. Quaker, Bogfinkens, Hoer-Unge. Dieser Fink, der Th. 13, unter Fink, S. 419, bloß erwähnt worden, ist fast in allen Gegenden Europas bekannt, und hat viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen oder Buchfinken, nur ist er größer. Das Männchen ist am Kopfe schwarz, jedoch mehr Schwarzes haben die Alten, als die Jungen; im Frühlinge werden sie am Kopfe glänzend schwarz, welche Farbe sich über den Hals hinunter

bis auf den Rücken erstreckt; gegen den Schwanz hin folgt ein schneeweißer Fleck, der zu beiden Seiten mit schwarz eingefaßt ist. Die Flügelfedern haben zwei Farben, gegen den Leib zu sind sie röthlichbraun, wie die der Brust, die übrigen gelb, und an den Spitzen schwarz getüpft; dann folgen schwarze und weiße, die einen Schild oder Strich ausmachen. Die übrigen Deckfedern auf den Flügeln sind schwarz, und gegen die Spitze hin röthlichbraun und weiß; die Schwingfedern schwärzlich, von der Spule auf weiß, und am Rücken der Fahne mit grüngelb gefaßt, wie die hintern Flugfedern mit röthlichbraun. Der Schwanz ist schwärzlich, und die beiden Nebenfedern haben weiße Spiegel; er bildet eine Gabel. Die Brust oder Kehle ist braun oder braungelb, der Bauch weiß, nebenher sind die Federn bräunlich und vorn schwarz getüpft. Die unter dem Schwanze hinausgehen, sind braun. Der Schnabel ist an der Spitze braun, gegen den Kopf zu aber gelb; im Frühling färbt er sich bis auf das Gelbe schwarzblau Die Füße sind mehr gelb, als braun. Das Weibchen ist ganz aschfarbig, am Kopfe und Rücken grau, und dunkelbraun gestreift; unter den Flügeln hat es nicht ein so schönes Gelb, als das Männchen, und auf den Flügeln fehlt das Braunrothe, statt dessen die Federn braun und schwarz sind und gelbe Enden haben. Der Schnabel ist nur unten, oben aber nur wenig gelb, übrigens ist er bräunlich. In der Beschreibung der Farben dieses Vogels weichen einige Schriftsteller ab, welches wahrscheinlich im Mangel der Farbenkenntniß liegt. Nach der Beschreibung Anderer ist der Rücken blauschwarz mit gelbbraunen Federrändern; die Kehle und Brust pomeranzenfarbig. der Kopf weiß, auf dem Flügel zwei breite weiße Streifen, unter der Achsel rein gelb; der Schnabel gelb, die Füße olivenbraun, der Schwanz gespalten. Das Weibchen soll weder den pomeranzenfarbigen Flecken an der Flügelwurzel, noch die schöne gelbe Farbe an den untern

Deckfedern der Flügel haben. Die Kehle ist heller pomeranzenfarbig, und die Kopfplatte ist aschgrau, so auch der Hinterhals. — Die Länge dieses Vogels beträgt $6\frac{1}{4}$ Zoll; der Schnabel $6\frac{1}{2}$ Linie, die Flügelbreite 10 Zoll; der Schwanz $2\frac{1}{3}$ Zoll, und er ist 15 Linien länger, als die Flügel. Das Gefieder soll auch bei verschiedenen Vögeln Abänderungen unterworfen seyn, welches wohl in dem Alter derselben liegen kann, in der ersten und zweiten Mauser ꝛc. So findet man Männchen mit schwarzer Kehle, dann wieder mit einem ganz weißen Kopfe und bläßeren Farben; so hat man ganz weiße oder weißgraue gesehen, welche nur am Schwanze, den Schwingfedern und der Brust noch etwas von der gewöhnlichen Farbe zeigten. So hat man auch bemerkt, daß die jungen Männchen bei ihrer Ankunft nicht so schwarz sind, und keine so lebhafte gelbe Deckfedern unter den Flügeln, als bei ihrer Rückkehr haben. Mehrere Naturforscher sind der Meinung, daß ein größeres Alter noch mehrere Abänderungen bei beiden Geschlechtern hervorbringe, und wahrscheinlich alle diejenigen, die man in den Beschreibungen findet. — Der Tannen- oder Bergfink ist ein nordischer Vogel, der jährlich im Herbste nach Süden wandert, weil ihn dann, nicht bloß die Kälte, wohl aber der Mangel an Futter zu diesen Wanderungen nöthiget. Selbst in dem nördlichsten Theile von Deutschland bemerkt man, daß sie Zugvögel sind; denn selten sieht man sie im Sommer, zu welcher Zeit sie wahrscheinlich tiefer im Norden nisten, öfter aber im Winter in Pommern. Otto hat sie in der Zeit oft daselbst getroffen, kennt aber ihr Nest nicht. Auch aus Frankreich berichtet man, daß die Tannenfinken nicht daselbst nisten, sie ziehen von Jahr zu Jahr in großen Scharen durch dasselbe. Die Zeit ihres Wegziehens ist im Herbste und Winter; bisweilen kommen sie nach acht bis zehn Tagen wieder zurück, bisweilen bleiben sie auch bis zum Frühjahre aus. Wenn sie sich

in Frankreich aufhalten, so fliegen sie mit den gemeinen Finken, und verstecken sich, wie diese, unter die Blätter. Zu gewissen Jahren hat man sie im Winter in Burgund in zahlreichen Scharen gesehen, und eben so große Scharen auch im Würtembergischen. Hier zogen sie alle Abend nach einem Thale am Ufer des Rheins, um daselbst ihr Nachtlager zu machen, von wo sie dann in der Morgendämmerung wegflogen, und die Erde ganz mit ihrem Miste bedeckt ließen. In den Tannenwäldern, vier bis fünf Meilen von Sarburg, sind sie oft in solcher Menge im Winter wahrgenommen worden, daß man sich nicht die Mühe gab, sie zu schießen, sondern man tödtete sie mit Stangen, und dennoch wurden sie dadurch nicht verscheucht. Jede Nacht soll man von diesen Vögeln über 600 Dutzend getödtet haben. In den Rhein- und Maingegenden und an der Donau erscheint dieser Vogel im Herbste, bald nach Michaelis, jedoch nicht immer in gleicher Anzahl. Um diese Zeit hört man daselbst die Ersten, die noch unter den gemeinen Finken gehen, und mit diesen auf den Vogelherden einzeln oder in geringer Anzahl von den Vogelstellern gefangen werden. Um die Mitte des Oktobers kommen sie aber in Haufen angezogen, in einer Gegend mehr, als in der andern, und suchen ihr Futter auf den Feldern in allerlei Sämereyen; wenn es Bucheckern giebt, so lagern sie sich in die Buchwälder, und bleiben den Winter über da liegen. Wenn der Schnee Alles bedeckt, so ziehen sie zwar hinweg, allein sobald er verschwunden ist, sind sie gleich wieder da. Im März fangen sie an sich auf den Rückzug nach dem Norden zu begeben, und am Ende dieses Monats, auch im April, je nachdem sich der Frühling anläßt, sind sie sämmtlich verschwunden, und wahrscheinlich schon an den Orten, wo sie brüten und den Sommer über sich aufhalten. In den Wäldern von Weissenburg, wo viele Buchen stehen, deren Samen sie gern fressen, sollen sie immer regelmäßig zurückkehren.

Von diesem Gesäme sollen sie Tag und Nacht fressen. Auf den Feldern im Pappenheimischen sah man sie oft im Herbste in großen Scharen, sobald aber Schnee einfiel, der eine gewisse Dauer versprach, so entfernten sie sich, sie kamen aber in eben so großen Haufen wieder zurück, als der Schnee geschmolzen war. Die Vogelsteller verkauften daselbst das Dutzend für 1 Gr., und dennoch löseten diese Vogelsteller den Herbst über dafür 10 Gulden und darüber. In Sachsen und Thüringen kommen sie spät im Herbste an und bleiben den Winter über daselbst, kehren aber im Frühlinge wieder nach ihrer Heimath zurück, um daselbst zu brüten, welches sie in den Gegenden, wo sie sich nur den Winter über aufhalten, nicht thun, woraus hervorgeht, daß sowohl dieser Vogel, als auch der Krammetsvogel, die Rothdrossel, der Seidenschwanz, die Ringamsel ꝛc., nicht aus Mangel des Futters im Frühlinge weggehen, weil sie dieses in dieser Jahreszeit und im Sommer eben so reichlich finden würden, als sie es im Herbste und Winter gefunden haben; man kann also daraus schließen, daß ihnen ein mehr kaltes, als heißes Klima zuträglich ist, und daß sie, um unserer Sonnenhitze auszuweichen, sich wieder von uns in diejenigen nördlichen Gegenden begeben, aus welcher sie im Winter durch eine zu starke Kälte, zu großer Entfernung der Sonne, und einen tiefen Schnee vertrieben werden, und welche sie dann nicht kälter wieder finden, als bei uns der Winter zur Zeit ihres Aufenthaltes war. Auch in Italien kommen sie vor. Nach Willughby hat man sehr viele in der Gegend um Venedig gesehen, nur in Sardinien hat Cetti ihn nicht gefunden; auch in England soll er sich nur selten sehen lassen. Ein Jäger will im Luxemburgischen die Beobachtung gemacht haben, daß der Bergfink daselbst niste, und sein Nest ziemlich hoch auf der ästigen Tanne baue; daß er solches mit dem Ende des Aprils zu bauen anfange, dazu auswendig langes Tannenmoos,

inwendig aber Haare, Wolle und Federn gebrauche. Das Weibchen lege vier bis fünf gelblichgefleckte Eyer, und die Jungen begönnen am Ende des Mayes von einem Aste zum andern zu fliegen. — Der Tannenfink ist ein muthiger Vogel, der sich mit seinem Schnabel bis auf den letzten Athemzug vertheidiget, obgleich er von sanfterer Natur, als der gemeine oder Buchfink ist, und leicht in die ihm gestellten Schlingen geht; denn sie folgen der Locke begierig, und fallen gern auf die Herde ab, wenn sie Hanfsamen finden, und wenn sie gleich einige Male aufstehen, so setzen sie doch wieder ein. Wer gute Lockvögel haben will, soll sich nach solchen Männchen bemühen, die unter dem Quäcken auch rätschen oder krähen, wie die Vogelfänger reden; denn auf diese fliegen die Fremden gern zu. Im Weissenburgischen macht man auf eine eigene Art Jagd auf sie. Man versammelt sich deshalb in der kleinen Stadt Bergzabern, und wenn der Tag festgesetzt ist, schickt man Wachten, oder Kundschafter aus, die Bäume zu bemerken, auf welche sie sich des Abends zu setzen pflegen, welches gewöhnlich auf kleine Tannen und andere immergrüne Bäume geschieht. Diese Kundschafter dienen dann als Anführer der Gesellschaft. Man zieht nun des Abends mit Fackeln und Blasröhren aus. Die Fackeln dienen nicht allein dazu, den Jägern zu leuchten, sondern auch die Finken zu verblenden, und mit den Blasröhren tödtet man sie mit kleinen Kugeln von getrockneter Erde. Da dieses Schießen ohne Geräusch geschieht, so werden sie nicht so leicht aufgeschreckt. Man schießt sie daher auch sehr nahe, um nicht zu fehlen; denn wenn nur ein Vogel blos verwundet würde, so würde er durch sein Geschrei die andern in Unruhe versetzen; sie würden dann sogleich davon fliegen, und die Jagd hätte ein Ende. Das Fleisch dieser Vögel schmeckt etwas bitter, wie man zu sagen pflegt wild, aber doch wohlschmeckender und besser, als das von dem gemeinen Finken, und wenn man nach ih-

rem bunten und sammetartigen Gefieder gehen sollte, so müßte man auch eine schöne Stimme von ihnen erwarten, aber ihr Gesang steht weit unter dem des gemeinen Finken; man vergleicht ihre Stimme mit dem Eulen- und Katzengeschrei. Sie haben zweierley Geschrei, das eine ist eine Art von Gekrächze, das andere, welches sie hören lassen, wenn sie sich auf die Erde setzen, kommt dem Geschreie eines Steinschmätzers (Motacilla Rubetra) nahe, ist aber nicht so stark und nicht so deutlich. Nach Einigen soll ihr Gesang dem der Staare gleich kommen, nach Andern soll derselbe sehr verworren seyn, doch etwas von dem des gemeinen Finken enthalten; indessen glaubt man, daß sie zur Brütezeit besser singen, wo ihre Liebesgesänge ertönen, überhaupt jeder Vogel seinen wahren Gesang hören läßt, wozu ihn die Liebe reizt. Auch soll ihr Gesang sich sehr verbessern, wenn man sie im Käfiche zu andern Vögeln mit einem angenehmen Gesange hängt, vorzüglich zu den Kanarienvögeln, Stieglitzen und Hänflingen; ihr rauher Gesang wird dann weit angenehmer und sanfter, ja mehr dem ähnlich, den sie von den andern Vögeln, zu denen sie gehängt werden, hören. Die Bergleute bringen Tannenfinken vom Harze nach Göttingen unter dem uneigentlichen Namen von Bergnachtigallen, da doch ihr Gesang mit diesen auch nicht die geringste Aehnlichkeit hat. — Das vorzüglichste Futter für diese Vögel, wenn man sie im Bauer hält, besteht in Hirse, Hanf, Bucheckern ꝛc. Nach Andern soll ihnen der Hanf und Dotter nicht zuträglich seyn, wenigstens nicht, wenn man sie im Ueberflusse damit füttert; dagegen sollen sie sich an Kleye mit Milch gewöhnen. Die eingesperrten Männchen werden zahmer, als die gemeinen Finken, und sollen sich über fünf Jahre im Käfiche halten; wie lange sie im Freien leben, ist nicht bekannt. Auch soll man sie eher, als die gemeinen Finken, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen können, und mit einem Finken-

männchen gute Bastarde von ihnen ziehen. Im Freien sind diese Finken nicht so wild, als die gemeinen oder Buchfinken. Wenn sie ankommen, fliegen sie dicht zusammen, setzen und heben sich zugleich, und lassen sich so nahe kommen, daß ein sicherer Schuß mit einer guten Vogelflinte, mit Vogelschroot oder Dunst geladen, wohl zwölf bis funfzehn mit einem Schusse tödten kann. Wenn sie auf den Feldern ihre Nahrung suchen, machen sie fast eben solche Bewegungen, als die Tauben; von Zeit zu Zeit begeben sich einige voraus, welchen sogleich die ganze Schaar folgt. Sie ziehen nach den Beobachtungen mehrerer Naturforscher strichweise, und daher besuchen sie nicht immer eine und dieselbe Gegend, wenn auch gleich Ueberfluß an Samen vorhanden ist, den sie vorzüglich lieben; daher kann derselbe sie auch nicht in ein ihnen bekanntes Land ziehen. So hat man in mehreren Gegenden am Rhein diese Finken in einigen Jahren nicht gesehen, obgleich ein Ueberfluß an Bucheckern vorhanden war, sondern sie nahmen einen andern Weg. Wenn gleich diese Vögel hauptsächlich in Europa bekannt sind, so schränken sie sich doch nicht allein darauf ein; denn man hat sie auch unter dem Namen der Schneevögel an der Hudsonsbay bemerkt, und Leute, die dieses Land besuchten, wollen die Bemerkung gemacht haben, daß sie die Ersten sind, welche jedes Jahr zu Anfange des Frühlings, noch ehe der Schnee geschmolzen sey, daselbst ankämen, und so hat man sie auch in andern Gegenden bemerkt. Der Spiza des Aristoteles soll der Tannenfink, und sein Orospiza unser gewöhnlicher Fink, Buchfink, seyn.

Der große Tannen- oder Bergfink, der Lappländische Fink, der schwarzköpfige Gelb- oder Goldammer, Fringilla Lapponica, capite nigro, corpore griseo nigroque, superciliis albis, rectricibus extimiis, macula alba cuneiformi. Linn. Syst. Nat. ed. XII. p. 317 n. 1. Fringilla Montana.

Briss. ornithol. ed. in 8. tom. I. p. 350 n. 38. Fringilla capite nigricante maculato, macula alba pone oculos. Carduelis Lapponica. Rudbeck. Emberiza capite nigro, luteis maculis vario. Klein. Ordo avium p. 92. n. 10. Fr. le grand Pinson de montagne, le Rousselan, le grand Montain; Engl. the greater Brambling. Dieser Tannenfink ist so groß, als eine Lerche, und der größte unter den Europäischen Finkengattungen. Man findet ihn in Lappland in der Gegend von Torno. Der Kopf ist schwärzlich, dabei orangenfarbig bunt, an jeder Seite mit einem weißen Streifen, der an dem Auge entspringt, und längs dem Halse herunterläuft, geziert. Der Hals, die Kehle, und die Brust sind hellrothgelb und braunbunt; die Flügel schwarz mit hellgelber und grünlicher Einfassung, und einem weißen Querstreifen. Der Schwanz ist gespalten, und die zwölf Schwanzfedern haben eine gelbliche Einfassung. Der hornfarbige Schnabel ist gegen die Spitze dunkler; die Füße sind schwarz. Die ganze Länge des Vogels beträgt $6\frac{1}{2}$ Zoll; der Schnabel 7 Linien, so auch die Füße und der mittlere Zehe. Die Flügelbreite beträgt $11\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz $2\frac{1}{2}$ Zoll; er ist 10 Linien länger, als die Flügel. — Nach dem Linné ist der Kopf des Lappländischen Finken schwarz, der Leib grau und schwarz, die Augenbraunen weiß, und die äußern Schwanzfedern haben einen keilförmigen weißen Flecken; oder deutlicher, Kopf, Kehle, Gurgel und Brust sind schwarz, der Bauch ist weiß, so auch die Augenbraunen und der Steiß; der Hals ist oben rostbraun, und der Leib oben pommeranzenfarbig oder hell rothgelblich und schwarzbunt; die erste Schwungfeder ist am äußern Rande weiß. Nach Fabricius soll die Linnéische Beschreibung nach einem Männchen sehr gut entworfen seyn; nur die zunächst auf den Flügeln liegenden Deckfedern hätten, außer den rostfarbigen Strichen, weiße Spitzen; die folgenden Deckfedern hätten keine rostfar-

bigen, sondern weiße Ränder, woher gleichsam zwei weiße Streifen auf den zusammengeschlagenen Flügeln entständen. Er setzt noch hinzu, daß der Kopf von dichten Federn aufgeschwollen sey; der Ring in den Augen sey beinahe braun; die Nasenlöcher seyen klein, eyförmig, halb offen, nakt; die Füße schwärzlich: der hintere Zehe am längsten. Der gespaltene Schwanz habe zwölf Ruderfedern. Das Weibchen hat nicht so lebhafte Farben, als das Männchen. Der Scheitel fällt braun, wegen der hellen Federränder; der Hals ist oben hellbraun; die Augenbraunen, der Steiß, die Kehle und der Bauch sind blaß, und die Brust grau. Uebrigens ist es dem Männchen ähnlich. Sie halten sich auf den Feldern der innern Meerbusen auf, und kommen nicht oft vor; sie sind, wie die Schneeammer, Zugvögel, kommen aber später in Grönland an, und ziehen eher von dort weg. Ihre Nahrung besteht in Samen des Grases und verschiedener anderer Feldpflanzen, besonders von den Sandweiden, der myrthenähnlichen und der Krautartigen (Salices arenariae, myrtill. et herbaceae). Im Junius legt das Weibchen im Felde an sumpfigen Hügeln fünf bis sechs längliche Eyer, welche fast die Farbe der Trippelerde, nur von etwas dunklerer Mischung haben. Das Nest ist ohne Kunst aus Gras und Moos gemacht, und auf dem Boden liegen einige Federn. Er soll vorzüglich angenehm singen, dabei aber nicht auf der Erde oder auf einem Zweige sitzen, sondern in der Luft, wie die Lerche fliegen. Wenn gleich dieser Vogel in Grönland in großer Menge vorhanden ist, so ziehen die Grönländer doch nur einen geringen ökonomischen Nutzen von demselben. Er wird auch selten gefangen. — Ueber die Tannenfinken sehe man die schon oft in der Encyklopädie bei den einzeln beschriebenen Vögeln erwähnten und bekannten ornithologischen Schriften nach.

Tannenhacker, s. den folgenden Artikel.

Tannenhäher, Tannenbaumhacker, Tannenhak-

ker, Tannenkrähe, Nußkrähe, Corvus caryocatactes, Fr. le Casse-noix; s. unter Krähe, Th. 46, S. 520.

Tannenhain, ein mit Tannen bewachsener Hain, ein Wort, welches in der höhern Schreibart gangbar ist, also ein Tannenwald, ein mit schönen Tannen besetzter großer Wald.

Tannenharz, ein Harz, welches aus dem Tannenbaume fließt, und nicht allein aus der eigentlichen Tanne, Pinus Abies, oder Abies picea, sondern auch aus der Fichte oder Rothtanne, Pinus Picea, aus der Kiefer und aus andern Nadelhölzern. Das vorzüglichste Harz fließt aber aus der Tanne, und nicht allein von selbst, sondern auch durchs Reißen; es ist schön weiß, oder doch nur bleichgelb. Das Harz, welches von den übrigen Nadelbäumen gewonnen wird, ist gelb oder braun; s. auch unter Kiefer, Th. 37, S. 291, 306 ꝛc. und den Art. Harz, Th. 22, S. 49 u. f.

Tannenheide, ein großer mit Tannenholze wild bewachsener Wald; s. unter Heide, Th. 22, S. 711. Dann eine Art Heide oder Heidekraut, welches unter Heidekraut, Th. 22, übergangen worden. Die Tannenheide, tannenförmige Heide, Heide mit dem Wachholderblatte, Erica abietina, antheris aristatis, corollis grossis, stylo incluso, foliis quaternis, floribus sessilibus Linn. et Berg. Da die Blätter dieser Art eine gewisse Aehnlichkeit mit den Tannenblättern haben, so hat man derselben den oben angeführten Namen gegeben. Die Zweige zertheilen sich immer nach einer bestimmten Richtung; die Blätter sind länglich, pfriemenförmig, glatt, mit einer Rinne versehen; sie haben einen haarigen Rand, und sitzen zu vier bei einander. Die Blumen stehen auf einzelnen Stielen an den Seiten des Stengels und der Aeste, wo sie aus den Winkeln der Aeste hervorkommen. Die Blumenkelche bestehen aus eyrunden purpurrothen Blätt-

chen; die Blumenkronen sind von derselben Farbe, lang, walzenförmig, glatt, etwas bauchig und stumpf. Die Staubbeutel sind zerspalten und eingeschlossen. Man findet diese Heide auf dem Kap.

Tannenhirsch, Damhirsch, Tannhirsch, s. Th. 8, S. 658 u. f.

Tannenholz, das Holz von den Tannen, welches jährlich aus den Tannenwäldern geschlagen wird, s. unter Holz, Th. 24, und den Art. Tannennutzholz.

Tannenkäfer, Curculio Anchorago, eine Art Rüsselkäfer, welcher sich auf den Tannen aufzuhalten pflegt.

Tannenkoralline, Sertularia abietina, s. Koralle, Th. 44.

Tannenkrähe, s. Tannenhäher.

Tannenmarder, eine Art Marder, welche sich in den Kieferwäldern aufhält, und auch Fichtenmarder genannt wird; s. unter Marder, Th. 84, S. 316 u. f.

Tannenmeise, s. unter Meise, Th. 88, S. 22 u. f.

Tannenmoos, s. unter Mos, Th. 94, S. 498.

Tannenmotte, s. unter Nachtfalter, Th. 100, S. 120.

Tannennadeln, Tangeln, s. unter Nadel, Th. 100, S. 442, und Nadelholz, daselbst, S. 561 u. f.; dann Nadelharken und Nadelstreu, daselbst, S. 561, und S. 571.

Tannennager, Tenthredo abietis, eine Art Sägewespen, welche sich an den Tannen aufhält; s. Wespe, unter W.

Tannennutzholz, bei den Holzarbeitern, das von der Tanne nach ihrem Auswuchse gefällte Holz zum Gebrauche in den Künsten und Handwerken, wozu sie wenigstens ein Alter von 70 bis 80 Jahren haben muß, da sie 120 Jahre zu ihrem vollkommenen Auswuchse bedarf. Man gebraucht die Tannenstämme zum Schiffs- und Häuserbaue; zum letzteren Gebrauche wählt man sie zu Balken, da sie zäher und elastischer als anderes Holz sind. Das mittlere Tannenholz benutzt man zu

Röhren, Dachrinnen, Brettern, Riegeln, Sparren, Bändern, Dachstühlen ꝛc.; dann dienen die ausgeschnittenen Bretter, wegen ihrer Leichtigkeit, auch zu Bodendielen, Thüren, Läden, Thorwegen ꝛc.; zu Schreiner-, Drechsler- und Faßbinderarbeit, so wie man es auch zu Brenn- und Kohlenholz gebraucht; und da dieses Holz leicht, biegsam, und besonders von feinen und zarten Fasern ist, so wird es zur Verfertigung musikalischer Instrumente, zu Schachteln und Siebrändern gebraucht. Außerdem hat dieses Holz noch den Vorzug, daß es in der Länge weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit merklich verändert wird, daher man es am besten zu Brettern für Thermometer und Barometer und andere dergleichen Werkzeuge wählt. Die Blasen oder Blattern auf der Rinde der Tanne enthalten den gemeinen Terpentin, den man hauptsächlich in der Schweiz zu sammeln pflegt, und ihn, außer jenen Blattern, auch aus den Zapfen erhält; s. auch oben, Tannenblatter. — Die Reiser vom Tannenholze, mit Weiden zusammengebunden, dienen im Deichbaue zum Tannenbusche. Wenn ein solcher Busch frisch ist, und die Nadeln noch grün sind, so kann man ihn zur Stackarbeit sehr gut gebrauchen, besonders auch zum Schölbusche. Trocken taugt er nicht. — Das junge Tannenholz, die jungen Tannenbäume, welches gerade aufschlägt, nennt man im Deichbaue Tannenspieren. Man gebraucht dieses gerade aufgeschossene Holz zu Eisbrechern, Lagerhölzern ꝛc.

Tannenöl, s. unter Kiefer, Th. 37, S. 306, und den Art. Terpentinöl. — Beim Theerschweelen gewinnt man auch ein Tannenöl, welches mit dem Theerwasser aus dem Ofen fließt; es ist leicht fließend, klar, rothbraun, bisweilen gelblichbraun, riecht nicht mehr nach Theer, sondern nach Harz, hat einen bittern Harzgeschmack, vermischt sich nicht mit Wasser, ist feuerfangend, besonders wenn es warm wird, friert nicht in der

Kälte, verdunstet, obgleich langsam, in offenem Gefäße, durch das saure Wasser, welches öfters beim Theerschwelen darunter kommt, und wird dann zu Harz reduciert, welches den Namen Burgunderharz führt. Dieses Oel wird auch Terpentin, dicker Terpentin, und auch Französischer Terpentin genannt.

Tannenpalme, Elate Linn., eine Pflanzengattung, welche Linné zu den Palmen zählt. Die männlichen Blumen haben eine zweiklappige Scheide und einen ästigen Kolben. Die Krone besteht aus drei rundförmigen Blättern; die drei an einander gewachsenen Staubbeutel sitzen auf drei einfachen Trägern. Die weiblichen Blumen stehen auf eben dem Kolben, und in eben derselben Scheide; ihre Krone hat ebenfalls drei rundliche fortdauernde Blätter. Der Stengel besteht aus einem rundlichen Fruchtknoten, einem pfriemenförmigen Griffel, und einer spitzen Narbe. Auf die Blüte folgt eine eyrunde zugespitzte Dattel, mit einem eyförmigen Kerne, der mit einer Furche bezeichnet ist. Die einzige bekannte Gattung führt den Namen Tannenpalme, Elate sylvestris Linn. Katou indel Rheed. Mal. 3. p. 15. t. 22—25. Sie wächst in Ostindien, und hat kleine Blätter, welche den Pflaumenblättern sehr ähnlich sind.

Tannenpapagey, Tannenvogel, in einigen Gegenden, ein Name des Kreuzschnabels, Loxia curvirostra Linn., s. Kreuzvogel, Th. 49, S. 267 u. f.

Tannenpfeilschwanz, s. unter Nadelholz, Th. 100, S. 566.

Tannenporst, Ledum palustre, s. unter Porsch, Th. 115, S. 171.

Tannenreiser, zum Deichbaue, s. unter Tannennutzholz.

Tannensamen, s. unter Kiefer, Th. 37, S. 302 u. f. Nach dem Professor Gleditsch soll man den Samen beim Ausmachen oder Ausstäuben aus den Zapfen nicht erhitzen, indem er sonst zu langsam aufkeimt und zu

sparsam aufgeht. Die erste Saat soll die beste seyn, und der dazu bestimmte verangerte Grund vier bis fünf Zoll tief gepflügt und beegt, bei einem bevorstehenden Regen aber noch keinen halben Zoll tief besäet werden. Auch andere Forstmänner halten es für gut, daß der Tannensamen zur gehörigen Einwurzelung einen tiefer aufgelockerten Boden nöthig hat, als andere Nadelholzarten, der Same selbst soll aber, um nicht durch ein zu tiefes Einfallen an seiner Hervorkeimung verhindert zu werden, nur ganz gelinde untergebracht werden.

Tannensauger, Chermes abietis, eine Art der Blattflöhe, s. unter Kiefer, Th. 37, S. 285.

Tannenschwamm, Tannenschwämme, s. unter Schwamm, Th. 150.

Tannenspieren, s. unter Tannennutzholz.

Tannensprossenbier, s. unter Tannenzapfen.

Tannenterpentin, s. unter Terpentin.

Tannenvogel, s. Tannenpapagey.

Tannenwald, ein mit Tannen besetzter Wald, oder ein aus Tannen bestehender Wald; s. auch Tannenhain und Tannenheide.

Tannenwanze, Cimex abietis, s. unter Wanze, in W.

Tannenweiser, s. unter Weiser, in W.

Tannenwespe, Ichneumon Strobitellae, s. unter Wespe, in W.

Tannenwild, Tannwild, s. Tannenhirsch.

Tannenwinde, s. unter Winde, in W.

Tannenwurm, s. unter Wurm, in W.

Tannenzapfen, Tannzapfen, das aus dachziegelförmig gelagerten holzigen Schuppen bestehende Samengehäuse der Tannen, welches die Gestalt eines Zapfens oder auch eines ovalspitzigen Apfels hat, daher es auch Tannenapfel, Tannapfel genannt wird. Tannzapfen, Fichtenapfel und Kienapfel werden eben so oft verwechselt, als Tanne, Fichte und Kienbaum. In einigen Gegenden heißt der Tannzapfen

Tange, in Schlesien Schurke, in andern Provinzen Puselke, Putzelkühe, Zutsche. Daß schon Th. 162, S. 160, erwähnte Sprucebier, auch Tannenbier, Tannensprossenbier, Fr. Sapinette, Epinette, Espinette, Holl. Sprucebeer genannt, ist ein Getränk, welches in Canada und Isle Royale aus der Tanne, Abies Picea, gebrauet wird, und dieses sowohl aus den Tannzapfen, als auch aus den Aesten und Zweigen. Wenn man von diesem Biere ungefähr so viel, als in unsere gewöhnlichen Biertonnen geht, brauen will, so füllt man einen Kessel, worein wenigstens noch ein Viertel mehr hineingeht, mit Wasser, und wirft, sobald dieses warm zu werden anfängt, ein Bund Aeste oder Zweige von der erwähnten Tanne, die so klein zerschnitten werden müssen, daß sie in den Kessel gehen, oder auch Tannenzapfen, hinein. Dieses Bund oder Gebünde muß ungefähr 21 Zoll im Umfange beim Bande haben. Man erhält das Wasser so lange im Kochen, bis die Haut von der ganzen Länge der Aeste abgeht. Während des Kochens läßt man einen Scheffel Hafer auf etliche Male in einer großen eisernen Pfanne rösten oder brennen; auch nimmt man eine Mandel Schiffszwiebacke, oder, in deren Ermangelung, 12 bis 15 Pfund klein zerschnittenes Brod, und läßt es gleichfalls durchbrennen. Wenn alle diese Materien auf solche Art geröstet sind, wirft man sie in den Kessel, und läßt sie so lange darin liegen, bis das Tannenreisig recht gekocht hat. Dann nimmt man alles Reisig aus dem Kessel heraus und löscht das Feuer aus. Der Hafer und das Brod setzen sich dann zu Boden; die Tannennadeln schwimmen oben auf, und werden mit einer Schaumkelle abgeschöpft. Zuletzt läßt man in diesem Liquor 6 Maaß (Pinten) groben Zuckersyrüb, oder in dessen Ermangelung 12 bis 15 Pfund ungeläuterten Zucker zergehen. Diesen Liquor zieht man sogleich auf ein von rothem Weine frisch entleertes Faß, und läßt auch wohl, wenn man denselben

mehr gefärbt haben will, die Hefen nebst 5 oder 6 Maaß Wein darin zurück. Wenn der Liquor noch laulich ist, zerläßt man einen Nößel oder eine Chopine Hefen von starkem Biere darin, um sich mit dem Liquor innigst zu vermischen. Nachher füllt man das Faß bis an das Spundloch voll, und läßt Letzteres offen. Der Liquor gährt nun, und wirft vielen Unrath aus. Man hält das Faß beständig voll, indem man von eben dergleichen Liquor, den man in einem hölzernen Gefäße besonders aufbehält, nachfüllt. Macht man nach vier und zwanzig Stunden das Spundloch zu, oder zieht nach einigen Tagen das Bier auf Bouteillen, so bleibt es so scharf wie der Obstwein. Will man es aber süßer trinken, so verspundet man das Faß nicht eher, als bis die Gährung völlig vorbei ist. Man füllt das Faß zweimal des Tages auf.—In der Artillerie hatte man Tannenzapfen-Kartätschen, eine ältere Art der Traubenkartätschen. Man verfertigte sie, indem man eine Kugel mit Pech auf einen hölzernen Spiegel kittete, und rings um dieselbe mehrere andere kleinere Kugeln mit Pech befestigte, bis eine tannenzapfenförmige Pyramide entstand, die mit einem Sacke von Drillich überzogen, und mit Bindfaden oder ausgeglühetem Drahte überstrickt wurde. Man findet sie auch auf folgende Weise beschrieben. Man macht diese Kartätschen aus einem Stücke Eisen, das wie ein Kegel gestaltet ist, unten den Durchmesser von dem Kaliber der Kugel hat, und hernach spitzig zugeht. Die Länge ist $1\frac{1}{2}$ Kaliber. Diesen Zapfen taucht man in zerlassenes Pech, und wälzt ihn in bleyernen Kugeln, und wenn es sich nicht genug angehängt hat, so wird es noch einmal eingetaucht. Hierauf wird dieser Zapfen nebst den Kugeln mit Leinwand überzogen, und mit Bindfaden befestiget, so ist die Kartätsche fertig. Beim Laden wird das breite Ende auf das Pulver gebracht.

Tannenzapfenbier, s. den vorhergehenden Artikel.

Tannenzapfeneyer, Tannzapfeneyer, in der Baukunst, eine Verzierung von Bildhauer- oder Stuckaturarbeit, an den Gliedern der Gesimse, Balken und Kapitäle der Säulenordnungen. Sie haben die Gestalt wirklicher Tannzapfen, in Ansehung der Einschnitte oder der dachziegelförmigen Lagerung, ihr Umfang ist aber einem Eye gleich.

Tannenzapfenkartätsche, s. unter Tannenzapfen.

Tannenzapfenmotte, Phalaena Tinea Strobitella Linn., eine Art Motten oder Nachtfalter, welche sich auf den Tannenzapfen aufhalten; s. unter Nachtfalter; Th. 100, S. 120.

Tannenzapfenstein, Graptolithus Strobiloides Linn., ein gemalter Stein, welcher in Schweden und bei Ilmenau in Franken in den Schiefergruben vorkommt. Der Schwedische ist ein brauner, dichter Thonschiefer, rund wie ein Ey; mitten durch diesen Schiefer läuft der Länge nach eine Linie, die aus weißen glänzenden Schüppchen besteht, und von dieser laufen zu beiden Seiten eine Menge Streifen aus, die sich nach dem andern Ende zu krümmen.

Tannhirsch, s. Tannenhirsch.

Tännling, in einigen Gegenden ein Name derjenigen Schwämme, welche an den Tannenbäumen wachsen, und auch Tannenschwämme genannt werden, s. diese.

Tannwild, s. Tannenwild.

Tannzapfen, s. Tannenzapfen.

Tannzapfenstein, s. Tannenzapfenstein.

Tansa, eine Tartarische Silbermünze in Großbuchara und Chorassim, am Werthe zehn Kaisergroschen; sie sind rund, und haben auf einer Seite den Namen des Chans, auf der andern aber ihre und des Landes Jahrzahl.

Tansjebs, s. Tang.

Tantalus, in der Mythologie, ein Sohn des Jupiters und König zu Sipylus in Phrygien. Nach der

alten Sage war er ein Günstling der Götter, die öfters bei ihm einkehrten, wodurch er so übermüthig wurde, daß er sie auf die Probe stellte, ob sie wirklich göttliche Eigenschaften und göttliche Kräfte besäßen. Als sie einmal wieder bei ihm einkehrten, ließ er seinen Sohn Pelops schlachten, dann in Stücke zerhauen, und diese unter das andere Fleisch mischen, zubereiten und auftragen. Die Götter entdeckten sogleich diesen grausamen Betrug, rührten das Essen nicht an, außer der Ceres, die in Gedanken die linke Schulter aß. Jupiter erweckte den Pelops wieder, und gab ihm für die aufgezehrte Schulter eine andere von Elfenbein. Nach Andern soll er den Jupiter durch Verrath beleidiget, bald wieder den Göttern heimlich Nectar und Ambrosia entwendet haben. Auch seine Strafe wird verschieden angegeben, die er in der Unterwelt dafür erleiden mußte; so soll ihn Jupiter zu einem übernatürlichen starken und unaufhörlichen Hunger und Durst verdammt haben. Er wurde in einem See angefesselt, wo ihm das Wasser bis an das Kinn ging, so oft er sich aber zum Trinken bückte, so wich das Wasser zurück. Ein mit Früchten beladener Ast von einem Baume hing bis an seinen Mund, wenn er aber zugreifen wollte, so zog sich der Ast in die Höhe. Dann stellt man ihn vor, wie ein großer Stein über seinem Haupte hängt, der ihn jeden Augenblick zu zerschmettern droht, und den er nicht entfernen kann. — Auch der Ibis führt den Lateinischen Namen Tantalus, s. Th. 29, S. 286.

Tantes, eine Benennung der Rechenpfennige und anderer Zeichen oder Marken, die man beim Kartenspiele gebraucht.

Tanz und Tanzkunst, Fr. Danse, Ital. Danza, Engl. Dance, in sprachlicher Beziehung ist Tanz, Tänzchen, Tänzlein, eine Reihe an einander hängender Bewegungen des Leibes, so fern sie ein Ausbruch der Freude oder des Vergnügens sind, und nach einem ge-

wissen Zeitmaaße bestimmt werden. Einen Tanz, ein Tänzchen mit Jemanden machen. Eine Person zum Tanze aufziehen, auffordern. Den Tanz aufführen, führen. Jemanden den Tanz versagen. Mit an den Tanz müssen, figürlich, mit daran müssen. An den Tanz treten. So auch das Tanzen, als eine Handlung ohne Mehrzahl. Zum Tanze gehen. Er ging zum Sonntagstanze. Einen Tanz halten, anstellen; so auch das musikalische Stück, nach welchem getanzt wird. Einen Tanz spielen. In der untersten Bedeutung wird es im gemeinen Leben noch zuweilen, obgleich nur im Scherze, von jeder heftigen Bewegung gebraucht. Das war ein Tanz! — Der Tanz ist die Kunst, sich nach abgemessener Bewegung (Rhythmus) hüpfend nach der Musik mit dem Körper zu drehen oder zu wenden, ein abgemessener, mit Ausdruck verbundener hüpfender Gang, wobei also die Füße und die Arme in Bewegung sind, die Ersteren sich kunstmäßig fortbewegen, und die Letzteren diese Kunst durch zierliche Bewegungen erhöhen. Der Tanz ist sehr alt, schon bei den ältesten Völkern, welche die Geschichte erwähnt, finden wir ihn, obgleich er hier sehr von unsern Tänzen abweicht; denn bei ihnen scheinen die Bewegungen zwar taktmäßig zu geschehen, aber nicht in Wendungen oder Drehungen des Körpers, sondern in einem raschen Gange, in abgemessenen schnellen Schritten, gleichsam wie die Märsche unserer Soldaten, wenn sie nach den Trommeln, den Hörnern, Trompeten, und der Janitscharenmusik marschiren, wenigstens lassen sich die Stellen in der heiligen Schrift nur so erklären. So nahm Miriam, die Prophetin, Aarons Schwester, eine Pauke in die Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken und Gesang; sie führte daher den Tanz an, und die Andern ahmten ihre Schritte nach, und dieses nicht nach einer gelernten steifen und gezwungenen Art,

sondern gleichsam aus dem Stegereife leicht und ohne Zwang, jedoch immer nach dem Takte der Musik, oder des Gesanges. So tanzte David nicht allein vor dem Herrn, als die Bundeslade zurückgebracht wurde, sondern er führte den Tanz an, und die Andern folgten ihm nach; die Morgenländischen Tänze sollen noch jetzt auf eine ähnliche Art geschehen, wie aus der Stelle eines Briefes der Lady Montague hervorgeht. Sie sagt nämlich darin: „Ihre Art zu tanzen ist dem von dem Dichter besungenen Tanze der Diana an den Ufern des Eurotas vollkommen ähnlich. Das größte Mädchen führt den Tanz an, welcher ein Chor junger Mädchen nachfolgt, die ihre Schritte nachahmen, und, wenn sie singt, das Chor ausmachen. Die Töne sind sehr munter und lebhaft, sie haben aber doch dabei etwas wundersam Sanftes. Die Schritte werden nach dem Belieben derjenigen, welche den Tanz anführt, verändert; doch geschieht Alles sehr genau nach dem Takte, und ist, wenigstens meiner Meinung nach, weit angenehmer, als unsere Tänze. Ich mache bisweilen einen Tanz mit, aber einen anzuführen war ich nicht im Stande. Von dieser Beschaffenheit sind die Griechischen Tänze, die Türkischen aber sind davon verschieden.“ — Auch hieraus ersieht man, daß die ersten Tänze nur in geschwinden Schritten nach dem Takte der Musik oder des Gesanges bestanden, und daß sich hieraus nach und nach der künstliche Tanz mit seinen mannigfaltigen Verzierungen gebildet und vervollkommnet habe. Frohe oder freudige Gefühle, eine heitere Stimmung des Gemüths, treiben den Menschen am ersten und unwiderstehlichsten zur Bewegung des Körpers an, welche mit Rhythmus und Gesang verbunden, den ersten natürlichen Tanz abgaben. Diese schon oben erwähnte rhythmische Bewegungen des Körpers, wodurch irgend eine Gemüthsstimmung ausgedrückt wird, sind dasjenige, was wir Tanz nennen; denn da Töne vorzüglich geeignet sind, den

Rhythmus fühlbar zu machen, so sind schon deshalb bloße rhythmische, wenn gleich unmelodische und untermischte Töne eine fast nothwendige Begleitung des Tanzes. So tanzen die noch rohen kulturlosen Völker nach dem Schalle der Trommel, oder geben sich selbst durch Fußstampfen ꝛc. eine Art von rhythmischer Begleitung. Kommen nun noch Melodie und Harmonie mit ihrem Zauber hinzu, so geben diese dem Tanze ein neues Leben, einen unwiderstehlichen Reiz, daher hat der Tanz ohne Gesang und Musik wenig Anziehendes für den ruhigen Anschauer oder Beobachter, durch die Musik wird er aber anziehend, so daß gleichsam die Musik die Seele des Tanzes ist; auch belebt das einfachste Instrument, bloß Gesang, bloß das Pfeifen mit dem Munde, den Tanz oder rhythmischen Gang. Tanz und Musik sind daher genau verbunden, beide erwecken Empfindungen, welche die Natur in unser Gemüth legte, und beide sind auch in einem hohen Grade fähig, Empfindungen darzustellen und zu erwecken; beide haben daher eine große Macht über den Menschen, und Eines unterstützt die Wirkung des Andern. Der Tanz zeigt aber nicht bloß den Ausdruck froher Gefühle, eine heitere Stimmung der Seele an, die sich freilich bei dem natürlichen Tanze immer findet, sondern jede Gemüthslage kann durch Stellungen und Bewegungen sich äußern; indessen gehört dieser Ausdruck anderer oder fröhlicher Empfindungen schon zu einer höhern Stufe der Kunst. Die Darstellung trauriger, ernsthafter, erhabener Gefühle und Charaktere erfordert mehr Feinheit, mehr Behutsamkeit, mehr Studium, um richtig diese Zeichnung zu treffen, als die unzweideutigen Aeußerungen der Freude, die auch in den kunstlosesten Bewegungen, im Stampfen mit den Füßen nicht mißverstanden werden können; daher ist sowohl bei gebildeten, als ungebildeten Völkern der Tanz nur gewöhnlicherweise bei solchen Gelegenheiten üblich, wo man Freude bezeugen, oder sich zur Freude er-

wecken will; es sind aber auch Beispiele genug vorhanden, selbst unter rohen Völkern, wo der Tanz bei ernsthaften und traurigen Veranlassungen angewendet wird. Dieses war auch die Ursache, daß schon in den entferntesten Zeiten der Tanz die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf sich zog. Griechen und Römer brauchten ihn nicht bloß zum gesellschaftlichen Ergötzen, sondern auch bei ihrem Gottesdienste und allen öffentlichen Feierlichkeiten, eben so auch die Juden, besonders am Laubhüttenfeste; nur dehnten die Alten den Begriff des Tanzes weiter aus; denn sie rechneten auch Leibesübungen, die unserer Fechtkunst gleich kamen, überhaupt das, was wir in unsern Tagen beim Schauspiele stummes Spiel, Pantomime, nennen, hinzu, woraus die große Mannigfaltigkeit der Tänze hervorgeht, und auch ihre Wichtigkeit, indem sie allen wichtigen öffentlichen und häuslichen Festen, ernster oder fröhlicher Gattung, nicht fehlen durften, und selbst bei den rohesten Völkern, die gleichfalls ihre Empfindungen in ihren Tänzen ausdrücken; und da der Tanz zur Erweckung und Verstärkung jeder Empfindung tüchtig ist, so hatte man auch Kriegs- und Friedenstänze, Vermählungstänze, Spott- und Liebestänze, theatralische Tänze, in welchen man besonders durch Mienen, Stellungen und Bewegungen jede Empfindung ausdrückte, ꝛc.; s. weiter unten: die Tänze der verschiedenen Völker. Schon in den ältesten Zeiten unterschied man zweierley Arten von Tänzen, nämlich Tänze bei religiösen, und Tänze bei öffentlichen Feierlichkeiten. Die Egyptier, Juden, Griechen und Römer tanzten bei ihren Opfern und bei andern öffentlichen Festlichkeiten; auch thaten es späterhin die Christen (s. weiter unten), nur die Gallier, und ihre Besieger, die Franken, thaten es nicht. Anfangs war der öffentliche christliche Gottesdienst in Gallien ganz prunklos, jede Spur von heidnischer Pracht war verwischt; nur erst späterhin fing man an in großen Städten und bei feierlichen Gelegen-

heiten immer mehr Gepränge mit den Prozessionen zu verbinden; aber den Tanz erlaubte man hier nicht, weil man glaubte, er vertrage sich nicht mit der Strenge der christlichen Sitten. Man sah bei der Prozession nicht einmal auf einen ordentlichen regelmäßigen Gang. Wagte man nun gar bei feierlichen Gelegenheiten einen Tanz aufzuführen, so schrie gleich die Geistlichkeit gegen die Profanirung der Ceremonie durch den Tanz, und so wurde jede Empfindung der Freude, die sich ganz natürlich äusserte, unterdrückt. Die Decrete der Concilien, die Päbstlichen Bullen, die Ausschreiben der Könige, und die Aussprüche der Justizcollegien, verboten ihn als Ueberreste des heidnischen Aberglaubens und als Unanständigkeiten, die nicht zu dulden segen. Man war beinahe eben so strenge gegen die profanen Tänze. Man verkannte die großen Wirkungen der Musik; die anständigen und ernsthaften Tänze waren langweilig und plump, und die lustigen dagegen frech und unanständig. Die Landesherren vernachlässigten daher die Ersten, und verboten die Andern. — In Italien, dem Lande der Künste, fing der Tanz im funfzehnten Jahrhunderte sich wieder an zu heben; er bekam mit den übrigen Künsten, die sich daselbst zu einem neuen Glanze erhoben, wie die Dichtkunst, Musik, Malerey, Bildhauerkunst, Gravierkunst und Baukunst, eine neue Gestalt. Große theatralische Vorstellungen wurden wieder zu Ehren auf- und angenommen, wobei man den Tanz zuließ, und die ersten Balletts gab. Um diese Zeit schlossen sich die Bälle an die Vergnügungen der Höfe an, und man hielt sie bald für das schönste Relief großer Feste. Zwei merkwürdige Beispiele bestätigen dieses. In den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts war Ludwig der Zwölfte zu Mayland, wo man ihm einen großen Ball gab. Es waren zwei Kardinäle gegenwärtig. Man nöthigte sie mit den vornehmsten Damen der Stadt zu tanzen; sie konnten es nicht abschlagen, und erhielten großen Bei-

fall, da sie ihre Sache gut machten. Philipp der Zweite, König von Spanien, kam im Jahre 1562 nach Trient, wo unter dem Vorsitze des Kardinals Herkules von Mantua, die allgemeine Kirchenversammlung gehalten wurde. Man brachte ein großes Fest in Vorschlag, wobei tapfer getanzt werden sollte. Es wurde daher ein prachtvoller Ball veranstaltet, auf welchem der König, die Kardinäle und die übrigen Prälaten mit den Prinzessinnen und den Italienischen und Deutschen Damen, die sich daselbst in großer Anzahl eingefunden hatten, tanzten. Dieses wird nicht sehr auffallen, wenn man bedenkt, daß die damaligen und bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts üblichen Italienischen Tänze so gravitätisch waren, daß sie sich mit der Königlichen Gravität, der Spanischen Ernsthaftigkeit, mit der Kardinalswürde, und der den vornehmen Italienischen und Spanischen Damen vorgeschriebenen Sittsamkeit sehr gut vertrugen, welches aus dem Werke des berühmten Mayländischen Tanzmeisters Cäsar Negri, in Italienischer Sprache geschrieben, bewiesen werden kann, welches Werk im Jahre 1603, in Folio gedruckt, in Mayland herauskam, und die Geschichte der Tanzkunst in Italien von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an bis zu Ende desselben liefert. Man findet darin die Aufzählung aller großen Balletts, die man in dieser Zeit gegeben hat, und aller Ehrenbälle in Italien, bei welchen die Könige Philipp der Zweite von Spanien, Heinrich der Zweite und der Dritte von Frankreich, mehrere Prinzen, und vornehme Italiener, Spanier, Franzosen und Deutsche gegenwärtig waren; das Namenverzeichniß aller Ballett- und Tanzmeister von Profession, welche die Hauptpersonen bei jenen lustigen Tänzen und Maskeraden waren. Der oben genannte Verfasser des Werks war selbst einer der berühmtesten unter jenen Tänzern. Die regierenden Fürsten, die übrigen Herren und Damen tanzten nur ernsthafte

und würdevolle Tänze, die man Danses basses nanute. In dem genannten Werke des Negri werden nicht allein ihre Namen angeführt, sondern dasselbe ist auch mit ihren Bildnissen in Lebensgröße geschmückt; sie sind darin tanzend vorgestellt, jedoch mit einer so ernsthaften Stellung, daß man daraus den Tanz erkennt, und man überzeugt sich noch mehr von der Gravität dieser Tänze, wenn man die mit der Musik derselben verbundenen häufigen Anweisungen liest, wie die Tänze ausgeführt werden sollen. Die Kleidung der jungen Tänzer von Stande ist sehr prächtig; allein auch hieraus fällt in die Augen, daß sie in einem solchen Ballanzuge keine lustigen Tänze machen konnten; denn alle Herren tragen Mäntel, die unter dem linken Arme zugebunden sind, und einen großen Degen an der Seite; ihre runden Hüte tragen sie in der einen Hand, und die andere reichen sie ihrer Dame. Die Damen tragen lange Kleider, die von dikkem Stoffe zu seyn scheinen, überladen von Stickereyen und Juwelen. Diese Kleider gehen bis zum Halse hinauf, der mit einer Krause geschmückt ist, und so tief herab, daß sie auf allen Seiten so sehr nachschleppen, daß von den Schuhen und Strümpfen gar nichts zu sehen ist. Diesen Abbildungen von Herren und Damen zur Seite, findet man die berühmtesten Namen, unter welchen aber wenig Franzosen und Deutsche sind. Dieses mag über das Buch des Negri hinreichend seyn, um zu beweisen, daß der Tanz in der damaligen Zeit an den Italienischen Höfen sehr viel Anstand und Gravität hatte, und auf diesem Fuße kam er unter den Regierungen der Könige Franz des Ersten und Heinrichs des Zweiten, und der Königinnen Leonore von Oesterreich und Katharina von Medicis nach Frankreich. Als die Letztere Regentin von Frankreich wurde, unterließ sie kein Mittel, die jungen vornehmen Franzosen an sich zu ziehen, und ihre Feinde einzuschläfern, um sie desto sicherer zu schlagen. Schauspiele und

Bälle waren daher die Anziehungsmittel, welche sie veranstaltete, und diese bezogen sich hauptsächlich auf heroische, galante, allegorische und komische Balletts, die alle sehr prachtvoll waren. Ihre Hofdamen mußten dabei in Galla erscheinen, und deshalb mehrere Rollen spielen, die zwar nur pantomimisch waren, ihnen aber Gelegenheit gaben, sich weit verführerischer zu kleiden, und ihre Reize weit mehr zu zeigen, als es die Altfranzösische Tracht, oder die Spanische und die Italienische Kleidung erlaubte, die man damals am Französischen Hofe trug. Sie gab Bälle, und ließ unvermerkt die gesitteten und ernsthaften Italienischen Tänze mit lustigern abwechseln. Die jungen Herren erlaubten sich allerley Luftsprünge, welche, weil man sie als Possen ansah, sich nur Tänzer von Profession erlaubten. So erlaubte auch diese Königin den Französischen Damen und Mädchen kürzere Röcke zu tragen, damit man sehen könne, ob sie gute Tanzschritte machten; man war folglich im Stande, die Kleinheit der Füße und deren Bekleidung zu beurtheilen. Margaretha von Valois, Tochter der Katharina von Medicis, erste Gemahlin Heinrichs des Vierten, besaß alle Vollkommenheiten des Körpers, welche auf Bällen und öffentlichen Festen Aufmerksamkeit erregen können; sie erschien mit Pracht und Geschmack, setzte sich über alle Schwierigkeiten hinweg, und wurde für die Jugend beiderlei Geschlechts Muster der Nachahmung; dadurch wurden auch bald die Bälle am Französischen Hofe wirkliche Vergnügungen, anstatt sie vorher nur traurige Ceremonien waren. Der Königin Katharina von Medicis gebührt noch die Ehre, daß sie die maskirten Bälle erfunden hat. Man kannte zwar schon die Maskeraden; sie waren aber noch nicht mit Ball und Tanz verbunden. Durch diese Erfindung wurde die Summe von Volkslustbarkeiten vergrößert. Katharina von Medicis hat nie mehr Pracht gezeigt, nie mehr bewiesen, wie hoch sie den Luxus am

Französischen Hofe getrieben hatte, als bei dem Empfange ihrer ältesten Tochter, der Königin Elisabeth von Spanien zu Bayonne. Sie hielt es für gut, ihren Sohn, den König Karl den Neunten, nach dem unglücklichen Tode ihres Gemahls, Heinrichs des Zweiten, eine Reise durch die Provinzen seines Landes machen zu lassen, und ihn auf derselben zu begleiten, deshalb ließ sie ihrer Tochter eine Zusammenkunft an den Grenzen vorschlagen, die auch wirklich zu Bayonne Statt hatte. Elisabeth kam daselbst unter der Begleitung des Herzogs von Alba, und vieler Spanischen Herren und Damen an, und hatte die Freude, ihre Mutter, ihre drei Brüder, und ihre jüngere Schwester, Margaretha von Valois, wieder zu sehen. Die Herzöge von Lothringen und Savoyen, und die vornehmsten Personen beiderlei Geschlechts machten das Gefolge Karls des Neunten und Katharinas aus. Sie blieben einige Tage zu Bayonne. Die Morgenstunden wurden, wie man sagt, in politischen und geheimen Unterredungen zugebracht. Die Nachmittage zeichneten sich durch allerlei Feste aus. Eines derselben war so vorzüglich, daß Katharina dadurch die Bewunderung und Eifersucht selbst der Spanier erweckte. Der Schauplatz dieses Festes war eine mitten im Flusse Adour gelegene Insel, die ganz mit hochstämmigem Holze eingefaßt war, das Katharina so ausschneiden und anordnen ließ, daß es verschiedene Lustwäldchen ausmachte. Im Mittelpunkte der Insel war ein großer Platz leer gelassen, auf welchen zwölf Laubengänge stießen; mitten auf dem Platze war ein großer prächtiger Saal gebaut, auf welchem ein Abendessen und Ball gegeben wurde. Die Tafel des Königs und der Königinnen hatte nur zwölf Gedecke, und wurde von Katharinas Ehrendamen bedient, die mit vieler Auswahl als Waldnymphen und Najaden gekleidet waren; sie trugen das Essen auf und reichten die Pokale herum; sie hatten aber nicht

nöthig, weit darnach zu gehen, weil sie selbst, wie die Geschichte erzählt, von Hofjunkern bedient wurden, die als Satyre verkleidet waren, und die ihnen Alles, was sie auftragen sollten, an den Ausgängen des Gehölzes entgegen brachten. In den verschiedenen Lustgebüschen waren für die übigen Hofleute mehrere Tafeln gedeckt. Nach aufgehobener Tafel wurde der Saal mit einer feenmäßigen Geschwindigkeit zum Balle eingerichtet, und weil die Nacht schon eingebrochen war, so wurde nicht allein der Saal und der ganze Bezirk, dessen Mittelpunkt er ausmachte, sondern auch alle Gänge im Gehölze mit Laternen erleuchtet, welche mit Guirlanden von einem Baume zum andern befestiget waren. Die Bezauberung wurde dadurch auf den höchsten Punkt gefüht, da man die Musik hörte, und nicht sah. Der Ball nahm nach einigen Ceremonien mit gravitätischen Tänzen, die man nur am Spanischen Hofe kannte, die aber auch in Frankreich unter den früheren Regierungen gebräuchlich waren, seinen Anfang; aber man ging bald zu lustigen Tänzen über. Es kamen verschiedene Parthien Tänzer und Tänzerinnen vor, die als Landleute und Schäfer gekleidet waren, und Bewohner aus allen Provinzen Frankreichs vorstellten. Jeder dieser kleinen Haufen tanzte nach der Weise seines Landes, und diese Verschiedenheit der Tänze that eine so große Wirkung, daß man sie von dieser Zeit an auf allen Bällen einführte. Die jungen Leute von Stande, welche aus den Provinzen, wo sie getanzt wurden, gebürtig waren, nahmen sie in Schutz, und beeiferten sich, sie besser auszuführen, als Andere, deshalb entstand ein reger Wetteifer, der diese Bälle um so lebhafter machte. In den Denkwürdigkeiten der Margaretha von Valois findet man die Beschreibung dieses Festes, und es würde demselben keine Vollkommenheit gefehlt haben, wenn nicht ein plötzliches Ungewitter es unterbrochen hätte, welches die ganze Insel überschwemmte, und beide Höfe zur ei-

ligsten Flucht zwang. Auf der schon oben angeführten geheimen Unterredung soll die Pariser Bluthochzeit beschlossen worden seyn, die aber erst sieben Jahre nachher Statt hatte, und so hielt man dieses Unwetter als ein Zeichen des Himmels, ein Warnungszeichen, und glaubte, daß dieses eine vielleicht beabsichtigte frühere Ausführung verhindert habe; auch kennt man die Folgen dieser Gräuelscenen für Frankreich. — Von den Franzosen gingen die Tänze, besonders im siebzehnten Jahrhunderte, auch zu den Deutschen über. Kehren wir nun noch einmal nach dieser vorläufigen Uebersicht des Tanzes zur Geschichte der Tanzkunst zurück, um sowohl ihre Eintheilung und ihren Gang bei den einzelnen alten und neuen Völkern kurz kennen zu lernen.

In der frühesten Zeit scheint man keine Eintheilung bei den Tänzen gemacht zu haben, sie liefen daher ziemlich alle auf das Religiöse hinaus; denn so wie die Anschauung der schönen Natur den unverdorbenen Naturmenschen in Bewunderung setzen mußte, eben so mußte er auch in ihr den Schöpfer dieser Wunder zu erkennen, und ihm seine Verehrung darzubringen suchen, und diese seine Verehrung waren, außer den Opfern, Gesang und Tanz, daher sind die religiösen Tänze unstreitig die ältesten, die man auch, wie schon bemerkt, bei den Völkern der entferntesten Zeitalter findet. Diese religiösen Tänze wurden nun späterhin durch die Klügsten im Volke benutzt, um dieses mehr an einander zu ketten und zur Gesetzlichkeit zu führen, und so entstand die Verehrung des höchsten Wesens in Mythen, und die religiösen Tänze wurden nun mysteriös; so waren die Tänze der Egyptischen Priester, welche ein Hauptstück ihres Gottesdienstes ausmachten. Der Lauf der Gestirne und die fabelhafte Geschichte des Osiris und der Isis wurde in den Tänzen dargestellt, welche mehrere Tage hindurch von den Priestern am Ufer des

Nils und in den Städten gehalten wurden, vorzüglich zu der Zeit, wenn sie ihren wiedergefundenen Apis feierlich einführten. Von den heiligen Tänzen der Israeliten und Juden ist schon oben Erwähnung geschehen. Es ist schwer zu bestimmen, ob die Egyptier die Tänze von ihnen, oder sie die ihrigen von den Egyptiern angenommen haben. Der Tanz um das goldene Kalb wurde wahrscheinlich durch die Gebräuche veranlaßt, die in Egypten bei dem heiligen Ochsen üblich waren. Nach dem Durchgange durch das rothe Meer wurde ein festlicher Tanz angeordnet. Von den jährlichen Festen, bei welchen getanzt wurde, findet man ebenfalls Beispiele; denn so heißt es: Buch der Richter, 21, 22 u. f.: „Siehe es ist ein Jahresfest zu Silo.... Gehet hin und lauert in den Weinbergen. Wenn ihr dann schaut, daß die Töchter Silo mit Ringen zum Tanze gehen, so fahret hervor aus den Weinbergen, und nehme jeglicher ihm ein Weib von den Töchtern Silo.“ Auch in den Psalmen findet man allenthalben Spuren von der Einführung der Chöre von Sängern und Tänzern. So fand man diese Tänze auch bei andern Völkern der frühesten uns durch die Geschichte bekannten Zeit, wenn auch nur höchst unvollkommen; denn ein Volk lernte immer von dem andern. — Bei den Griechen findet schon eine andere Eintheilung der Tänze Statt; denn hier theilen sie sich in heilige und weltliche. So theilt Plato die Tänze in zwei Klassen ab, in Orchestik und Palästrik; jene Art war gelassen, sanft und voll musikalischer Harmonie, und ward bei Hochzeiten, Gastmahlen und beim Gottesdienste gebraucht; diese dagegen heftig, gewaltsam und mühsam, und man gebrauchte sie auf der Schaubühne und in der Rennbahn. Die Orchestik der Griechen umfaßte aber nicht bloß den eigentlichen Tanz, sondern man dehnte bei diesem Volke die Bedeutung des Wortes weiter aus; es bezeichnete bei ihnen auch das ganze Geberdenspiel ꝛc.; s. un-

ter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 515. Die Klassifikation der Tänze, welche man in verschiedenen Schriftstellern findet, stimmen so wenig mit einander überein, daß es schwer wird, sie durch eine Normaleintheilung zu vereinigen, daher kann man bald diesen, bald jenen Eintheilungsgrund (fundamentum divissionis) annehmen. Man kann die Tänze der Griechen eintheilen in theatralische, und in nicht-theatralische, in ernsthafte und lustige, in anständige und unanständige, in Friedens- und Kriegestänze, in religiöse, und nicht religiöse. Die Ersteren wurden bei einigen Opfern ausgeführt, und galten für gottesdienstliche Tänze. Man kann sie nach dem Lande, oder nach der Stadt benennen; daher hatte man Lacedemonische, Cretensische, Jonische, Mantineische ꝛc. Tänze; dann hatte man nach ihren Erfindern Pyrrhichische oder Telesische Tänze; dann Drehetänze, bei denen man sich im Kreise herumdrehete ꝛc. — Die Tanzkunst wurde bei den Griechen als eines der wichtigsten Stücke der Erziehung angesehen; sie war gleichsam das Mittel zwischen Gymnastik und Musik, welche Letztere ebenfalls eine weitläuftigere Bedeutung hatte, als heutiges Tages. Plato redet von der Orchestik, als von einem wichtigen Gegenstande in seinem Werke von den Gesetzen, und sein Lehrer Sokrates tanzte noch in seinem Alter. Lucian giebt der Orchestik den Vorzug vor der Palästrik, weil jene im höhern Grade das Angenehme mit dem Nützlichen verbinde (Lucian de Saltatione). Alle Feste wurden mit Tänzen gefeiert; so bestanden z. B. diejenigen, welche dem Bacchus zu Ehren gefeiert wurden, fast bloß aus Tänzen. Da das Wesentliche der alten Orchestik hauptsächlich in Nachahmung bestand, so war sie sehr geschickt zu einer religiösen und mysteriösen Anwendung. Die Eintheilung der Orchestik, wie sie weiter unten vorkommen wird, kommt mit derjenigen überein,

welche Plato macht. Um die Leichtigkeit und Geschicklichkeit des Körpers zu befördern, und zu den nachahmenden Tänzen vorzubereiten, lehrte man die Cheironomie, das heißt, die geschickte Bewegung der Hände. Diese war sehr nothwendig zur nachahmenden Tanzkunst, wo die Hände mehr, als die Füße gebraucht wurden. Ovid erwähnt nicht einmal der Füße, sondern nur der biegsamen Arme als Erforderniß zum guten Tanz." „Si vox est, canta, si mollia brachia, salta." Dieser Tanz der Hände bestand in mannigfaltigen regelmäßigen Biegungen, Wendungen und Bewegungen der Arme, der Hände und der Finger*), und wenn man unter Χειρονομικ, in allgemeiner Bedeutung, jede Art von Geschicklichkeit der Hände verstehen will, so gehört auch das schnelle Trenchiren dazu, welches Juvenal erwähnt (Sat. 5, v. 120). Es scheint, daß man die Bewegungen der Füße nicht so systematisch gelehrt, sondern mehr der Natur, dem Zufalle und der Willkühr eines Jeden überlassen habe. In der That sind auch, wo es auf Ausdruck und Nachahmung ankommt, die Füße nur Nebensache. Die Zahl der nachahmenden Tänze bei den Griechen war sehr groß. Auf dem Theater, bei festlichen Mahlzeiten, bei religiösen Ceremonien, bei jeder feierlichen Gelegenheit wurden solche Tänze als eine Hauptsache betrachtet. Folgende verdienen hier besonders erwähnt zu werden; von vielen weiß man wenig mehr, als den Namen. — Γυμνοπαιδια, Gümnopaidia, nur ein bei den Lacedämoniern üblicher Tanz, womit man ein gewisses, dem Apoll geweihetes Fest feierte, welches auch durch eben die Benennung bezeichnet und ungefähr um die acht und funfzigste Olympiade gestiftet wurde, zum Andenken an einen über die Archiven erfochtenen Sieg. Zwei Chöre von Männern und Knaben

*) Ordinatae manuum motiones, connexio, consertio, conspectinatio, distentio, complexus, alternatio. (Mercur.)

zogen nackend auf, sangen Päane zu Ehren Apolls, und stellten durch die Saltation eine Art von Kampf oder Pancratium vor. Die Aufführer waren mit Kränzen von Palmenlaub geschmückt. — Die Gymnopädie gehörte daher zu den kriegerischen Tänzen, welche auch unter dem allgemeinen Namen Pyrrhische Tänze begriffen werden. Richtiger aber ist es wohl, die letztere Benennung einer schwereren Art des Kriegestanzes zuzueignen, weil Gymnopädie und Pyrrhische ausdrücklich unterschieden werden, jene als ein leichterer, dieses als ein schwererer Tanz. — Der Hormus, Ὅρμος, war ein Reihentanz, welcher, wie Lucian sich ausdrückt, Aehnlichkeit mit einer Halsschnur hatte. Knaben und Mädchen tanzten ihn in bunter Reihe. Dieser Tanz war auch den Lacedämoniern eigen. Die Knaben drückten durch kriegerische Stellungen und Bewegungen Muth und Herzhaftigkeit, die Mädchen dagegen durch sanfte Geberden, Bescheidenheit und Sittlichkeit aus. — Der Geranos, Γέρανος, welches Wort im Deutschen einen Kranich bedeutet, war gleichfalls ein Reihentanz, den Knaben und Mädchen mit in einander geschlungenen Händen tanzten. Vermuthlich hatte dieser Tanz seinen Namen daher, weil er im Frühlinge getanzt wurde, wo die Kraniche fortzogen. Man feierte die Rückkehr des Frühlings auf einer Wiese, und ahmte das Fortziehen der Kraniche, welches ein Vorbote des ankommenden Frühlings war, durch diesen Tanz nach. Ein anderer Reihentanz, der die Krümmungen labyrinthischer Gänge nachahmte, hatte seinen Ursprung dem Dädalus zu danken, der ihn für die Ariadne erfand. Homer*) beschreibt ihn bei Gele-

---

*) Nach der Uebersetzung von Stollberg (Iliade XVIII. v. 590—605) V. 587—601:

„Einen Reigen bildete der hinkende Hochberühmte,
Jenem ähnlich, welchen vordem in der großen Knossos

genheit des Schildes des Achilles, worauf Vulkan einen solchen Reihentanz abbildete. — Epilenios, Ἐπιλήνιος, nannte man einen Tanz, der zur Zeit der Weinlese getanzt wurde, und worin man die Verrichtungen dieser frohen Erndte nachahmte. Die Lieder, welche gesungen wurden, hießen eben so. Anfangs sangen immer die Tänzer selbst bei ihren Tänzen; in der Folge stellte man andere dazu an, welche den Tanz mit Musik begleiten mußten, vielleicht weil bei künstlichern Tänzen beides zugleich zu schwer und zu ermüdend war. — Die religiösen Tänze, Hyporchemata (ὑπόρχημα) genannt, welche man anstellte, wenn den Göttern Opfer gebracht wurden. Auf der Insel Delos wurde z. B. dem Apoll zu Ehren das Hyporchema getanzt. Ein Vortänzer führte das Ganze an, und machte alle Bewegungen vor, und die Andern folgten ihm darin nach. Aristophanes brachte diese religiösen Tänze auf das Theater, weil er fand, daß sie fähig waren, die Lachlust zu erregen. — Emmeleia, Ἐμμέλεια, war ein theatralischer Tanz von ernsthaftem und tragischem Charakter. Die Geberden

---

Daidalos für Ariadnä erfand, die lieblich gelockte.
Sieh' es tanzten Jünglinge hier und schöne Jungfraun,
Bei den Händen sich haltend; in feinen Gewanden von Leinwand
Waren die Jungfraun gekleidet: ein feiner schließender Leibrock,
Welcher glänzte von Oel, bedeckte der Jünglinge Leiber.
Schöne Kränze schmückten die Jungfraun; goldene Schwerter,
Hangend an silbernen Riemen, zierten der Jünglinge Hüften.
Kreisend liefen sie bald einher mit schwebenden Füßen,
Schnell wie die kreisende Scheib' in den drehenden Händen des Töpfers.
Bald auch liefen sie reihenweise gegeneinander,
Dichte Haufen des Volkes umstanden den lieblichen Reigen
Hochergötzt; zween wackere Tänzer waren darunter,
Die den Gesang anstimmten, und durch die Reihen sich drehten."

der Tänzer drückten Schrecken, Mitleid, und ähnliche Gemüthsbewegungen aus; in den Stellungen und Bewegungen herrschte Würde und Anstand. Diese Gattung des Tanzes ward deshalb auch vom Plato in seinen Büchern „Von den Gesetzen" gelobt. — Der Kordax oder Kordakismos, Κόρδαξ oder Κορδακισμὸς, war ein übel berüchtigter Tanz, dem vorigen gerade entgegen gesetzt. Trunkene Lustigkeit, unanständige und freche Geberden machten das Charakteristische desselben aus, daher er auch von keinem Griechen von guten Sitten und Geschmack geschätzt, viel weniger getanzt wurde, sondern den burlesken Scenen auf dem Theater angehörte, woran sich das gemeine Volk vergnügte. — Der Konisalos, Κονισαλος, war ebenfalls ein unanständiger mit frechen Bewegungen verbundener Tanz. Dergleichen Tänze waren noch der Kolabrismos, Κολαβρισμὸς und der Kolia, Κολια. — Der Cobas, Sobas, war ein Tanz, der dem satyrischen Drama angemessen war. — Der Sicinnis war ein satyrischer Tanz, der sich durch schnelle ungekünstelte Bewegungen auszeichnete; er wurde von Satyren und Silenen auf dem Theater aufgeführt. — Der Pyrrhiche oder der Pyrrhichische, auch Pyrrhische Tanz, wird in mehr als einer Bedeutung genommen, und der Name auf verschiedene Art abgeleitet. In der weitläuftigern Bedeutung bezeichnet man dadurch alle Kriegestänze der Griechen, in der engern Bedeutung eine besondere Art derselben. Ob die Benennung von Pyrrhus, oder von Pyrrhichus, die man als Erfinder dieses Tanzes angiebt, oder von πῦρ, Feuer, herzuleiten sey, weil es ein feuriger lebhafter Tanz war, ist ziemlich gleichgültig. Die eigentlich sogenannte Pyrrhiche war eine rhythmische Kriegsübung; völlig bewaffnet ahmte man alle Bewegungen und Verrichtungen nach, welche in einer Schlacht vorkommen. Die Spartanischen Knaben lernten diesen Tanz in ihrem funfzehnten Jahre. Die Cretenser sollen die

kriegerischen Tänze überhaupt am frühesten unter sich eingeführt haben. — Ziphismos, Podismos, Komasike, Telesia (Ζιφισμος, Ποδισμος, Κωμασιχη, Τελεσια), waren auch Gattungen kriegerischer Tänze, von welchen man aber nicht viel mehr als die Namen kennt. Man führt an, daß nicht bloß besondere Tänze, sondern nur besondere Wendungen in einem Tanze durch diese und manche andere Wörter bezeichnet wurden, die beim Pollux und Meursius vorkommen, welche aber hier übergangen werden müssen. Erwähnt müssen hier aber noch werden: der Skiamachia, Σκιαμαχια, welcher eine Vorübung zu den Pyrrhichischen Tänzen gewesen zu seyn scheint, bestand darin, daß man mit den Waffen Bewegungen vornahm, als wenn man einen wirklichen Feind vor sich hätte. Zur Tanzkunst kann man sie also nur beiläufig rechnen, weil es eigentlich eine palästrische Uebung war. Den Karpaia, Καρπαια, tanzten die Magnesier, wie Xenophon solches de expedit. Cyri L. VI. c. 1. beschreibt. Einer der Tänzer machte die Rolle eines Ackermanns, trieb den Pflug, säete ꝛc.; Andere stellten Räuber vor, gegen welche sich jener mit den Waffen, die er bei sich hatte, vertheidigte. Die Mysier hatten ebenfalls ihre Kriegstänze, wobei sie bewaffnet mit Schilden und Lanzen herumsprangen. Viele dieser Tänze finden sich bis jetzt noch unter den Bewohnern Griechenlands. So findet man noch den oben beschriebenen Tanz, wovon Homer redet, wie Ariadne ihrem Theseus die verwickelten Gänge lehrt, die er im Labyrinthe durchirren muß, wie auch einen Pyrrhichischen Tanz, den man, mit Schilden und kurzen Säbeln bewaffnet, aufführte, nach dem Klange der Pfeifen Streiche austheilt, und ihnen ausweicht, welches auch die Türken mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und Schnelligkeit ausüben. So findet man auch noch Spuren des Pyrrhichischen Tanzes zu Misitra, und der ehemaligen unzüchtigen Jonischen Tänze in Kleinasien.

Besonders künstliche Arten der Tänze findet man beim Xenophon, Herodot und Homer erwähnt, obgleich man sie nur uneigentlich zur Tanzkunst rechnen kann, da sie mehr in Sprüngen und equilibristischen Kunststücken bestehen. So wird in Xenophons Gastmahl einer Tänzerin erwähnt, die eine große Fertigkeit im Springen hatte, und über bloße Degen hinwegsprang, ohne sich zu verletzen, so wie man es noch in neuer und neuester Zeit von den equilibristischen Künstlern bei uns gesehen hat. So nannte man auch eine Art von heftigem und ungestümen Tanze Θερμαυσεὶς. Die Tänzer thaten dabei hohe Sprünge, wobei sie vielerley künstliche Bewegungen mit den Füßen machten, ehe sie die Erde wieder berührten, wie es auch noch bei unsern Balletten von den Solotänzern geschieht. Hierin waren die Phäacier sehr geschickt. Homer beschreibt ihre Tänze, womit sie den Ulysses unterhielten, der ihre Sprünge und Wendungen nach Gebühr bewunderte. Sie spielten während des Tanzes auch mit einem rothen Balle, daher denn die Sphäristik von Einigen als ein Theil der Orchestik angesehen wird. Noch sonderbarer ist eine Art des Tanzes, die Mercurialis mit dem Namen Cubistica bezeichnet, aber darüber weiter keine Erklärung giebt, weil er, nach seiner Angabe, keine Nachrichten davon gefunden hat; der Name Κυβιστικὴ zeigt indessen schon an, daß es die Kunst gewesen sey, auf dem Kopfe zu tanzen, oder wohl besser auf den Händen, mit dem Kopfe gegen die Erde gekehrt. So tanzte Hippoclides von Athen vor dem Klisthenes, Regenten von Sicyon, dessen Tochter er zu heirathen wünschte. Erst tanzte er auf gewöhnliche Art; dann ließ er sich einen Tisch hinstellen, und tanzte auf demselben lakonisch und attisch; endlich stellte er sich mit dem Kopfe auf den Tisch, und machte mit den Füßen ähnliche Bewegungen, wie vorhin mit den Händen. Diese Kunst fand aber keinen Beifall vor dem Klysthenes, der diese Art des Tanzes für

unanständig hielt, und ihm seine Tochter deshalb versagte. Hippoclides soll sich aber diese Sache nicht sehr zu Herzen genommen haben. — Als Stifter der heiligen Tänze der Griechen, die sie bei den Opfern ꝛc. tanzten, wird Orpheus angeführt, der Egypten deshalb durchreiset hatte, um sich in den Geheimnissen der Isis einweihen zu lassen. Die wirklichen Tänzer bei den Griechen waren die Cinäden oder Cinaedi, und die Pantomimen oder Pantomimi. Die Ersteren führten verschiedene zuchtlose oder schamlose Tänze auf, die sie durch Bewegungen mannigfaltiger Art ausdrückten. Sie bekam den Namen von κινέω, moveo, und αἰδοῖα, pudenda. Sie ließen sich erst auf der Bühne oder dem Theater sehen, hernach aber brauchte man sie auch bei den Gelagen, und zählte sie zu den Pantomimern oder Nachahmern der Geberden anderer Personen, ohne die Sprache zu gebrauchen oder zu sprechen. Außer diesen öffentlichen Tänzern tanzten auch junge Leute und Jungfrauen zum Vergnügen, auch andere Individuen zu ihrer Gesundheit nach der Vorschrift der Aerzte. — Obgleich die Griechen große Liebhaber von der Tanzkunst waren, und sich vornehme Personen nicht des Tanzes schämten, so hielten sie doch nicht viel auf die öffentlichen Tänzer, sondern brachten sie nach dem Homer mit den Lügnern und Beutelschneidern auf eine Bank. Für den ersten Tänzer hielt man bei ihnen den Andronikus von Cakanea, einen Pfeifer, der zum Blasen der Pfeife sich auch zugleich mit dem Körper bewegte, und die theatralischen Tänze aufgebracht haben soll; auch will man den Apoll für einen Tänzer gehalten haben, und eignet ihm die Erfindung der übrigen Tänze zu. — Bei den Römern war die Tanzkunst zwar auch beliebt, indem sie hierin, wie in vielen andern Stücken, die Griechen nachahmten, aber die Großen und Vornehmen im Volke schämten sich als Tänzer aufzutreten,

oder sich darin zu zeigen*), sie ließen sich aber durch Tänzer und Tänzerinnen bei ihren festlichen Gastgelagen unterhalten, wie die Griechen. Die Römer kultivirten besonders den theatralischen Tanz, und brachten es sehr weit in der Kunst, durch bloße Geberden, fast wie durch Worte zu sprechen. — Lucian erzählt in seinem Gespräche über die Tanzkunst eine Anekdote, die hier als ein merkwürdiger Beweis angeführt wird. „Als der Cyniker Demetrius auf die Tanzkunst geschmält und gesagt hatte: der Tänzer sey ein entbehrliches Nebenwerk zu den Flöten und Pfeifen, und trage zur Vorstellung des Schauspiels nichts bei ꝛc., so bat ihn ein damals berühmter Tänzer, er möchte ihm nur einmal zusehen, und versprach, sich ohne Flöte und Gesang vor ihm sehen zu lassen; und so geschah es wirklich. Er befahl den Harfenisten, den Flötenbläsern, und selbst dem Chore der Sänger, sie sollten gänzlich still schweigen; er aber tanzte für sich allein die Liebesbegebenheit des Mars mit der Venus, und wie die Sonne es verrieth, wie Vulkan listige Anstalten machte, und Beide, die Venus und den Mars, in feste Bande verwickelte, wie jede Gottheit hinzutrat, und diese Beide beschauete, wie Venus sich schämte, und Mars voll Furcht gute Worte gab ꝛc. Demetrius gerieth über diese Vorstellung in Entzücken, und gab dem Tänzer das beste Lob, indem er ausrief: O Mann! ich höre was du thust, ich sehe es nicht bloß, sondern du scheinst mir mit den Händen zu reden. Ein Fürst aus den Pontischen Landen bat sich diesen Tänzer von dem Nero aus, um ihn als Dollmetscher zu gebrauchen." So erzählt diese Anekdote Lucian. Ein Erklärer dieses Schriftstellers setzt hinzu: daß die Geschichte des Mars und der Venus keine der

*) Scimus enim, musicen nostris moribus abesse a principis persona; saltare vero etiam in vitiis poni: quae omnia apud Graecos et grata, et laude digna ducuntur.

Cornel. Epam. c. I.

schwersten war, um sie bloß durch Handlung ohne Worte und Musik verständlich vorzustellen, welches jedoch nicht in der Absicht gesagt seyn soll, um der Kunst der Alten Abbruch zu thun. Wenn Lucian jedoch sagt: der Tänzer habe diese Geschichte für sich allein vorgestellt, so scheine dieses nicht möglich zu seyn, wenn man es im strengsten Sinne nehmen wollte; es soll aber nur heißen: ohne Musik und Worte; denn es müßten doch andere Tänzer nothwendig da seyn, wenn Mars, Venus, Vulkan, und die dazu geladenen Götter alle auf einmal auf dem Theater erscheinen sollten. — Was übrigens bei den Tänzen der Griechen gesagt worden, läßt sich auch auf die Tänze der Römer anwenden, da sie jenen ganz ähnlich waren, und auch bei ähnlichen Gelegenheiten angewendet wurden. Feste, feierliche Aufzüge, Vorstellungen auf dem Theater, Alles erforderte den Tanz, als ein wesentliches Stück; denn so wie bei den Griechen das Wort Tanz viel mehr in sich faßte, als man gewöhnlich in neuern Zeiten dazu zu rechnen pflegt, so auch bei den Römern; nur wichen die Römer darin von den Griechen ab, daß sie den Tanz nicht als Gegenstand der Erziehung behandelten, wie man aus dem Leben des Epaminondas beim Cornelius Nepos ersieht. — Sonst läßt sich bei den Tänzen der Römer wenig bemerken, was wesentlich von den Tänzen der Griechen verschieden wäre; sie hatten kriegerische, komische und tragische Tänze, wie jene; an unanständigen und zuchtlosen Tänzen fehlte es ihnen auch nicht; denn schon der Name Saltatio phallica zeigt den Charakter solcher Tänze an. Bei den feierlichen Aufzügen, welche vor den öffentlichen Spielen vorhergingen, waren Chöre von Tänzen aller Art. Auf dem Theater war die Mimik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Bei den Römern sind auch die hölzernen Schuhe zum Tanzen (die auch die Griechen hatten, und die oben bei diesem Volke übergangen

worden sind) zu bemerken. Die Griechen nannten sie κρυπεζια oder κρυπεζαι, die Römern aber Scamilla, Scabilla oder Scabella (s. den Art. Scabellum, Th. 138, S. 108). Man ist über die Gestalt und Beschaffenheit dieser Scabellen nicht einig. Einige glauben, daß sie dienten, um den Takt desto lauter mit den Füßen geben zu können, welches von den Lacedämoniern herrührt, die bei ihren kriegerischen Tänzen stark mit den Füßen auftraten; nicht die Tanzenden selbst, sondern eigens dazu angestellte Personen; auch die Pfeifer hatten diese Maschienen unter den Füßen, und machten dadurch die Musik rauschender und taktmäßiger. Andere halten es dagegen für unwahrscheinlich, daß man bloß des Stampfens wegen solche Maschinen unter die Füße gebunden haben sollte, und halten diese Scabellen für kleine Blasebälge, wodurch der Wind in die Pfeifen gebracht wurde, damit der Pfeifer nicht mit dem Munde zu blasen nöthig hatte. Noch Andere halten dafür, daß es künstliche Maschienen gewesen seyn sollen, wie z. B. unsere Guckgucke oder Kuckucke für die Kinder, die bei jedem Tritte ein Paar Töne von sich gaben, und welches in komischen Tänzen ziemlich spaßhaft geklungen haben mag. Nach Livius Erzählung wurde der theatralische Tanz, wie überhaupt scenische Vorstellungen, im dreihundert und sieben und achtzigsten Jahre nach der Erbauung Roms bei den Römern eingeführt, und solches um die Götter zu versöhnen, da eine verheerende Pest viele Menschen hinwegraffte, und alle übrigen Spiele, die den Göttern zu Ehren angestellt wurden, nichts helfen wollten. Die Römer ließen sich Etruskische Tänzer und Pfeifer kommen; denn die Kunst war damals noch bei den Römern in ihrer Kindheit; der Tanzende war zugleich der Musikus. Späterhin sonderte man aber Beides von einander, weil die Bewegungen beschwerlich und gezwungen waren, so lange der Tänzer sich selbst dazu die Melodie pfeifen oder singen

mußte; auch griff dies die Lungen an, und erzeugte Krankheiten. Ein gewisser Andronikus wird als besonders geschickt in der Pantomime gerühmt; er war ein Grieche, und Diener bei dem Senator Livius Salinator, dessen Kinder er unterrichtete. Wegen seiner Geschicklichkeit wurde er frei gelassen und erhielt den Namen Livius Andronikus. Er komponirte verschiedene Fabeln und stellte sie durch Geberden vor, welche Art der Vorstellung so gefiel, daß er viele Nachahmer fand, welche diese Art der Tanzkunst immer mehr ausbildeten. Zu des Kaisers Augustus Zeiten war der Pantomime Pylades berühmt, der auch ein Buch de Saltatione Italica geschrieben haben soll, das aber verloren gegangen ist. Bathyllus, der Freigelassene und Liebling des Mäcenas wetteiferte mit jenem. Nero bemühete sich selbst, um in der Tanzkunst den Preis davon zu tragen; auch Caligula war, wie Nero, ein Freund des Tanzes und des Gesanges, und hielt sich selbst für sehr geschickt in diesen Uebungen. Die Senatoren mußten des Nachts, wenn es ihm einfiel, seine Tänze zusehen. In dem Lucian de Saltatione findet man noch mehr über die Tanzkunst der Alten erwähnt, welches Alles hier anzuführen zu weitläuftig seyn würde; nur der Todtentanz der Archimimen verdient hier noch eine Stelle. Ein Tänzer, der darin geübt war, den Gang und die Geberden eines Andern nachzuahmen, ging bei den Leichenbegängnissen vor dem Sarge her, und stellte den Verstorbenen vor, dessen Gesichtsbildung durch eine Larve nachgeahmt wurde, und dessen merkwürdige Handlungen und Gewohnheiten der Archimime mit der größten Wahrheit den Augen der Zuschauer darstellte. Diese Gewohnheit, die von den Etruriern hergerührt haben soll, hatte einen ähnlichen Zweck, wie das Todtengericht der Egyptier. Wenn der Archimime unpartheiisch schilderte, so konnte dieses einem Lebenden ein starker Antrieb seyn, sich vor Thorheiten und Lächerlichkeiten zu hüten.

— Die ganze Orchestik der alten Deutschen und zugleich ihr ganzes Schauspiel bestand in einer Art von Pyrrhiche oder in einem Kriegestanze. Jünglinge tanzten in mancherlei Sprüngen und Wendungen zwischen Schwertern und Spießen herum, deren Spitzen auf sie gerichtet waren, und nach den Zeugnisse des Tacitus hatten sie es durch Uebung zu einem gewissen Grade der Kunst darin gebracht, und ihre Bewegungen sollen Anstand und Zierlichkeit gehabt haben*). Man darf übrigens Griechische Grazie und Kunst bei den alten Deutschen nicht suchen; denn sie verachteten Griechische und Römische Tänzer; denn es ließen sich einst dergleichen Leute an dem Hofe eines Celtischen Fürsten sehen, allein die tapferen Krieger zogen weg, und verachteten diese Kunsttänzer, die ihren Begriffen nach wie unsinnige und rasende Menschen herumsprangen**). Die Tänze, die sie daher aufführten, waren bloß Kriegestänze, die also auf eine ganz andere Art aufgeführt werden mußten. —

Mit dem Verfalle des Römischen Reichs hatte die Tanzkunst mit den andern Künsten ein gleiches Schicksal; denn die Eroberer Roms waren rohe kriegerische Völker, welche die Künste noch zu wenig schätzen konnten, um sich um deren Erhaltung zu bekümmern. Die Freiheiten der Kunst gingen daher gänzlich verloren; sowohl der Tanz, so wie die Baukunst nahmen den Charakter jener finstern Zeit an, wo alles Wissen sich auf die Gelehrsamkeit der Geistlichen beschränkte, besonders auf die Mönche in den Klöstern. Die ersten Christen hatten

---

*) Schmidt (Geschichte der Deutschen I, p. 31) führt folgende Stelle aus dem Julian an: „Saltatores, cum artem suam exhibuissent in aula, statim eos deseruerunt, spreveruntque viri fortissimi, quod furentibus et fanaticis similes viderentur.

**) Genus spectaculorum unum, atque in omni coetu idem. Nudi juvenes, quibus id ludicrum est inter gladios se, atque infestas frameas, saltu jaciunt. Exercitatio artem paravit, ars decorem: non in quaestum tamen aut mercedem: quamvis audacis lasciviae pretium est voluptas spectantium. Tacitus Germ. c. 24.

schon frühzeitig die heiligen Tänze der Heiden und Juden in ihren gottesdienstlichen Versammlungen nachgeahmt. Der Name Präsul kommt nach Scaligers Bemerkung von dem Gebrauche des Tanzens her, und bedeutet ursprünglich nichts anders, als einen Vortänzer (a praesiliendo), der den übrigen Geistlichen mit seinem Beispiele vorging, so wie bei unsern weltlichen oder profanen Tänzen der Anführer einer Polonaise. Der Theil der Kirche, welchen man den Chor nennt, diente in den ersten Zeiten zum Tanzplatze, woher der Name Chor abzuleiten seyn soll. Theodosius (Hist. Eccles. c. 27) meldet von den ersten Christen zu Antiochia, daß sie öfters in der Kirche und bei den Gräbern der Märtyrer getanzt hätten. In den Vigilien der großen Feste versammelten sie sich des Nachts vor den Kirchthüren, um daselbst Gesänge und Tänze zu halten, deren Inhalt das Geheimniß war, welches den folgenden Tag gefeiert wurde. Diese Kirchentänze, welche, wie die Landesmähler, anfangs in einer lobenswerthen Absicht gehalten wurden, arteten bald so sehr aus, daß es der Kirche zur Schande gereichte; denn nicht bloß, daß dieselben, wie leicht zu erachten ist, sehr geschmacklos und plump ausfielen, da sie von Leuten getanzt wurden, die nichts weniger als feine Bildung hatten, so wurden sie auch zu den frechsten Ausschweifungen gemißbraucht, welches veranlaßte, daß auf mehreren Kirchenversammlungen die Abschaffung derselben betrieben wurde. Schon der Pabst Zacharias gab im Jahre 744 ein Decret dagegen; im sechzehnten Jahrhunderte kamen sie fast gänzlich ab; einzelne Spuren davon abgerechnet, die man noch später findet. Der Kardinal Ximenes stellte in der Kathedralkirche zu Toledo den alten Gebrauch bei den Messen der Mozaraber wieder her, während welcher man im Chore tanzte (Cahusac, traité historique de la Danse I, 10). Musard, in seinem Werke von den Kirchenceremonien, die aus dem Heidenthume in die christliche Kirche über-

gegangen sind, meldet ebenfalls, daß noch zu seiner Zeit in Spanien und Italien bei Processionen in Masken getanzt worden sey. Von den Christen in Syrien und Abyssinien berichten Reisebeschreiber eben dasselbe. Wenn gleich die alten Gallier und auch die ersten Franken den Tanz als eine Entweihung der kirchlichen Feste ansahen, wie auch schon oben, S. 635, angeführt worden, so fand er sich doch später daselbst ein, und noch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war er zu Limoges üblich, wo die Priester und das Volk im Chore des heiligen Leonhard in die Runde tanzten. Am Ende eines jeden Psalmes setzten sie zu dem Gloria patri noch den Vers hinzu, den sie mit dem größten Eifer und der größten Freude sangen:

San Marceau pregas per nous
et nous espingaren per bous.

Der Jesuit Menetrier sagt in seinem Werke über die alten und neuen Ballette im Jahre 1682, daß er noch gesehen habe, wie in einigen Kirchen die Domherren und die Kinder des Chors sich vertraulich bei der Hand faßten und tanzten, wobei sie zugleich Danklieder sangen. Der Fakeltanz in der ersten Maynacht, und der Johannistanz in den Vigilien des Johannisfestes um ein großes Feuer, erhielten sich am längsten. Im Jahre 1667 gab das Pariser Parlament ein Verbot dagegen. Der St. Veitstanz war ebenfalls einer von diesen heiligen Tänzen, worunter man jetzt eine Art von Krankheit versteht. — Da die Franken und ihre Könige sich mehr mit der Jagd beschäftigten, so konnten auch die Tänze, die schon ein mehr verfeinertes und weichliches Leben voraussetzen, nicht festen Fuß bei ihnen fassen; denn selbst Geistliche und Frauenzimmer nahmen leidenschaftlich Theil daran, indessen waren ihre Vergnügungen doch mannigfaltiger, als bei den oben erwähnten ältesten Deutschen. Die Vornehmen, unter ihnen selbst Bischöfe, hielten sich Lustigmacher, die man Joculatores

nannte; ob nun unter dieser Benennung Tänzer, Seiltänzer, oder bloße Possenreißer und Hofnarren zu verstehen sind, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Erst späterhin kommen bei ihnen religiöse und profane Tänze, die sich in Italien und auch in Frankreich zeigen, wie auch schon oben angeführt worden, vor. Die Turniere, die bald mit der Jagd gemeinschaftlich die vornehme Welt beschäftigten, waren der Tanzkunst auch nicht günstig; sie kamen in dem Mittelalter auf, und beschäftigten die Männer und die Frauen. Erstere mit dem Lanzenbrechen, und Letztere mit dem Austheilen der Preise, und die Nebenvergnügungen waren die Tafel und der Pokal, dem wacker zugesprochen wurde, mithin kamen Tanzvergnügungen nur selten vor, und geschah dieses, wie es auch hin und wieder der Fall war, daß ein Ball das Turnier beschloß, so waren die Tänze sämmtlich abgemessen, gravitätisch, aber weniger kunstvoll. Gewöhnlich tanzte man dabei den Fackeltanz. In Deutschland tanzte ihn zuerst der Kaiser; es tanzten ihm zwei Grafen mit Windlichtern vor, diesen folgten andere vier Grafen, und auf diese wiederum vier Grafen mit Windlichtern, auf welche dann der Kaiser folgte, und nach demselben kamen noch vier Grafen mit Windlichtern. Ein jeder that einen Vortanz mit derjenigen Dame (Frau oder Jungfrau) die ihm einen Dank gegeben. In einem Gedichte von Hans Sachs, welches von den Turnieren handelt, kommt auch vor, daß man nach dem Turniere am Abende zum Tanze ging, und sich dazu zierlich rüstete. Diese Turnierübungen oder Kampfspiele erstreckten sich beinahe durch das ganze Mittelalter hindurch, sowohl bei den Spaniern, Franzosen und Engländern, als auch bei den Deutschen, bis in die neuere Zeit; allein zu Hans Sachs Zeiten, der vom Jahre 1514 bis 1567 seine geistlichen und weltlichen Gedichte schrieb, wurden die Turniere schon seltener, und hörten zuletzt ganz auf, und wo sie noch als Belustigung einmal

vorkamen, da waren es nur noch Erinnerungen an eine längst entschwundene Zeit; es war bei großen ausgezeichneten Festen an Höfen eine Nachahmung jener Spiele, jedoch ohne jene Geschicklichkeit und Gewandtheit, die nur eine vieljährige Uebung geben konnte, und ohne jenen Geist, den das Ritterthum damaliger Zeit einflößte; s. den Art. Turnier. — Die Tanzkunst stand daher diesen Spielen nach, bestand mehr in gravitätischen Schritten und Wendungen, als in künstlichen Drehungen und leichtem Schwingen der Füße nach dem Takte der Musik. Der schon oben erwähnte Fackeltanz blieb bei den Vermählungen hoher Personen nicht außer Gebrauch, und hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten. Er ist auch sehr passend zu einer solchen Feierlichkeit. Die weißen Windlichter, die dem Brautpaare ceremoniſch vor- und nachgetragen werden, der Glanz von Edelsteinen und reichen Kleidungen, die abgemessene Bewegung nach einer ernsthaften Musik, alles dieses giebt ein sehr anziehendes Schauspiel. Die brennenden Fackeln findet man bei den Hochzeitsgebräuchen vieler Völker alter und neuer Zeiten. Ein solcher Feiertanz ist selbst in mehreren Gegenden von Westphalen bei Bauerhochzeiten noch üblich; es wird bei Feuerbränden nach der Küche um den Herd herumgetanzt, und die Brände werden hier ausgelöscht. Dieser Tanz, so wie das Ausgießen des Küchenfeuers, das Zerbrechen der Töpfe ꝛc., sind symbolische Handlungen, die sich aus den ältesten Zeiten herschreiben, deren Erörterung hier aber übergangen werden muß, da es zu dem hier vorgesteckten Zwecke nicht gehört. — Die profanen oder weltlichen Tänze im mittleren Zeitalter, waren, wie die Kirchentänze, anstandsvoll und ernsthaft, aber ohne Geschmack, ohne jene Annehmlichkeit, die ein schön gebildeter Körper durch kunstvollen Anstand und Grazie giebt. Erst im funfzehnten Jahrhunderte wurden die alten pantomimischen Tänze in Italien zuerst wieder auf dem Theater einge-

führt. Das erste Ballett, von dem man Nachricht findet, wurde bei der Vermählung des Herzogs Galeazzo von Mayland gehalten. Das erste in Frankreich im Jahre 1581. Damals tanzten aber bloß Mannspersonen auf dem Theater; denn erst im Jahre 1681 traten Frauenspersonen als Tänzerinnen auf. Von den Bällen, überhaupt von der Tanzkunst außer dem Theater an den Höfen, sowohl in Italien, als auch in Frankreich, findet man oben, S. 636 u. f., Nachricht. Unter den Tänzen, die damals vorkamen, waren die beliebtesten: der Kreistanz (branle), vielleicht der älteste und ehemals gangbarste Französische Tanz, mit ihm fingen alle Bälle an. Das Charakteristische dieses Tanzes bestand darin, daß die Tänzer sich alle an die Hand faßten, und dann entweder in der Runde tanzten, oder in der Reihe, die Hände schwenkend, eine gewisse Anzahl Schritte vorwärts, und eben so viele zurücktanzten. Die Cabriole ist eigentlich kein Tanz, sondern eine Bewegung, ein Sprung des Tänzers. Er kam am Hofe Catharinas von Medicis auf, worauf ihn nicht bloß Tänzer von Profession, sondern auch vornehme junge Leute, die sich einbildeten schön und leicht zu tanzen, nachahmten. Endlich wagten es auch Damen (Frauen und Fräulein) Cabrioles zu tanzen, und solches zum großen Aergerniß aller gravitätischen Personen vom alten Hofe, und man eiferte so sehr über diese am Französischen Hofe eingerissene Freiheit, daß man dem Worte Cabriole allerlei boshafte Bedeutungen gab, um so mehr, da das Wort von dem Lateinischen Capreolus oder vom Französischen Cabri herkommt, welches einen Rehbock oder eine junge Ziege anzeigt. Man hat diesen Ausdruck in der Reitkunst eben so früh gebraucht, als in der Tanzkunst. Man sagt von einem Pferde, daß es kabriolirt, wenn es im Sprunge mit allen Vieren ausschlägt; schlägt es nur mit den beiden Hinterfüßen aus, so wird diese Bewegung eine Runde genannt. Toinot Ar-

beau rechnet deshalb die menschliche Runde unter die Tanzschritte. Man führte noch den Kanarientanz auf, nicht deshalb so genannt, weil etwa die Musik den Gesang der Kanarienvögel nachgeahmt hätte, sondern weil man bei diesem Tanze alle Muskeln und Glieder eben so gewaltsam verdrehete, als die ehemaligen rohen Bewohner der Canarischen Inseln; denn die Franzosen reiseten öfters dahin, und brachten von da die meisten Neger nach Frankreich. Die Contretänze waren im sechzehnten Jahrhunderte in Frankreich nicht üblich, und wie aus der Benennung Countrydances hervorgeht, stammen sie auch aus England. Es ist ursprünglich ein Bauerntanz, welcher zuerst unter dem Könige Ludwig dem Vierzehnten nach Frankreich kam, und sich in den neuern Cotillion verwandelt hat. Der alte Französische Tanz, die Courante, ist ganz aus der Mode gekommen, weil man ihn zu gemein und einförmig fand. In der schönsten Zeit unter der Regierung des genannten Monarchen galt er viel. Die Pavane ward unter den großen und beliebtesten Tänzen, welche für die Königin, ihre Hofdamen, und diejenigen Herren, die mit ihnen tanzen durften, aufbehalten, und daher war er auch am meisten geachtet. Die Damen tanzten sie in langen Schleppkleidern, die mit reichen Stickereyen und Juwelen verziert waren, und trugen zuweilen zum Zeichen ihres Standes einen Kranz auf dem Kopfe. Die Prinzen tanzten in großen prachtvollen Mänteln, die Staatsbedienten in ihrer langen Kleidung, und die Edelleute mit Mänteln und Degen. Dieser Tanz ist ursprünglich Spanisch oder Italienisch, und die Art, wie er getanzt ward, entspricht völlig der Abstammung seines Namens, aus paon, der Pfau; hieraus hat man pavane gemacht, daher die Redensart se pavaner, sich brüsten, sich ein großes Ansehen geben, entstanden ist. Eigentlich war die Pavane nur eine Art Schleifer, wobei aber der Tänzer eine stolze verachtende Miene annehmen mußte. Branlome erzählt, daß

Margaretha von Valois sie sehr vollkommen getanzt habe. Im ganzen sechzehnten Jahrhunderte wurde jeder Ball damit eröffnet, welche Ehre man späterhin der Menuet einräumte, die aber jetzt auch in den Schatten getreten ist, sowohl die Menuet à la Reine, als auch die Menuet gentille, welche als Eröffnungstänze bis Anfangs dieses Jahrhunderts gedauert haben. Diese Tänze waren aber noch lange nicht das, was sie unter dem galanten Hofe des Königs Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich wurden, der alle Künste des Vergnügens um sich her versammelte, und der selbst ein großer Freund des Tanzes war, und auf dem Theater in seinem Schlosse tanzte. Die Franzosen wurden die Lehrer im Tanzen von allen übrigen Nationen, indem sie es darin im Allgemeinen den übrigen Völkern an Leichtigkeit und Grazie zuvorthun. „Es ist auch nicht zu verwundern, sagt ein Schriftsteller, daß ein Volk, welches sein leichtes Blut schon zum Tanzen und Hüpfen treibt, in einer Kunst, wozu es so viele Aufmunterung hat, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit bringen konnte. Alle Künste des Vergnügens gedeihen oder gediehen, wenigstens ehemals, vorzüglich gut auf Französischem Boden, und so wurde auch die Tanzkunst sehr sorgfältig daselbst ausgebildet." — Im Jahre 1662 wurde auch eine Academie royale de danse gestiftet, in deren Stiftungspatent es unter andern heißt: „Die Tanzkunst sey die vortheilhafteste und nützlichste Kunst für unsern Adel und für Andere, welche die Ehre haben, sich uns zu nähern." „Man wird sich leicht denken können, sagt der schon gedachte Schriftsteller, was diese Worte, von dem Könige Ludwig dem Vierzehnten öffentlich gesagt, auf das Französische Volk für einen Eindruck machten." Eine Tirade aus dem discours academique bei Gelegenheit der Stiftung der erwähnten Academie lautet also: „Frankreich erkennt seit langer Zeit für den Anfang aller schönen Künste die Tanzkunst.

Nur sie ist es, welche die natürlichen Fehler des Körpers verbessert, und die bösen Gewohnheiten verscheucht; sie ist es, welche diese leichte Art sich zu bewegen und diese Grazie verbreitet, die in alle ihren Handlungen so viel Annehmlichkeiten bringt; sie ist es, welche diejenigen, die sie betreiben, die Kunst lehrt, angenehm in jeder Gesellschaft zu erscheinen, und diesen ersten und schnellen Beifall zu erlangen, welcher oftmals der Gründer ihres Glückes wurde, immer aber ihrer Freude und derjenigen der Zuschauer; sie ist es, welche lehrt, sich mit Anstand und ohne Unordnung aus den verworrensten Oertern zu wickeln; sie ist es, welche geeigneter macht dem Fürsten zu dienen, und ihm in seinen Belustigungen zu gefallen ꝛc."— Die Kunst Tänze durch schriftliche Zeichen darzustellen, wozu Toinot Arbeau durch seine im Jahre 1588 herausgegebene Orchesographie den Grund gelegt hatte, wurde jetzt von Feuillet verbessert, oder vielmehr als neuerfunden unter dem Namen Choregraphie bekannt gemacht, wovon jedoch Beauchamp, dem Decrete des Pariser Parlaments zufolge, der eigentliche Erfinder war, woraus auch zugleich hervorgeht, mit welcher Wichtigkeit man damals die Tanzkunst behandelte, indem man einen Streit zwischen Feuillet und Beauchamp durch ein förmliches Parlamentsdecret entschied, welches Beauchamp öffentlich für den Verfasser des Werkes: Art d'écrire la danse par Feuillet à Paris 1701, erklärte. Beauchamp trug übrigens viel zur Verbesserung dieser Kunst bei, und man soll ihn gewissermaßen den Schöpfer der neueren Tanzkunst nennen können. So stand die Tanzkunst unter dem Könige Ludwig dem Vierzehnten, und zu Anfange Ludwigs des Funfzehnten in Frankreich. — Bei den Spaniern tragen die Tänze das Gepräge von dem Charakter dieser Nation; sie beziehen sich größtentheils auf Liebe, und da dieses Volk immer einen hohen Werth auf seine Nationalität legte, so gab

es auch seinen Nationaltänzen den Vorzug, ob sie gleich auch von den Franzosen und Engländern Tänze, und in neuerer Zeit auch den Deutschen Walzer angenommen haben, besonders seit der Zeit, als die Bourbons auf den Spanischen Thron kamen. Die beiden Nationaltänze, die Seguedilla und der Fandango, werden bei ihnen für das Vorzüglichste, welches die Tanzkunst giebt, gehalten. Die Seguedilla wird, wie eine Quadrille, zu acht Personen getanzt. Die Bestandtheile des Tanzes sind immer jene verführerischen Touren des Fandango. Man bedient sich dabei der Castagnetten, und markirt den Takt mit den Absätzen. Liebe spricht aus jeder Wendung, und theilt sich dem Herzen oder wohl noch mehr den Sinnen der Tänzer und Zuschauer mit; eben dieses gilt im höhern Grade von dem Fandango, diesem berühmten und berüchtigten Lieblingstanze der Spanier und Spanierinnen; er ist der sonderbarste und verführerischste Tanz, den es nur geben kann. Wenn je ein Tanz der Venus geweihet war, so soll es dieser seyn; denn nur in diesem soll man der Liebesgöttin auf dem sinnlichsten Wege die Opfer bringen, die ihr gebühren. Es soll die Pantomime der Wollust seyn, so weit sie ohne grobe Beleidigung des Wohlstandes Statt finden kann. Man beschuldigte den Deutschen Walzer, daß er der Keuschheit gefährlich sey, weil der Tänzer und die Tänzerin in der größten Nähe, Brust an Brust, Knie an Knie sich berühren, und die Arme sich vertraulich um den Körper der Andern schlingen; allein bei dem Fandango berühren sich nicht einmal die Fingerspitzen, nach dessen Beschreibung von Augenzeugen, und dennoch bringt er alle Sinne in Aufruhr, gießt elektrisches Feuer durch die Adern des Jünglings und des Mädchens, macht das Herz des Mannes stärker pochen, theilt selbst der Kälte des Greises Wärme mit, und reißt alle Zuschauer in Taumel hin. Der Fandango schildert den

Kampf zwischen glühender Liebe und weiblicher Zurückhaltung, zwischen Sehnsucht nach Genuß und Sittsamkeit, obgleich die Letztere nicht immer die Hauptrolle spielt. Alle Reize der Gestalt und der Stellung werden hier aufs Höchste entwickelt. Man nähert sich mit tausend verführerischen Wendungen, und flieht sich wieder; bald scheint die schmachtende Schöne sich dem siegenden Jünglinge hinzugeben, bald entschlüpft sie ihm wieder, und flieht vor ihrem zärtlichen Verfolger. Man will behaupten, daß sie zuweilen wirklich vom Tanzplatze, oder vielmehr vom Kampfplatze, da man es doch als einen Liebeskampf betrachten kann, entfliehen, und die Scene in einem Nebenzimmer ausspielen. Den Fandango tanzt man auf verschiedene Art, anständig und unanständig. Die Touren der beiden von einander abgesonderten Tänze sind unabhängiger, als bei andern Tänzen, und lassen jenen die Freiheit die Scenen mehr oder weniger auszumalen, den Roman länger oder kürzer zu spielen. Alle öffentlichen Bälle werden gewöhnlich mit dem Fandango beschlossen; auch wird er nicht selten auf dem Theater nach Beendigung des Stückes getanzt, und ist oft mehr werth, als das ganze vorhergehende Drama. Twiss sah mehrere Hunderte von Personen auf einem großen Balle den Fandango tanzen; man tanzte ihn aber immer nur paarweise, so daß jedes Paar von dem andern unabhängig ist. Die Zuschauer, die vorher vom Tanzplatze entfernt waren, strömten von allen Seiten hinzu, sobald die Musik dieses Zaubertanzes sich hören ließ, das Entzücken theilte sich der ganzen Versammlung mit, und Personen von Alter, Stand und Gravität konnten sich kaum enthalten mit zu tanzen. Bourgoing erzählt eine Anekdote, die, wenn sie wahr ist, merkwürdig genug ist, um hier eine Stelle bei der Tanzkunst der Spanier zu verdienen. Der Römische Hof, unwillig, daß der gottlose Fandango noch in einem, wegen Reinigkeit des Glaubens so bekannten

Lande, wie Spanien, nicht abgeschafft sey, beschloß ihn förmlich in den Bann zu thun. Ein Consistorium versammelte sich deshalb, der Proceß wegen des Fandango wird in den Weg Rechtens eingeleitet, und schon ist es so weit, daß ihm der Bannfluch zuerkannt werden soll, als Einer von den Richtern die vernünftige Bemerkung macht: man müsse keinen Verbrecher ungehört verurtheilen. Diese Bemerkung wird vom Kollegium gebilliget. Ein Spanisches Tänzerpaar erscheint, und entwickelt vor den versammelten Richtern die Grazien des Fandango. Die Strenge der Archonten hält diesen Beweis nicht aus; ihre finstern Gesichter erheitern sich, sie stehen von ihren Sitzen auf; ihre Knie und Arme bekommen ihre Jugendkraft wieder, der Saal des Consistoriums wird ein Tanzsaal, Alles tanzt mit, und der Fandango wird losgesprochen. Auch bei den Spaniern gehört der Tanz zu den nothwendigen Stücken einer guten Erziehung; ja man lernt auf ihren Bällen die Galanterie in ihrer ganzen Größe kennen; denn die Männer bedienen ihre Schönen auf den Knien, und setzen sich dann zu ihren Füßen auf die Matten nieder, und man soll sich mitten in Arkadien versetzt zu seyn glauben. — Bei den Engländern ist die Tanzkunst auch nicht hintenan gesetzt worden; denn ihre gesellschaftlichen Tänze haben mehr natürliche Grazie und weniger künstliche Schritte, als die Französischen. Dieses, nebst dem Umstande, daß eine große Anzahl Tänzer und Tänzerinnen daran zugleich Theil nehmen können, hat die Englischen Country-dances sehr beliebt und allgemein gemacht, welches nicht von den theatralischen Tänzen gilt; denn das Englische Solo soll bei einem Anscheine von Leichtigkeit und Nachlässigkeit, viel Schwierigkeit in Setzung und Wendung der Füße, und in Haltung des Gleichgewichts haben. Die Country-dances (ländliche Tänze) der Engländer haben die Franzosen in Contredanse verwandelt. Die Engländer sind mit der Tanz-

kunst in fast gleichem Grade fortgeschritten, wie die Franzosen, Italiener und Deutschen; auch sie haben die Tänze der Franzosen angenommen, und sie nach ihrem Charakter herausgebildet. — Was die Tanzkunst bei den Nordischen Europäischen Völkern, den Schweden, Norwegern, Dänen ꝛc. anbetrifft, so kommt unter ihren Nationaltänzen der Schwerttanz und der Reiftanz noch bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts vor. Der Schwerttanz besteht darin, daß sich die Jünglinge zwischen gezogenen Schwertern und scharfen Spießen im Tanzen üben. Die Jünglinge lernten diesen Kriegstanz nach der Weise und Gewohnheit der Fechter, welche, in diesem Tanze und in der Fechtkunst erfahren, sie allmählich und singend darin unterrichteten. Sie stellten dieses Spiel vorzüglich um Fastnachtszeit an. Vor dieser Zeit übten sich die Jünglinge acht Tage lang mit beständigem Tanzen und Springen. Ihr Tanz wurde folgendermaßen ausgeführt: Sie hoben ihre Schwerter, in der Scheide steckend, in die Höhe, bis an die dritte Umdrehung; dann zogen sie die Schwerter heraus, hielten sie in die Höhe, und indem sie mit denselben auf einander stachen, sprangen sie mit Anstand herum, und packten Einer des Andern Klinge oder Gefäß; dann, ihre Ordnung verändernd, bildeten sie eine sechseckige Figur, welche sie eine Rose nannten. Schnell aber, indem sie ihre Schwerter nach sich zogen, und aufhoben, wurde jene Figur wieder gebrochen, und ihre Schwerter so gehalten, daß über eines jeden Haupt eine viereckige Rose kam. Endlich schlugen sie mit großer Gewalt die Flächen der Schwerter gegen einander, und, plötzlich zurück springend, endigen sie dieses Spiel, welches mit Flöten, oder mit Gesang, auch wohl mit beiden zugleich, begleitet wurde, und wobei sie zuerst gemäßigt, dann heftiger, und endlich am heftigsten sprangen. Man soll sich nach dem Olaüs, der dieses Spiel im sechzehnten Jahrhunderte

beschreibt, keine Vorstellung, ohne es gesehen zu haben, von diesem Spiele machen können, wie angenehm und voll Würde es sey, und wie durch die Unterweisung eines Einzigen eine ganze gewaffnete Menge mit fröhlichem Sinne zum Streite angeleitet wird. Auch den Geistlichen gab man Erlaubniß, dieses Spiel mitzumachen, weil lauter anständige Bewegungen es begleiten. Der zweite Tanz, der Reiftanz, wurde auch von Jünglingen ausgeführt, so daß sie nach gewissen Regeln den Tanz anfingen und endigten. Dieser Tanz ging beinahe eben so, wie der Tanz von den Schwerttänzern, außer daß sie hier andere Geräthschaften gebrauchten; denn sie hielten hier gespannte Reifen in den Händen, womit sie, bei einem anständigen Gesange, der die Thaten der Helden zum Gegenstande hatte, oder durch Flöten und Trommeln ermuntert, den Tanz anfingen, indem sie sich nach der Stimme des Anführers, der König genannt wurde, richteten. Hierauf entspannen sie die Reifen, die Bewegungen wurden heftiger, und durch gegenseitige Zusammenfügung bildeten sie, obgleich anders, als mit Schwertern, eine Rose, und stellten eine sechseckige Figur dar. Um dieses angenehmer und mit Geräusch zu machen, so hatten sie an ihren Knien Schellen oder kleine Glöckchen befestiget. — Die Gothen hatten nun noch andere Tänze, die aber alle auf ähnliche Art hinausliefen, immer waren dergleichen Aufgaben, wie die mit Schwertern und Reifen, damit verbunden, wohin auch der Feuertanz gehörte, der in den Zeiten großer Kälte ausgeführt wurde, und solches vor den Höfen der Nordischen Könige und Fürsten, vor denen sehr breite Feuer gemacht wurden, besonders von Tannenbäumen, die daselbst in großer Anzahl wachsen, und deren Brand ein solches Gerassel und Lärmen machte, daß es von Ferne sich anhörte, als wenn die Balken und Dächer einstürzten. Diejenigen, welche rund um das Feuer herumsaßen, sprangen sogleich auf, als wären sie durch Trommeln

angefeuert worden, und Alle, selbst die tapfersten Männer, fingen an zu tanzen und zu springen. Dabei drängten sie sich einander, immer fortspringend, mit solcher Gewalt, daß der Hinterste nothwendig ins Feuer fallen mußte, welcher aber eben so schnell wieder herausprang, und dann unter dem Gejauchze der Tänzer in den höchsten Stuhl gesetzt, und daselbst, zur Strafe für die Verletzung des Königlichen Feuers, ein oder zwei Gefäße, die eben nicht klein waren, voll starken Biers austrinken mußte. Durch diesen frischen Trank wieder mit neuem Muthe und Kräften versehen, kehrte er geschwind zu seinen Mittänzern zurück, die auch durch die heftige Bewegung, durch das Feuer, und durch den Durst bewogen, sich nicht unwillig zur gesetzten Strafe schleppen ließen. Einige hatten sich in diesem Tanze so geübt, daß sie nicht mehr ins Feuer gestoßen werden konnten; ihnen wurde dafür die Ehre angethan, daß sie ein größeres Maaß auszutrinken bekamen. Die Andern wurden beinahe Alle, Einer nach dem Andern, ins Feuer geworfen, und der Tanz dauerte, mit einstimmiger Fröhlichkeit, bis tief in die Nacht hinein. Durch dieses Mittel erhielten die Lehrlinge des Krieges eine große Kraft und Unerschrockenheit, und wurden gegen Hitze und Kälte und harte Stöße abgehärtet. — Was die Tänze der übrigen Nationen anbetrifft, so wird davon noch weiter unten so viel vorkommen, als es nöthig ist. Nur so viel kann hier noch zur Geschichte der Tanzkunst angeführt werden, da es unmöglich ist, sie hier noch weiter auszudehnen, um nicht dem Zwecke einer Encyklopädie entgegen zu seyn, daß diese Kunst zu Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhunderte ihre höchste Ausbildung erhalten hat, sowohl auf dem Theater, als auf öffentlichen Bällen und in den Privatkreisen. — Um den theatralischen Tanz haben sich Hilverding in Wien, und Naverre sehr verdient gemacht; denn diese Meister ihrer Kunst sahen die Tanzkunst aus

dem Gesichtspunkte an, wo sie sich in ihrer edelsten Gestalt zeigt; bis dahin hatte die Kunst des Tanzens mehr in schönen Pas und Stellungen bestanden; sie drangen aber auf Richtigkeit der Darstellung, auf Wahrheit des Ausdrucks der Affekten, und lehrten die Komponisten weniger symmetrische Gruppen und Figuren, hingegen mehr Natur in die Ballette bringen. Ungeachtet nun dadurch und durch die Bemühungen Einiger ihrer Nachfolger der Tanz in eine geschmackvollere und seiner würdigere Gestalt gebracht worden ist, so ist immer noch Manches darin zu thun übrig geblieben, welches die Nachfolger dieser Männer zu verbessern übernommen haben, obgleich in neuester Zeit die Tänze lange nicht mehr den Adel besitzen, als im verwichenen, achtzehnten, Jahrhunderte; sie haben zwar an Lebendigkeit, ja Wildheit, zugenommen, aber nicht an Anstand und Würde, die sie nur beliebt machen können.

Was nun den Tanz oder die Tanzkunst als Kunst selbst betrifft, um solche zu erlernen und auszuüben, so kommt dabei erst in Betrachtung, in welchem Alter man mit dem Unterrichte im Tanzen bei Kindern anfangen soll. Es ist bekannt, wie viel die ersten Eindrücke, die wir in unserer Kindheit erhalten haben, oft das ganze Leben hindurch auf uns machen oder wirken; es ist daher auch nöthig, die größte Sorgfalt auf die erste Erziehung der Kinder zu verwenden, sowohl um deren Verstand auszubilden, ihr Herz gut und folgsam zu machen, ihnen eine solche Bildung zu geben, die sie beliebt und angenehm macht. Die Eltern thun daher wohl, für ihre Zöglinge gut geprüfte, geschickte, gewissenhafte und gesittete Lehrer zu wählen, weil diese den Grund zu dem ganzen Erziehungsgeschäfte legen müssen. Wenn Kinder in der ersten Erziehung eine gute Richtung erhalten haben, so läßt sich von der ganzen Ausbildung derselben der beste Fortgang erwarten; denn ihre angefachte Wißbegierde wird ihnen die Lehrstunden

angenehm machen, ihre Folgsamkeit und artiges Betragen wird die Bemühungen ihrer Lehrer verdoppeln, da im entgegengesetzten Falle die geduldigsten und geschicktesten Lehrer nichts ausrichten können, und zuletzt über die Unart und Unbiegsamkeit der Lernenden ermüden. Bildung des Verstandes und des Herzens, das wichtigste Geschäft der Erziehung, gehört zwar hauptsächlich für die Eltern und solche Lehrer, welche die Kinder am meisten unter Augen haben, indessen muß jeder Lehrer durch die Art seines Unterrichts, und vorzüglich durch sein Beispiel, das Seinige hierzu beitragen; kurz, es müssen Alle, die an der Erziehung des Kindes arbeiten, sich nothwendig Einer dem Andern die Hand bieten, sonst reißt der Eine nieder, was der Andere gebauet hat. Der Unterricht in dem Anstande des Körpers und in den äußern Manieren gehört hauptsächlich für den Tanzmeister, da die Tanzkunst zur Ausbildung des Körpers die geschickteste ist, wenn sie nach den eigenthümlichen Regeln, die auf die Natur und den Mechanismus des menschlichen Körpers gegründet sind, gelehrt wird; sie lehrt den Körper so tragen und bewegen, wie es dem Baue desselben am angemessensten ist, das heißt, leicht, ungezwungen und frei von allen Geberden. In dieser Beziehung wird der Unterricht im Tanzen als ein wesentlicher Gegenstand der Erziehung, hauptsächlich bei Personen von Stande und Ansehen, betrachtet. Andere körperliche und ritterliche Uebungen, als Reiten und Fechten, geben durch eine fortgesetzte Uebung dem Körper zwar eine vortheilhafte Festigkeit und Stärke, sie gewöhnen ihn aber auch zu einer nachtheiligen Härte in seinen Stellungen und Bewegungen. Diese Künste sind sich aber keineswegs in der Ausübung, und noch weniger in der Bildung des Körpers zuwider, vielmehr erleichtert die eine die Erlernung der andern, und alle dienen dazu, den Körper geschickter und vollkommener zu machen. Der Stallmeister fordert von seinen Schülern zu Pferde, die näm-

liche Linie des Körpers, von den Hüften auf, die der Tanzmeister von den seinigen verlangt, Beide sowohl, als der Fechtmeister, lehren, wo der Centralpunkt und das Gleichgewicht von jeder in ihrer Kunst vorkommenden Stellung des Körpers liegt, ohne welche sich ihre Schüler in keiner geschickt erhalten würden; aber nur dann leisten sich diese Künste untereinander wechselseitige Hülfe, und werden für die Ausbildung des Körpers vortheilhaft, wenn jede zur rechten Zeit und in gehöriger Ordnung erlernt wird. Wenn eine noch unerwachsene Person reiten lernt, ehe sie im Tanzen unterrichtet ist, oder bei dem Reiten sich nicht zugleich in solchen Schritten und Bewegungen üben läßt, die ihren Hüften und Knien eine gute natürliche Biegsamkeit und Wendung geben, so wird sie immer in ihrem Gange etwas Hartes und Schweres zeigen, und das Feine und Leichte im Tanze niemals erlernen. Die sanfteren Bewegungen, welche die Tanzkunst lehrt, vermehren in den Gliedern des Körpers die natürliche Biegsamkeit; sie machen solche stark ohne Zwang, und mildern die Härte, die durch Anstrengung bei andern ritterlichen Leibesübungen entstehen kann. Daher muß eine junge Person, die sich mit gutem Anstande tragen und bewegen soll, zuerst Tanzen lernen, und dieses neben andern Leibesübungen fortsetzen, welches auch bei jeder regelrechten vornehmen Erziehung geschieht. Wenn bei dem Unterrichte im Tanzen nicht bloß das eigentliche Tanzen, sondern vielmehr die Bildung des Körpers und der äußeren guten Sitten zum Zwecke gemacht wird, so kann er Kindern nicht früh genug gegeben werden. Es ist sehr zu empfehlen, sie frühzeitig anzuhalten, sich nach bestimmten Regeln zu bewegen und zu tanzen; sie wachsen dann fort ohne schiefe Stellungen und widernatürliche Geberden, die sie sehr geneigt sind anzunehmen, und die ihnen, wenn sie vernachläßiget worden, sehr schwer, und oft gar nicht abzugewöhnen sind. Locke, in seinem Werke, Th. 3, S. 91,

§. 196, sagt: „Das Tanzen giebt eine schöne Bewegung des Körpers auf das ganze Leben und auf alle Handlungen der Männlichkeit; es giebt den jungen Kindern Vertrauen, und daher kann es auch nicht zu früh erlernt werden, wenn sie einmal ein gewisses Alter und die gehörige Stärke erreicht haben, die sie dazu fähig machen. Man muß aber auch überzeugt seyn, einen guten Lehrer zu erhalten, der es versteht, und unterrichten kann, was schön und anständig ist, und Freiheit und Ruhe in allen Bewegungen des Körpers giebt. Wo ein solcher Unterricht nicht Statt findet, da ist eine natürliche Haltung ohne Unterricht weit besser, als eine gezierte und erkünstelte Stellung." — Ein in seiner Kunst geschickter Tanzmeister kann den Kindern schon zwischen dem siebenten und zehnten Jahre nützlich werden, wenn er den Unterricht genau nach den Kräften der Kinder abmißt, und das eigentliche Tanzen nur als ein Mittel braucht, wodurch sie zu einem guten Anstande, zu feinen äußeren Sitten, und in ihren Bewegungen zu einer gewissen Ordnung gewöhnt werden. Um nun diese Vortheile für Kinder aus dem Unterricht im Tanzen zu erhalten, darf derselbe nicht auf einige Monate, überhaupt auf eine gewisse Zeit, noch weniger auf das Lernen einer gewissen Tanzart eingeschränkt werden. Der Tanzmeister muß hierin frei handeln können, jedes Kind solche Schritte und Bewegungen machen zu lassen, die dessen Kräften und Fähigkeiten angemessen sind, wodurch es seinen Gang, seine Körperhaltung verbessert, und die Fehler in seinen Bewegungen erkennen lernt. Vor allen Dingen ist aber Folgsamkeit der Kinder nöthig. Daher müssen sie einen guten Umgang, gute Vorbilder der Sitten und des Anstandes haben; auch auf eine geschickte Art angehalten werden, die erlernten Regeln in Uebung zu bringen; kurz, die ganze Erziehung muß mit dem Unterrichte in dem körperlichen Anstande übereinstimmen. Wenn Eltern oder Aufseher den Kindern ihre unanständige Geber-

den, ihre Verzerrungen der Glieder, und ihr ungesittetes Betragen übersehen, ja wohl gar Vergnügen daran finden, so wird es dem geschicktesten Tanzmeister, ungeachtet aller seiner Mühe und Kunst nicht gelingen, solchen einen guten körperlichen Anstand zu geben, noch weniger sie gesittet und höflich zu machen. Das Wenige, was solche Kinder von dem eigentlichen Tanze lernen, ist von unbedeutendem Nutzen. — Wenn nun gleich der frühzeitige geschickte Unterricht im Tanzen jedem Kinde nützlich werden kann, so ist er doch immer dem Einen nöthiger, als dem Andern. Ein Kind, welches sich falsche Biegungen und Richtungen des Körpers, besonders in den Hüften und Knien angewöhnt hat, muß bald einem sachverständigen Tanzmeister anvertrauet werden; denn geschieht dieses nicht, so wachsen die Fehler mit den Jahren fort, und einigen kann dann auf keine Weise mehr abgeholfen werden. Die bloße Erinnerung, die man Kindern giebt, sich gerade zu tragen, ist in vielen Fällen von geringem Nutzen, in einigen ist sie sogar nachtheilig. Wenn z. B. einem Kinde, das sich im Kreuze zu weit vorwärts beugt, ohne eine andere Zurechtweisung, bloß befohlen wird, sich gerade zu halten, so wird es gewöhnlich den Kopf zu weit zurückwerfen, und die Brust durch einen falschen Druck des Rückens vorbringen, wodurch dann eine sehr gezwungene und falsche Stellung, die allen freien Bewegungen zuwider ist, entsteht. Die Zwangsmittel: Stellungsbretter, Hüft-, Knie- und Kopfbinden ꝛc., die man wohl hin und wieder anzuwenden pflegt, sind nur denen zu empfehlen, die sehr vorsichtig und gehörig damit umzugehen wissen, weil sie durch unvorsichtigen Gebrauch sehr schädlich werden können. Die besten Mittel, Fehler in dem Tragen des Körpers zu verbessern und zu vermeiden, sind die schicklichen Stellungen, Bewegungen und Schritte, die ein geschickter Lehrer der Tanzkunst, jedem Fehler entgegen zu setzen wissen muß. Ein Kind, welches gerade gewachsen ist,

das gut gewickelt, gut getragen, und gut geführt worden, kurz, das sich keinen auffallenden Fehler in seiner Stellung und in seinen Bewegungen angewöhnt hat, bedarf, bis zum zehnten, zwölften Jahre, mehr einer sorgfältigen Aufsicht, einer gut gewählten und gut gemachten Kleidung, als der Hülfe des Tanzmeisters, besonders wenn seine Spiele so eingerichtet werden, daß es Vortheile für seine körperliche Bildung daraus ziehen kann. Man kann hierbei, vornämlich den jungen Frauenzimmern, denen es ohnehin an solchen Spielen, die ihren Körper stärken und Bewegung verschaffen, mangelt, das bekannte Volanten- oder Federballschlagen empfehlen. Dieses übt den Arm; der Kopf richtet sich dabei auf, um mit den Augen dem Federballe folgen zu können. Lehrt man nun die Kinder mit dem rechten und linken Arm schlagen, und hält sie dabei zu einer guten Stellung an, so wird es für ihre körperliche Bildung von großem Nutzen seyn. Nichts verdirbt den guten Wuchs der Kinder mehr, als wenn ihnen oft zugelassen wird, mit gebogenem Rücken und eingesenkter Brust zu sitzen, welches größtentheils beim Lesen und Schreiben geschieht. Die hieraus entstehenden Fehler sind nicht nur dem guten körperlichen Anstande nachtheilig, sondern selbst der Gesundheit, welches schon Viele, die ihre Geschäfte am Schreibtische verrichten müssen, empfunden haben. Es ist daher von nicht geringer Wichtigkeit, die Kinder, bei jeder Gelegenheit, sorgfältig anzuhalten, mit gut gestrecktem Rükken zu sitzen, und überhaupt auf ihr Tragen des Körpers genaue Aufsicht zu führen. Geschieht dieses, so ist es, was das Tanzen betrifft, zeitig genug, wenn junge Personen solches erst, nachdem sie das zehnte, zwölfte ꝛc. Jahr erreicht haben, zu lernen anfangen; hauptsächlich da der Unterricht der Kinder im eigentlichen Tanzen unter diesen Jahren mit vieler Vorsicht geschehen muß, wenn er nicht, anstatt des Nutzens, nachtheilige Folgen haben soll. Schon Andry führt dieses in seiner Orthopedie

an. Dieser berühmte Arzt und Zergliederer lehrt überhaupt, wie viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit bei der Erziehung in Ansehung des Körpers eines Kindes erfordert wird. Er sagt nämlich*): „Es ist für Töchter sehr nachtheilig, wenn man sie eine Verbeugung machen läßt, ehe sie das fünfte Jahr erreicht haben. Der Körper des Kindes hat kein Verhältniß mit dem Körper eines Erwachsenen; die Beine und Schenkel sind kürzer, als dessen Oberleib, daher dürfen Kinder zu solchen Bewegungen im Tanzen, als man erwachsene Personen machen läßt, nicht angehalten werden. Die Kinder können sogar durch bloßes Schreiten und Gehen um die Gesundheit kommen, wie viel mehr muß dieses durch ein unvorsichtiges Tanzen geschehen können." Hieraus folgt, daß man von Kindern unter dem zwölften Jahre noch nicht verlangen müsse, fertig Tanzen zu lernen; es fehlt ihnen bis zu diesem Alter noch immer an den nöthigen Kräften und körperlichen Fähigkeiten dazu. Indessen geschieht es häufig, daß Eltern, die hierüber nicht nachgedacht haben, ihren Kindern, wenn sie etwa acht bis neun Jahre alt sind, ein halbes, oder wenn es hoch kommt, ein ganzes Jahr, wöchentlich einige Lektionen im Tanzen geben lassen, indem sie glauben, dieser Unterricht sey hinreichend genug, um sie durch ihr ganzes Leben als geschickte Tänzer auftreten zu lassen. Wenn die Kinder mit vieler Mühe durch diesen Unterricht so weit gebracht worden sind, daß sie anfangen, sich gut zu tragen und gut zu bewegen, so läßt man sie bei jeder Gelegenheit in Gesellschaft erwachsener Personen alle Tänze, die sie gelernt haben, mittanzen, und freut sich herzlich, daß die kleinen artigen Puppen schon in der Gesellschaft tanzend erscheinen können, ohne zu bedenken, wie schädlich dieses für die körperliche Bildung, für

*) Orthopédie ou l'Art de prevenir et corriger dans les énfans les difformités du corps. Tom. I. p. 250.

den Wachsthum und für die Gesundheit der guten Kinder werden kann, da sie hier mit den Erwachsenen Schritt halten, sich also eben so anstrengen müssen, als diese, die eine weit größere Summe von Lebenskräften besitzen, und deren Körper zu allen Bewegungen ausgewachsen ist. Sachverständige Tanzmeister können sich in ihren Lehrstunden neben andern Mitteln zur Bildung des Körpers auch der üblichen Tänze bedienen, um den Kindern viele und mancherlei regelmäßige Bewegungen zu verschaffen, ihr Tragen des Körpers dabei gut zu ordnen, und ihnen die Lehrstunden angenehm zu machen, weil diese den Maaßstab der Touren und Schritte, nach den Kräften der Kinder zu verkürzen und zu verlängern, und das Zeitmaaß der Musik nach ihrer Fertigkeit einzurichten wissen. Ganz anders verhält sich dieses im gesellschaftlichen Tanze auf Bällen; da kann keine Rücksicht auf Kinder genommen werden, jede Tour erhält ihre durch die Kunst ein für allemal bestimmte Länge und Zahl der Schritte, welche nur auf erwachsene Personen eingerichtet sind. Sollen nun diese die Kinder, deren Glieder noch nicht die gehörige Größe dazu haben, mitmachen, so müssen sie sich nothwendig angreifen, um ihre Schritte über das natürliche Maaß zu vergrößern, woraus denn, besonders wenn es ihnen oft zugelassen wird, nicht nur alle Arten von Grimassen und übel anstehenden Geberden, sondern auch alle die nachtheiligen Folgen für die Gesundheit der Kinder, die von zu heftigen Bewegungen zu fürchten sind, entstehen können. Wenn diese jungen Tänzer weiter keinen Unterricht erhalten, so wird ihr Gang gewöhnlich ungeschickt, ihre Bewegungen werden schwankend, ihr Körper verliert das gehörige Gleichgewicht, kurz sie machen mehrentheils eine eckige schiefe Figur, die nicht selten zur Verachtung Gelegenheit giebt. Man gewahrt oft von Natur sehr gut gewachsene junge Personen, von denen gesagt wird, daß sie Tanzen gelernt hätten, die

sich so schief und eckig tragen, daß man befürchten muß, sie fallen vorwärts nieder, wenn sie einen Fuß bewegen, welches bei Vielen die unzeitige und schlechte Anwendung des Tanzens veranlaßt. Es ist bekannt, daß die unschuldigsten und nützlichsten Dinge durch eine zweckwidrige und falsche Anwendung nachtheilig und schädlich werden können. Hiervon ist die Tanzkunst nicht ausgenommen. Geburt, Stand, Erziehung, Bestimmung der Lebensart, Zeit, Alter, Temperament, Neigung, Talent, Glücks- und Vermögensumstände ꝛc., alles dieses sind Dinge, die bei dem Lehren, Lernen, und bei der Ausübung dieser Kunst wohl erwogen werden müssen, weil solche darin eine große Verschiedenheit machen, und in dieser Rücksicht dem Einen etwas sehr überflüssig und sogar nachtheilig werden kann, was dem Andern nothwendig und nützlich ist. Die Kunst an und für sich bleibt in allen Fällen unschuldig, nur der Mißbrauch im Lehren, Lernen und in der Ausübung derselben, kann schädliche und nachtheilige Folgen bewirken, weshalb sie aber nicht verachtet oder gar verworfen zu werden verdient. Alle diejenigen, welche die Tanzkunst nicht als etwas ganz Gleichgültiges, sondern als einen Artikel der Erziehung betrachten, wodurch junge Personen zu einem guten körperlichen Anstande, und ihre äußerlichen Sitten angenehm und gefällig gebildet werden sollen, mithin von dem Unterrichte in dieser Kunst mehr verlangen, als bloß auf vorkommende Fälle mittanzen zu können, diese müssen vor allen Dingen den Mann wohl prüfen, der diese Kunst lehren soll. Es giebt unter keiner Art von Künstlern mehr unwissende, ungeschickte, und selbst für die guten Sitten oft gefährliche Leute, als unter denen, die sich Tanzmeister nennen. Viele Individuen, wenn sie auf keine andere Weise fortkommen können, und in ihrer Jugend etwas Tanzen gelernt haben, geben sich als Tanzmeister aus, besonders bei angesehenen und reichen Familien auf dem Lande,

und wenn sie ihre Füße mehr auswärts setzen können, als ein anderer ehrlicher Deutscher, so werden sie auch von Vielen dafür gehalten, weil es noch sehr in manchen Gegenden Deutschlands an richtigen Begriffen fehlt, an dem, was zu der Kunst im Tanzen zu unterrichten gehört; denn ein großer Theil des Publikums verhält sich gegen diese Leute und die geschicktesten Lehrer der Tanzkunst, wie der große Haufe gegen Charlatane und wahre Aerzte. Dieses geschieht theils aus Mangel der Kenntnisse, sie zu beurtheilen, theils aus Interesse, weil solche angebliche Tanzmeister oft für ihren nothdürftigen Unterhalt ganze Familien einige Zeit tanzen lehren. Der schlechte Unterricht, den solche Leute geben, und die üblen Eindrücke, die sie oft durch ihre schlechten Sitten und schlechte Aufführung auf junge Personen machen, können dieselben physisch und moralisch verderben. — Wie soll man nun aber einen Lehrer der Tanzkunst prüfen, um nicht durch falsche Urtheile sich selbst zu hintergehen, oder von Andern hintergangen zu werden? — Wenn man von den guten Sitten und der guten Aufführung eines Mannes, der die sogenannte niedere oder schöne Tanzkunst lehrt, versichert ist, so muß man, um auch die Kunst und Geschicklichkeit zu erfahren, ihn in seinen Lehrstunden beobachten. Aus der Art des Unterrichts wird sich dann leicht entdecken lassen, ob er ein Mann ist, der seine Kunst nur mechanisch versteht, oder ob er dieselbe studiert hat, und auf jeden Fall richtig anzuwenden weiß; ob er den Mechanismus des menschlichen Körpers kennt, ob er die Fehler in den Stellungen und Bewegungen einsieht; ob er weiß, woher diese entstehen, und wie sie zu vermeiden sind; und überhaupt ob sein Unterricht methodisch und faßlich ist, oder ob er nur im Vormachen tanzender Schritte und Bewegungen besteht. Einen Lehrer der Tanzkunst für geschickt oder ungeschickt nach dem Ausspruche incompetenter Richter zu erklären, ist lächerlich, und im letztern Falle eine

Verläumdung. Wer ihn darum tadeln will, daß er etwa diesen oder jenen Tanz nicht zu lehren wisse, verräth, daß er in der eigentlichen Kunst ganz unwissend ist. Es verhält sich eben so, als wenn man einem vortrefflichen Musiker seine Geschicklichkeit darum absprechen wollte, weil er eine gewisse Arie, die einiges Aufsehen erregt hat, nicht auswendig spielen kann. Die Kunst bleibt in ihren Grundsätzen, welche die körperliche Bildung, und auch die tanzenden Bewegungen betreffen, unveränderlich, da sie auf den Mechanismus des menschlichen Körpers gegründet sind. Ein Jeder, der sich diese eigen gemacht, und natürliche Fähigkeiten zum Tanzen hat, wird dann jede besondere Tanzart in wenigen Lektionen lernen können. Einen Tanzmeister nach seinen Schülern zu beurtheilen, ist oftmals auch trüglich. Es kann zwar niemals ein ungeschickter Tanzmeister geschickte Schüler ziehen; denn wenn auch dieselben, vermittelst ihres natürlichen guten Wuchses und ihrer natürlichen Geschicklichkeit zum Tanzen, viele Fertigkeit darin erlangen, so werden sie doch allemal in dem geschärften Auge eines Kenners viel Gemeines und Gezwungenes verrathen. Oft kann auch der geschickteste Mann viele ungeschickte Schüler haben, wovon aber, bei einer genauen Untersuchung, die Ursache niemals in dem Lehrer, sondern jederzeit in dem Lernenden, oder in andern Nebenumständen gefunden wird. Noch weniger läßt sich von dem Tanzen des Lehrers auf seinen Unterricht darin mit Gewißheit schließen. Es kann Jemand ein sehr guter Tänzer seyn, ohne die Kunst, die zum Unterricht im Tanzen und zur Bildung des Körpers erfordert wird, zu verstehen. Es bleibt daher die Beurtheilung eines Tanzmeisters nach seinem Unterrichte, welchen man selbst untersucht hat, immer die zuverlässigste und beste. Kein Selbstdenker verläßt sich in irgend einer Sache von Erheblichkeit, auf das Urtheil Anderer, so lange er selbst Untersuchungen darüber anstellen kann, oder, wenn er

nicht von der Competenz jener Urtheile überzeugt ist. Wer dieses bei der Prüfung eines Tanzmeisters in Erwägung zieht, wird sich niemals durch die schiefen, nebenabsichtlichen und ungegründeten Urtheile, welche oft über rechtschaffene und geschickte Lehrer der Tanzkunst gefällt werden, hintergehen lassen, noch Geld und Zeit auf eine unnütze und oft schädliche Weise an ungeschickte angebliche Tanzmeister verwenden.

Wenn man den Zweck des Tanzens berücksichtiget, so scheint dieser dreifach zu seyn, oder auf eine dreifache Weise sich in der Wirkung zu zeigen: 1) als gesunde Bewegung, verbunden mit gesellschaftlicher Unterhaltung; 2) als Feyer merkwürdiger Begebenheiten, und 3) als Schilderung der Leidenschaften und Charaktere. Das Erste giebt den gesellschaftlichen Tanz, das Zweite die festlichen Tänze, und das Dritte den theatralischen Tanz. Die Grenzen sind eben nicht so genau gesteckt, daß bei jeder dieser drei Arten nur ausschließlich einer der angegebenen Zwecke Statt finden sollte. So wird der gesellschaftliche Tanz manchmal von feyerlichen Begebenheiten veranlaßt, und Ausdruck von Leidenschaften muß oder sollte billig auch bei ihm zu finden seyn, und wird auch gefunden, wenn der Tänzer leidenschaftlich für den Tanz eingenommen ist. Der theatralische Tanz, dessen hauptsächliches Geschäft es ist, Leidenschaften und Charaktere zu malen, wird oft bloß als ein Mittel gebraucht, die Fertigkeit und Stärke der Tänzer den bewundernden Zuschauern zu zeigen. Die festlichen Tänze haben in neuester Zeit sehr abgenommen. Bei den Griechen und andern Nationen waren sie sehr häufig, und fast alle ihre gesellschaftlichen Tänze waren zugleich Feyer und Anspielung auf irgend eine merkwürdige Begebenheit, aus ihrer wirklichen oder fabelhaften Geschichte. Unsere jetzigen Tänze können füglich in zwei Hauptklassen abgetheilt werden: in gesellschaftliche und in theatralische

Tänze. Jene, welche weniger Schwierigkeit haben, und als ein Stück der guten Erziehung von den Menschen in der Jugend erlernt werden, sind der Gegenstand der gemeinen Tanzkunst; diese, welche mehr Uebung und Studium voraussetzen, sind das eigene Geschäft von Personen, welche sich der höhern Tanzkunst widmen. — Vor allen Arten von Leibesübungen gebührt der Tanzkunst der Vorrang, wenn auch einige der übrigen Uebungen zu diesem oder jenem Zwecke zuträglicher sind. Kommt es z. B. darauf an, dem Körper Biegsamkeit und Stärke, nicht bloß in den Beinen, sondern auch in dem Rumpfe und in den Armen zu geben, so ist das Voltigiren hierzu die vorzüglichste Uebung; kommt es darauf an, dem Menschen Unerschrockenheit und Vertrauen auf seine Kraft einzuflößen, und ihn zur Vertheidigung gegen Angriffe geschickt zu machen, so dient dazu das Fechten und andere militairische Uebungen; allein dessen ungeachtet ragt die Tanzkunst über alle Leibesübungen als Königin hervor. Den Vorzug einer gesunden körperlichen Bewegung hat sie immer mit andern Uebungen gemein, aber Ausdruck und Empfindungen, die sich in den Tänzen offenbaren, giebt keine andere Leibesübung, wie wir dieses hauptsächlich bei den Tänzen der westlichen Europäischen Nationen sehen, der Spanier, Italiener und Franzosen, die so zu sagen zum Tanze geboren sind; sie drücken dadurch die schönsten Geheimnisse der Sinnlichkeit aus, wie dieses schon oben, S. 665, bei dem Tanze der Spanier gesagt worden ist. Es sey hier erlaubt, noch dasjenige, was Fischer in seinem „Gemälde von Madrid" über den Tanz der Spanier sagt, wie er Leidenschaften anfacht, und alle sehnsüchtigen Gefühle in Anspruch nimmt, anzuführen: „Wir sind im Theater, die Gruppen dehnen sich aus, überall werden die Guitarren gestimmt. — Bald ertönt die sanfte Seguedilla im schmachtenden Sehnen der Zärtlichkeit. Der Tänzer

läßt seine Wünsche errathen, während ihm die Tänzerin mit Entzücken entgegen kommt. Plötzlich aber geht die sanfte Melodie in das rasche Leben des Volero über. Ihre Arme breiten sich aus, ihre durstigen Lippen treffen sich; schon begegnen sich ihre Küsse, schon berühren sich ihre Gewänder — ach umsonst — unentschlossen, verschämt weichen sie beide zurück. — Eine Pause hält sie bewegungslos, bis die Musik ihre Schritte von Neuem fortreißt. Zärtlicher schwebt sie ihm entgegen, feuriger fliegt er auf die Geliebte zu; ihre Blicke werden begeistert, ihre Bewegungen heftiger, jede Muskel zittert vor Leidenschaft. Schon klopfen ihre Herzen zusammen, schon scheinen sich ihre Augen vor süßem Entzücken zu schließen, — ach vergebens! — Noch einmal weicht sie mit holder Schaam zurück. Eine zweite Pause hält ihre Empfindungen auf, bis sie der Wonnerausch plötzlich von Neuem ergreift. Schneller erhebt sich die Musik, stürmischer rauschen die Saiten, und beflügelter folgen ihre Schritte nach. — Entflammte Blicke — Bewegungen, die die Wollust rufen; — Lippe an Lippe, Brust an Brust gepreßt! — Aus allen Tönen, aus allen Bewegungen spricht der Wonnerausch, der sie vereiniget hat. Jede Musik drängt sich zum Genusse, jeder Augenblick fliegt dem süßesten zu. Aber jetzt, jetzt! — Eine hinsterbende Pause kündiget den Augenblick des höchsten Entzückens an. Das Orchester verstummt, der Vorhang senkt sich herunter, das schöne Paar verschwindet in süßer Ermattung, und ein rauschendes Getümmel feiert den Sieg der Zärtlichkeit." — Das Tanzen bringt sanfte und heftige Erschütterungen zu Wege, je nachdem man diese oder jene Art von Tänzen wählt; man hat es also in seiner Gewalt, die Bewegungen seiner Constitution und seinen Kräften anzupassen. Die Bewegung des Tänzers wird durch die Musik belebt; die Wirkung ist bekanntlich oft zum Erstaunen. Personen, die sonst vielleicht vor einem

Spaziergange von einer Stunde zurückgebebt wären, die ihren Kräften kaum zutrauten, von einem Hause zum andern in der Stadt zu Fuße zu gehen, werden, wenn sie auf den Tanzplatz kommen, mehrere Stunden nach einander beliebte Tänze tanzen, wozu eine beträchtliche Anstrengung gehört. Der Tanz kann also dazu dienen, auch solche Menschen in Bewegung zu setzen, die sonst wegen Hypochondrie, Hysterie oder vermeinter Schwäche nicht dazu zu bringen sind. Dieses gilt besonders von manchen Damen der höheren Klassen. Der Tanz setzt den ganzen Körper in Thätigkeit, und dieses gilt besonders von den Muskeln der unteren Gliedmaßen, insbesondere der Beine und Füße, die dadurch zwar sehr angestrengt, aber auch sehr gestärkt werden. Bei keiner andern Leibesübung wird so methodisch darauf hingearbeitet, dem Körper Annehmlichkeit der Stellung, und Leichtigkeit und Zierlichkeit in seinen Bewegungen zu geben; bei keiner andern werden Kopf, Rumpf und Gliedmaßen so regelmäßig gerichtet; kurz keine andere verdient schon in dieser niedern Bedeutung den Namen einer schönen Kunst so sehr, als das Tanzen. Alles zweckt hier auf Schönheit und Grazie ab. Der Lehrer dieser Kunst schafft gleichsam den Körper seines Zöglings um, das heißt, der wirkliche Tanzmeister, der seine Kunst ganz inne hat, sie ganz versteht, von denen man, wie ein Schriftsteller sagt, unter hundert vielleicht nicht zehn findet. Die Wirkungen eines solchen Mannes auf den Körper sind außerordentlich. So kommt ein Zögling links und ungeschickt, mit sinkenden Knien, einwärts gehenden Füßen, hervorstehendem Bauche, schlotternden Armen, hohen Schultern, hängendem Kopfe unter seine Hände, und nach mehreren Monaten stellte er sich mit geradem Körper in annehmlicher Stellung der Gesellschaft dar, weiß alle seine Bewegungen mit Leichtigkeit auszuführen, und figurirt mit Anstand und Beifall in den Zirkeln der feinen Welt. Der Zauberstab dieser Ver-

wandlung ruht daher in den Händen des Tanzmeisters, der ihn zu schwingen verstand. Dergleichen Männer, die solche Wunderdinge hervorbringen, sind, wie schon gesagt, etwas selten. — Viele Tanzmeister fangen die Bildung des Körpers sehr verkehrt an, indem sie zu gewaltsamen Biegungen, selbst zu Maschinen ihre Zuflucht nahmen, da doch nur eine allmählige Uebung wirken soll, und so hat der Zögling von Glück zu sagen, wenn er mit unverdreheten Gliedern und unverrenkten Gelenken aus dieser grausamen Schule entkommt. Es ist ganz verkehrt, wenn z. B. die Füße der Zöglings völlig auswärts gedrehet in das Fußbrett eingeklemmt werden, wodurch man zwar erlangt, daß sie endlich auswärts stehen, aber in der Fußwurzel verdrehet; denn Knie und Schenkel können jener Drehung nicht nachkommen, und stehen gerade nach vorn, indem die Füße zur Seite stehen. Hieraus wird man nun gewahren, daß eine solche Stellung nur unnatürlich und widrig seyn kann; denn nicht einmal Grazie, viel weniger Sicherheit und Festigkeit der Stellung und des Ganges findet hier Statt. Die Richtung des Fußes muß sich nach der Richtung des Oberschenkels richten; denn das Knie ist gar keiner, und das Fußgelenk nur einer geringen Drehung fähig, dagegen kann sich der Kopf des Oberschenkels, weil er kugelförmig ist, in der Pfanne drehen, und hier giebt es Muskeln, die ihn auswärts ziehen. Diese Muskeln müssen nur nach und nach in Thätigkeit gesetzt werden, so ergiebt sich die verlangte Richtung von selbst. Eine andere Maschine, die dazu dienen soll, den Oberschenkel auswärts zu drehen, ist unter dem Namen Hüftdreher (tourne-hanche) bekannt; allein sie verdient eben so wenig Beifall. Indessen darf man doch nicht zu weit gehen, und die künstlichen Mittel ganz verwerfen; denn mit Behutsamkeit angewendet, thun sie gute Dienste, und können Fehler in den Gelenken verbessern. Diese Fälle gehören aber eigentlich für den Arzt, der anatomische

Kenntnisse genug besitzt, um hierüber zu entscheiden, was nützlich ist. Die schon oben, S. 674, erwähnten gezierten Stellungen und Manieren, die mancher Tanzmeister seinen Zöglingen beibringt, sind oftmals zu verwerfen, weil dazu auch Gewandheit und Biegsamkeit des Körpers von Natur gehört; denn eine gedrechselte Stellung des Körpers, ohne die gehörige Biegsamkeit in allen Formen, ist schlechter, als Rohheit und Ungeschicklichkeit. Gegen die Kunst selbst kann aber hieraus eben so wenig ein Vorwurf genommen werden, als daraus, daß sich manche Leute Krankheit und Tod durchs Tanzen zuziehen. — Unter den Vorzügen des Tanzes ist einer der wichtigsten der, daß er sehr geschickt ist, gesellschaftliches Vergnügen zu befördern, so daß auch das schöne Geschlecht mit Anstand daran Theil nehmen kann, welches bei fast allen übrigen körperlichen Uebungen nicht Statt findet. Es ist wohl bekannt genug, welchen unwiderstehlichen Reiz ein Ball, besonders für junge Personen, hat; Musik, Tanz, Erleuchtung, Alles vereiniget sich zu einer Art von Zauber, der das Herz allen frohen Empfindungen öffnet, selbst bis zu einem gefährlichen Grade, wenn man nicht über sich selbst wacht; und was zuletzt der Tanzkunst den ersten Rang unter allen körperlichen Uebungen entschieden zusichert, ist ihr ästhetischer Werth, indem sie der größten Verfeinerung fähig ist, und Empfindungen jeder Art malt; sie stellt komische und tragische Scenen dar, schildert Charaktere, und wirkt daher mit eben so viel oder mit noch mehr Gewalt auf das Herz, als irgend eine andere unter den schönen Künsten. Man wird aber selten den ganzen Einfluß dieser Kunst gewahr, auch hat man sie in ästhetischer Hinsicht noch nicht zu dem Grade der Vollkommenheit erhoben, deren sie fähig ist. Die theatralischen Tänze lassen es noch sehr an dem Ausdrucke der Empfindungen durch Stellung und Bewegung fehlen, und suchen solche nicht zu erreichen, dagegen suchen sie durch künstliche Ver-

setzungen der Füße und schwere Sprünge den Effekt heraus zu bringen, der zwar das Auge unterhält, auch Beifall und Bewunderung erwirbt, wobei aber das Herz kalt bleibt. Bei den gesellschaftlichen Tänzen wird noch weniger auf die Feinheiten der Kunst, und auf Ausdruck Rücksicht genommen; denn sie bestehen aus Touren ohne Bedeutung, die überdies oft mehr gelaufen, als getanzt werden, selbst zuweilen ohne sorgfältige Beobachtung des Anstandes. Hierauf hat nun ein guter Tanzmeister in der Ausbildung seiner Zöglinge zu sehen, sowohl bei denen, die von der Tanzkunst einmal Profession machen wollen, als auch bei denen, die sie bloß zur Bildung des Körpers und zum Vergnügen üben, nur mit dem Unterschiede, was jede dieser Abtheilungen als Zweck bedarf, damit er nicht bei der Einen, dasjenige unterläßt, was sie zur höchsten Kunst auf der Bühne bildet, und bei der Andern dagegen wieder in der Ausbildung zu weit hinauf geht, was ihr nicht nützt, obgleich, wie Sulzer sehr richtig in seiner Theorie der schönen Künste im Artikel Tanz angiebt, man auch bei dieser nicht zu weit gehen kann. Er sagt: da nicht daran zu zweifeln ist, daß durch Mienen, Stellung und Bewegung jede Empfindung auszudrücken ist, so ist auch nicht abzusehen, warum nicht Tänze sollten verfertiget werden können, die zur Erweckung und Verstärkung jeder gegebenen Empfindung tüchtig seyn sollten. Wenn wir diese voraussetzen, so müssen wir es auch für möglich halten, daß sowohl für die Jugend, als für das reifere Alter, Tänze von allerhand Art zu erfinden wären, die in der Ausübung, als wirkliche Uebungen in edlen Empfindungen anzusehen wären. Warum sollen nicht Tänze möglich seyn, in denen z. B. die Jugend ehrfurchtsvolle Liebe gegen die Eltern an den Tag legte, oder solche, die Bescheidenheit und Mäßigung, Standhaftigkeit bei Widerwärtigkeiten, Muth in Gefahren und dergleichen ausdrückten, und wodurch also

die Tänzer sich in dergleichen Empfindungen übten." — So viel nun über das Wesen der Tanzkunst als Lehrgegenstand und den Lehrer derselben, in so weit seine Pflicht geht, die Jugend darin auszubilden; jetzt also zur Kunst selbst, auf welche Weise sie gelehrt wird, wie man ihre Uebungen beginnt, und bis zu den erhabensten Tänzen fortsetzt.

Bei dem Elementarunterrichte in der niedern Tanzkunst (belle danse) kommt es auf die Stellung und auf die Bewegung an. Diese zwei Stücke sind aber einer so unendlichen Mannigfaltigkeit fähig, daß es kaum möglich seyn würde, die unzähligen Verschiedenheiten und Combinationen derselben genau zu beschreiben; auch ist hier ein Unterschied zwischen dem menschlichen und andern thierischen Körpern; die Anzahl der Stellungen und Bewegungen, deren die Letzteren fähig sind, ist in Vergleichung mit jenen sehr eingeschränkt. Was nun I. die Stellung betrifft, als Element des Tanzes, so kann die Absicht hier nicht seyn, mancherlei Stellungen, die im gesellschaftlichen, noch weit mehr aber im hohen Tanze vorkommen, ausführlich aufzuzählen, sondern hier kann bloß von denen geredet werden, womit der Anfang im Unterrichte der Tanzkunst gemacht wird, nämlich von der geraden Stellung des Leibes und der damit verbundenen Stellung der Füße, wodurch noch kein besonderer Ausdruck irgend einer Gemüthslage beabsichtiget wird, sondern worin sich der Körper bloß ruhig mit Anstand darstellt. In Rücksicht des obern Theils des Körpers giebt die Kunst hier folgende Regeln, wobei aber bemerkt werden muß, daß wenn eine Sache in die Kunstform gebracht ist, auch gewöhnlich in den einzelnen Regeln manche Pedanterey mit unter läuft; indessen muß dieses übersehen werden; denn dem Künstler, der seine Kunst anatomirt oder zergliedert, ist Manches wichtig, was Andern kleinlich vorkommt. Der Kopf wird gerade gehalten, so daß eine

Linie von der Stirn bis zum Kinn herunter ziemlich senkrecht falle. Diese Haltung des Kopfes muß auch schon durch den senkrecht gehaltenen Nacken mit bewirkt werden, weil ein vorgestreckter Hals, wenn gleich mit senkrecht gehaltenem Kopfe, einen großen Uebelstand verursachen würde. Die Neigung des Hauptes auf die eine oder die andere Seite, oder vorwärts oder rückwärts, kann im höheren Tanze zum Ausdrucke der Liebe, der Sehnsucht, der Betrübniß, der Bewunderung, des Schreckens sehr wesentlich seyn, welches aber den Elementarunterricht nicht angeht, und überhaupt mehr dem augenblicklichen Gefühle des Tänzers überlassen werden muß, als daß es durch Vorschriften bestimmt werden sollte. — Die Brust wird herausgehalten, oder, wie sich die Tanzmeister ausdrücken, breit gemacht. Der Bauch aber etwas zurückgezogen, welches beides durch Aufrichtung des Rückgrades, der eher etwas hohl, als convex gehalten werden darf, und durch Zusammenziehung der Schulterblätter begünstiget wird. Anfänger pflegen dabei leicht in den Fehler zu verfallen, das Kreuz hinten aus zu halten, welches bei Zeiten verhütet werden muß. Man läßt sie, um diesen Zweck zu erreichen, an einer senkrechten Wand sich aufstellen, so daß das Hinterhaupt, die Schulterblätter, das Kreuz, und die Absätze dieselbe berühren. Der Tanzmeister muß hier seinen Lehrling, wie der einsichtsvolle Exerciermeister seinen Rekruten auf dem Uebungsplatze behandeln. — Die Arme kommen durch die hinterwärts heruntergezogenen Schultern von selbst in die gehörige Lage, da diese von der Lage der Schulterblätter und des Schlüsselbeins abhängig ist; senkrecht herunter gehalten, fallen die Hände an die Seite des Oberschenkels, und zwar der Rücken der Hand nach außen hin. — Was nun die untern Gliedmaßen angeht, auf deren Stellung in unserm Tanzen vorzüglich Rücksicht genommen wird: so müssen die Füße auswärts gehalten werden, obgleich eine sehr

auswärts gerichtete Stellung dem Menschen nicht natürlich ist, auch kann er nur durch anhaltende Uebung dahin gelangen, diese zu unserem heutigen Tanze sehr nothwendige Stellung ungezwungen zu beobachten; sie ist aber nothwendig nach der jetzigen Gestalt der Tanzkunst, welches sogleich einleuchtet, wenn man bedenkt, daß unser Tanz, besonders der niedere, sich wenig mit den Armen, und überhaupt mit den oberen Theilen beschäftiget, sondern bloß in Versetzung der Füße besteht. Man stelle sich nun den Tänzer en face oder von vorne vor, so werden alle Bewegungen seiner Hüften, Knie und Füße in einer Ebene mit dem Auge des Zuschauers geschehen, sobald er mit gerade vorwärts gehaltenen Füßen und Knien tanzt. Diese Theile werden sich bei jeder Biegung in der Verkürzung darstellen, der Zuschauer wird folglich die Bewegungen kaum gewahr werden, und diese werden wiederum keine Wirkung thun. Ferner kann bei einer solchen Stellung der Tänzer nur vor- und rückwärts Schritte machen; denn zur Seite würden alle sehr unsicher und ungelenkig ausfallen. Die meisten Schritte geschehen aber seitwärts; nur diese können auf das Auge des Zuschauers wirken, wenn sich der Tänzer en face darstellt, und auf sie ist die meiste Zierlichkeit berechnet; denn die Stellung en face, wo das Gesicht, die Brust, die Arme und beide Schenkel dem Auge des Zuschauers zugekehrt sind, ist diejenige, wobei der Körper seine ganze Grazie entwickeln kann. Um diese Schritte ungehindert zu machen, um bloß terre à terre einen Fuß seitwärts hinter, oder vor den andern vorbei zu setzen, ist es schlechterdings nothwendig, daß man beide Füße auswärts halte, weil man sonst mit der Spitze des hintern an den Absatz des vordern Fußes anstoßen würde, oder einen Umweg machen müßte, der dem Schritte alle Leichtigkeit und Geschwindigkeit benähme. Noverre, Einer der größten Meister seiner Kunst, urtheilt folgendermaßen über diese Stellung: „Nichts ist so nothwendig, um gut

zu tanzen, als die Drehung der Schenkel nach außen, und nichts ist wieder den Menschen so natürlich, als die entgegengesetzte Stellung. Wir werden mit derselben geboren, und daher ist es unnütz, um Jeden von dieser Wahrheit zu überzeugen, hier Beispiele der Morgenländer, der Afrikaner und aller der Völker anzuführen, welche tanzen, oder vielmehr springen, und sich ohne Grundsätze bewegen. Ohne einmal so weit zu gehen, darf man nur die Kinder betrachten, und die Augen auf die Landleute werfen, um zu sehen, daß alle einwärts gehen; die entgegengesetzte Stellung ist also eine bloße oder reine conventionelle, und kein zweideutiger Beweis, daß dieser Fehler nur in der Einbildung bestehe. So würde ein Maler eben so oft gegen die Natur, als gegen die Regeln der Kunst fehlen, wenn er sein Vorbild mit ausgedreheten Füßen, wie diejenigen eines Tänzers, aufstellen wollte, um sie zu kopiren. Man wird also hieraus ersehen, daß, um mit Zierlichkeit zu tanzen, mit Anstand zu gehen, und sich mit Adel darzustellen, man durchaus die Ordnung der Dinge umkehren, und die Theile durch eine eben so lange, als mühsame Uebung zwingen muß, eine ganz andere Stellung anzunehmen, als diejenige, welche sie ursprünglich erhalten haben." — Bei seitwärts gehenden Bewegungen, ist auch, des Gleichgewichts halber, schon unumgänglich nothwendig, daß die Fußspitzen zur Seite gerichtet seyen. Es würde sehr unzweckmäßig seyn, wenn ein Bote, oder Einer, der eine große Fußreise machte, die Fuße stark auswärts setzen wollte, da seine Bewegungen gerade vorwärts gehen, und er dem Körper dahin eine Neigung geben muß; er muß daher auch seine Füße dem gemäß mehr vorwärts, als seitwärts stellen; dann werden die Schritte auch durch das Auswärtssetzen verkürzt, mithin ist dieses dem geraden Laufe auch nicht günstig. Beim Tanze ist es dagegen beinahe gerade umgekehrt. Das Mittel, die Füße auswärts zu bringen, ist eine öftere Uebung, den

Oberschenkel, folglich das ganze Bein, vermöge der Gesäßmuskeln auswärts zu drehen. Hierzu muß nun der Lehrer die Zöglinge anhalten, statt sie durch Fußbretter (boites) und Hüftdreher (tourne-hanches) zu quälen.—Die moderne Tanzkunst nimmt fünf Stellungen der Füße (Positionen) an, oder eigentlich zehn, fünf gute, und fünf schlechte. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß dieses eine sehr willkührliche Bestimmung Französischer Tanzmeister (unsere jetzige Tanzkunst ist Französisch) ist, und daß übrigens eine weit größere Anzahl von Stellungen möglich ist; denn man könnte zwanzig und mehrere Positionen aufzählen, allein es würde sehr nutzlos seyn, die Menge dieser Bestimmungen noch zu vergrößern, da schon von den bisher gewöhnlichen ein großer Meister urtheilt: daß sie gut zu wissen, und noch besser zu vergessen sind, und daß es zur Kunst eines großen Tänzers gehöre, sich auf eine gute Art davon zu entfernen, um nicht hierin pedantisch, also gezwungen, zu erscheinen. Noverre sagt hier: „Alle Positionen, durch welche der Körper fest und vortrefflich gezeichnet erscheint, sind gut, und es giebt nur schlechte, wenn der Körper schlecht gruppirt ist, schwankt, und die Beine ihn nicht unterstützen können. Diejenigen Tanzmeister, die sich an das Alphabet ihrer Kunst hängen, werden mich als Neurer und Fanatiker betrachten, ich werde sie aber in die Bildhauer- und Malerschule schikken, und sie fragen: ob sie die Stellung eines Gladiators, oder diejenige des Herkules billigen oder verdammen? ꝛc.“ Hier wird es nun nöthig seyn, auf die choregraphischen Zeichen aufmerksam zu machen, die man, ohne einen großen Werth darauf zu legen, doch nicht ganz verwerfen, sondern oft nützlich anwenden kann, und wenigstens historisch kennen muß. Es soll der Choregraphie hier keine eigene Abhandlung gewidmet, sondern die Zeichen derselben nur da angewendet und erklärt werden, wo sie im Verfolge der Abhandlung des

Tanzens gebraucht werden, wobei es jedoch nöthig ist, noch vorher einige Worte über diese Kunst im Allgemeinen hier zu sagen, da sie unter C in der Encyklopädie übergangen worden ist. — Die Choregraphhie soll die Kunst seyn, den Tanz zu zeichnen; sie muß daher Stellung und Bewegung durch schriftliche Zeichen vorstellen. In Ansehung der Stellung muß sie bemerken, wohin das Gesicht gekehrt ist, wie die Füße stehen, und wie die Arme gehalten werden. In Ansehung der Bewegung sind die Forderungen noch schwieriger; sie muß andeuten, erstlich: die Bewegung der Füße und Hände, welche der Tänzer machen soll, ohne von seiner Stellung zu rücken; zweitens: den Weg, den er machen muß, wenn er von der Stelle rückt, welches die Figur oder Tour des Tanzes genannt wird; drittens: das Verhältniß der Schritte, sowohl ihrer Größe, als Menge nach, zu den Abschnitten der Musik. Man gewahrt hieraus, wie viel es verlangt ist, diese Menge unendlich abwechselnder Dinge auf der Ebene des Papiers, und zwar ohne Verwirrung und leserlich auszudrücken. Stellung der Füße und der Weg, den sie nehmen sollen, liegen in der Ebene des Bodens, und lassen sich daher durch natürliche Zeichen auf die Ebene des Papiers bringen, wie der Grundriß eines Gebäudes; aber Beugung und Streckung der Knie, Bewegung der Arme, und hundert andere Dinge, geschehen theils in vertikalen, theils in andern Ebenen. Um diese auf dem Papiere darzustellen, muß man sich willkührlicher Zeichen bedienen, die um so besser sind, je einfacher und leichter sie im Gedächtnisse behalten werden können. Seit Beauchamps und Feuillets Zeiten sind keine erhebliche Verbesserungen mit diesen Zeichen vorgenommen worden. Feuillets Schrift ist in Tauberts rechtschaffenen Tanzmeister in extenso eingerückt, aus welchem hier die hauptsächlichsten Figuren entlehnt werden sollen. Die vielen Combinationen, welche Feuillet angiebt, hier anzufüh-

ren, würde aber ganz zwecklos seyn. Kehren wir daher wieder zu unsern Positionen zurück. Fig. 9086, I. dient zuerst, um anzudeuten, wohin die vordere Seite des Tänzers hingekehrt sey; die gerade Linie zeigt nämlich die vordere Seite des Körpers, die krumme, die hintere Seite desselben an. Um den Tänzer von der Tänzerin zu unterscheiden, kann man entweder für Letztere das Zeichen mit rother Farbe geben, oder auch das Zeichen 2 gebrauchen, welches sich von dem vorhergehenden durch einen innern kleinern Halbzirkel unterscheidet. Die Richtung, in welcher der Fuß steht, wird durch das Zeichen 3 angedeutet, wo der Kreis den Absatz anzeigt. Die erste Position 4 ist diejenige, wo beide mit den Absätzen dicht an einander, und die Spitzen auswärts stehen, so daß die Füße ungefähr einen rechten, oder auch etwas stumpfen Winkel machen. Eine zu sehr auswärts gerichtete Stellung bleibt immer unnatürlich. Die Beine müssen ihrer ganzen Länge nach wohl geschlossen seyn, so daß sich Waden, Knie und Oberschenkel berühren. In der Tanzkunst führt diese Stellung den Namen Assemblée. Das Zusammenhalten der Beine ist für solche Personen schwer, deren Beine krumm gewachsen sind, sich krumm biegen, so daß die inwendige Seite concav ist. Wenn diese sich selbst überlassen in der ersten Position stehen, so ist zwischen ihren Knien ein beträchtlicher Raum, obgleich ihre Absätze einander berühren. Dieser Fehler der Bildung, wenn man es so nennen will, kann einigermaßen dadurch verborgen werden, daß sie immer mit stark gestreckten Knien und gut auswärts stehen. In der Jugend, wo alle Gelenke noch biegsam sind, läßt sich dieser Fehler noch verbessern, im Alter ist es jedoch zu spät. Die Franzosen drücken die Beschaffenheit der untern Gliedmaßen durch das Wort arqué aus, und Noverre bemerkt, daß die obern Gliedmaßen gewöhnlich eine ähnliche Bildung haben, und daß Tänzer dieser Art meistens weniger Grazie, aber mehr

Stärke und Brillantes hätten, als Andere. Der entgegengesetzte Fehler besteht darin, daß die Knie einwärts gebogen sind, so daß sie schon einander berühren, wenn die Füße noch in einiger Entfernung von einander stehen. Dieser Fehler, welcher durch das Wort jarreté ausgedrückt wird, ist unangenehmer, und Tänzer dieser Art müssen sich bemühen, immer eine leichte Biegung in den Knien beizubehalten, so daß diese gestreckt erscheinen, ob sie es gleicht nicht sind. Wenn die falsche Richtung der Beine nicht zu stark und auffallend ist, so pflegen dergleichen Tänzer mit vieler Grazie zu tanzen, und gut auf den Zehen zu seyn. Für die beste Bildung der untern Gliedmaßen hält man diejenige, wo in der ersten Position die Knie von selbst geschlossen sind. — Die zweite Position 5 (ouvert à côté) entsteht, wenn man aus der ersten Position den einen Fuß etwa 1 Fuß weit zur Seite rückt. Daß sowohl die Knie, als der ganze Körper dabei gerade gestreckt seyn müssen, versteht sich von selbst. Für die Bogenfüßigen ist es eine sehr gute Uebung, die Füße aus der zweiten Position in die erste auf dem Boden hinzuschleifen, weil durch dieses Aneinanderziehen der Absätze die Knie sehr gestreckt werden. Die zweite Position ist dem Menschen sehr natürlich, und giebt einen festen Stand. — Bei der dritten Position 6 (emboëté) steht der Absatz des vordern Fußes dicht an der innern Seite des hintern Fußes. und zwar ungefähr in der Mitte derselben, wo die Linie von der Ferse zum Ballen sich einwärts krümmt. Diese Stellung wird für die zierlichste gehalten. Beide Beine können selbst von den Bogenfüßlern in dieser Stellung geschlossen gehalten werden, und da die Füße so von einander stehen, daß der untere Theil des vordern Beines den untern Theil des hintern dem Auge des Zuschauers verdeckt, so erscheint die Figur des Menschen auf der kleinsten Basis, die sie sich geben kann, und erhält gerade dadurch das Ansehen von Leichtigkeit

und Zierlichkeit. — Die vierte Position 7 (ouvert en avant) entsteht, wenn der vordere Fuß aus der dritten Position etwa um 1 Fuß weit gerade vorwärts gedrückt wird. Eine gute, natürliche, zum festen Stande sehr geschickte Stellung. — Die fünfte Position 8 (croisé) entsteht, wenn der vordere Fuß aus der dritten Position weiter an der innern Seite des hintern Fußes, bis an dessen Ballen fortgerückt wird. Eine etwas gekünstelte Stellung, die nur im Tanzen selbst anwendbar ist. — Dieses sind die fünf guten Positionen. Von diesen unterscheiden die Tanzmeister noch die fünf schlechten, die in den Figuren 9, 10, 11, 12 und 13 dargestellt worden sind, die aber keiner Erklärung bedürfen. Sie können in der niedern Gattung komischer Tänze angebracht werden, sonst sind sie aus dem Tanze verbannt. Dieses wird von der Stellung in dem ersten Stücke der Elemente des Tanzes hinreichend seyn. — II. Die Bewegung, von welcher man zwei Gattungen unterscheiden kann: die Bewegung ohne Fortrücken, und die Bewegung mit Fortrücken des ganzen Körpers. — Erste Art. Bewegung ohne Fortrücken. Es ist hier nur von der Bewegung der untern Gliedmaßen die Rede, worin die Anfänger der Tanzkunst, nachdem ihnen die Stellungen gezeigt worden sind, geübt werden müssen. Diese Elementarbewegungen sind folgende: Die Drehung des Schenkels nach außen herum, welche sehr zu üben ist, um dem Anfänger das Auswärtsstellen der Füße geläufiger und natürlicher zu machen. Die Fußspitze wird abwechselnd nach außen und nach innen gedreht. Wenn der Anfänger dieses durch eigene Kraft thut, so kann er es nicht anders, als durch Hülfe der Muskeln des Oberschenkels, so daß die Drehung schon von der Hüfte anfängt. Eine auch sehr nützliche Uebung für die Hüften ist es, wenn der Anfänger sich hinter einen Stuhl oder dergleichen stellt, und indem er auf einem Beine ruhet, das andere, so weit er kann, seitwärts

in die Höhe hebt, und dann bald vor, bald hinter dem ruhenden Fuße wieder auf den Boden schlägt. Der Lehrer der Tanzkunst muß wissen, an welchem Theile es dem Schüler fehlt, und an diesem Theile das Spiel der Muskeln recht oft befördern. Die so eben angeführte Uebung ist sehr zweckmäßig für solche, welche ungelenkig in den Hüften sind, um diese Theile zu lebhaften Bewegungen zu bringen. Das Biegen und Strecken der Knie ist eine der nothwendigsten Vorübungen des Tanzes. Der Lehrer nimmt seinen Schüler vor sich, faßt ihn leise bei den Händen, und läßt ihn mit so viel als möglich, auswärts gestellten Füßen die Knie recht stark und langsam biegen, und zwar so, daß die Knie selbst nicht vorwärts, sondern zur Seite gerichtet bleiben, welches der Lehrer durch Gegenhaltung seiner eigenen Knie einigermaßen zu befördern sucht. Dieses ist die Beugung (Plié); die Hebung (Elevé) geschieht gleichfalls langsam, und ohne Wanken des Knies; besonders aber ist sowohl beim Plié, als beim Elevé dahin zu sehen, daß der Schüler nicht das Kreuz hinten ausstrecke, sondern den Rücken und Kopf senkrecht halte. Für das Plié ist das Zeichen 14, und so bedeutet 15 ein Plié mit beiden Knien in der ersten Position; und für das Elevé hat man das Zeichen 16. So bedeutet z. B. 17 ein Elevé der zweiten Position mit beiden Beinen. Es scheint, daß man diese Zeichen wohl besser hätte einrichten können, da durch kleine Nachlässigkeit der Hand leicht Eines für das Andere gesetzt werden kann. Fig. 18 bezeichnet ein Plié und Elevé in der dritten Position. Das abwechselnde Plié und Elevé nennen die Tanzmeister le mouvement oder die Bewegung. — Was hier vom Plié und Elevé gesagt worden, betrifft eigentlich nur das Knie. Die Streckung des Fußes, welche das zum schönen Tanze so nothwendige Erheben auf die Zehen bewirkt, muß nicht minder häufig geübt werden; denn ohne gut oder fest auf den Zehen zu seyn, ist keine

Leichtigkeit in dem Schritte möglich. Man hat dafür kein besonderes Zeichen gewählt, sondern das Zeichen des Elevé, nämlich den senkrechten Strich, beides Hebung vermittelst der Knie und der Zehen bedeuten läßt, da doch Eines ohne das Andere Statt finden kann. Das Beugen und Heben wird in allen fünf Positionen, sowohl auf dem platten Fuße, als auf den Zehen stehend, fleißig geübt. Kann der Anfänger diese Elementarbewegungen mit Leichtigkeit machen, so geht ihm auch alles Uebrige gut von Statten; dagegen bringt die Vernachläßigung derselben unfehlbar einen schlechten Tänzer hervor. Ehe nun zu der folgenden Gattung der Elementarbewegungen fortgeschritten werden soll, können Anfänger sich noch mit folgenden choregraphischen Zeichen bekannt machen. So bedeutet nämlich Fig. 19 den Absatz auf den Boden setzen; 20 die Fußspitze auf den Boden setzen; 21 den platten Fuß auf den Boden setzen; 22 zuerst die Fußspitze, dann den Absatz niedersetzen; 23 erst den Absatz, dann die Fußspitze niedersetzen; 24 den Fuß in der Luft schwebend erhalten; 25 mit der Fußspiße auf den Boden stoßen; 26 dasselbe mit dem Absatze; 27 dasselbe mit dem ganzen Fuße; 28 sich auf dem rechten Fuße in einem Halbkreise rechts herum drehen; 29 dasselbe links; 30 sich auf dem rechten Fuße in einem Viertelskreise rechts herum drehen; 31 dasselbe links; 32 die rechte Hand reichen; 33 dieselbe loslassen; 34 mit der rechten Hand in die vorgehaltene Hand des Andern schlagen; 35 mit beiden Händen zusammenschlagen. Um Zeit und Raum zu sparen, sollen hier die Zeichen nicht vervielfältiget werden; denn Jeder wird leicht errathen, wie diese Dinge mit beiden Füßen, oder wie Wiederholungen des Stampfens und Händeschlagens durch mehrere Striche abzubilden sind; auch werden hier noch mehrere Zeichen zu erläutern vorkommen, für die ebenfalls noch Raum bleiben muß. — Zweite Art. Bewegung mit Fortrücken, sowohl des ganzen Kör-

pers, als auch jeden Fußes, wobei nur die Verschiedenheiten in Rücksicht der Figur des Körpers betrachtet, Zeit und Raum dagegen von der Musik, und von der Natur des Tanzstückes abhängt, in welchem die Bewegungen vorkommen. Von dem Wege, durch den der ganze Körper im Tanzen fortrückt, kann hier weiter nichts gesagt werden, als daß er entweder gerade oder krummlinig ist. Dieser Weg macht die Touren des Tanzes aus, wovon bei einzelnen Tanzarten, oder Gattungen der Tänze die Rede ist. Der Weg, den der Fuß beschreibt, ist gleichfalls entweder gerade oder krummlinig, und aus den Verschiedenheiten, die hier Statt finden, sind von den Tanzmeistern folgende fünf Elementarschritte hergeleitet. 1) Der gerade Schritt (pas droit), entweder vorwärts, rückwärts, oder seitwärts. Den vorwärts gehenden geraden Schritt stellt Fig. 36 dar. Der Anfang des Schrittes wird hier, wie künftig immer, durch einen starken Punkt, wie eine musikalische Note, angedeutet. Der Haken am Ende bedeutet die Richtung, die der Fuß am Ende des Schrittes hat. — 2) Der geschlagene Schritt (pas battu), entweder von vorn, oder von hinten, oder von der Seite; der von der Seite ist schon hinreichend, wie ihn Fig. 37 giebt. Der rechte Fuß, welcher anfangs in einiger Entfernung von dem linken gehalten wurde, schlägt gegen den linken Fuß an, und entfernt sich wieder von demselben, so daß die beiden Linien, welche er beschreibt, am linken Fuße einen Winkel bilden. — 3) Der offene Schritt (pas ouvert). So nennt man den seitwärts gehenden geraden Schritt. — Andere bezeichnen dadurch denjenigen Schritt, welcher Fig. 38 abgebildet ist, da nämlich der Fuß sich seitwärts von dem andern entfernt, und entweder vorwärts, wie in der Figur, oder auch rückwärts einen Bogen beschreibt. — 4) Der gedrehete Schritt (pas tortillé), da der Fuß, indem er fortschreitet, eine Schlangenlinie beschreibt, Fig. 39, und solches ebenfalls

vorwärts, rückwärts und seitwärts. — 5) Der runde Schritt (pas rond), da der Fuß ungefähr in der Mitte des Schrittes einen Kreis beschreibt, Fig. 40, wie die obigen nach allen Seiten. — III. Von den vorzüglichsten Pas. Nach der Erklärung der ersten Elemente des Tanzes: der fünf Positionen, der Uebung des Beugens und Hebens, und der fünf Elementarstriche, ist es nöthig, zu der Beschreibung der übrigen vornehmsten Schritte, welche in der Tanzkunst vorkommen, überzugehen. Das Wort Schritt (Pas) wird in der Tanzkunst in einer ziemlich weitläufigen Bedeutung genommen, indem jede Bewegung der untern Gliedmaßen im Tanzen so genannt wird. Man kann diese Schritte auf mancherley Art eintheilen. In Hinsicht der Tänze, worin die eine oder die andere Art gebraucht wird, hat man Menuetschritte, Courantschritte ꝛc. Man unterscheidet Schritte, die auf einer Stelle gemacht werden, wobei die Füße bloß einige Figuren machen, ohne den Körper fortzutragen (pas marqués), und solche, wodurch der Körper fortgetragen wird (pas marchés); ferner unterscheidet man einfache und zusammengesetzte Schritte (pas simples et pas composés). Diese letztere Eintheilung soll eine der brauchbarsten seyn, um ein System der Tanzschritte darauf zu gründen, wenn nämlich die Meister der Kunst es genau bestimmten und darüber einig wären, welche Schritte zu den einfachen, und welche zu den zusammengesetzten gehören, und wenn man nicht zuweilen zwei Pas trennen müßte, die übrigens genau mit einander verwandt sind, und deren Erklärung, der Natur der Sache nach, am natürlichsten unmittelbar auf einander folgen müssen. Unter einfachen Schritten versteht man diejenigen, welche mit einem Fuße auf einmal gemacht werden können, wozu man folgende sechs rechnet: 1) Den gemeinen Schritt (pas ordinaire); 2) den gestrichenen Schritt (pas glissé); 3) den geboge-

nen oder gehobenen Schritt (pas plié et elevé); ferner drei aus diesen abstammende, nämlich: 4) den halbgebrochenen Schritt (pas demi-coupé); 5) den gebrochenen Schritt (pas coupé), und 6) den Pas grave oder Pas de Courante. Blos das Plié und Elevé kann man als eine Vorübung zu den übrigen Schritten betrachten, daher auch schon oben davon gehandelt worden. — Der gemeine Schritt kann eigentlich nicht zu den Tanzschritten gezählt werden, obgleich der Tanzmeister anfangs sorgfältig dahin zu sehen hat, daß der Zögling einen festen und guten Gang bekomme, ehe er ihn tanzen lehrt. Führt man ferner den Pas glissé unter die einfachen Schritte auf, so ist nicht einzusehen, warum man nicht auch andere, z. B. le Pied en l'air etc. dazu zählt. Zuletzt der gebrochene Schritt, der offenbar ein zusammengesetzter ist, und dasjenige zeigt, was schon vorher gesagt worden, daß man ihn nämlich nicht gut von dem Demi-coupé trennen kann. Zusammengesetzte Schritte sind solche, die nicht auf einem Fuße auf einmal ausgeführt werden können, wohin die Tanzmeister folgende drei rechnen: 1) Den Courantschritt (Pas de couraute, Pas grave); 2) den Menuetschritt (Pas de Menuet), und 3) den Bourréeschritt (Pas de Bourrée ou Fleuret). Hieraus gewahrt man aber, wie wenig Ordnung darin ist, indem der Courantschritt schon unter den einfachen Schritten vorkam, und hier wieder zu den zusammengesetzten gerechnet wird. Dann gehören zu der letzteren Gattung noch eine große Menge anderer. Dieses unsystematische System muß hier verlassen werden, weil es zur Unterweisung wenig frommt, dagegen sollen hier die vornehmsten Tanzschritte nach folgender Ordnung beschrieben werden. — Zuerst die eigentlichen Schritte, worunter diejenigen verstanden werden, die man an der Erde ausführt, so daß der Körper nicht ganz vom Boden gehoben wird, sondern beide, oder wenig-

stens ein Fuß in Berührung mit dem Boden bleibt. — Zweitens die Sprünge oder gesprungenen Schritte (pas sautés), das heißt, solche, wobei der Körper höher oder tiefer, längere oder kürzere Zeit ganz in die Luft gehoben wird, und beide Füße den Boden verlassen. — Erste Klasse. Schritte an der Erde, welche in der niederen Tanzkunst die gewöhnlichen sind. Es sind hier folgende auszuzeichnen, da es unmöglich ist, sich auf eine unendliche Menge von Combinationen einzulassen, deren Beschreibung hier nicht zweckmäßig seyn würde. 1. Pas glissé, worin der gestrichene oder geschleifte Schritt besteht. Hierbei wird die Fußspitze oder die Ferse, oder der platte Fuß auf den Boden hingeschleift. Die Zeichen nach eben dieser Ordnung sind Fig. 41, 42, 43. Dieser Schritt kann nach allen geraden und krummen Linien fortgeführt werden. — 2. Der Pas demi-coupé. Das Allgemeine dieses Schrittes besteht darin, daß beide Knie zuerst das Plié machen, und während des Elevés der eine Fuß fortgesetzt wird. Dieser Schritt kann auf mancherlei Art gemacht werden, vorwärts, rückwärts, seitwärts, gerade geöffnet, rund, mit battiren, wenden ꝛc. Alle diese Abänderungen lassen sich nicht ausführlich mit Worten beschreiben, daher wird es hinlänglich seyn, einige in folgenden Figuren abzubilden, wonach sie Jeder leicht entziffern und üben kann, der die choregraphischen Zeichen versteht, die oben erklärt worden sind. Fig. 44. Demi-coupé en avant, und solches mit dem linken Fuße. Dieser Schritt kann nicht ganz gerade seyn, wenn der hintere Fuß aus der dritten Position, um den vordern Fuß herumgeführt werden muß. — Fig. 45. Demi-coupé en arrière mit dem rechten Fuße. — Fig. 46. Demi-coupé à côté, mit dem rechten Fuße nach der rechten Seite. — Fig. 47. Demi-coupé battu à coté en ouvert. — Fig. 48. Demi-coupé ouvert en arrière. — Fig. 49. Demi-coupé avec un rond de jambe à côté. — Fig. 50. Demi-

coupé en tournant. Dieses wird von den Demi-coupés genug seyn. Jede Art ist nur für einen Fuß abgebildet; man wird aber leicht gewahren, wie die Abbildung für den andern Fuß ausfallen würde. Feuillet hat sechs und funfzig Abänderungen. — 3. Pas coupé; der eine Fuß macht das demi-coupé, und der andere wird im Heben nachgezogen. Folgende Figuren werden dieses zeigen und der Mühe überheben, einige der vorzüglichsten Abänderungen ausführlich zu beschreiben. — Fig. 51. Coupé en avant. Der linke, anfangs hinten stehende Fuß coupirt bei dem rechten vorbei, und dieser wird dann durch ein Pas glissé wieder vor jenen gebracht. Fig. 52. Ebenfalls ein Coupé vorwärts, wobei der zweite zuletzt in der Luft bleibt. — Fig. 53. Ein Aehnliches, nur mit einem rond de jambe. Fig 54. Coupé battu en arrière. — Fig. 55. Ein Coupé zur Seite, wie in den gewöhnlichen Seitenpas der Menuet vorkommen. — Fig. 56. Der rechte, anfangs hintenstehende Fuß coupirt über den linken, nach der linken Seite hin, und Letzterer wird nachgezogen, so daß sie in der ersten Position zu stehen kommen (Croisé par devant, allant de côté, le second assemblé). So viel hiervon, wer etwas Ausführlicheres darüber zu wissen wünscht, der schlage Feuillets Choregraphie nach, wo über hundert Abänderungen abgebildet und beschrieben werden. Noch ist zu bemerken, daß, wie einige Tanzmeister wollen, das ganze Coupé sich von dem halben auch noch durch ein stärkeres Heben unterscheiden solle. — 4. Pas grave oder Pas de Courante. Hier wird der vorwärtsgehende beschrieben. Die Füße stehen in der dritten Position; beide Knie gebogen, den hintern Fuß neben den vordern gebracht, gehoben, schleifend fortgesetzt. Fig. 57. stellt das so eben Beschriebene mit dem linken Fuße vorwärts dar (pas grave en avant). — Fig. 58. Pas grave en avant et tournant. — Fig. 59. Pas grave de côté ouvert. — Fig. 60. Pas grave de coté croisé par devant.

Der hintere, in der Figur der rechte Fuß, tritt seitwärts vor dem linken vorbei.—Fig. 61. Pas grave rückwärts mit einer Wendung des Körpers ꝛc. — 5. Pas gaillard, ein leichter munterer Schritt, oft mit einer halben Wendung verbunden. Fig. 62. und 63. stellen ein Paar Beispiele dar; nämlich: 62. Dritte Position, der linke Fuß vor, mit dem rechten gebogen seitwärts weggetreten, und sobald der linke nachgesetzt ist, noch weiter weggetreten; und 63. dritte Position; der rechte Fuß vor, mit dem linken vorwärts weggetreten, zugleich den Körper gewendet, und den rechten Fuß in der in der Figur angezeigten Stellung nachgesetzt; dann noch mit dem linken weiter weggetreten. — 6. Pas balancé oder balancement wird gemacht, indem man auf dem einen Fuße ruht, und den andern gegen den Knöchel des Erstern anzieht, oder kunstmäßiger zu reden, indem man mit dem ersten Fuße ein demi-coupé ouvert de côté, und mit dem andern ein demi-coupé battu de coté, macht. Das Balancé ist eine sehr angenehme Bewegung für das Auge des Zuschauers, wenn es gut ausgeführt wird, der Fuß, auf dem man das à plomb macht, nur auf der Spitze steht, und der Körper sich mit Leichtigkeit von einem auf dem andern wiegt. Sonst waren die Balancés bei figurirten Menuetten ꝛc. sehr Mode, jetzt sind sie ziemlich abgekommen, so wie überhaupt der gesellschaftliche Tanz, wie auch schon oben erwähnt worden, seit einiger Zeit an Zierlichkeit und Anstand sehr abgenommen hat. — 7. Pirouette und Tourné. Einige nehmen beide Ausdrücke für gleichbedeutend, Andere unterscheiden sie, und brauchen den Erstern für die Umdrehungen des Körpers, welche sonst auf beiden Füßen mit geschlossenen Schenkeln geschehen; den Letztern für schnelle Umdrehungen auf einem Fuße. Die Pirouetten werden entweder hinter dem Fuße oder über den Fuß gemacht, und man dreht sich entweder um ein Viertel oder um die Hälfte, oder um drei Viertel des Krei-

ses, oder ganz herum. — Fig. 64 stellt die Pirouetten hinter dem Fuße dar. Der anfangs etwa in der dritten Position stehende rechte Fuß wird mit einer mäßigen Eröffnung des Schenkels hinter den linken zurückgesetzt, und man dreht sich dann, auf den Zehen stehend, nach der rechten Seite herum. — Fig. 65. Die Pirouetten über dem Fuße. Der anfangs in der dritten Position hinten stehende linke Fuß wird vor den vordern gesetzt ꝛc. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß beide Arten, so wie überhaupt alle Pas, auch umgekehrt mit dem andern Fuße geübt werden. Allerlei Verzierungen werden hier übergangen. Das Tourné auf einem Beine läßt noch mehr Veränderungen zu, als die Pirouette. — Fig. 66 stellt ein ganz einfaches Tourné mit dem rechten Fuße dar; man nennt es in der Kunstsprache Pirouette ouverte, demi tour en dehors. — Fig. 67. Ein Tourné, wobei man sich ganz herum dreht. — Fig. 68. Ein Tourné, wobei man sich zweimal herumdreht. Die Tournés werden besonders durch Battiren verziert, und ein solches verziertes Tourné stellt Fig. 69 dar. Bei Feuillet findet man an vierzig Veränderungen. — 8. Fleuret, auch Pas coulant und Pas de Bourrée genannt, ist ein zusammengesetzter Schritt, der aus drei einfachen besteht, wovon der erste ein demi-coupé, die beiden folgenden steife Schritte sind. Alle drei werden hoch auf den Zehen gemacht, der zweite Schritt jagt gleichsam den Fuß, der das demi-coupé machte, noch weiter fort, und ist also ein Chassé sans sauter. — Fig. 70. Ein einfaches Fleuret vorwärts. — Fig. 71. Ein desgleichen rückwärts. — Fig. 72. Ein desgleichen seitwärts. Einige Verzierungen, die sich bei diesen Schritten anbringen lassen, stellen die Figuren 73, 74 und 75 verständlich genug dar. — Fig. 76 ist ebenfalls ein Fleuret, welches oft gebraucht wird. Die Chassés in Englischen Tänzen bestehen aus solchen zusammengesetzten Fleurets. Uebrigens gehört

der eigentliche Pas chassé zu der zweiten Klasse von Schritten. — 9. Foote's, in Englischen Tänzen gewöhnliche Pas, wobei man, indem der eine Fuß kaum merklich aufhüpft, mit der Spitze des andern seitwärts auf den Boden stößt, diesen hinter jenen niedersetzt, und dann dasselbe mit jenem ersten Fuße wiederholt. Man nennt sie auch abgestoßene Pas und Pas marqués. Die letztere Benennung bedeutet auch andere Pas, die nur zum Figuriren auf der Stelle gemacht werden, wozu unter andern auch die Fleurets, sowohl vor- und rückwärts, als seitwärts brauchbar sind. Wenn die abgestoßenen Pas sehr markirt werden, so hört man einen doppelten Schlag, den die Spitze des figurirenden Fußes auf dem Boden macht, den einen im Abstoßen, den andern im Zurückziehen. — 10. Pas de rigaudon, in den Französischen Cottillons gebräuchlich. Anfangs pflegt ein Balancé vorherzugehen, entweder seitwärts, wie das schon oben beschriebene, oder auch, indem man mit dem vordern Fuße aus der dritten oder fünften Position vorwärts coupirt, den hintern an dessen Ferse anlegt, dann umgekehrt mit dem hintern Fuße zurücktritt, und den vordern an dessen inwendigen Knöchel anlegt. Unmittelbar nach dem Balancé hüpft man ein wenig auf dem vordern Fuße A auf, setzt den Fuß B vor denselben; wiederum wird A vor diesen gebracht, wieder aufgehüpft, und endlich B wieder vorgesetzt. — 11. Echappé. Unter Echappé versteht man diejenigen Pas, wo beide Füße zugleich auf den Boden hingleiten; sie können entweder mit steifen oder gebogenen Knien gemacht werden, sind aber immer schwer in der Ausführung, und verlangen einen glatten Boden. Zu den Echappés kann man auch am schicklichsten die Pas rechnen, da man durch fast unmerkliche Verschiebungen der Füße über den Boden gleichsam hinschwebt. Fig. 77, 78 und 79 stellen Beispiele dar. Das Zeichen ist wie beim Glissé, weil ein Echappé im Grunde nichts an-

deres ist, als ein mit beiden Füßen zugleich ausgeführtes Glissé. — Pas frotté und frisé braucht man nicht als besondere Schritte aufzuzählen, da es blos Verzierungen sind; frotter le plancher bedeutet, mit der Fußspitze hin und wieder auf den Boden reiben. Friser, heißt, schnell hinter einander mit dem einen Fuße gegen den andern battiren. Für manche Pas giebt es keine bestimmte Benennungen, oder sie sind wenigstens nicht allgemein bekannt, wie z. B. für die, wo die gekreuzten auf die äußerste Spitze gestellten Füße im Fußgelenke hin und her gebogen werden, indem man wenig oder gar nicht fortrückt, so wie für mehrere andere, die besonders in einigen Nationaltänzen und Solos vorkommen.

Zweite Klasse. Sprünge (Sautés), welche zur Veränderung und Auszierung auch im gesellschaftlichen Tanze angebracht werden. Vormals pflegte man selbst Tänze von sanftem Charakter, z. B. die Menuet, durch Sprünge zu variiren, welches aber jetzt wenig oder gar nicht mehr Mode ist. Dem theatralischen Tanze sind aber diese Sprünge eigen, und er kann ihrer nicht gut entbehren, obgleich unläugbar viel Uebertreibung dabei Statt findet, indem oft Sprünge gemacht werden, wo die Natur der Rolle und der Situation keine verlangt. Dem guten Geschmacke im Tanze ist es gewiß nachtheilig, wenn man dem Tänzer um so mehr Beifall zollt, je weiter er die Schenkel öffnet, und je öfter er das Entrechat battiren kann. Man pflegt gewöhnlich sechs Gattungen von Sautés anzugeben, nämlich: Jetté, Chassé, Contretems, Sissonne, Capriole, Entrechat. — 1. Jetté ist die einfachste Art zu springen, da man nämlich mit dem einen Fuße A abstößt, sich in die Luft schnellt, den andern B vorwärts, seitwärts oder rückwärts wirft, A nachzieht, und auf B niederspringt. Der Weg, den die Füße dabei in der Luft nehmen, ist entweder geradlinig oder bogenförmig; beim Niedersprunge können die Füße in diese oder jene Position gesetzt werden; der Fuß A

kann am Ende entweder in irgend einer Position neben B auf der Erde stehen, oder auch in der Luft gehalten werden. Alles dieses giebt eine große Menge von Abänderungen, wovon hier jedoch nur einige als Beispiel bemerkt werden sollen, wie es schon oben geschehen ist. — Vorläufig sey hier angeführt, daß das choregraphische Zeichen des Sauté das verdoppelte Zeichen des Elevé ist. So zeigt z. B. Fig. 80 an, daß man aus der ersten Position (Assemblé) mit beiden Füßen zugleich aufspringen soll. Man wird hier leicht folgende Figuren entziffern. — Fig. 81. Jetté en avant. — Fig. 82. Jetté en arrière. — Fig. 83. Jetté ouvert en arrière, le second ouvert le pied en l'air. — Fig. 84. Ein ähnliches seitwärts. — Fig. 85. Croisé par devant le second assemblé. Der linke Fuß springt seitwärts vor dem andern vorbei ꝛc. ꝛc. — Fig. 86. Ouvert à coté le second emboëtté. — Fig. 87. Auf beiden Füßen herumgesprungen, so daß sich der Körper einmal in der Luft ganz herumdreht. — Fig. 88. Tournant par derrière, le second ouvert en dehors. Wenn man im Jetté mit einem Fuße gegen den andern schlägt, so heit es Jetté battu. Eine Menge anderer Veränderungen müssen hier übergangen werden. — 2. Chassé, nennt man diejenigen Pas, wo der eine Fuß den andern gleichsam in die Flucht jagt. Fig. 89. Chassé en avant. — Fig. 90. Chassé en arrière. — Fig. 91. Chassé à côté. Sie lassen sich mit Tournés und mit Battus verbinden. Das Chassé battu nennt man auch Chassé de Gique. — 3. Contretems, welche sich von den übrigen Sautés dadurch unterscheiden, daß man auf demselben Fuße niederfällt, mit welchem man sich den Abstoß gab, und den andern, der die Figur anfing, in der Luft erhält. Diese Pas können auf mancherlei Art gemacht werden: vorwärts, rückwärts, seitwärts, mit Tournes, Balancés, Battus, Fleurets ꝛc. verbunden. Hier werden keine Figuren bei-

gefügt, weil diejenigen, welche Feuillet von den Contretems giebt, nicht gut eingerichtet zu seyn scheinen, und neue zu ersinnen hier nicht der Ort wäre. — Pas balonné, nennt man einen Pas, der aus Contretems und Jetté zusammengesetzt ist. — 4. Sissonne, Pas de Sissonne, auch Ciseaux, oder Pas de Ciseaux (die Scheere) genannt, besteht darin, daß man mit kreuzweise gehaltenen Füßen (in der fünften Position) niederspringt, wobei beide Knie gut auswärts gebogen werden, und dann auf dem vordern Fuße wieder aufspringt, und den andern in der Luft hält. Diese Sprünge werden durch Feuillets Figuren gut erläutert. Tournés, Battus ꝛc., werden auch dabei angebracht. Ein Paar Beispiele zeigen folgende Figuren. Fig. 92. Pas de Sissonne en avant. — Fig. 93. Pas de Sissonne en arrière. — Fig. 94. Pas de Sissonne battu. Der rechte Fuß, der zuerst hinten stand, battirt im Sprunge an die vordere Seite des andern, und fällt wieder hinten nieder; dann das zweite Tempo, wobei der Fuß in die Luft gestreckt bleibt. Die Verbindungslinie ist weggelassen worden, um die Figur nicht zu verwirren. — 5. Cabriole, Einige schreiben auch Capriole; jenes ist von cabrer abzuleiten, und ein Sprung, wo man in der Luft mit den Füßen aneinander schlägt. Man theilt sie in ganze und halbe Cabriolen. Die halben sind solche, wo man nur einmal battirt, und diese sind eigentlich nicht von den Jettés, Battus verschieden. Die ganzen aber sind solche, wo man zwei, drei und mehrere Male battirt. Diese Sprünge werden entweder senkrecht gemacht, so daß man auf derselben Stelle niederfällt, wo man aufsprang, oder vorwärts, rückwärts, und seitwärts. Die Seitencapriolen erfordern einen sehr geübten Tänzer; der Körper kommt während des Sprunges in eine schräge Lage. Einige Tanzmeister brauchen das Wort Capriole nicht blos für die battirten Sprünge, sondern auch für die Gattung der Entrechats. Es ist

aber besser, beide Gattungen durch verschiedene Benennungen zu unterscheiden. Das choregraphische Zeichen dieser Sprünge ist das dreifache Zeichen des Elevé. Einige der vielen Abänderungen stellen folgende Figuren dar. Fig. 95. Eine Capriole auf der Stelle. Beim Herunterfallen bleibt der rechte Fuß in der Luft (Capriole en aile de pigeon). Fig. 96. Eine Capriole vorwärts. Fig. 97. Eine dergleichen rückwärts. Fig. 98. Eine Capriole mit Pas de Sissonne verbunden. Fig. 99. Eine Capriole vorwärts mit halber Wendung. — 6. Entrechat oder Kreuzsprung. Den Namen Entrechat leiten Einige, z. B. Menetrier, von Chas (Bleyloth) her, und schreiben deshalb Entrechas, vermuthlich weil sie es für unanständig halten, die zierlichen Sprünge der Menschen, wie Capriolen und Entrechas, von jungen Ziegenböcken und Katzen zu benennen. Das Entrechat ist ein Sprung, wobei die Füße sich ein oder mehrere Male in der Luft kreuzen. Sowohl bei der vorigen, als auch bei dieser Gattung, besteht die Kunst nicht nur in hohen Sätzen, sondern darin, daß man ohne große Erhebung über den Boden oft und schnell hintereinander mit wohlgestreckten Knien battirt und kreuzt. Tournés werden häufig mit diesen hohen Pas verbunden. Die Entrechats werden wie die Capriolen gerade in die Höhe, vorwärts, rückwärts, seitwärts, und im Kreise herum gemacht. In Ansehung dessen, wie oft man kreuzt, giebt es Entrechats à deux, à trois, à quatre, à cinq, à six. Wenige bringen es weiter. Ein Entrechat à huit will viel sagen. Die Figuren, die Feuillet in seiner Tabelle von den Entrechats giebt, sind nicht deutlich genug, daher müssen sie hier übergangen werden. Dieses sind die vorzüglichsten Pas, sowohl niedrige, als hohe. Die Letzteren werden zwar weniger in der niedern, als in der hohen theatralischen Tanzkunst gebraucht; indessen sind sie, des Zusammenhanges wegen, gleich hier mitgenommen, welches um so eher zu

rechtfertigen ist, da es erstlich auch dem Zöglinge, dessen Zweck der theatralische Tanz gerade nicht ist, dennoch von großem Nutzen seyn wird, sich in den hohen Lektionen über der Erde zu üben, weil die Glieder dadurch weit mehr ausgebreitet werden, als durch die niedrigen Pas, und da zweitens, wie schon erwähnt worden, die hohen Sprünge nicht das Wesentliche der höhern Tanzkunst ausmachen. Die Beschreibung der Tanzschritte ist schon darum hier nöthig, da die Tanzkunst auch zugleich als Leibesübung, also von der gymnastischen Seite betrachtet werden sollte, nicht blos als schöne Kunst, aus dem Gesichtspunkte der Aesthetik. Der Gebrauch der choregraphischen Zeichen ist daher in beiden Absichten zweckmäßig, obgleich man es thöricht nennen könnte, das Wesentliche der Tanzkunst in diese Figuren zu setzen, so können sie dessen ungeachtet für Lehrer und Zöglinge nützlich seyn, um so mehr, da die Kenntniß derselben ziemlich selten zu werden anfängt. Es giebt viele Tanzmeister, denen die choregraphischen Figuren, so gut wie Arabische Schriftzüge, also ganz unbekannt sind. Was allenfalls noch verstanden wird, ist die Choregraphie der Touren, welche leichter ist, als die Choregraphie der Pas und des Porte-bras, und welches zu unsern jetzigen Ball- und Redoutentänzen, die meistens mehr gelaufen, als getanzt werden, noch nothwendig ist; dagegen man die Letztere leicht entbehren zu können glaubt, weil man auf Regelmäßigkeit der Pas wenig, auf Porte-bras gar nicht mehr sieht.

Was nun die Tänze selbst betrifft, das heißt, die Gesellschaftstänze, welche auch gemeine Tänze oder Kammertänze genannt werden, zum Unterschiede von den höheren Tänzen des Theaters, den Balletten, so haben diese das Vergnügen der tanzenden Personen zum Zwecke, und bestehen in vorgeschriebenen Touren, die nach einer kurzen Melodie, so oft man Lust hat, wiederholt werden. Die Kürze dieser

Tanzstücke ist sehr zweckmäßig, da sie zur Unterhaltung bestimmt sind, um nach Belieben abbrechen zu können, obgleich diese letztere Freiheit durch die Balletiquette sehr beschränkt ist. Da mehrere Personen sie zugleich tanzen, so müssen sie nicht zu schwer in der Ausführung seyn, so daß man voraussetzen darf, daß in einer gemischten Gesellschaft, die nicht aus lauter vollkommenen Tänzern besteht, auch die weniger Geschickten Theil daran nehmen können. Gar zu verwickelte Touren sind daher, so wie schwere Pas, in solchen Tänzen nicht zweckmäßig. — Wenn diese Tänze nicht ganz ohne Geschmack seyn sollen, so müssen sie, sowohl was die Musik, als die Bewegung des Tanzes selbst betrifft, eine gewisse Empfindung richtig ausdrücken, und zwar, wenn, wie gewöhnlich, Viele Theil nehmen, eine solche Empfindung, welche bei vielen Personen zugleich vorausgesetzt werden kann, wie z. B. Fröhlichkeit in mancherlei Schattirungen. Diese Empfindung muß sich das ganze Stück hindurch gleich bleiben; denn bei der Kürze dieser Tanzstücke und bei ihren mehrmaligen Wiederholungen würde es unnatürlich seyn, von einer Empfindung auf eine andere ungleichartige überzuspringen. Die Tänze, wo dieses geschieht, wo z. B. jetzt wild gewalzt, oder geländert, oder galoppirt, und dann wieder langsam geschritten wird, sollen keinen Beifall verdienen. — Einige solcher Tänze könnten auch individuellere Gemüthslagen und bestimmtere Charaktere ausdrücken, welche dann schon an den theatralischen Tanz gränzten. Wie schon oben erwähnt worden, könnten einsichtsvolle Künstler durch Erfindung solcher Tänze sich ein Verdienst in der Tanzkunst erwerben, die Realisirung der Sulzer'schen Idee würde dann mehr Beifall verdienen, ob aber auch erhalten? ist freilich eine andere Frage, besonders in der jetzigen Zeit, wo Alles nur mit rauschenden Vergnügungen ohne großes Nachdenken beschäftiget ist. Der gesellschaftliche Tanz ist fast in ganz Europa von Französischer Abkunft;

selbst Nationaltänze haben durch Einmischung Französischer Pas oftmals ein fremdartiges Ansehen bekommen; deshalb ist es auch nöthig, mit den Französischen Tänzen den Anfang zu machen. — 1. Die Menuet, ehemals der erste Tanz, auf den man einen vorzüglichen Werth legte, und der gleichsam die Basis von allen andern Tänzen war, ist in neuester Zeit fast ganz aus den gesellschaftlichen Tänzen verdrängt worden, weil man ihn für zu steif, zu abgemessen hält. Was über diesen schönen Tanz hier gesagt werden könnte, ist schon unter Menuet, Th. 89, S. 44 u. f. gesagt worden. — 2. Die Courante ist auch ein schon längst aus unsern Gesellschaftskreisen verschwundener Tanz; er kommt weder auf Tanzböden, noch auf Bällen vor. In der ersten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts wurde er noch getanzt. Nach Matthison soll ihr Charakter der Ausdruck eines hoffnungsvollen Verlangens seyn. Einige ältere Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts erinnern sich Couranten auf Hochzeiten tanzen gesehen zu haben; indessen wurde sie doch schon zu Tauberts Zeiten, um das Jahr 1717, seltener; denn dieser Tanzmeister eifert dagegen, daß man diesen Tanz vernachläßige, der der geschickteste sey, um den Anfang im Tanzen zu machen. Eben so urtheilen andere ältere Schriftsteller, wie z. B. Wagenseil in seinem Werke: „Von der Erziehung eines jungen Prinzen," und Bonin, der die Courante als den Schlüssel zu allen übrigen Tänzen ansieht, in seiner galanten und theatralischen Tanzkunst, c. 25., p. 142. — Die Musik zur Courante ist im $\frac{6}{4}$ Takt, und hat bei jedem Takte ziemlich merkliche Einschnitte, so daß die Cadence sehr leicht zu finden ist. Die Pas sind: Coupés, Glissés, Pas graves und steife Elevés. Fabies, ein Pariser Tanzmeister, schreibt folgende Ordnung vor. 1. Ein steifer Pas mit dem linken Fuße; 2. Pas grave mit dem rechten; 3. Demi-coupé mit dem linken; 4. Coupé mit

dem rechten; 5. Glissé mit dem linken; 6. Coupé mit dem linken; 7. Glissé mit dem rechten. Alle Pas bei der simplen oder einfachen Couraute gehen vorwärts. Die Touren oder die Figur des Tanzes ist die einfachste, die man sich denken kann, nämlich ein längliches Rechteck, oder auch eine länglich runde Figur, die zweimal herumgetanzt wird; Anfang und Schluß mit den Verbeugungen, wie bei der Menuet. — Es giebt zwei Arten: die Couraute an der Hand und von der Hand, die beide einfach und figurirt getanzt werden können. Bei der Ersteren führt der Tänzer die Tänzerin beständig an der Hand, da er sich dann in den Ecken der Figur etwas mit seinen Schritten einschränken muß, damit die Dame, die den äußeren Umfang durchläuft, nicht übereilt werde. Bei der Zweiten, der Courante von der Hand, trennen sich beide nach der Verbeugung. Der Herr geht links, die Dame rechts; hierauf wenden sich Beide und gehen einander parallel, unten begegnen sie sich, und wiederholen dasselbe noch einmal. Daß dieser Tanz aus der Mode gekommen ist, soll eben nicht auffallen, ungeachtet der Lobsprüche älterer Tanzmeister; denn er ist zu einfach und kurz, und es können nicht viele Paare daran Theil nehmen. — 3. Die Bourrée, welcher den Charakter der mäßigen Fröhlichkeit trägt, soll aus Spanien, und namentlich aus Biscaya herstammen; die Musik im $\frac{2}{4}$ Takt. Die Pas sind kurz und munter, die oben beschriebenen Fleurets, die fast in allen muntern Tänzen von gedachtem Takte gebraucht werden. Man tanzt sie auch einfach und figurirt; allein jetzt sind sowohl die einfachen Bourées: Bourée d'Achille, Bourée de Pecour*), Bourée de Versailles etc., von den Contretänzen und Cotillons verdrängt, so wie es auch der Passe-pieds,

*) Pecour und Le Tems waren zwei der berühmtesten Pariser Tanzmeister ihrer Zeit.

Menuet d'Anjou, à la Reine, gentil, le Vainqueur etc. ergangen ist, womit sich unsere Großväter und Großmütter noch pflegten sehen zu lassen. Die Beschreibung dieser zum Theil noch nicht erwähnten Tänze, muß hier unterbleiben, da die mehrsten ganz verschwunden sind; nur die Conrante und die Bourrée konnten deshalb hier nicht ganz übergangen werden, weil diese beiden Tänze, nebst der schon oben, S. 714, angeführten Menuet sonst für die drei Fundamentaltänze gehalten wurden, aus denen die übrigen entsprungen sind. — 4. Der Cotillon (Unterrock der Frauen), Française, ein Französischer Tanz, dessen Charakter hüpfende Freude ist, und von Einigen der Französische Contretanz genannt wird, und solches darum, weil er eine Modificirung der Englischen Tänze seyn soll, welches aber noch unentschieden geblieben ist. Die Musik ist in den neuern Cotillons an keine einzelne Taktart gebunden; man hat sie in $\frac{2}{4}$ und $\frac{5}{8}$ Takt; jeder Theil hat acht Takte, und die Melodie hat wirkliche Einschnitte von zwei zu zwei Takten, die in der Mitte jedes Theils am merklichsten seyn müssen. Die Pas im Cotillon sind hauptsächlich Pas de Bourrée und Pas de Rigaudon. Jene dienen zu den laufenden Touren, und diese zu den Pas marqués auf einer Stelle, obgleich zu den Letztern nicht immer Pas de Rigaudon, sondern auch Fleurets und andere Pas marqués genommen werden. Contretems, Chassés, Copriolen und Entrechats können auch sehr schicklich angebracht werden. Ueberhaupt hat der Cotillon etwas Balletartiges, jedoch sieht es nicht gut aus, wenn Einer sich von seinen Mittänzern durch zu viele Sprünge und Verzierungen auszeichnet; wenn aber Alle in den etwas künstlichen Pas geübt sind, und sie gleichzeitig und übereinstimmend ausführen, so kann der Cotillon dadurch sehr anziehend für den Tänzer, so wie für den Zuschauer werden. — Die Anzahl der Personen beim Cotillon ist nicht schlechterdings bestimmt, da

zwei, drei, vier auch acht Paare tanzen können. Den Cotillon von zwei Paaren nennt man den kleinen, den von acht Paaren eine Seise; auch können zwei Quadrillen, jede von vier Paaren, in gewissen Touren zusammen kommen, und andere für sich machen Im Cotillon von vier Paaren stehen zwei und zwei Paare einander gegenüber, und fangen den Tanz gewöhnlich mit einer großen Ronde an, welche den ersten Theil der Musik (die Entrée) ausfüllt. Dann kommt auf den zweiten Theil der Musik das Refrain, welches von zwei gegenüberstehenden Paaren vorgemacht, und von den beiden andern Paaren, während der Wiederholung des zweiten Theils nachgeahmt wird. Wenn dann die Musik kein Trio hat, tritt wieder die Entrée ein, welche mit verschiedenen Variationen, z. B. Geben der einen Hand, beider Hände, Moulinetts ꝛc. ausgefüllt wird. Auf Detaillirung der unzähligen Veränderungen, die sich in diesen Touren machen lassen, kann man hier nicht eingehen. Man hat Cotillons zu vier, sechs und acht Touren. Eine Française zu vier Touren, nach dem Königl. Preußischen Solotänzer Lochero: Die erste Dame macht 3 chassés, jetté, assemblée hinter der zweiten Dame, und stellt sich neben den zweiten Herrn; der erste Herr folgt seiner Dame mit demselben Pas, und stellt sich neben die zweite Dame; der erste Herr und die erste Dame machen beide zu gleicher Zeit Balancer und Ballotter; dann wendet sich der erste Herr und macht wieder 3 chassés, jetté, assemblée en tournant wieder auf seinen Platz. Seine Dame folgt ihm mit demselben Pas. Beide machen wieder Balancer und Ballotter; dann chassiren sie Beide mit 3 chassés, jetté, assemblée herauf und herunter. Der erste Herr giebt seiner Dame die rechte Hand, sie desgleichen; die linke Hand wird über die rechte gelegt, und der Herr dreht seine Dame unter dem linken Arme durch, nachher unter dem rechten, und Beide bleiben in einer Gruppe

stehen. Der zweite Herr mit seiner Dame, und der dritte Herr mit seiner Dame bilden eine Ronde um das erste Paar, und machen alle vier Balancer und Ballotter, und dann Ronde um das erste Paar herum. Am Ende der Colonne wird keine Ronde zu vier gemacht, sondern das aufführende Paar chassirt herauf und fällt ab. — Pigeon. Der erste Herr und die zweite Dame machen chassés, jetté, assemblée gegen einander, dann Beide chassés, jetté, assemblée en tournant auf ihren Platz rechts herum. Die erste Dame und der zweite Herr machen nun dasselbe. Der erste Herr macht nun mit seiner Dame chassés, jetté, assemblée zweimal herauf und wieder herunter; dann fangen sie wieder mit dem andern Paare an. — 5. Der Contretanz (Anglaise, Countrydance, Englischer Tanz), hat gleichfalls einen lustigen Charakter und ist der unendlichen Abänderungen fähig. Die Musik ist bald im geraden, bald im Trippeltakt gesetzt, die von der letztern Art finden jetzt hauptsächlich Beifall. Jeder Theil hat acht Takte, wie beim Cotillon; ohne Trio paßt sie zu vier Touren, mit Trio zu sechs oder acht. Die Anzahl der Personen bei diesem Tanze ist gänzlich unbestimmt, und die Kolonne kann bis zum Ermüden groß werden. Herren und Damen rangiren oder ordnen sich einander gegenüber en haye. Das erste Paar fängt die Touren an, die so eingerichtet sind, daß es nach Endigung des Tanzstückes um eine Stelle in der Kolonne hinunter kommt, und endlich das letzte Paar wird. So wie die folgenden Paare herunter tanzen und die vorgemachten Touren nachahmen, rückt das erste wieder hinauf, und kommt am Ende wieder oben, da es von der Colonne abtreten kann. Eher abzutreten ist wider die Höflichkeit, weil dadurch die übrigen Paare einige Touren verlören; es ist auch nicht mehr als billig, daß ich dem, der mir als Figurant zur Vollendung meiner Touren gedient hat, wieder als Figurant diene. Es läßt sich hierüber, so

wie über das Vordringen nach den ersten Plätzen, über das unordentliche Stehen in der Kolonne ꝛc. sehr wenig sagen. Zu den Eigenschaften einer guten Anglaise gehört 1) daß die Musik hebe, d. h., einen merklichen Rhythmus habe, und von munterer Melodie sey. 2) Daß die Touren der Musik gehörig angepaßt, nicht zu lang und nicht zu kurz seyen; 3) daß sie gehörig in einander greifen, und die vorhergehende gleichsam die folgende vorbereite; 4) daß die Figuranten nicht ganz müßig stehen, sondern soviel, als möglich, mit ins Spiel gezogen werden. In ältern Contretänzen, die auch Französische genannt werden, tanzte der Herr an der Seite der Dame, und die Dame an der Seite des Herrn die Kolonne hinunter, so daß man mit allen übrigen Damen nach der Reihe, mit seiner Dame aber fast gar nicht an den Tanz kam, welches man als ein ziemlich treffendes Bild der Französischen Flatterhaftigkeit auslegte. In andern wird bei der Entrée die ganze Colonne in Bewegung gesetzt, welches dazu dient, die Aufmerksamkeit der Figuranten zu erhalten. Es sind sowohl bei dem Contretanz, als bei dem Cotillon oder der Française, keine choregraphischen Abbildungen nöthig, weil sie allenthalben bekannt genug sind; denn ein Jeder weis, was Achte, Chaine, Assemblée, Moulinett, Chassé ꝛc. ꝛc. sind, und wie sie gezeichnet und getanzt werden. Die Anzahl der Tanzschritte, die auf einer Tour Statt finden, können durch kleine Pfeilstriche an der Linie des Weges angedeutet werden. — Hier einige Contretänze nach dem schon oben erwähnten Herrn Lauchery. — Erster Contretanz, die Virgini, mit vier Paaren. Der erste Herr tanzt mit seiner Dame, diese chassés, jetté, assemblée links und rechts, und er erst rechts und links, was man chasser croissé nennt. Das dritte Paar macht dasselbe zu gleicher Zeit. Dann macht der erste Herr mit seiner Dame und der dritte Herr mit seiner Dame halbe chaine. Hierauf macht der erste Herr mit

der dritten Dame 3 chassés, jetté, assemblée, gehen einander vorbei, und kommen wieder auf ihre Plätze. Die erste Dame und der dritte Herr machen dasselbe, welches dos à dos genannt wird. Jetzt geht der erste Herr mit seiner Dame vor und zurück mit chassés, jetté, assemblée, und der dritte Herr macht dasselbe mit seiner Dame. Der erste Herr mit seiner Dame und der dritte Herr mit der seinigen machen halbe Promenade an ihre Plätze, was man demi queu de chat nennt. Jetzt machen alle acht Tänzer chassés, jetté, assemblée rechts und links, nämlich alle Damen erst links, und dann rechts, und gehen wieder vor ihre Herren. Die Herren gehen erst rechts und dann links, welches man chasser croissé nennt. So wie eben erst das erste und dritte Paar die Touren gemacht haben, so machen sie jetzt die beiden andern Paare, zwei und vier, nach.— Zweiter Contretanz, die Aglaja. Der erste Herr macht chassés, jetté, assemblée vor und zurück, rechts und links; er kann auch nach Belieben andere Pas machen, wenn er die acht Takte damit ausfüllt. Die dritte Dame macht dasselbe allein. Alle acht Tänzer und Tänzerinnen machen vier Pas de Basque oder andere Pas zu ihren Damen, Balancer aux Dames genannt; dann macht jeder Herr mit seiner Dame Ronde, welches man Tour de main nennt. Der erste Herr führt nun seine Dame erst vor, mit chassés, jetté, assemblée, desgleichen wieder zurück. Hierauf führt der erste Herr seine Dame mit 3 chassés, jetté, assemblée zwischen das dritte Paar; dann chassirt der dritte Herr mit seiner Dame, und die erste Dame vor und zurück ohne jetté und assemblée. Die Chassés werden zweimal gemacht, welches man auch Balancer aux Dames nennt. Hierauf macht der erste Herr 3 chassés, jetté, assemblée en tournant zwischen beide Damen durch; die beiden Damen auch zu gleicher Zeit 3 chassés, jetté, assemblée en tournant auf die gegenüber-

stehenden Plätze. Zuletzt chassirt der dritte Herr zu seiner Dame, giebt ihr beide Hände und führt sie auf ihren Platz; nachher macht dieses der erste Herr mit seiner Dame. Die zwei andern Paare machen dieselben Touren, wie bei der Virginie. — Dritter Contretanz. Die Cephise. Alle vier Paare oder acht Tänzer und Tänzerinnen machen Ronde, erst rechts und dann links chasser. Der erste Herr mit der dritten Dame machen jetté, assemblée en tournant, wobei sie ihre Plätze wechseln; alsdann Beide chassés, jetté, assemblée rechts und links; sie kommen wieder auf ihre Plätze mit 3 chassés, jetté, assemblée en tournant, und wieder chassés rechts und links. Der dritte Herr und die erste Dame machen dasselbe. Dann alle Herren 4 Pas de Basque mit ihren Damen, oder ein anderes Pas, welches man Balancer aux Dames nennt. Jetzt machen alle Herren Ronde mit ihren Damen; nachher machen die zwei andern Paare dieselbe Touren. — Vierter Contretanz. Die Fany. Der erste Herr mit seiner Dame machen 3 chassés, jetté, assemblée gegen das zweite Paar, welches zu ihrer Rechten steht. Beide Paare machen nun wieder chassés, jetté und assemblée vor und zurück; dann machen alle vier halbe Chaine; dann halbe Promenade auf ihre Plätze. Jetzt kommen nun dieselben Touren, welche das dritte und vierte Paar machen; hierauf machen alle acht Tänzer und Tänzerinnen vier Pas de Basque, was man Balancer aux Dames nennt, und nach diesen machen die Herren Ronde mit ihren Damen, wie bei dem dritten Contretanz. — 6. Der Schottische Tanz (das Schottische Trio oder Trillo, oder auch wohl gar Triller), eine Art von Cotillon en trois oder unter drei Personen; zwei Herren und eine Dame oder zwei Damen und ein Herr fangen mit der Ronde an, welches die Entrée oder der Eingang ist; dann stellt sich Einer zwischen die beiden Andern, macht einige marquirte

Pas, welche diese gleichzeitig erwiedern, welches das Refrain ist. Die Variationen bestehen in durchgeschlagenen Achten und Chaine. Die Musik ist $\frac{2}{4}$ Takt und sehr munter. Dasselbe findet auch bei den neuern Ecossaisen Statt, die von vier Paaren getanzt werden. Hier giebt der erste Herr seiner Dame die rechte Hand, sie desgleichen; sie chassiren eine ganze Tour herum, und dann giebt die erste Dame dem zweiten Herrn die linke Hand, chassirt mit ihm herum; der erste Herr macht dasselbe mit der zweiten Dame; dann giebt der erste Herr wieder seiner Dame die rechte Hand, chassirt eine halbe Tour mit ihr herum, und dann chassiren Beide herauf und herunter, und so machen es auch die beiden andern Paare. — 7. Die Allemande ist ein mäßig munterer Tanz, von etwas hüpfender Bewegung. Die Musik ist $\frac{2}{4}$ Takt. Die Figur des Tanzes ist ganz einfach, und besteht bloß aus einer geraden Linie, welche die tanzenden Personen auf- und abtanzen, doch kann man auch nach Art der Courante im Rechteck oder im Oval herumgehen. Die Kunst bei der Allemande besteht weniger in den Bewegungen der Füße — den gewöhnlichen Pas de Bourrée — als in den Verschlingungen der Arme des tanzenden Paars. Diese zu beschreiben, ist ohne große Weitläufigkeit nicht möglich. Man sollte kaum glauben, daß mit zwei Paar Händen, die sich beinahe immer angefaßt halten, so viele Wendungen, Verschlingungen und Entwickelungen gemacht werden können. Wenn Alles mit Leichtigkeit und Grazie ausgeführt wird, so ist dieser Händetanz, ungeachtet seiner Einfachheit, auch für die Zuschauer sehr unterhaltend; auch kann sich der schöne biegsame Arm einer Dame dabei in den vortheilhaftesten Lagen zeigen, und man kann jetzt eigentlich von der Allemande verstehen, was der alte Lehrer der Coquetterie sagt: — — si mollia brachia, salta. Die Allemande, die übrigens nur zwei Schritte hat, zeichnet sich daher bloß durch ihre Wendungen und

Bewegungen des Körpers aus, welche durch das Händespiel entstehen, das oft ein eigenes Studium kostet, um sie vollkommen zu lernen. — Die Allemande ist einer von den Tänzen, die auch noch selten vorkommen. — 8. Die Quadrille ist ein figurirter Tanz, und daher ein eigentlicher Gesellschaftstanz, der die größten Abwechselungen zuläßt, und woran viele Paare Theil nehmen können. Der Name Quadrille rührt wahrscheinlich von den Figuren her, die er in den Touren macht, oder auch von der Quadrille in den Turnieren oder Ritterspielen. Die Musik ist $\frac{2}{8}$ Takt. Die Pas kommen mit denen des Cotillon ziemlich überein, so wie der Cotillon auch eigentlich zur Quadrille gehört, oder diese zu jenem. Der Unterschied, welcher hier Statt findet, kann bei der Quadrille nur in den mannigfaltigen Touren bestehen, wie sich aus Folgendem ergeben wird.

1. Tour. Ronde rechts und links zum Refrain. — 2. Tour. Der erste und zweite Herr geben ihren Damen die rechte Hand, chassiren mit ihnen herum; dann geben sich die beiden Herren die linke Hand, und bilden ein halbes Kreuz, eine halbe Tour von vier Takten. Der dritte und vierte Herr machen dieselbe halbe Tour, so, daß sie ein ganzes Kreuz bilden — die andern vier Takte. — 3. Tour. Große Chaine, acht Takte. — 4. Tour. Walztour. — 5. Tour. Ronde rechts jeder Herr mit seiner Dame, dann mit einer Hand herum chassirt; als Refrain, acht Takte. — 6. Tour. Der erste und dritte Herr wechseln ihre Damen, halbe Tour von vier Takten. Dann macht der zweite und vierte Herr dasselbe mit ihren Damen, als eine halbe Tour von vier Takten. — 7. Tour. Die vier Herren chassiren hinter den Damen herum, ein jeder zu seiner Dame, vier Takte, und führen sie auf ihren Platz, vier Takte. — 8. Tour. Walztour. — 9. Tour. Der erste und dritte Herr machen mit ihren Damen halbe Chaine als Refrain, vier Takte; dasselbe thun auch die Paare zwei und vier, vier Takte. — 10. Tour. Die Herren 1 und 3 geben ihren Damen die rechte Hand, und chas-

siren mit ihnen herum; beide Herren geben sich dann die linke Hand, und bilden ein halbes Kreuz, eine halbe Tour von vier Takten. Dann chassirt der erste Herr mit seiner Dame unter den Armen der beiden Herren durch, und die vierte Dame unter den Armen des ersten Paars, und der vierte Herr unter den Armen des dritten Paares, wozu vier Takte gebraucht werden. — 11. Tour. Die Paare zwei und vier chassiren wieder auf ihre Plätze; das Paar vier geht in der Mitte, und das Paar zwei seitwärts durch; dazu vier Takte. Nachher chassiren der erste und dritte Herr wieder auf ihre Plätze, welches vier Takte und die ganze Tour ausmacht. — 12. Tour. Walztour. — 13. Tour. Alle vier Damen machen Ronde rechts und links als Refrain. — 14. Tour. Der erste und dritte Herr nehmen sich zwei Damen, chassiren gegen einander, gehen sich vorbei, damit sie ihre Plätze wechseln, eine halbe Tour von vier Takten. Die Herren zwei und vier machen dieselbe halbe Tour von vier Takten. — 15. Tour. Der erste und dritte Herr geben sich die rechte Hand und chassiren herum auf ihre Plätze, halbe Tour von vier Takten. Die Herren zwei und vier machen dieselbe halbe Tour von vier Takten. — 16. Tour. Walztour. 17. Tour. Die vier Herren machen Ronde und Kreuz. — 18. Tour. Der erste Herr mit seiner Dame machen Ronde mit dem zweiten Paare, eine halbe Tour von vier Takten; dann machen sie ein Kreuz zu vier, eine halbe Tour von vier Takten. Das Paar drei und vier machen dieselbe Tour zu gleicher Zeit mit dem ersten und zweiten Paare, welches zum Refrain dient, wozu im Ganzen acht Takte gebraucht werden. — 19. Tour. Dann macht das erste Paar mit dem vierten Paare zweimal halbe Chaine, eine ganze Tour von acht Takten. Die vier Touren werden von allen Herren gemacht. — 20. Tour. Walztour. — 21. Tour. Das erste Paar macht mit dem zweiten Paare Ronde, und das dritte Paar mit dem vierten desgleichen zu gleicher Zeit, welches einen halben Refrain macht; dann machen sie ein Kreuz, welches den andern halben Refrain bildet; zu diesen beiden Refrains werden acht Takte gebraucht. — 22. Tour. Der erste Herr mit der zweiten Dame, und so umgekehrt: die erste Dame mit dem zweiten Herrn machen

ein dos à dos, und der dritte und vierte Herr dasselbe, jedes eine halbe Tour von vier Takten. — 23. Tour. Das erste und zweite Paar machen zweimal halbe Chaine, das Paar drei und vier dasselbe zu gleicher Zeit, in acht Takten. — 24. Tour. Die Paare eins und drei walzen dos à dos eine halbe Tour von vier Takten, und die Paare zwei und vier machen dasselbe nach dem vorhergehenden Paare, welches die andere halbe Walztour von vier Takten ausmacht. — 25. Tour. Die vier Damen stehen mit den Rücken zusammen, und ein jeder Herr steht vor seiner Dame, und giebt seiner Dame die rechte Hand, und die linke an die Dame, die ihm zur Linken steht. Dann gehen alle vier Paare auseinander, und bilden eine Ronde. Die Damen stehen vorgerückt, und chassiren auf ihre Plätze, wozu acht Takte gehören. — 26. Tour. Alle vier Paare große Chaine von acht Takten. — 27. Tour. Die Herren eins und drei chassiren mit ihren Damen vor und zurück, eine halbe Tour von vier Takten. Die Paare zwei und vier machen dasselbe nachher, und chassiren eine halbe Tour von vier Takten. — 28. Tour. Walztour. — 29. Tour. Allemande rechts und links als Refrain; dazu acht Takte. — 30. Tour. Der erste Herr chassirt mit seiner Dame herum, und kommt in die Mitte zu stehen. Der dritte Herr thut dasselbe zu gleicher Zeit mit seiner Dame; sie bilden ein halbes Kreuz, eine halbe Tour von vier Takten. Dann machen die Herren zwei und vier mit ihren Damen Ronde zu vier um die beiden Herren, welche in der Mitte stehen, herum; eine halbe Tour von vier Takten. — 31. Tour. Die Herren zwei und vier machen ein halbes Kreuz, eine halbe Tour von vier Takten; das erste und dritte Paar chassiren um die beiden Herren herum, eine halbe Tour von vier Takten. — 32. Tour. Walztour. — 33. Tour. Der erste Herr mit seiner Dame walzt zwei Touren herum zum Refrain, dazu acht Takte. — 34. Tour. Der erste Herr mit seiner Dame, und der dritte Herr mit seiner Dame chassiren vor; der erste Herr nimmt die dritte Dame, und so umgekehrt der dritte Herr die erste Dame. Der erste Herr chassirt mit der fremden Dame zwischen dem Paare zwei durch, und fallen ab nach ihren Plätzen;

der dritte Herr thut dasselbe mit der fremden Dame zu gleicher Zeit, als es das erste Paar macht, wozu vier Takte gehören. Nachher machen die Paare zwei und vier dieselben Touren von vier Takten. — 35. Tour. Das erste Paar giebt sich die Hände, hält sie hoch, und das Paar zwei chassirt unter den Armen durch; die Paare drei und vier machen dasselbe zu gleicher Zeit, als es das erste Paar macht, dazu vier Takte. Nachher macht das Paar zwei und Paar vier dieselbe Tour, und die Paare eins und drei gehen unten durch, vier Takte. — 36. Tour. Walztour. — 37. Tour. Das erste Paar macht Ronde zu vier auf allen vier Ecken zum Refrain, dazu acht Takte. — 38. Tour. Der erste Herr mit seiner Dame chassiren eine halbe Tour herum, und bleiben in der Mitte stehen; das Paar vier folgt, und stellt sich neben das erste Paar, das dritte Paar folgt dem Paare vier, und stellt sich neben das vierte Paar, das Paar zwei folgt dem Paare drei, und stellt sich neben das dritte Paar. Alle Herren schwenken ihre Damen zur Linken, so, daß alle Damen vor ihnen stehen. — 39. Tour. Alle Damen geben sich die Hände, chassiren vor, eine halbe Tour von vier Takten Dann chassiren die Herren den Damen nach, und stellen sich zu ihrer Rechten, eine halbe Tour von vier Takten. — 40. Tour. Walztour. — 41. Tour. Alle acht Tänzer und Tänzerinnen geben sich die Hände. Der erste Herr chassirt mit seiner Dame durch das dritte Paar, und fallen ab nach ihren Plätzen, der Herr zur Rechten, und die Dame zur Linken. Alle lassen die Hände nicht los, sondern Alle folgen dem ersten Paare, welches einen halben Refrain ausmacht, dazu vier Takte. Das dritte Paar macht dasselbe, chassirt durch das erste Paar, dann das Paar zwei durch das Paar vier, eine halbe Tour. — 42. Tour. Alle Herren geben ihren Damen die rechte Hand, chassiren mit ihnen einmal herum, und nehmen dann ihre Damen unter den linken Arm, eine halbe Tour von vier Takten. Alle vier Herren geben sich die rechte Hand, so daß es ein großes Kreuz bildet; so chassiren sie eine Tour herum, wozu vier Takte gehören (eine halbe Tour). — 43. Tour. Dann schwenken die Herren ihre Damen links herum, und

die Damen geben sich alle die linke Hand, so, daß sie ein Kreuz bilden; dann chassiren sie wieder auf ihre Plätze. — 44. Tour. Walztour. — 45. Tour. Refrain: die vier Herren machen Ronde mit der Dame, die ihnen zur Linken steht; dann chassiren sie mit ihr herum, und geben ihr dabei die rechte Hand. Zu diesem Refrain werden acht Takte gebraucht. — 46. Tour. Nachher giebt der erste Herr seiner Dame die rechte Hand, die Dame die linke; der zweite Herr thut dasselbe mit seiner Dame; sie halten die Hände in die Höhe, chassiren herum, und das dritte und vierte Paar chassiren unter die Arme des ersten und zweiten Paars, das heißt, sie folgen sich hinter einander; dann bildet das Paar drei und das Paar vier dieselbe Figur, und die Paare eins und zwei chassiren unter den Armen durch. — 47. Tour. Der erste Herr giebt seiner Dame die rechte Hand, chassirt mit ihr herum, und stellt sich in die Mitte des Kreises; das dritte Paar folgt dem ersten Paare, so, daß sie ein halbes Kreuz bilden; eine halbe Tour von vier Takten. — 48. Tour. Das Paar zwei chassirt unter den Armen der beiden Herren durch, und der vierte Herr rechts bei dem ersten Paare durch. Die vierte Dame bei dem dritten Paare durch, vier Takte. — 49. Tour. Nachher chassiren sie wieder auf ihre Plätze zurück, ausgenommen, daß das Paar zwei seitwärts durchgeht, und das Paar vier in der Mitte durchgeht, vier Takte. — 50. Tour. Die Herren eins und drei chassiren wieder auf ihre Plätze mit ihren Damen, vier Takte. — 51. Tour. Walztour.

Durch diese Beschreibung einer Quadrille in allen ihren Touren wird man diesen Tanz kennen lernen, welcher Veränderungen derselbe fähig ist, und daß hierbei auch die Zahl der Personen gar nicht beschränkt ist, wenn es der Raum zuläßt. Eine Quadrille von acht Paaren nennt man eine Seise oder Sechzehn, von den sechzehn Personen, woraus sie besteht. Eine einfache Quadrille besteht gewöhnlich aus acht Touren, und so auch eine Seise. Bei der Quadrille eröff-

net die große Ronde den Tanz, welche die erste und zweite Tour bildet. — Bei der dritten Tour (in zwei halben Touren, jede zu vier Takte oder vier Pas gerechnet) giebt der Herr seiner Dame die linke Hand, schwenkt sie einmal herum, giebt dann der neben ihm stehenden Dame die rechte Hand, und macht mit ihr, in Allemandentour, Viertelspromenade. — Bei der vierten Tour macht jeder Herr diese Tour noch einmal mit der fremden Dame, und bekommt wieder eine andere. Dies ist ebenfalls in zwei halben Touren zu vier und vier Pas eingetheilt. — Bei der fünften Tour fallen die vier Damen hinter dem Herren, wo sie stehen, ab, geben sich die linken Hände ins Kreuz, und chassiren um ihre Herren halb herum. — Bei der sechsten Tour wird Chaine en huit gemacht. Eine Hand um die andere, nach ihren Plätzen, oder halbe große Chaine. — In der siebenten und achten Tour walzen alle vier Paare einmal herum. — Bei der Seise macht die erste und die zweite Tour die große Ronde. — Bei der dritten Tour faßt das erste Paar die achte Dame, das zweite Paar den dritten Herrn, das fünfte Paar die vierte Dame, das sechste Paar den siebenten Herrn an, und ziehen sich in vier offene Ronden, während dessen der vierte und achte Herr und die siebente und dritte Dame einmal Kreuz herum machen. — Bei der vierten Tour fassen sich die drei und drei Personen, welche sich in offener Ronde in diese Figur gezogen haben, zu drei und drei Personen, die Hände übers Kreuz, an, und promeniren auf Viertelsplatz, während dessen der vierte und achte Herr, die siebente und dritte Dame ganze Chaine machen. — Bei der fünften Tour machen alle sechzehn Personen drei Ronden, doch ziehen sich nur zwölf Personen halb auf den Stand der vierten Tour; die inwendig stehenden vier Personen machen ganze Ronde. — Bei der sechsten Tour (in zwei halben) ziehen sich die drei und drei Personen, welche Promenade gemacht

haben, nach ihrem ersten Stande in eine Linie, welches in vier Takten geschieht; dann machen drei und drei Personen Ronde auf ihre Plätze, während dessen die vier Personen, die in der Mitte stehen, chassiren. — In der siebenten und achten Tour walzen je zwei und zwei Paar an allen vier Ecken um einander herum, in zwei Touren. — 9) Die Polonaise, s. Th. 114, S. 603 u. f. Die Musik ist bei diesem Tanze gewöhnlich $\frac{3}{4}$ Takt, also etwas langsamer, als bei der Menuet, aber geschwinder, als die Deutsche Polonaise. In den Einschnitten und Cadenzen ist in der wahren Polonaise viel Eigenthümliches, was selten richtig von Ausländern nachgeahmt wird, worüber sich aber hier weiter nichts sagen läßt. Der Tanz ist feierlich, etwas gravitätisch; denn mehrere Paare führen sich im Kreise herum, und richten sich in ihren Bewegungen nach dem ersten Paare, welches den Tanz anführt. Der Schritt hat mehr Festigkeit und Nachdruck, als Leichtigkeit. „Es ist kein Tanz der Freude, der Liebe, der Galanterie, aber ein Tanz der Pracht und des edlen Stolzes.“ — 10) Der Walzer, der Nationalgesellschaftstanz der Deutschen, ein zu seiner Zeit, als er noch allein herrschte, und der Zweitritt, der Galopp, Schleifer, Länder ꝛc. noch nicht erfunden und in der Mode waren, oft laut verschriener, und doch immer noch sehr beliebter Tanz, der ursprünglich in Deutschland zu Hause ist, hat zur Musik den Trippeltakt. Die Tour besteht in einem Kreise, oder einer länglichrunden Figur, welche, so lange man Lust hat, durchgetanzt wird. Zuerst führt der Tänzer seine Dame in dieser Figur am Arme herum, bald aber umfassen sich beide, und setzen die Bewegung fort, indem sie sich um sich selbst herumdrehen. Bei diesem Tanze ist Alles kreisförmig-wirbelnde Bewegung, Alles dazu geschickt, Taumel zu erregen und die Sinne zu verführen oder zu berauschen. Es können viele Paare hintereinander herumwalzen, welches sich gut

ausnimmt, wenn Alle richtig in der Peripherie des Kreises bleiben, und Alle sich nach dem ersten Paare richten, und zugleich führen oder walzen. Die Versetzung der Füße beim Walzen hat einige Schwierigkeit. Die Pas des Tänzers und der Tänzerin müssen in einander greifen, damit sich ihre Beine nicht stoßen oder verwickeln. Aus einem anständigen Tanze kann der Walzer leicht in ein wildes Herumfliegen ausarten, wenn die Musik zu geschwind geht. Um sich vor dem Schwindel zu bewahren, finden diejenigen, welche demselben unterworfen sind, es dienlich, immer seinen Mittänzer ins Gesicht und nicht auf die umliegenden Gegenstände zu sehen, die sich alle im Kreise herumzudrehen scheinen.—Wie schon bemerkt worden, tadelte man im verwichenen Jahrhunderte die raschen, und wie Einige wollen, nicht ganz sittsamen Bewegungen dieses Tanzes; man hielt ihn dem ernsthaften und keuschen Charakter unserer Vorfahren nicht angemessen. Was aber die raschen Bewegungen betrifft, so muß man bedenken, daß der Tanz auf unsern Bällen viel wilder getanzt wurde und noch wird, als er eigentlich, dem gegebenen Tempo gemäß, getanzt werden sollte, und solches trifft auch bei andern Tänzen ein. Wer nur einiges Gefühl für Rhythmus hat, der wird auf jedem Ball- und Tanzsaale sogleich die übertriebene Geschwindigkeit aller andern Tänze fühlen. „Es ist zu verwundern, sagt ein Schriftsteller, daß dieser Geist der Uebereilung und Ueberspannung in Tanz und Musik so allgemein wird. Ein Adagio wird Andante, ein Andante wird Allegro, ein Allegro Presto gespielt, und Blase- und Seiteninstrumente werden mehr und mehr in die Höhe gestimmt.—Jenes wilde Herumschleudern und hohe Springen liegt nicht in dem Charakter des Walzers, sondern in dem Charakter unserer leichten Herren und Damen. Uebrigens scheint es sehr natürlich, daß Männer, deren starke Nerven nur durch starke Eindrücke in behaglichen Schwingungen gesetzt wurden, die im Ge-

tümmel der Schlacht oder des Turniers sich wohl befanden, und gern volle Humpen ausleerten, daß diese auch im Tanze an einer Art von Trunkenheit, an einem Taumel Geschmack fanden, der durch die drehende Bewegung des Walzers befördert wird." — Der rasche Gang des Walzers ist aber in neuester Zeit nichts gegen den Zweitritt oder Galopp, den Länder ꝛc., wo die Paare mit wildem Ungestüme im Saale umherfliegen, und die daher störend auf die Gesundheit einwirken. Diese letzteren Tänze hier näher zu beschreiben, wird überflüssig seyn, da sie überall bekannt sind. — Dieses sind die vorzüglichsten Tänze, die auf unsern Bällen vorkommen, einige andere, nicht so gewöhnliche sollen hier nur kurz erwähnt werden. Die ältern Tänze, die Aufsehen erregt haben, sind schon oben, S. 661, erwähnt worden. Die Pavane, dessen Benennung Einige von den Pfauen ableiten wollen, weil die tanzenden Personen gravitätisch wie Pfauen sich gegen einander brüsten, wollen Andere, vielleicht richtiger, von Padua ableiten, weil er aus dieser Provinz stammen soll, also von Paduane. Einige andere Tänze, wie die Sarabande ꝛc. sind übergangen worden, weil sie kein dauerndes Glück gemacht haben. — Die Nationaltänze: Masurisch, Hanakisch, Kosakisch ꝛc. haben zum Theil etwas Rohes in ihrem Charakter, ohne deshalb unangenehm zu seyn. Sie kommen auch in unserm gesellschaftlichen Tanze vor, besonders der Masurek, hauptsächlich aber auf der Bühne oder dem Theater. Fig. 100 stellt einen Hanakenpas dar*). In dem Kosakenpas wird das eine Bein stark gebogen und das andere ausgestreckt, so daß der Absatz den Boden berührt. Uebrigens lassen diese Tänze viele willkührliche Sprünge und Wendungen zu, die sich schwer beschreiben lassen, und die man sehen muß. — Die Hol-

*) Die Hannaken wohnen am Flusse Hanna in Mähren; sie haben viel Eigenes in Kleidung und Lebensart.

ländischen Tänze bestehen aus einer Art Cotillon von vier Personen. Im Refrain machen die beiden einander schräg gegenüberstehenden Personen Pas marqués, die einige Aehnlichkeit mit dem Pas de Rigaudon haben, aber mit allerhand lustigen Sprüngen untermischt werden. Die Musik ist kurz und munter, im $\frac{2}{4}$ Takt. Auf den Hochzeiten der Schiffer, und bei ähnlichen Gelegenheiten, wo getanzt wird, in den Gegenden an der Nordsee, wird fast nichts als Holländisch die ganze Nacht hindurch getanzt. Den eigenthümlichen Anstand der Matrosen, die gewöhnlich gut auf den Beinen sind, bei diesen Tänzen, muß man selbst gesehen haben, da man sich sonst keine richtige Vorstellung davon machen kann. — Die Forlane ist ein Bauerntanz, welcher im Venetianischen unter dem gemeinen Volke sehr gebräuchlich ist. Die Musik ist $\frac{6}{8}$ Takt, und von munterer Bewegung. — Der Spanische Fandango, ist schon oben, S. 666, erwähnt worden. — Der Russische Golubez oder Taubentanz ist mit dem Fandango der Spanier zu vergleichen. Er ist, wie jener, die Pantomime einer Liebeserklärung, welcher von dem Liebhaber, mit dem höchsten Ausdrucke der Zärtlichkeit gethan, und von dem geliebten Gegenstande mit einem Scheine von Sprödigkeit zurückgewiesen, von jenem wiederholt, und von diesem endlich angenommen wird. Auch dieser Tanz ist mannigfaltiger grober und feiner Schattirungen fähig. Von gebildeten und dabei körperlich gut gewachsenen Personen getanzt, soll der Golubez zum Entzücken schön seyn. — Der Reihentanz oder Kehraus ist hauptsächlich den Hochzeitsfesten eigen, und wird noch an vielen Orten zum Schlusse der Feierlichkeit getanzt. Einer führt den Reihen an, der aus so vielen Personen bestehen kann, als sich nur immer anschließen wollen. Jeder faßt das Schnupftuch seines Vortänzers; so geht der Zug bei voraufgehender Musik durch das Haus, auch wohl

über die Straße oder um das Haus herum, oder der Führer läßt den Reihen um sich herum- und wieder abwickeln. Alles dieses hatte ursprünglich eine allegorische Bedeutung, deren Sinn aber verloren gegangen ist. — Von dem Fackeltanze, welcher nur bei vornehmen Beilagern getanzt wird, also bei den Vermählungen hoher Personen, ist schon oben, S. 659, Einiges erwähnt worden, welches Jedem einen Begriff von diesem Tanze giebt; s. auch den Art. Fackeltanz, Th. 12, S. 17 u. f. — Die Schwert-, Reif- und Feuertänze sind schon oben, S. 663 u. f., angeführt worden. Hierher gehört auch der Böttchertanz, der sonst von den Böttcher-Innungen bei ihren Festen getanzt wurde; er war eben so, oder doch wenigstens von der Art, wie der Reiftanz, oben, S. 669, beschrieben worden ist. Nach Tauberts Beschreibung ist er auf folgende Art ausgeführt worden: „Zu den mancherlei Aufzügen gehören auch die gewöhnlichen Biegeltänze, wenn nämlich die Böttcher- oder Büttnergesellen bei ihrem Fastnachtsbiere, oder auch am Tage Gregorii einen solennen Tanz halten, wobei öfters Einer einen runden Faßreifen nimmt, und denselben mit großer Behendigkeit über den Kopf und wieder unter die Füße hinweg schlägt, daß man kaum sehen kann, wie er durch den Reif kommt. Daneben haben sie auch viele ungebundene Tonnenreifen, an welche sie sich alle an einander festhalten, und auf diese Weise in einer langen ungetrennten Reihe verschiedene lustige Veränderungen machen. Bald wickeln sie sich sämmtlich umeinander herum, bald springen sie mit großer Leichtigkeit über die Reifen, und kommen wieder unter denselben hin; öfters bleiben die beiden Ersten still stehen, ihren Reif in einem halben Swibbogen in die Höhe haltend, und lassen die andern Alle, wie durch eine Ehrenpforte, hindurchgehen, und was dergleichen lustige Veränderungen mehr sind, so von den Umstehenden mit großem Vergnügen betrachtet werden."

Auch soll man diesen Tanz, nach demselben Schriftsteller, des Nachts mit brennenden Laternen auf den Köpfen gehalten haben. Mit Reifen, welche mit Blumen und Laubwerk umwickelt sind, lassen sich auf dem Theater in Balletten sehr schöne Figuren machen. — Der Fahnentanz ist gleichfalls ein Gewerkstanz, der an Quartalumzügen ꝛc. von den Bäckern, Böttchern ꝛc., noch an vielen Orten von einem oder ein Paar Vortänzern aufgeführt wird, die auf der Straße dem Zuge vorantanzen, und mit der Fahne verschiedene Kunststücke machen, sie durch die Beine schlagen, in die Luft werfen, und wieder auffangen ꝛc. ꝛc. — Der Stöckertanz, Knüppeltanz, war auch eine Art Schwerttanz, den Taubert beschreibt, wo ein einziger Tänzer ein Solo mit zwei großen blanken Degen macht, oder auch mit zwei Bohnenstangen, wenn er keine Degen erhalten kann, und solches geschieht auf einem öffentlichen Platze nach der Pfeife oder sonst einem Instrumente, wobei sowohl mit den Degen als mit den Stangen verschiedene Kreuz- und Querhiebe gethan werden, und dieses mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man kaum merken kann, wo die Hiebe zugehen. Ein anderer ähnlicher Tanz, Solotanz, mit zwei gedrechselten Stöcken, ward gleichfalls mit diesen Stöcken getanzt, wobei der Tänzer auf den Fußboden hinter und vor sich schlägt, oder Luftstreiche macht.

Der Beschluß dieses Artikels im nächsten Theile.

Ende des Einhundert und neun und siebzigsten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krause, in Berlin.

Fig. 9069. S. 100.

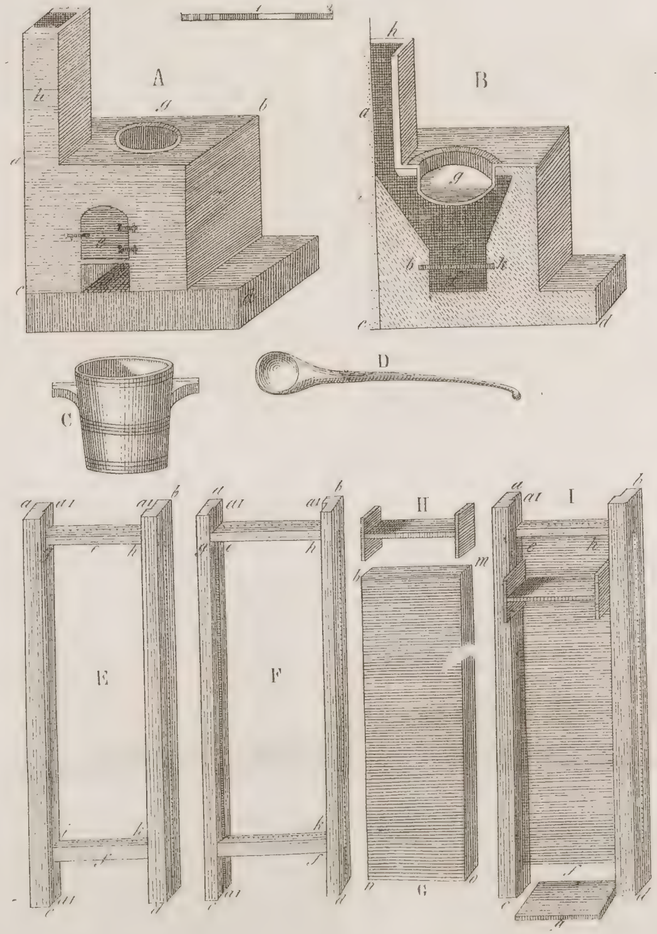


Fig. 9073. (71) S. 340.

Fig. 9075. (72) S. 340.

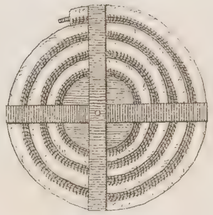


Fig. 9076. (72) S. 343.

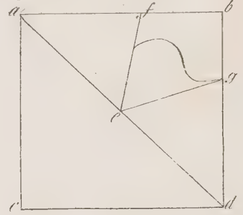


Fig. 9077. (73) S. 343.

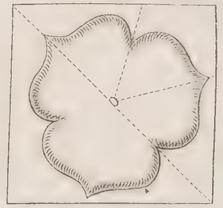


Fig. 9080. (76) S. 345.

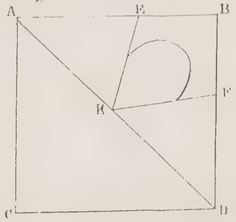


Fig. 9078. und 9079. (74 u. 75. S. 345.

Fig. 9081. (77) S. 345.

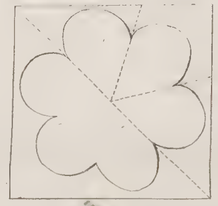


Fig. 9070. S. 248.

Fig. 9071. S. 252.

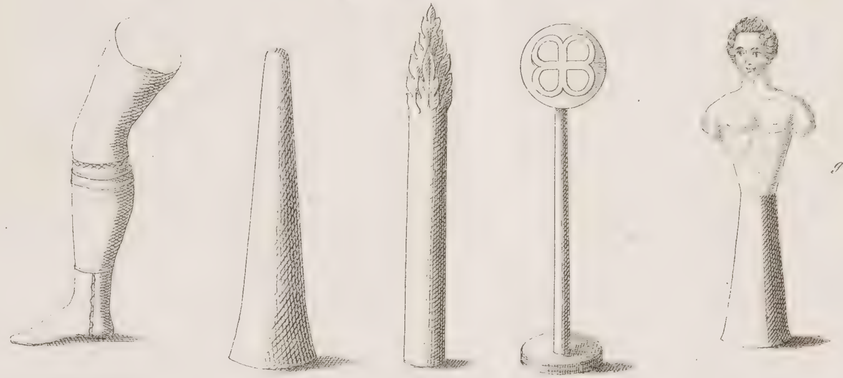


Fig. 9072. S. 262.

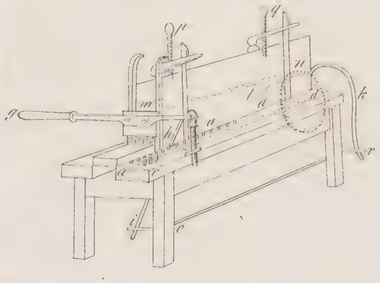


Fig. 9074. 180. S. 302.

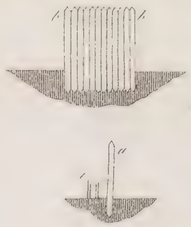


Fig. 9073. S. 260.

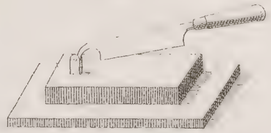


Fig. 9075. 161. S. 265.

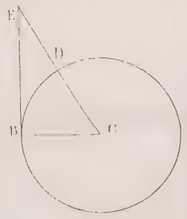
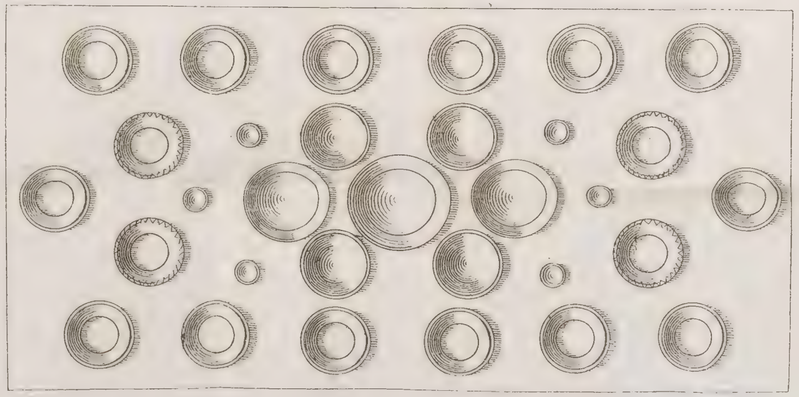


Fig. 9082. 178. S. 356.



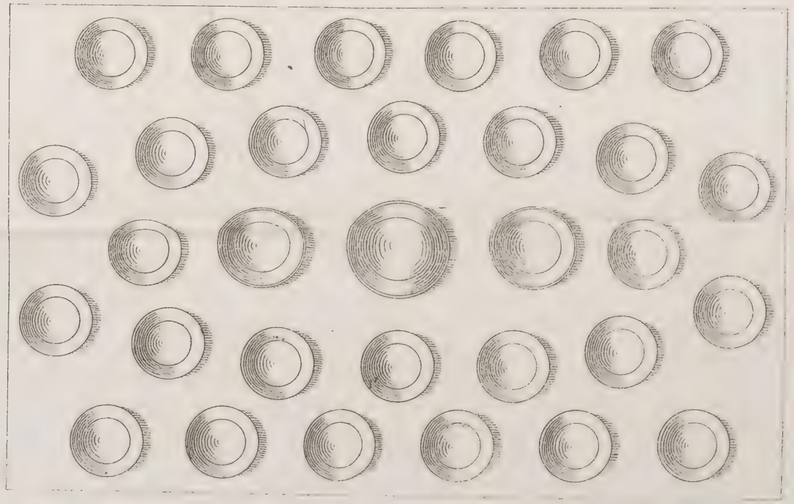
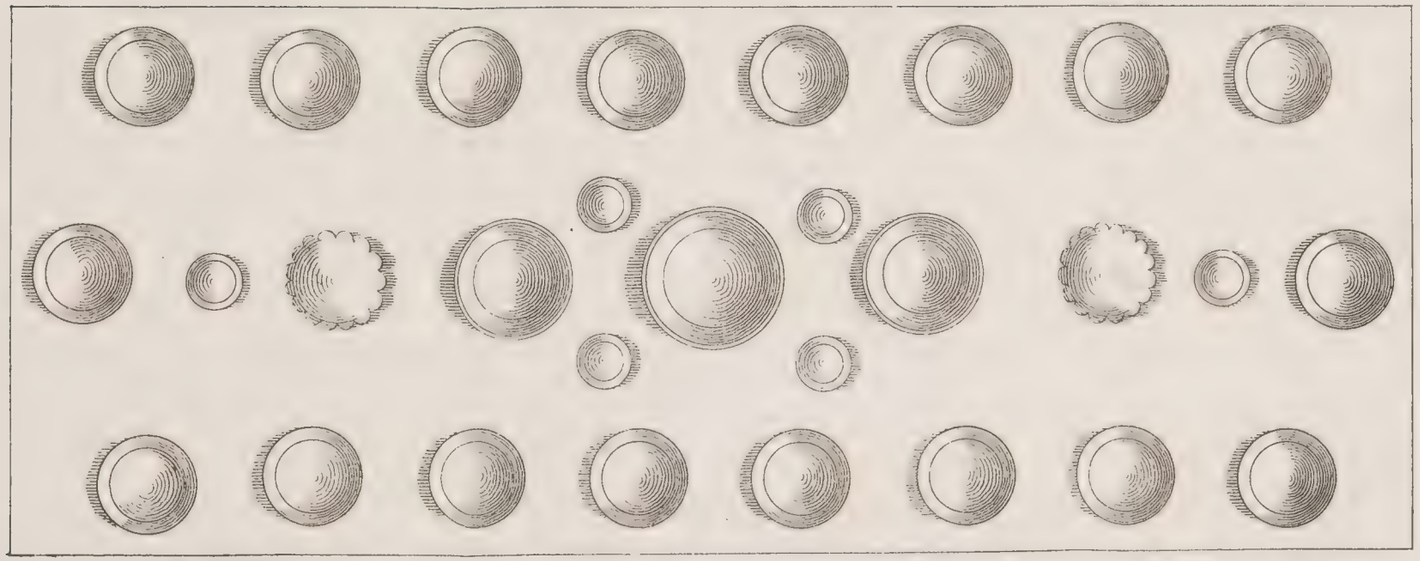


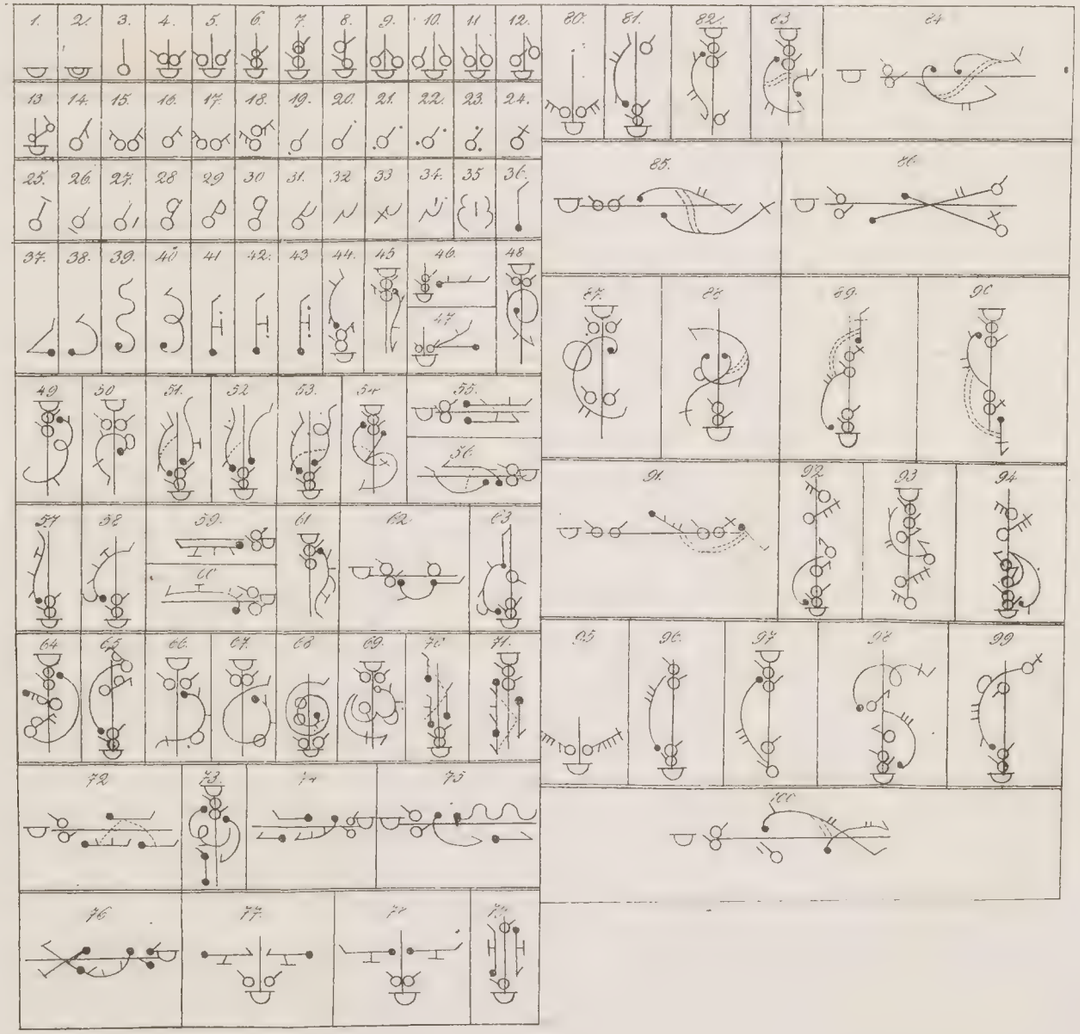
Fig. 90 E 3. 1 7/9 1 S. 350.

Tab. III.



Krünitz Enc: Th: CLXXIX.

Fig. 9086. S. 695.



Krünitz Enc. Th. CLXXIX.